Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

Klaus Beitl

und

Franz Grieshofer

Redaktion

Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Klara Löffler (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München)
und Konrad Köstlin (Wien)

Neue Serie
Band LIV

Gesamtserie
Band 103

WIEN 2000

IM SELBSTVERLAG DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung von

Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten

Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr

Burgenländische Landesregierung

Kärntner Landesregierung

Niederösterreichische Landesregierung

Oberösterreichische Landesregierung

Salzburger Landesregierung

Tiroler Landesregierung

Magistrat der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR i.R. Dr. Klaus Beitl und HR Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Oberrätin Dr. Margot Schindler und Univ.-Ass. Dr. Klara Löffler; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9/A-5026/Salzburg, Ernst Grein-Straße 11; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2000

Abhandlungen

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter, Übergang statt Untergang. Projektionen auf die Jahrtausendwende 1

Andreas C. Bimmer, Von Übergang zu Übergang – Ist Van Gennep noch zu retten? 15

Leopold Kretzenbacher, Jonas, „Prophet" wider seinen Willen, ruht aus unter einer Rizinus-Staude. Zur Wandmalerei in der „Alten Apotheke" in Olimje bei Podčetrtek (ehemals Windisch-Landsberg) in der historischen Untersteiermark 37

Konrad Köstlin, Wohnen ausgestellt – Leben in der Platte. Eine Nachlese . 167

Herbert Nikitsch, „Lebendiges Ganzkorn". Anni Gamerith und die Suche nach dem „Urwissen bäuerlicher Überlieferung" 283

Bernhard Tschofen, Herkunft als Ereignis: *local food and global knowledge*. Notizen zu den Möglichkeiten einer Nahrungsforschung im Zeitalter des Internet 309

Burkhart Lauterbach, Volkskunde, Kulturwissenschaft, Kulturkomparatistik. Eine Problemskizze 439

Christian Rapp, Wickie und die Online-Erinnerungen. Vermutungen zu einem 1970er-Jahre-Revival 457

Franz Grieshofer zum 60. Geburtstag

Zwischen Attraktion und Irritation. Museumsarbeit in den Neunzigern (Margot Schindler) 467

Schriftenverzeichnis Franz Grieshofer 1970 bis 2000 (Hermann F. Hummer) 473

Die sogenannte holländische Galerie des Gartenpalais Schönborn. Rückblick auf die zwischen 1917 und 1999 stattgefundenen Restaurierungen (Martin Kupf) 494

Mitteilungen

Peter Ochsenbein, Zur Typologie der Breverl. Über ein in St. Gallen 1996 aufgefundenes Exemplar 55

Reinhard Johler, Heimatfilme – eine volkskundliche Sehanleitung. Oder: Die kulturellen „Volkswaisen" im sanften Prozess des „making Austrians" 67

Lutz Röhrich, Drachen – gestern und heute. Vom Wandel eines Feindbildes 183

Leopold Kretzenbacher, Der „Drache" als Stadtwappen von Ljubljana/Laibach und in reicher Erzähl-Überlieferung in den mehrsprachigen Südost-Alpen 195

Klaus Beitl, Votivbildstudien 3: Votivbild aus der Maria-Heimsuchungs-Kapelle in Bayerbach an der Rott, BA Griesbach (Niederbayern), 1761 . 201

Gustav Reingrabner, Neue Entwicklungen im Matreier Klaubauf-Laufen . . 207

Wolfgang Jacobeit, Germaine Tillion. Eine französische Ethnologin im Frauen-KZ Ravensbrück 325

Chronik der Volkskunde

„Borders and Bridges". The Tempus Network for Comparative European Ethnology: Summer School 1999, Lund und Kopenhagen, 2. bis 15. August 1999 (Sanja Kalapoš, Elisabeth Kreuzwieser, Christine Poier, Magdalena Puchberger und Maria Takacs) 77

„Natur und Kultur". Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27. September bis 1. Oktober 1999. Ein Überblick (Klara Löffler) . . . 79

„Dialogues Across Differences". 1999 Annual Meeting der American Folklore Society Memphis, Tennessee, 20. bis 24. Oktober 1999 (Bernhard Tschofen) 86

Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Tagung, veranstaltet vom IFK (Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaft) und dem Institut für Volkskunde (seit 1. Jänner 2000: Institut für Europäische Ethnologie) der Universität Wien, 28. bis 30. Oktober 1999 (Herbert Nikitsch) 90

8. Steirischer Museumstag (1. Internationaler Museumstag in weiß-grün). „Die Zukunft der Vergangenheit – Kind und Museum", 5. und 6. November 1999 in Leoben, Tagungsbericht (Veronika Plöckinger) 93

ICOM-Tagung. „Österreichische Museen und die Europäische Union. Neue Chancen/neue Aufgaben", 8. bis 9. November 1999, Ars Electronica Center Linz (AEC) (Matthias Beitl) 98

2. Arbeitstreffen der Raphael-Projektgruppe „Virtual European Textile Heritage Sites' Itineraries" (VETHSI) in Krefeld, Deutschland, am 23. und 24. März 2000 (Margot Schindler) 215

Die neugestaltete Volkskundeabteilung im Museum Lauriacum, Enns, Oberösterreich (Herbert Kneifel) 219

W.Hofrat Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller † (Dietmar Assmann) 221

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1999 (Franz Grieshofer und Margot Schindler) 333

Bericht über das 32. Internationale Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Bremen vom 27. September bis 2. Oktober 1999 (Martin Kügler) 347

Third European Social Science History Conference. Amsterdam, 12.–15. April 2000 (Elisabeth und Olaf Bockhorn) 353

X. Internationales ICOM-Symposium in Lindau am Bodensee 19. bis 21. Mai 2000 (Margot Schindler) 355

„Food and Celebration: From Fasting to Feasting". 13th International Ethnological Food Research Conference vom 5. bis 11. Juni 2000 in Ljubljana, Preddvor und Piran (Slowenien) (Klára Kuti) 359

„Gens de l'Alpe" – Menschen der Alpen. Zur neuen Dauerausstellung im Musée Dauphinois in Grenoble (Nina Gorgus) 363

Ivan Čolović – Herderpreisträger 2000. Aus der Laudatio bei der feierlichen Überreichung des Preises am 3. Mai 2000 in der Wiener Universität (Reinhard Lauer) 367

Nikolaus Grass, Hermann Wopfner, Tirol und das Bergbauernbuch. Zum Tode von Univ.-Prof. DDDr. Dr. hc. Dr. hc. Nikolaus Grass (1913–1999) (Herbert Schempf) 369

EXPO 2000 Hannover. Die Weltausstellung 1. Juni bis 31. Oktober 2000 in Deutschland. Der Österreich- und der Deutschland-Pavillon (Klara Löffler) 517

Regions and Minorities in a Greater Europe. Summer Academy 2000, Brixen, 4. bis 15. September 2000 (Oliver Haid) 522

Volkskundestudierendentreffen in Augsburg, 6. bis 9. Juli 2000 (Silvia Richtarz, Katharina Richter-Kovarik) 523

Nachruf auf Felix Karlinger (Johann Pögl) 525

Gedenkblatt für Felix Karlinger (17.3.1920 bis 27.6.2000) (Klaus Beitl) . . 527

Nachruf auf Karl Ilg (Leander Petzoldt) 530

Literatur der Volkskunde

Kohlberger, Alexandra (Hg.): KulturGeschichteN. Festschrift für Walter Pötzl zum 60. Geburtstag (zugleich 26. Jahresbericht 1997/1998/1999) (Gertraud Liesenfeld) 101

Hengartner, Thomas: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen (Klara Löffler) 103

Maderthaner, Wolfgang, Lutz Musner: Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900 (Helga Maria Wolf) 105

Halwachs, Dieter W., Florian Menz (Hg.): Die Sprache der Roma. Perspektiven der Romani-Forschung in Österreich im interdisziplinären und internationalen Kontext (Ursula Hemetek) 107

Fuchs, Bernhard: Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteure – Typisierung und Realität (Anelia Kassabova-Dintcheva) 109

Roller, Franziska: Hilfe als Herrschaft? Über den Umgang mit Kranken in einer protestantischen Missionsanstalt (Bernhard Fuchs) 113

Mulvey, Kate, Melissa Richards: Beauty & Mode. Frauenschönheit im 20. Jahrhundert;
Posch, Waltraud: Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit;
Genus. Münsteraner Arbeitskreis für gender studies (Hg.): Kultur, Geschlecht, Körper;
Hersey, George L.: Verführung nach Maß. Ideal und Tyrannei des perfekten Körpers (Susanne Breuss) 116

Heidrich, Hermann, Frauenwelten: Arbeit, Leben, Politik und Perspektiven auf dem Land (Nikola Langreiter) 121

Gorgus, Nina: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières (Bernhard Tschofen) 127

Obrecht, Andreas J.: Die Welt der Geistheiler. Die Renaissance magischer Weltbilder (Helga Maria Wolf) 130

Becker, Siegfried, Susanne Stolz (Hg.): Himmelsbotin – Honigquell. Kleine Kulturgeschichte der Bienenhaltung in Oberhessen (Walter Hartinger) . 131

Gefu-Madianu, Dimitra (Ed.): Ανθρωπολογική Θεωρία και Εθνογραφία. Σύγχρονες τάσεις [Anthropologische Theorie und Ethnografie. Rezente Tendenzen] (Walter Puchner) 132

Avdikos, Evangelos: Από τη Μαρίτσα στον 'Εβρο. Πολιτισμικές συγκλίσεις και αποκλίσεις, σε μια παρέβρια περιοχή [Von Maritsa zum Ebros. Kulturelle Übereinstimmungen und Differenzen im Ebros-Becken in Griechisch-Thrakien] (Walter Puchner) 135

Tanzlust: empirische Untersuchungen zu Formen alltäglichen Tanzvergnügens. Projektgruppe ‚Tanzen' am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (Gerlinde Haid) . . . 137

Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag; hg. v. Franz Grieshofer u. Margot Schindler (Wolfgang Jacobeit) 225

Bockhorn, Olaf, Gunter Dimt, Edith Hörandner (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz (Paul Hugger) 233

Köhle-Hezinger, Christel, Martin Scharfe, Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997 (Susanne Breuss) 237

Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Hg. von Ingo Schneider (Susanne Hose) 240

Schmitt, Christoph (Hg.): Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag (Bernd Rieken) 245

Todorova, Maria: Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil (Gert Dressel) 251

Seiring, Claudia: Fremde in der Stadt (1300–1800). Die Rechtsstellung Auswärtiger in mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen der deutschsprachigen Schweiz (Herbert Schempf) 255

Carlen, Louis: Sinnenfälliges Recht. Aufsätze zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde
Carlen, Louis: Kirchliches und Wirkliches im Recht. Aufsätze und Besprechungen zur Rechtsgeschichte, zum Kirchen- und Staatskirchenrecht (Herbert Schempf) 257

Hofmann, Michael, Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns (Schlinger Harald) 259

Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff (Ela Hornung) 262

La Speranza, Marcello: Hakenkreuz im Familienalbum. Zur Fotoarchäologie Wiens 1938–1945 (Susanne Breuss) 265

Halter, Ernst, Dominik Wunderlin: Volksfrömmigkeit in der Schweiz (Christian Stadelmann) 375

Roos, Martin: Maria Radna. Ein Wallfahrtsort im Südosten Europas (Manfred Koller) 377

Kretzenbacher, Leopold: Sterbekerze und Palmzweig-Ritual beim „Marientod". Zum Apokryphen in Wort und Bild bei der κοίμησις, dormitio, assumptio der Gottesmutter zwischen Byzanz und dem mittelalterlichen Westen (Walter Puchner) 379

Varvunis, M. G.: Λαϊκή λατρεία και αφιερωτική πρακτική στην Τήλο. Σχόλια για την οικονομική βάση της παραδοσιακής θρησκευτικότητας [Volksreligion und Votiv-Praktiken auf der Insel Tilos. Anmerkungen zum ökonomischen Fundament der traditionellen Religiosität] (Walter Puchner) 381

Meraklis, M. G.: Θέματα Λαογραφίας [Volkskundliche Themen] (Walter Puchner) 382

Phipps, Alison M.: Acting Identities. An Investigation into South West German Naturtheater (Regina Bendix) 384

Knecht, Michi (Hg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin (= alltag & kultur, Band 5) (Johannes Moser) 386

Gröwer, Karin: Wilde Ehen im 19. Jahrhundert. Die Unterschichten zwischen ständischer Bevölkerungspolitik und polizeilicher Repression (Margareth Lanzinger) 390

Fliege, Thomas: Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile (Susanne Breuss) 393

Wopfner, Hermann: Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern. 1. Band: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte
2. Band: Bäuerliche Kultur und Gemeinwesen
3. Band: Wirtschaftliches Leben (Olaf Bockhorn) 395

Berg-Bilder – Gebirge in Symbolen, Perspektiven, Projektionen. Hg. von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde durch Siegfried Becker und Claus-Marco Dietrich (Christian Rapp) 397

Bergdolt, Klaus: Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens (Nikola Langreiter) 400

Breuß, Renate: Das Maß im Kochen. Mengen- und Maßangaben in Kochrezepten von der Antike bis zur Einführung der metrischen Maße im 19. Jahrhundert und deren Parallelität zu künstlerischen Gestaltungsprinzipien (Susanne Breuss) 403

Das ungebaute Wien, Projekte für eine Metropole, 1800 bis 2000. 256. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, von 10.12.1999 bis 20.2.2000 (Sabine Gruber) 409

Jacobeit, Wolfgang: Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation
Klein, Fritz: Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR (Gert Dressel) 533

Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses (Ingo Schneider) 539

Rieken, Bernd: Wie die Schwaben nach Szulok kamen. Erzählforschung in einem ungarndeutschen Dorf (Oliver Haid) 542

Chartier, Roger, Guglielmo Cavallo (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm (Susanne Breuss) 544

Dehnert, Walter (Hg.): Zoom und Totale. Aspekte eigener und fremder Kultur im Film (Olaf Bockhorn) 545

Regener, Susanne: Fotografische Erfassung: Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen (Sándor Békési) 548

Mitterauer, Michael: Dimensionen des Heiligen (Helga Maria Wolf) 551

Obrecht, Andreas J.: Die Klienten der Geistheiler. Vom anderen Umgang mit Krankheit, Krise, Schmerz und Tod (Helga Maria Wolf) 552

Mader, Bernd E.: Naturheiler, Zahnreißer und Viehdoktoren (Roland Girtler) 554

Döring, Alois (Hg.): Von Kleidern und Menschen. Kleidungsgewohnheiten an Rhein und Maas im 19. und 20. Jahrhundert
Hager, Helga: Hochzeitskleidung – Biographie, Körper und Geschlecht. Eine kulturwissenschaftliche Studie in drei württembergischen Dörfern (Helga Maria Wolf) 556

Hugger, Paul (Hg.): Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre (Nikola Langreiter) 559

Narodna Umjetnost. Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research 36/1 und 36/2 (Walter Puchner) 564

Kakabura-Tili, Rea: Ανάμεσα στο αστικό κέντρο και τις τοπικές κοινωίες. Οι σύλλογοι της επαρχίας κόνιτσας στην Αθήνα [Zwischen dem Urbanzentrum und den Dorfgemeinden. Die Vereine der Provinz Konitsa, Epirus, in Athen] (Walter Puchner) 567

Felber, Ulrike, Elke Krasny, Christian Rapp: Smart Exports. Österreich auf den Weltausstellungen 1851–2000 (Klara Löffler) 569

Buchanzeigen

Buchanzeigen (Susanne Breuss, Klara Löffler, Christian Stadelmann) . . . 139

Buchanzeigen (Elisabeth Bockhorn, Olaf Bockhorn, Susanne Breuss, Klara Löffler) 411

Buchanzeigen (Elisabeth Bockhorn, Susanne Breuss, Bernhard Fuchs, Klara Löffler) 573

Eingelangte Literatur

Winter 1999/2000 (Hermann Hummer) 147

Frühjahr 2000 (Hermann Hummer) 269

Sommer 2000 (Hermann Hummer) 423

Herbst 2000 (Hermann Hummer) 579

Table of Contents 2000

Articles

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter, Transition Rather than Downfall: Projections onto the Change of the Millennium 1

Andreas C. Bimmer, From Transition to Transition: Can One Still Save Van Gennep? 15

Leopold Kretzenbacher, Jonah, A Prophet against his Will, Resting Under a Castor Oil Plant 37

Konrad Köstlin, Exhibited Living. Life in the "Platte" (prefabricated housing). Some Afterthoughts 167

Herbert Nikitsch, "Living Whole Wheat." Anni Gamerith and the Search for the "Ur-knowledge of Peasant Tradition" 283

Bernhard Tschofen, Origin as Event. Local Food and Global Knowledge. Notes on the Possibility of Food Research in the Internet Age 309

Burkhart Lauterbach, Volkskunde, Humanities, Comparative Culture Studies. A Sketch of the Problems 439

Christian Rapp, Wickie and Online Remembrances: Surmises about a Revival of the 1970s 457

Congratulation on Franz Grieshofer's 60th Birthday

Between Attraction and Irritation. Museum Work in the 90s (Margot Schindler) 467

Bibliography of Franz Grieshofer's Publications from 1970 to 2000 (Hermann F. Hummer) 473

The so-called "Netherlands Gallery" in the Schönborn Garden Palace. Retrospective on the Restorations Carried out between 1917 and 1999 (Martin Kupf) 494

Communications

Peter Ochsenbein, On the Typology of a "Breverl" [a neck pouch charm containing folk religious prints]. An Example Found in St. Gallen in 1996 55

Reinhard Johler, *Heimat* films [sentimental, with regional emphasis] – a Folkloric Visual Guide. Or: The Role these "Folk Orphans of the Austrian Past" Play in the Process of Making Austrians 67

Lutz Röhrich, Dragons Yesterday and Today. A Changing Concept of the Enemy 183

Leopold Kretzenbacher, The Dragon in the Ljubljana (city) Coat of Arms and in the Rich Narrative Tradition in the Multilingual Southeastern Alps 195

Klaus Beitl, A Votive Picture Begins to Speak. Votive Picture Studies 3: A Votive Picture from 1761 in the Maria Visitation Chapel in Bayerbach an der Rott, Lower Bavaria 201

Gustav Reingrabner, New Developments in the Matrei Klaubauf Ritual . . 207

Wolfgang Jacobeit, Germaine Tillion: A French Ethnologist in the Women's Concentration Camp Ravensbrück 325

Chronicle

"Borders and Bridges". The Tempus Network for Comparative European Ethnology: Summer School 1999, 2–15 August 1999, Lund and Copenhagen (Sanja Kalapoš, Elisabeth Kreuzwieser, Christine Poier, Magdalena Puchberger and Maria Takacs) 77

"Nature and Culture". Folkloric Perspectives on Humans and Environment. 32nd Meeting of the German Folklore Society, 27 September–1 October 1999, Halle. An Overview (Klara Löffler) 79

"Dialogues Across Differences". 1999 Annual Meeting of the American Folklore Society, 20–24 October 1999, Memphis, Tennessee (Bernhard Tschofen) 86

The 1989 Political Transformations as a Turning Point? The Directions Taken by European Ethnology since 1989. Conference Organized by the IFK (International Humanities Research Center) and the University of Vienna Folklore Institute (after 1 January 2000 called the Institute for European Ethnology), 28–30 October 1999 (Herbert Nikitsch) 90

8th Styrian Museum Conference (1st International Museum Conference in White and Green [the Colors of the Styrian Flag]). "The Future of the Past – Children and Museums", 5–6 November 1999, Leoben. Conference Report (Veronika Plöckinger) 93

ICOM Meeting. "Austrian Museums and the European Union. New Opportunities, New Tasks", 8–9 November 1999, Ars Electronica Center (AEC), Linz (Matthias Beitl) 98

2nd Working Meeting of the Raphael Project Group "Virtual European Textile Heritage Sites' Itineraries" (VETHSI), 23–24 March 2000, Krefeld, Germany (Margot Schindler) 215

The New Appearance of the Folklore Section in the Lauriacum Museum, Enns, Upper Austria (Herbert Kneifel) 219

Obituary for *Hofrat* and University Professor Dr. Ernst Burgstaller (Dietmar Assmann) 221

The Society of Ethnography and Popular Culture and the Museum of Folk Life and Folk Art in 1999 (Franz Grieshofer and Margot Schindler) . . 333

Report on the 32nd International Pottery Symposium of the Working Group for Ceramics Research, 27 September–2 October 1999, Bremen (Martin Kügler) 347

Third European Social Science History Conference, 12–15 April 2000, Amsterdam (Elisabeth and Olaf Bockhorn) 353

10th International ICOM Symposium, 19–21 May 2000, Lindau am Bodensee (Margot Schindler) 355

"Food and Celebration: From Fasting to Feasting". 13th International Ethnological Food Research Conference, 5–11 June 2000, Ljubljana, Preddvor and Piran, Slovenia (Klára Kuti) 359

"Gens de L'Alpe" – People of the Alps. The New Permanent Exhibition in the Musée Dauphinois, Grenoble (Nina Gorgus) 363

Ivan Čolović – Winner of the Herder Prize 2000. From the Eulogy on the Occasion of Awarding the Prize on 3 May 2000 at the University of Vienna (Reinhard Lauer) 367

Nikolaus Grass, Hermann Wopfner, Tyrol and the Alpine Farmer's Book. Obituary for University Professor DDDr. Dr. hc. Dr. hc. Nikolaus Grass (1913–1999) (Herbert Schempf) 369

EXPO 2000 Hannover. The World Exposition in Germany, 1 June–31 October 2000. The Austrian and German Pavilions (Klara Löffler) . . . 517

Regions and Minorities in a Greater Europe. Summer Academy 2000, 4–15 September 2000, Brixen (Oliver Haid) 522

Folklore Students' Meeting, 6–9 July 2000, Augsburg (Silvia Richtarz and Katharina Richter-Kovarik) 523

Obituary for Felix Karlinger (Johann Pögl) 525

Obituary for Felix Karlinger (17.3.1920–27.6.2000) (Klaus Beitl) 527

Obituary for Karl Ilg (Leander Petzoldt) 530

(Übersetzung: John Bendix)

Table de matières 2000

Etudes

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter, Transition contre perdition. Projections sur le changement du millenaire 1

Andreas C. Bimmer, D'un passage à l'autre. Est-ce que l'on peut encore sauver Van Gennep? 15

Leopold Kretzenbacher, Jonas, «prophète» malgré lui, se repose sous un arbuste de ricin. Une fresque de l'ancienne pharmacie d'Olimje près de Podčetrtek (anciennement Windisch-Landsberg) dans la région historique de la Basse Styrie 37

Konrad Köstlin, Exposer le logement – vivre dans du préfabriqué. Un recueil complémentaire 167

Herbert Nikitsch, «La graine vivante». Anni Gamerith et la recherche du «savoir originel de la tradition paysanne» 283

Bernhard Tschofen, L'origine comme événement: *local food and global knowledge*. Remarques sur les possibilités de la recherche sur l'alimentation à l'époque de l'internet 309

Burkhart Lauterbach, Ethnologie, science des cultures, comparaison des cultures. Remarques sur une problématique 439

Christian Rapp, Wickie et les souvenirs «Online». Refléxions sur la revitalisation des années 1970 457

Le 60^{e} anniversaire de Franz Grieshofer

Entre «attraction» et «irritation». Le travail muséographiques dans les années 1990 (Margot Schindler) 467

Bibliographie de Franz Grieshofer 1970–2001 (Hermann F. Hummer) . . . 473

La soi disant «galerie hollandaise» du palais Schönborn. Une retrospective des travaux de restauration entre 1917 et 1999 (Martin Kupf) 494

Contributions

Peter Ochsenbein, La typologie du «Breverl». Sur un exemplaire trouvé en 1996 à St. Gallen 55

Reinhard Johler, «Heimatfilm» – un mode d'emploi ethnographique pour voir 67

Lutz Röhrich, Dragons – hier et aujourd'hui. Les avatars d'une image hostile 183

Leopold Kretzenbacher, Le «dragon» dans le blason de la ville de Ljubljana/Laibach et dans la tradition oral multilingue dans les alpes du sud-est 195

Klaus Beitl, Etudes n° 3 sur les ex-voto: un ex-voto de 1761 dans la chapelle «Maria Heimsuchung» à Bayerbach an der Rott (BA Griesbach/Niederbayern) 201

Gustav Reingrabner, Nouvelles tendances dans la course des «Klaubauf» à Matrei 207

Wolfgang Jacobeit, Germaine Tillion. Une ethnologue française dans le camp de concentration pour femmes à Ravensbrück 325

Chronique de l'ethnologie

«Borders and Bridges». The Tempus Network for Comparative European Ethnology: Summer School 1999, Lund et Copenhague, du 2 au 15 août 1999 (Sanja Kalapoš, Elisabeth Kreuzwieser, Christine Poier, Magdalena Puchberger et Maria Takacs) 77

«Nature et culture». Perspectives ethnologiques de l'homme et de l'environnement. 32e congrès de la société allemande d'ethnologie à Halle du 27 septembre au 1 octobre 1999. Un résumé (Klara Löffler) 79

«Dialogues Across Differences». 1999 Annual Meeting de l'American Folklore Society Memphis, Tennessee, du 20 au 24 octobre 1999 (Bernhard Tschofen) 86

La «Wende» comme «retournement»? Orientations de l'ethnologie européenne après 1989. Symposium organisé par le centre de recherche internationale des sciences culturelles (IFK) et par l'institut d'ethnologie européenne de l'université de Vienne, du 28 au 30 octobre 1999 (Herbert Nikitsch) 90

8e journée des musées de la Styrie (1ère journée internationale des musées en vert et blanc): «L'avenir du passé – l'enfant et le musée», du 5 au 6 novembre 1999 à Leoben (Veronika Plöckinger) 93

ICOM-symposium: «Les musées autrichiens et l'Union européenne. Nouvelles chances, nouveaux défis» du 8 au 9 novembre 1999, à l'Ars Electronica Center (AEC) à Linz (Matthias Beitl) 98

2e Réunion de travail dans le cadre d'un projet «Raphael»: «Virtual European Textile Heritage Sites' Itineraries (VETHSI)» à Krefeld (Allemagne) du 23 au 24 mars 2000 (Margot Schindler) 215

La nouvelle muséographie du département ethnographique au Musée Lauriacum à Enns (Haute Autriche) (Herbert Kneifel) 219

W.Hofrat Professeur Dr. Ernst Burgstaller † (Dietmar Assmann) 221

L'association des amis du musée et le musée autrichien d'ethnographie en 1999 (Franz Grieshofer et Margot Schindler) 333

32e symposion international sur la poterie à Brème du 27 septembre au 2 octobre 1999 (Martin Kügler) 347

Third European Social Science History Conference. Amsterdam, du 12 au 15 avril 2000 (Elisabeth et Olaf Bockhorn) 353

10e symposium international de l'ICOM à Lindau sur le lac de Constance du 19 au 21 mai 2000 (Margot Schindler) 355

«Food and Celebration: From Fasting to Feasting». 13th International Ethnological Food Research Conference du 5 au 11 juin 2000 à Ljubljana, Preddvor et Piran (Slovénie) (Klára Kuti) 359

«Gens de l'Alpe». La nouvelle exposition permanente du Musée Dauphinois à Grenoble (Nina Gorgus) 363

Ivan Čolović -- lauréat 2000 du prix Herder. Extraits de la laudatio à l'occasion de la cérémonie solennelle le 3 mai 2000 à l'Université de Vienne (Reinhard Lauer) 367

Nikolaus Grass, Hermann Wopfner, le Tyrol et le livre des paysans de la montagne. A l'occasion de la mort de Professeur DDDr Dr.h.c. Dr.h.c. Nikolaus Grass (1913–1999) (Herbert Schempf) 369

EXPO 2000 Hanovre. L'exposition universelle, du 1 juin au 31 octobre en Allemagne. Les pavillons de l'Autriche et de l'Allemagne (Klara Löffler) 517

Regions and Minorities in a Greater Europe. Summer Academy 2000 à Brixen du 4 au 15 septembre 2000 (Oliver Haid) 522

Rencontre des etudiants en ethnologie à Augsburg, du 6 au 9 juillet 2000 (Silvia Richtarz et Katharina Richter-Kovarik) 523

Felix Karlinger, une nécrologie (Johann Pögl) 525

Felix Karlinger, une nécrologie (17.3.1920–27.6.2000) (Klaus Beitl) 527

Karl Ilg, une nécrologie (Leander Petzoldt) 530

(Übersetzung: Eva Julien)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 1–13*

Übergang statt Untergang

Projektionen auf die Jahrtausendwende

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter

Die mit Spannung erwartete Jahrtausendwende wurde mit dominierenden Themen besetzt, um ihre Besonderheit zu akzentuieren oder sie überhaupt erst zu schaffen. Aus volkskundlicher Sicht können diese Phänomene mit Hilfe der Rites de Passage-Theorie des französischen Ethnologen Arnold Van Gennep analysiert werden. Berichterstattung und öffentliche Diskussion kreisten um die zu erwartenden Millenniumsfeierlichkeiten überall auf der Welt, um das als Y2k bekannt gewordene globale Computerproblem, die Verortung einer Endzeitstimmung besonders bei sektenähnlichen Gruppen und um den Wettlauf um das Jahrtausendbaby. 2000 wurde zu einem Label stilisiert, letztendlich blieb jedoch der Hype aus. Silvester 1999 verlief beinahe so wie jedes Jahr. Die Übergangszeit wird sich wohl bis 2001 hinziehen ebenso wie die Diskussion, wann das neue Jahrhundert oder Jahrtausend tatsächlich beginne. Die Zelebrierung des kommenden Silvesters als Abschluss des Millenniumswechsels wird jedenfalls nochmals interessant.

Endlich: Das Jahr 2000 ist angebrochen. Der Jahreswechsel war ein Thema, das Medien und Öffentlichkeit monatelang beschäftigte und den Diskurs dominierte. Das befürchtete Computerproblem, das durch die Datumsumstellung in Softwareprogrammen von Atomkraftwerken bis Wäschetrocknern auftreten sollte, das Millenniumsbaby und sein Zeugungsdatum im April, Vorbereitungen für weltweite Feierlichkeiten, für die Eröffnung des Millenniumsdoms in London oder für die Vergoldung der Spitze der Cheops-Pyramide, befürchtete Anschläge von so genannten Endzeitsekten und die Angst vor dem Weltuntergang durch Kometen oder Außerirdische sowie die heftig und emotional geführte Debatte, ob nun ein neues Millennium beginnt oder doch nicht und warum nicht, waren Themen, die immer wieder auftauchten, an denen niemand vorbeiging und über die nicht wenige ihren Unwillen auf Grund von Übersättigung äußerten. Pro-

dukte zum Millennium waren schon früh zu erwerben und die Angebotspalette steigerte sich gegen Jahresende. Gebrauchsgegenstände erhielten das Label „2000" oder „Millennium", Feuerzeuge, Gläser, Servietten, Dosen oder Kerzen. Vor allem auf dem Nahrungsmittelsektor wurden viele, oft auch limitierte, Editionen herausgegeben: Nudeln, Schokolade, Gurkengläser oder Kuchen waren in 2000-Form oder mit entsprechendem Aufdruck zu erwerben. Neben diesen Devotionalien wurden Produkte und Unternehmen mit einem Namen bedacht, der in Verbindung mit der Jahrtausendwende steht, um so Modernität und Zukunftsgerichtetheit zum Ausdruck zu bringen. Der Jahreswechsel wurde also mit Spannung, mit bewusst gesetztem Desinteresse oder auch mit Furcht erwartet.

Ein Ereignis wie dieses Silvester, das durch seine Präsenz in der Öffentlichkeit zu einem Phänomen wurde, kann die Volkskunde nicht unbeachtet lassen. Woher kommt die Faszination der Zahl 2000 oder besser 1000? Warum scheint es uns wichtig, besondere Erzeugnisse hervorzubringen und Handlungen zu setzen, um die Vollendung dieser Zeitspanne zu markieren? Warum entsteht das Gefühl, in einer besonderen Zeit zu leben? Und vor allem: Wie wurde der Jahreswechsel tatsächlich gefeiert, welche Befürchtungen sind wahr geworden und welches Lebensgefühl bestimmt den ersten Monat des Jahres 2000? Dieser Artikel kann und will keine umfassenden Antworten bieten, aber er kann Einzelelemente aufzeigen, eine Deutung wagen und größere Zusammenhänge herstellen.

Silvester 1999 und auch das ganze Jahr 2000 können als Übergangszeit bezeichnet werden, also als eine Zeit außerhalb der Zeit, wo der Vorstellung nach etwas Altes endet und etwas Neues beginnt, ein transitorischer Moment, der zur Rückschau gemahnt, Vergangenes überdenken und abschließen lässt, der dem hinter uns Liegenden einen Sinn zuordnet, und der vorausblicken lässt, Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen artikulierbar macht. So wurden auch zum Jahresende 1999 mitunter Orakelbräuche praktiziert, die als bewusste Handlungen ein Stück Zukunft schon jetzt offenbaren sollten.[1] Zu den bekanntesten und beliebtesten Methoden der Zukunftsschau gehört das Bleigießen, bei dem eine aus Blei gegossene Figur gedeutet wird. Diese Handlung wird heute meist in Gesellschaft gesetzt und mag

1 Santino, Jack: All Around the Year. Holidays and Celebrations in American Life. Urbana–Chicago 1994, S. 144 ff.

vordergründig wohl der Unterhaltung dienen.[2] Und wenn Horoskope für 2000, für die nächsten hundert oder gar tausend Jahre boomen, lässt sich diese Ambivalenz von Ernst und Spiel auch hier ausmachen, die Ambivalenz vom Glauben an die Erfahrbarkeit der Zukunft und dem Bewusstsein ihrer Nichtergründbarkeit.

Übergangszeiten entstehen nicht von selbst, nicht durch natürliche Umstände, sondern durch das Gefühl, dass einem Zeitabschnitt Übergangscharakter zukommt. Zeiten der Passage werden mit Riten und Handlungen besetzt, um sie besser zu überstehen, um etwas zu bieten, das Halt verspricht, aber auch, um die Passage von einem Zustand zu einem anderen erst deutlich zu machen, um sie zu betonen und so Rhythmen zu erzeugen. Der Erste, der das Phänomen des Übergangs beschrieb und kulturwissenschaftlich zu fassen suchte, war der französische Ethnologe Arnold Van Gennep. Sein Werk „Rites de Passage"[3], erstmals erschienen im Jahr 1909, also vor rund hundert Jahren – auch hier ist bald ein Jubiläum fällig –, beschreibt lebensgeschichtliche Übergänge und deren Manifestierungen in Bräuchen und erwähnt auch die Anwendbarkeit seiner Theorie auf jahreszeitliche Perioden. Seine Ideen wurden immer wieder geschmäht, sind aber nach wie vor ein geeignetes Modell, um kulturelle Formen, die einer Übergangsphase zugeordnet werden können, zu beschreiben und zu analysieren. Im Katalog zur gleichnamigen Ausstellung „2000: Zeiten/Übergänge"[4] haben wir dies bereits postuliert und Van Genneps Theorien auch auf das Silvesterfeiern an sich angewandt, sozusagen auf den kleinen, alle Jahre stattfindenden Übergang.

Die drei Abschnitte – Trennung, Schwelle und Angliederung –, in die Van Gennep die Passageriten einteilt, helfen, auch die Jahrtausendwende zu verstehen: Trennung und Vorbereitung wären mithin geschehen, speziell das Jahr 1999 wurde genützt, um auf die Wende vorzubereiten, darauf einzustimmen und um das alte Jahrtausend zu verabschieden. Die Schwellenphase begann in der Silvesternacht vom 31. Dezember auf den 1. Jänner und brachte zahlreiche Aktionen, sog. Events; die groß angekündigten Sensationen blieben jedoch aus.

2 Vgl. Harmening, Dieter: Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters. Berlin 1979, S. 191 ff.

3 Gennep, Arnold Van: Übergangsriten. Frankfurt am Main u.a. 1986.

4 Johler, Birgit, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter (Red.): 2000: Zeiten/Übergänge. Zur Konstruktion der Jahrtausendwende (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 74). Wien 1999.

In Wien wurde der versprochene zweite Turm des Stephansdoms nicht aus Laserstrahlen gebildet, sondern aus schlecht sichtbarem Scheinwerferlicht, und in London musste das Millenniumsrad aus Sicherheitsgründen abgeschaltet werden. Ob die Schwellenphase bereits abgeschlossen ist oder die Angliederung erst mit Neujahr 2001 erfolgt, dessen Zelebrierung gerade von VolkskundlerInnen mit Spannung erwartet werden darf, wird sich weisen. Auf Grund der Unsicherheit, wann denn nun das neue Jahrtausend beginnen wird, ob mit 2000 oder erst mit 2001, kann das ganze heurige Jahr als Zwischenstufe, als Schwebezustand empfunden werden. Event- und TourismusberaterInnen nutzen dies auch und haben zahlreiche Veranstaltungen geplant, die zum kommenden Silvester hinführen. Der vorliegende Artikel fasst nun die Trennungsphase und den Beginn der Schwellenphase ins Auge. Zu Silvester Geplantes und tatsächlich Ausgeführtes, die Auswirkungen des Y2k-Bugs auf die Kommunikation und die Reaktionen von Weltuntergangssekten und -propheten auf die Tatsache, dass sich die Welt noch immer dreht, sollen im Folgenden kollageartig angesprochen werden.

Bereits im Januar des vergangenen Jahres wurden Angebote von speziellen Flugreisen und Destinationen beworben, die einen besonders passenden und schönen Rahmen für die Begrüßung des neuen Millenniums versprachen; so galten Flüge zur Datumsgrenze, nach Kiribati oder Tonga[5], als das Nonplusultra. Kiribati hatte extra die Datumsgrenze verlegen lassen, um unter denjenigen zu sein, die die Sonnenstrahlen des neuen Jahrtausends als Erste erleben würden. Die Faszination des Millenniums, so wurde überlegt, würde viele Reisende dazu bewegen, solche Ziele für „die Nacht der Nächte" zu wählen. Bald wurde kolportiert, diese Angebote seien ausgebucht; auch in großen Städten wie London oder Paris schien es bald keine freien Unterkünfte mehr zu geben. Auf Grund des erwarteten Zustroms stiegen die Übernachtungs- und Reisekosten erheblich.[6] Dies, eine gewisse Übersättigung mit dem Thema, aggressive Werbestrategien und die Angst vor dem Y2k-Bug, von dem auch Flugzeuge hätten betroffen sein können, führten schließlich dazu, dass weniger Touristen als erwartet oder erhofft zu Silvester unterwegs waren. Auch in

5 Mitterbauer, Susanne: Die Nacht der Nächte. In: Der Standard, Sonntag, 10.1.1999, S. 1.

6 Ruff, Claudia: Österreicher boykottieren Wucherpreise zu Silvester. In: Der Standard, 17.9.1999, S. 23.

Wien kam lediglich eine halbe Million BesucherInnen zum Silvesterpfad, weniger als zu „gewöhnlichen" Jahreswechseln.[7]

Allein dies zeigt, dass ein Übergang nicht „von selbst" entsteht, nicht selbstverständlich ist, sondern gemacht wird. In diesem Fall waren die Tourismusbranche, die EventberaterInnen von Gemeinden und Unternehmen oder auch die Medien zwar an einer großen Feier zum Jahrtausendwechsel interessiert, aus bestimmten Gründen jedoch – der Preisgestaltung, dem Verlauf des Diskurses oder dem befürchteten Computercrash – beschlossen viele, die Silvesterfeier in privatem Rahmen zu gestalten; dies schien plötzlich für die Begrüßung gerade eines Millenniums passender. Am Ausbleiben des Hype war letztendlich auch die Unsicherheit mitbeteiligt, ob nun tatsächlich ein neues Jahrtausend beginne oder nicht, ob es also gebührlich sei, schon jetzt groß zu feiern oder doch lieber ein Jahr später.

Seit es das Denken in Jahrhunderten gibt, auf den Punkt gebracht also seit der Wende von 1699 auf 1700,[8] existiert die Streitfrage, ob der Wechsel aller vier Ziffern der Jahreszahl und der Null-Sprung tatsächlich ein rundes Jubiläum, ein Jahrhundert oder Jahrtausend einleiten oder ob rein rechnerisch vorzugehen sei. Streng mathematisch gesehen, werden hundert oder auch tausend Jahre immer mit dem Ablauf des runden Jahres vollendet. Das dritte Jahrtausend beginnt dieser Auffassung nach mit 1.1.2001. Der Grund dafür ist, dass Dionysius Exiguus, der Begründer der christlichen Zeitrechnung[9] für das Jahr von Christi Geburt die Zahl 1 und nicht 0 setzte. Um es salopp auszudrücken: „Die zweite Kiste Bier beginnt auch erst mit der 21. Flasche."[10] Der Gregorianische Kalender als Weiterentwicklung der christlichen Zeitrechnung hat sich mittlerweile auf der ganzen Welt durchgesetzt, wobei daneben zahlreiche andere Kalendersysteme existieren, die nichts an ihrer Bedeutung für die großen oder kleinen sozialen Gruppen, die sie erfunden haben und verwenden, verloren haben. Und nur die Gregorianische Zeitrechnung schreibt nun das Jahr 2000 und evoziert erneut die Streitfrage nach

7 Telefonische Befragung der „Wien Marketing", 14.1.2000.

8 Wendorff, Rudolf: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Wiesbaden 1980, S. 304 ff.

9 Vgl. Pallestrang, Kathrin: Wenn die Erde einmal um die Sonne läuft? Die Berechnung und Bemessung der Zeit aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Johler et al. (Red.) (wie Anm. 4), S. 16 ff.

10 Schachinger, Christian: Business as usual. In: Der Standard, 4.1.2000, S. 15.

dem Jahrtausendbeginn. In privaten und öffentlichen Diskussionen, in Zeitungsartikeln, Leserbriefen und Fernsehberichten werden akribisch und großteils sehr emotional die verschiedenen Standpunkte vertreten.[11] Vermutlich wird die Diskussion auch am Ende dieses Jahres noch einmal aufflammen, wahrscheinlich aber keine hohen Wellen mehr schlagen: es ist nun einmal der Wechsel aller vier Ziffern, der fasziniert.

Noch präsenter in den Medien war die Frage nach dem durch diesen Ziffernwechsel hervorgerufenen Computerproblem, bei dem sich eine früher übliche Programmierweise für die Datumsangabe als fatal herausstellen hätte können. Softwareprogramme, die nicht rechtzeitig umgerüstet worden waren, hätten demnach durch den Datumssprung von 99 auf 00 falsche Ergebnisse liefern können; so hätten etwa Programme, die das Lebensalter von Personen durch Vergleich des Geburtsdatums mit dem laufenden Datum errechnen – wie Softwareapplikationen von Versicherungsanstalten – beispielsweise allen bis dahin geborenen Menschen ein negatives Alter zuweisen können. Befürchtet wurden Störungen in Atomkraftwerken, militärischen Einrichtungen, in der Strom- und Wasserversorgung oder im Bankwesen.[12]

Das Verfolgen der von Ost nach West wandernden Datumsgrenze in Radio und Fernsehen am 31.12.1999 war also nur in einer Hinsicht wirklich spannend: Wo schlägt der Millenniums-Bug zum ersten Mal zu? Australien, Japan, China – nichts war passiert. Demgemäß titelten die Zeitungen auch hier zu Lande „Die Pleite der Propheten", „Das befürchtete Y2k-Inferno – wo blieb es?" oder „Ein Tag wie jeder andere ohne Y2k-Bug".[13] Kleinere Probleme, wie jene, die Millenniumsbabys etwa in Dänemark oder Südkorea bereits 100-jährig zur Welt kommen ließen,[14] waren in gewisser Weise amüsant, hatte man doch weitaus Schlimmeres befürchtet.

11 Siehe zum Beispiel: Zum Jahreswechsel: Mathematische und astronomische Varianten, ganz nach Belieben – oder doch nicht? In: Die Presse, Spectrum, 31.12.1999, S. 15.

12 Vgl. Johler, Birgit: Was also steckt hinter „Y2k"? In: Johler et al. (Red.) (wie Anm. 4), S. 70.

13 Die Pleite der Propheten. In: Täglich Alles, 2.1.2000, S. 7; Das befürchtete Y2k-Inferno – wo blieb es?. In: Die Presse, 3.1.2000, S. 1; Ein Tag wie jeder andere ohne Y2k-Bug. In: Der Standard, 4.1.2000, S. 9.

14 100 Jahre mehr oder weniger. In: Der Standard, 4.1.2000, S. 9.

Abb. 1 und 2: Wiener Stadtsilvester 1999/2000
Foto: Stadt Wien Marketing Service GmbH

Allerdings rechnen Computer- und Y2k-Experten damit, dass nur ein kleiner Teil der Probleme schon in den ersten beiden Jännerwochen Auswirkungen zeigen würde. Rechnungs-Software, die nur monatlich oder quartalsmäßig aktiviert wird, wie beispielsweise Lohn- und Gehaltsprogramme, sei auf ihre 2000-Fähigkeit noch nicht getestet. Viele Betriebe, so die Fachleute weiter, müssten daher auch weiterhin mit einem Durcheinander im Rechnungswesen, mit einer fehlerhaften Datenerfassung rechnen.[15] Und schließlich gelte es noch den 29. Februar 2000 abzuwarten: dieser nur alle 400 Jahre eingeschobene Schalttag[16] sei bei vielen Programmen nicht berücksichtigt worden. Dadurch könne es noch zu unerfreulichen Zwischenfällen kommen.

Das Computerproblem ist also keines, das einmalig und punktuell zur Jahreswende in Erscheinung trat, es begleitet uns noch durch das Jahr 2000 – auch hier ist die Schwellenphase noch nicht abgeschlossen. Erst wenn die letzten Firmen ihre Abschlussberichte liefern, wird das ganze Ausmaß des Millenniums-Bugs sichtbar.

Hingegen dürfte es mit Überschreiten von null Uhr des 31.12.1999 mit der Vermarktbarkeit von *year two kilo* vorbei sein. Das Kürzel Y2k stand bis zu diesem Tag für ein Problem mit unbestimmtem Ausgang, an dessen Behebung weltweit gearbeitet wurde. Kaum jemand, der am Ende des Jahres mit diesem Akronym nicht eine globale Bedrohung in Verbindung zu bringen wusste. Y2k eignete sich sogar für Merchandising- und Dekorationszwecke: gedruckt auf T-Shirts und Kapperln, auf Werbeposter in Schuh- und Kleidergeschäften, als Titel für eine Ausstellung in der Wiener Kunsthalle („I am the Y2k-bug") oder sogar als auffallender „Haarschmuck", am Hinterkopf einrasiert, wurde die Bedeutung des Kürzels entfremdet und so das Problem verharmlost.

Als im Endeffekt wenig Dramatisches passierte, wurden jene belächelt, die zuvor für die Sache mobil gemacht hatten und die Frage gestellt, ob die Angst vor dem Y2k-Bug nicht doch eine unbegründete war beziehungsweise das Ganze lediglich ökonomische Motive hatte. Die derart Angegriffenen hingegen gehen davon aus, dass nur durch

15 Milliardenschwere Vorbereitungen verhinderte Computercrash. In: Die Presse, 3.1.2000, S. 13.

16 Der Gregorianische Kalender sieht Schaltjahre alle vier Jahre vor, jedoch sind davon jene Jahre ausgenommen, die durch 100 ohne Rest teilbar sind. Hingegen sind jene, die durch 400 ohne Rest teilbar sind, wie das Jahr 2000, doch wieder Schaltjahre.

die jahrelange Vorbereitung und Warnung größere Funktionsstörungen ausblieben. Zumindest – und darüber scheint man sich einig zu sein – haben Computer- und Softwarehersteller am Jahr–2000-Problem verdient. Angenehmer Nebeneffekt: Eine neue Computer-Infrastruktur wurde geschaffen, die vielerorts angesichts der zunehmenden Datenmengen längst überfällig geworden war.

Y2k als Symbol hat jedoch noch nicht ausgedient. Als allgemein verständlicher Code ist es in die Alltagssprache eingeflossen und bezeichnet nicht nur Probleme technischer Natur. Für Defekte oder Fehlfunktionen von Maschinen oder Geräten wie Autos, Haartrockner oder Fernseher oder für überschrittene Verfallsdaten von Lebensmitteln wird der Y2k-Bug scherzhaft verantwortlich gemacht. Diese Übernahme in andere Sinnzusammenhänge wurde dadurch möglich, dass die prophezeiten Katastrophen letztendlich ausblieben. So ist der Bekanntheitsgrad des Kürzels mittlerweile hoch, die negative Konnotation hingegen fiel weg.

Neben dem Y2k-Problem, das auch als „digitale Apokalypse" gehandelt wurde, dominierten andere Weltuntergangsszenarien die Berichterstattung des Jahres 1999. Sektenähnliche Gruppen und EinzelprophetInnen sahen mit Ende des Jahres auch das Ende der Welt gekommen. Im Gegensatz zum Jahr–2000-Problem ist es aber nun, sozusagen am „Tag danach", um die Weltuntergangsankündigungen still geworden. Vergleichbar mit der Stimmungslage, wie sie um die Zeit der Sonnenfinsternis am 11. August 1999 wahrzunehmen war, scheint nun auch hier angesichts des Ausbleibens des Untergangs beziehungsweise auch von Anschlägen den SektenführerInnen, Gurus und SeherInnen das Interesse und die Aufmerksamkeit entzogen worden zu sein. Da nur ein geringer Teil der Bevölkerung tatsächlich an die Möglichkeit des Weltenendes glaubte, war das Ausbleiben keine Überraschung und daher der Berichterstattung nicht wert – wiederum im Gegensatz zum Computerproblem.

Prophezeiungen einer nahe bevorstehenden Endzeit aus spätjüdisch-frühchristlicher Tradition, die den heutigen Vorstellungen einer Apokalypse zu Grunde liegen, sind vor allem zwischen 200 v.Chr. bis 100 n.Chr. entstanden. Diese Texte wurden geschrieben, als die Religion der Verfasser verboten war. Diese Krisenzeiten wurden von den Unterdrückten als Wendezeiten interpretiert, um die Verfolgungen und Repressionen durchzustehen; die Apokalypsen[17] versprachen die

17 Das griechische Wort „apokalypsis" bedeutet „Enthüllung" oder „Offenbarung" und nicht „Weltuntergang", mit dem es heute assoziiert wird.

nahe Erlösung und waren somit positiv besetzt. Als herausragend hat sich die Apokalypse des Johannes, das letzte Buch des Neuen Testaments, erwiesen, die während der massiven Christenverfolgungen unter Kaiser Domitian um 95 n.Chr. entstanden ist. So sind einerseits ihre Motive auf Grund des bildhaften Erzählstils in die Kunst eingeflossen, andererseits verhalfen die Auslegungen von Augustinus (4. Jahrhundert) – die Apokalypse sei mit dem Erscheinen Jesu bereits Geschichte – und Joachim von Fiores (12. Jahrhundert) – er sah die Kreuzzüge als apokalyptischen Endkampf – der Offenbarungsschrift zu ihrem geistigen Durchbruch. Die zeitgeschichtliche Interpretation Fiores ermöglichte, dass die Ideen des Johannes quasi außerhalb der Zeit stehend auf jede krisenhafte Periode anwendbar wurden.[18] Bis heute ist der Inhalt der Apokalypse rätselhaft geblieben und das Interesse an den Visionen nicht geringer geworden. Im Gegenteil: Gegenwärtige pseudoreligiöse Gruppen oder auch einzelne ProphetInnen beziehen sich gerade auf apokalyptische Bibeltexte oder gestalten ihre eigenen Offenbarungen in Anlehnung an die Bilder des Johannes. Im Jahre 1980 begründete etwa die Schweizerin Erika Bertschinger-Eike, genannt Uriella, die Neuoffenbarungsbewegung Fiat Lux und macht seither immer wieder mit Endzeitvisionen auf sich aufmerksam, in deren letzten ein Raumschiff die Gläubigen vor dem Weltuntergang im Jahr 2000 retten solle.

Zu beobachten war, dass sich Weltuntergangsprophezeiungen in den letzten Jahrzehnten häuften. Sektenähnliche Gruppierungen verübten außerdem vermehrt Anschläge, zum Teil gegen sich selbst gerichtet, auch um so auf ihre Visionen aufmerksam zu machen: die „Volkstempel"-Sekte 1978/Guayana, der „Sonnentempler-Orden" 1994 und 1995/Schweiz, die „Aum Shinri Kyo"-Sekte 1995/Japan, die „Heaven's Gate"-Sekte 1997/Kalifornien.

Die Verschiedenheit der Zeitpunkte – allein die Zeugen Jehovas haben für 1874, 1878, 1914, 1918, 1925 und 1975 ein Weltende prophezeit – zeigt, dass die runde Zahl nicht ausschlaggebend für das Vorhersagen eines Weltuntergangs ist. Und doch zeichnete sich bis Jahresende 1999 ein Ereignishorizont ab, irrationale Ängste und Unsicherheiten hinsichtlich eines Weltendes steigerten sich. Die Theorie des Wiener Geologen Alexander Tollmann, ein Endzeit-Im-

18 Vgl. Rauter, Brigitte: Endzeitvisionen – Der Jahrtausendwechsel als eine Produktion apokalyptischer Vorstellungen. In: Johler et al. (Red.) (wie Anm. 4), S. 86 ff.

pakt würde Anfang Oktober 1999 die Erde für die Menschheit unbewohnbar machen, war – auch wenn der Erfinder bereits von ihr Abstand genommen hat – ein besonders beliebtes Zitat vor der Sonnenfinsternis im August 1999 und dem folgenden Jahreswechsel.

Ökologische oder ökonomische Krisen, politische Destabilität – solche und andere Ereignisse werden gerne als Vorzeichen einer bevorstehenden Apokalypse gedeutet. Angesichts des dritten Jahrtausends bringt diese in der Vorstellung vieler jedoch nicht unbedingt den Untergang, sondern eine radikale Verschlechterung der Lebensverhältnisse. Die dadurch entstehende Verunsicherung war in allen Medien zu orten. So wundert es nicht, wenn versucht wird, die „Millenniums-Hysterie" zu diagnostizieren. Dem Linzer Psychiater Werner Schöny zufolge sei der starke Anstieg von Depressionen auch in Verbindung mit der Endzeitstimmung, die auf das Jahr 2000 projiziert wird, zu betrachten.[19]

Warum uns gerade das Jahr 2000 einen Weltuntergang bescheren soll, ist also kaum zu ergründen. Ein Erklärungsansatz rekurriert auf die Bibel, wo in mehreren Textstellen des Alten und Neuen Testaments von einer tausendjährigen Zeitspanne berichtet wird. Theologen weisen darauf hin, dass damit lediglich eine sehr lange Periode umschrieben wurde, diese 1000 Jahre also nicht wortwörtlich zu übernehmen seien. Dennoch fand die Vorstellung von einem 1000-jährigen Friedensreich nach der Wiederkunft Christi, wie sie in der Offenbarung des Johannes überliefert ist, gleich im zweiten nachchristlichen Jahrhundert in den Montanisten, benannt nach ihrem Gründer Montanus, eine überzeugte Anhängerschaft. In den chiliastischen Bewegungen des Mittelalters wurden diese Ideen weitergetragen. Eine Massenweltuntergangshysterie zur ersten Jahrtausendwende ist jedoch nicht nachweisbar, denn abgesehen davon, dass es keine einheitliche und genaue Zeitrechnung gab, stellten nur wenige kalendarische Aufzeichnungen an. Millennaristisches Gedankengut ist gegenwärtig ausdrücklich bei den endzeitlichen Ankündigungen der „Concerned Christians", einer Gruppe fundamentalistischer Christen aus den USA, erkennbar. Diese erwarteten die Parusie Christi in Jerusalem zu Silvester 1999, dem vermeintlichen Übergang ins dritte Millennium.

Zweierlei haben alle datumsgebundenen Prophezeiungen gemein: Sie sind nicht eingetreten. Und sie werden immer wieder getätigt.

19 http://www.diepresse.at; Onlineausgabe vom 15.12.1999.

Apokalyptische Prophezeiungen dienen dazu, Perspektiven zu bieten und einen Sinn zu stiften, indem sie das eigene Dasein in einen höheren Zusammenhang stellen. Sie entwerfen einen Übergang in eine neue, bessere Periode und setzen damit einer als krisenhaft empfundenen Situation ein gedankliches Ende.

Wie jede Passage bringt auch der erwartete Anbruch einer neuen Zeit seine Objektivationen hervor. Die Endzeitstimmung erwies sich als lukratives Geschäft: einschlägige Literatur boomte, im Zeichen der Apokalypse standen zahlreiche Kunst- und Kulturveranstaltungen wie zum Beispiel das Niederösterreichische Donaufestival 1999 oder der Festwochenbeitrag des Wiener Konzerthauses sowie Kinofilme und TV-Serien, so etwa „End of Days" oder „Millennium". In Amerika wurden Überlebenspillen zu horrenden Preisen angeboten und in Jerusalem wird vom „Endzeit-Tourismus" ein Milliardenumsatz erwartet.[20]

Y2k, die Feierlichkeiten, das Millenniumsbaby und die Frage nach dem tatsächlichen Jahrtausendwechsel – das waren also die Themen, die letztendlich in der Berichterstattung nach Silvester übrig blieben. Wenn jedoch Philippe Pujolle den längsten Tarzanschrei der Geschichte in der Silvesternacht ausstieß, nämlich 47 Sekunden lang, ein knappes Dutzend Südfranzosen den sofortigen Übergang in das vierte Jahrtausend einforderten oder in London Wetten auf den Weltuntergang am 1. Jänner 2000 mit hohem Einsatz abgeschlossen wurden,[21] verlieh dies dem Millennium einen besonderen Touch. Und in Foula, Gwaun Valley und Urnäsch begann das Jahr 2000 ohnehin erst am 13. Jänner, nämlich nach Julianischem Kalender.[22]

Zusammenfassung

Die mit Spannung erwartete Jahrtausendwende wurde mit dominierenden Themen besetzt, um ihre Besonderheit zu akzentuieren oder sie überhaupt erst zu schaffen. Aus volkskundlicher Sicht können

20 Brandstätter, Susanne: Wende statt Ende. Teil 1: Die Prognosen der Propheten. In: Brennpunkt, Dokumentation des ORF, ausgestrahlt am 14.1.2000.

21 47 Sekunden langer Tarzan-Schrei. In: Der Standard, 3.1.2000, S. 5; Viertes Jahrtausend gefordert. In: Der Standard, 31.12.1999, 1./2.1.2000, S. 5; Problemwette. In: Der Standard, 31.12.1999, 1./2.1.2000, S. 5.

22 Neujahrsfest am 13. Jänner. In: Der Standard, 14.1.2000, S. 6.

diese Phänomene mit Hilfe der Rites de Passage-Theorie des französischen Ethnologen Arnold Van Gennep analysiert werden. Berichterstattung und öffentliche Diskussion kreisten um die zu erwartenden Millenniumsfeierlichkeiten überall auf der Welt, um das als Y2k bekannt gewordene globale Computerproblem, die Verortung einer Endzeitstimmung besonders bei sektenähnlichen Gruppen und um den Wettlauf um das Jahrtausendbaby. 2000 wurde zu einem Label stilisiert, letztendlich blieb jedoch der Hype aus. Silvester 1999 verlief beinahe so wie jedes Jahr. Die Übergangszeit wird sich wohl bis 2001 hinziehen ebenso wie die Diskussion, wann das neue Jahrhundert oder Jahrtausend tatsächlich beginne. Die Zelebrierung des kommenden Silvesters als Abschluss des Millenniumswechsels wird jedenfalls nochmals interessant.

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter, Transition Rather than Downfall: Projections onto the Change of the Millennium

The excited anticipation of the millennium was freighted with dominating themes meant to accentuate the uniqueness of the event or even to create that uniqueness. From a folkloristic viewpoint, these phenomena can be analyzed using the "Rites de Passage" theory of the French ethnologist Arnold Van Gennep. Reportages and public discussions focused on the anticipated millennium celebrations around the globe, the global computer problem known as Y2k, the sense of an "end time" particularly among sect-like groups, and the race to have the first baby of the millennium. 2000 was turned into a stylized label, but the hype didn't match the events. The New Year's Eve of 1999 was much like that of any other year. The transition time will probably extend itself out until 2001, much like the discussion about when the new century or millennium really begins. The celebration of the next New Year's Eve, as the completion of the transition to the next millennium, will certainly again be interesting.

Neuerscheinung

2000: Zeiten/Übergänge
Zur Konstruktion der Jahrtausendwende
Begleitpublikation zur Ausstellung:
2000: Zeiten/Übergänge
Die Ausstellung zur Jahrtausendwende
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 74).
Wien 1999. – 95 Seiten, 93 Abbildungen.
ISBN 3-900359-87-3

Die vier zentralen Beiträge des Bandes befassen sich mit den Themen: Zeitrechnung, Silvesterfeiern, Millennium, Endzeitstimmung. Kathrin Pallestrang erläutert die natürlichen Grundlagen und kulturellen Implikationen verschiedener Zeitrechnungen. Die Kalendersysteme der Griechen und Römer führen hin zur christlichen Zeitrechnung, die schließlich in Form des gregorianischen Kalenders im internationalen Handel und Verkehr weltweit Verwendung gefunden hat. Die chinesische, jüdische und islamische Zeitrechnung, unter besonderer Berücksichtigung der jeweiligen Neujahrsfeste, sowie ein Überblick über die Kulturgeschichte von Uhren und Kalendern ergänzen diesen Abschnitt.
Die durch Überlieferungen geprägten Riten zum Jahreswechsel, untersucht von Birgit Johler, führen den Leser von den Neujahrsgeschenken der Römer über kirchliche Verbote der Feierlichkeiten zum Jahreswechsel, zu der von der Volkskunde bislang besonders untersuchten Mittwinterzeit bis hin zur heutigen Silvesterfeier. Hier geht die Autorin auf das Konzept Arnold van Genneps ein und analysiert rituelle Handlungen, die das Fest bestimmen. Der Beitrag von Brigitte Rauter über Endzeitvisionen als apokalyptische Vorstellungen geht von der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Johannesoffenbarung aus. Eine Analyse ihrer Motivik leitet zur Auseinandersetzung mit Propheten und Prophetinnen und sogenannten Sekten, die endzeitlich orientiert sind, über. Mit dem Näherrücken der Jahreszahl 2000 bekommen solche Gruppierungen vermehrten Zulauf.
„The Making of 2000. Zur Konstruktion eines Übergangs" stellt Phänomene vor, die den kommenden Jahreswechsel markieren: das als „y2k" bezeichnete Computerproblem, das Heilige Jahr der katholischen Kirche und die chiliastischen Strömungen, die das Jahrtausend mit besonderer Bedeutung aufladen. Kleinere Beiträge der genannten Autorinnen, die sich mit Silvesterspeisen, Orakelbräuchen oder dem Wassermann-Zeitalter beschäftigen, sowie ein Beitrag von Franz Grieshofer zu Perchten als Maskengestalten der Mittwinterzeit ergänzen die vier Hauptkapitel. *2000: Zeiten/Übergänge. Zur Konstruktion der Jahrtausendwende* setzt sich kulturhistorisch mit aktuellen Erscheinungen anläßlich des Beginns des dritten Millenniums auseinander und wird auch nach dem Jahreswechsel 1999/2000 ein wertvolles Nachschlagwerk sein.

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

ATS 300,—/DM 42,—/EURO 21,80 (exkl. Versand)
ATS 200,—/DM 28,—/EURO 14,53 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 15–36*

Von Übergang zu Übergang – Ist Van Gennep noch zu retten?[1]

Andreas C. Bimmer

Im Mittelpunkt des Aufsatzes stehen der französische Volkskundler Arnold Van Gennep und sein berühmtes Werk der „Rites de Passage" (1909). Es geht aber ausschließlich um die Rezeption in der deutschsprachigen, zeitgenössischen Volkskunde, ein bisher wenig beachteter Aspekt der Wissenschaftsgeschichte. Einlassungen auf die Biografie des Ethnologen ergänzen den Text, um die weithin übliche Reduzierung Van Genneps auf die Rites de passage und umgekehrt ein wenig aufzulösen. Die Ausführungen werden in das Konzept des Übergangs eingebettet, exemplarisch angewendet auf den Jahrhundert- und Jahrtausendwechsel 1999 auf 2000 als Aufgabe der Brauchforschung.

Angesichts des bevorstehenden Jahrtausendwechsels ist es müßig, die volkskundliche Relevanz eines solchen Themas sorgfältig zu begründen. Ja, eigentlich besteht die Erwartung einer interessierten Öffentlichkeit, von uns etwas zu erfahren, zu Recht, und uns Volkskundlern sollte es ebenso recht wie gelegen kommen, sich darüber aus unserer Perspektive Gedanken zu machen.

Für eine Wissenschaft, die sich mit den das Leben begleitenden und ausschmückenden Bräuchen, Ritualen und Normierungen befasst, ist der Übergang von einem zum nächsten Jahrtausend ein äußerst einmaliges Ereignis, um es in der Gegenwartssprache der Superlative auszudrücken: ein Super-Übergang, ein Mega-Übergang.

Natürlich kann man sogleich die Schelte des Opportunismus, des vorschnellen Aktionismus erheben – auf dem Göttinger Kongress wurde in einer Diskussion beklagt, nicht jedes Spiegel-Thema am Montagmorgen dürfe auch gleich zu einem Thema unseres Faches

1 Ausfertigung eines Vortrages, gehalten im Österreichischen Museum für Volkskunde am 9. Dezember 1999 im Rahmen einer Vortragsreihe zur Ausstellung: „2000: Zeiten/Übergänge". Die Ausstellung zur Jahrtausendwende.

werden – und ebenso könnte man von der historisierenden Seite der Volkskunde einwenden –, dass es bei einem Ereignis, das erst bevorsteht, noch keine Quellen geben könne und schon gar keine gesicherten. Man möge zuwarten, beharrlich Fakten sammeln und erst nach einer Phase der Absicherung mit der Analyse und Interpretation beginnen.

Dem einer Gegenwartsvolkskunde verschriebenen Fachvertreter dürften beide – zugegeben überspitzt gezeichneten Positionen – nur wenig Kopfschmerzen bereiten. Jedes noch so aktuelle Ereignis, jede noch so avantgardistische, vielleicht sogar flüchtige Entwicklung weckt das Interesse des Volkskundlers, fordert wissenschaftliches Tun, sofern, ja sofern das zu beobachtende Ereignis/Handlung soziale und ästhetische, mithin kulturelle und damit volkskundliche Relevanz besitzt. Dies zu entscheiden, ist wohl der eigentliche, initiierende wissenschaftliche Akt, über den die Meinungen auseinander gehen dürfen und sollen.

Sich mit der Gegenwart zu befassen heißt in unserer Disziplin auch zugleich, nach Spuren der Historizität, der geschichtlichen Entwicklung, nach Dokumenten, Literatur, dinglichen wie geistigen Überlieferungen zu suchen. Vor allem auch nachzusehen, wie unsere Vorgänger im Fach als Zeitzeugen damit umgegangen sind.

Im Falle einer Jahrtausendwende dürften wir dafür kaum eine geschriebene oder gar gesprochene Quelle auftun können – nicht nur, weil für unser Fach die Wurzeln nicht so weit zurück zu verfolgen wären. Also ist die bevorstehende Jahrtausendwende für die volkskundliche Erfahrung und Empirie absolut einmalig und wahrscheinlich auch nicht wiederholbar.

Andererseits könnte man sich durch die viel reichhaltigeren, und gegenwärtig munter wachsenden Veröffentlichungen zur Jahrhundertwende 1900 dem Thema des einmaligen Übergangs nähern. Uns geht es aber darum, möglichst aus volkskundlicher Zeitzeugen-Perspektive Einblicke und Eindrücke zu gewinnen. Eine Durchsicht unserer zu dieser Zeit bestehenden Zeitschriften erbringt nicht viel. Ein klares Zeichen für die damalige Ausrichtung des Faches, des zeitgenössischen Brauch- und Traditionsverständnisses.

Wenn es schon keine wissenschaftlichen Abhandlungen oder Entwürfe zur Jahrhundertwende gab, so könnte man versuchen, in Jahres-, Geschäfts- oder Sitzungsprotokollen der volkskundlichen Vereine Hinweise, Stellungnahmen, Problematisierungen oder gar

Sammlungsaufrufe zu finden. Womit haben sich die damaligen Mitglieder der Hessischen Vereinigung für Volkskunde (HVV) – die es seit 1899 mit einem eigenen Blättchen gab – oder die Mitglieder des Vereines für Volkskunde, der immerhin eine Zeitschrift herausgab, womit haben sie sich kurz vor oder kurz nach der Jahrhundertwende auf ihren Sitzungen beschäftigt, was haben sie diskutiert, was haben sie geplant?

Die Hessen waren noch so mit ihrer Verselbstständigung und Abtrennung vom Oberhessischen Geschichtsverein beschäftigt, dass die Hauptaktivitäten in der zunächst sporadischen Herausgabe der Blätter für Hessische Volkskunde lagen, und vor allem mit der Publikation eines Fragebogens zur hessischen Volkskunde sollte sich die Gruppe der hessischen volkskundlich Interessierten festigen, und zum anderen, durch eigens erhobene Materialien, sollte die fachliche Legitimation gestärkt werden. Obwohl in dem auch heute noch interessant zu lesenden Fragebogen nach gegenwärtigen (also um 1900 bestehenden) Brauchausübungen gefragt und sogar ermuntert wurde, Abweichungen zu berichten, spielte die Jahrhundertwende als aktuelle volkskundliche Fragestellung keine Rolle.[2]

Auch die schon wesentlich besser dokumentierten und relativ häufig stattfindenden Sitzungen des Verbandes der Vereine für Volkskunde weisen weder in den Protokollen des Jahres 1899, noch in denen der folgenden Jahre 1900 oder 1901 irgendeinen Hinweis auf die außergewöhnliche Jahreswende auf. Stattdessen wird über einen Vortrag von Herrn Professor Karl Frey zu dem Thema „Über die bildliche Darstellung Christi von den ältesten Zeiten an" als Gegenstand der Verhandlung für die Sitzung am Freitag, 15. Dezember 1899, genannt. Und in der ersten Sitzung im neuen Jahr(-hundert) sprach der Geheime Sanitätsrat Dr. Max Bartels über den Herd, die Feuerbereitung und die Feuerstätten. Im Anschluss zeigte Geheimrat Weinhold die bisher erschienenen hessischen Trachtenbilder von Prof. Justi vor.[3]

Keine Bemerkung, kein Hinweis deutet auf den doch auch beachtlichen Jahrhundertwechsel.

2 Die Blätter für Hessische Volkskunde erschienen unregelmäßig ab 1899 als ‚Blätter' im Oktavformat, der erste Band der in Hessische Blätter für Volkskunde umbenannten Zeitschrift erschien 1902.

3 Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 9. Band 1899 und 10. Band 1900, S. 114–116.

Nun erhebt sich natürlich der Einwand, ob man von wissenschaftlichen Vereinigungen um die Jahrhundertwende nicht einfach zu viel erwartet hätte, wenn man nach der Behandlung dieser Frage sucht – und sicherlich wird es ebenso richtig sein, dass man in den diesjährigen Protokollen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, aber auch in denen der HVV, nichts zu unserer jetzigen bevorstehenden Jahrtausendwende finden wird. Entlastend könnte man aber anfügen, dass sich zahlreiche Lehrveranstaltungen und wohl auch Forschungsprojekte, auch Ausstellungen, damit beschäftigen.

Angesichts der zahlreichen Berichte in den Zeitungen über ausgelassene Feierlichkeiten, angesichts der auch schon um 1900 heftig entwickelten Produktion von Erinnerungsartikeln zur Jahrhundertwende, ist es aber doch verwunderlich, dass sich in unserem Fach so gar nichts davon niedergeschlagen haben soll. Auch die – bisher zwar noch nicht sehr detaillierte – Suche nach persönlichen Lebenserinnerungen bedeutender Volkskundler, in denen sie sich zu ihren Erlebnissen, Gefühlen, Gedanken, Nachdenklichkeiten und Beobachtungen anlässlich der Jahrhundertwende äußern, hat nichts erbringen können.

Ja, auch das Thema Jahrhundertwende, Zeiten- oder Epochenwechsel ist höchst selten von Volkskundlern für einen Aufsatz, einen Essay gewählt worden. Eine Ausnahme ist z.B. Josef Dünningers Aufsatz „Die Jahrhundertwende“[4]. Neben einigen erstaunlichen Anmerkungen zum Quellenwert und zur methodischen Bedeutung von Autobiografien durchaus im Sinne der wesentlich späteren qualitativen Sozialforschung mit narrativen Interviews und dichter Beschreibung, interessiert sich Dünninger gar nicht so sehr für den Jahrhundertwechsel am 31.12., sondern er nimmt die Jahrhundertwende eher als eine Phase der Veränderung des kulturellen Klimas in München, gleichsam als einen Zeitenübergang. Daneben – und das nur nebenbei bemerkt – geht es ihm um die Aufwertung von Autobiografien ‚einfacher Leute‘, eben nicht wichtiger Kultur- oder Politikträger.

Greift man sich – wenn auch ein wenig willkürlich – eine kulturgeschichtlich orientierte Veröffentlichung heraus, die sich heute mit der Jahrhundertwende 1900 befasst, etwa die sehr schöne Arbeit von Arndt Brendecke, „Die Jahrhundertwenden“[5], so kann man unschwer

4 Dünninger, Josef: Die Jahrhundertwende. Volkskundliches in Münchener Selbstbiografien. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1958, S. 138–142.

5 Brendecke, Arndt: Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmung und Wirkung. Frankfurt am Main/New York 1999.

die umfassende Bedeutung eines solchen Wechsels erfassen – im Feierlichen wie im Alltäglichen. Man findet sehr illustrativ geschilderte Beispiele der breiten Palette von Feier- und Begehungsbeispielen, von Reden, Appellen, Illuminationen, aber auch von hoheitlichen Feier-Anweisungen und deren Befolgung oder Widersetzung, von historiografischen Diskussionen – wie heute übrigens auch, dass der Jahrhundertanfang erst ein Jahr später wäre, und vieles andere von Jubel, Besinnung und persönlicher Erinnerung. Da der Autor aber nicht nur die Jahrhundertwende 1900, sondern auch die davor liegenden behandelt, eröffnen sich interessante Unterschiede in der Intensität der Begehung etwa zum Wechsel von 1799 auf 1800. Leider kann ich hierauf nicht näher eingehen.

Bei einem Versuch des Vergleichs oder einer Gleichsetzung der Ereignisse 1900 und 2000 wäre allerdings zu bedenken, dass natürlich die mannigfaltigen historischen, wirtschaftlichen wie kommerziellen, sozialen und medialen Umstände, sowie die völlig andere Mobilität und Kommunikation, die den bevorstehenden Jahrhundert- und Jahrtausendwechsel bestimmen, wohl nicht zu vergleichen wären – wohl aber die strukturelle Relation. Es dürfte ebenso möglich sein, den entscheidenden Tag X so unbemerkt wie jeden anderen Tag des Jahres zu leben, wie es auch möglich sein wird, diese Nacht als eine hervorgehobene, einmalige zu empfinden, vielleicht sogar unvergesslich einprägend.

Das öffentliche Leben jedenfalls, vertreten durch Politik, Kommerz und Medien sowie ihre Multiplikatoren, wird unübersehbare Angebote bereithalten, die das Erleben und Gestalten dieses Übergangs mit erheblicher Unausweichlichkeit und Aufdringlichkeit ermöglichen werden – Erleben, auf der ganzen Palette von einsamer Teilhabe bis zur Erlebnisgesellschaft im Sinne Gerhard Schulzes.[6]

Unser wissenschaftliches Interesse daran kann äußerst vielseitig sein und würde die gesamte Themenbreite unseres Faches betreffen können, z.B. ausgehend von den Fragestellungen der Brauch- und Festforschung, der Medienwirkungs- und Rezeptionsforschung, der Sach- und Erzählforschung usw.

Ich möchte mich im Folgenden mit den Belangen der Brauchforschung im Zusammenhang mit der Jahrtausendwende befassen und zwar weniger auf phänomenologischer denn auf der strukturalen,

6 Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 1993.

funktionalen und vor allem wissenschaftsgeschichtlichen Ebene des Übergangs.

Meine Annäherung an den Übergang als einem volkskundlich verwendbaren Begriff erfolgt nur zögernd, wie Sie unschwer merken. „Von Übergang zu Übergang" habe ich meine heutigen Ausführungen überschrieben und möchte damit andeuten, dass bei einem ‚erweiterten' Übergangsbegriff keine Handlung, kein Brauch, ja kein einmaliges Ereignis ohne einen Übergang denkbar wäre. Anfang und Ende, den klassischen Komponenten zur Definition eines Brauches, wären jeweils Übergänge voran- und hinterherzuschreiben, die damit die an sich sehr hilfreiche, scharfe Begrenzung von Anfang und Ende aufweichen würden.

Andererseits hat es reichlich Beweise und Studien gegeben, die die Fragwürdigkeit der Festsetzung von Anfang und Ende in einem komplexen sozialen Geschehen, was ein Brauch nun einmal ist, behaupten. Nichts geht plötzlich los ohne eine Vorgeschichte und nichts endet ohne jede Weiterwirkung. Das klingt so banal wie es auch gleichzeitig richtig ist.

Aus der Wissenschaftsgeschichte der Ethnologie/Völkerkunde, und zwar der Frankreichs, ist jedem, der sich im Studium mit der einen wie mit der anderen Ethnologie beschäftigen musste, das Konzept der Rites de Passage des französischen Ethnologen und Volkskundlers Arnold Van Gennep[7] geläufig. Besonders in der deutschsprachigen europäischen wie außereuropäischen Ethnologie geriet Arnold Van Gennep zum Synonym für die Passageriten oder Übergangsriten und umgekehrt. Viel mehr wurde von seinem immensen, vor allem der Ethnografie Frankreichs gewidmeten Oeuvre kaum bekannt – wobei ich die rein völkerkundlichen Texte hier außeracht lasse. Sein mehrbändiges Hauptwerk „Manuel de Folklore français contemporain"[8], eine wahre Fundgrube des ethnografischen Wissens, durch und durch lebenszyklisch und funktional konzipiert, ohne die regionale Gliederung zu vernachlässigen, steht zwar ganz in der Tradition beschreibender Volkskunde, ist aber von der Komplexität so unver-

7 Van Gennep, Arnold: Rites de passage. Étude systématique des cérémonies de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons, etc. Paris 1909, 288 pages.

8 Van Gennep, Arnold: Manuel de Folklore français contemporain, Tome I, Paris 1943 ff. (zuerst Band III, paris 1937/38).

Abb. 1: Arnold Van Gennep, Professor für Ethnografie und vergleichende Kulturgeschichte an der Universität Neuenburg von 1912 bis 1915.
Foto: J. Schoepflin, Neuchâtel, Coll. Mus. nat. ATP, Paris.

zichtbar, dass lange Zeit keine Beschäftigung mit einem ethnografischen Problem in Frankreich ohne einen ersten Griff zum „Manuel" möglich war.

Aus vielerlei Gründen war die Rezeption von Van Genneps wissenschaftlicher Arbeit in Deutschland nicht sehr nachhaltig. Man kann vermuten, dass es wahrscheinlich hauptsächlich am Sprachlichen lag, dann am Primat des Regionalen in unserer Disziplin – wer sich mit Deutschland beschäftigt, braucht keine französischen Beispiele und umgekehrt – und schließlich führte die enge Verwobenheit Van Gennepscher Volkskunde mit der Völkerkunde, die vor allem in dem sich auseinander entwickelnden Verhältnis beider Fächer in Deutschland immer unüblicher wurde, zu einem wachsenden Unverständnis.

Angesichts der ungeheuren und unbestreitbaren Materialfülle im „Manuel" ist eigentlich nicht zu vermuten, dass wissenschaftstheoretische Unterschiede, die es sehr wohl gab, zu einer Nicht-Beachtung Van Gennepscher Volkskunde geführt hätten, ähnlich wie beim HdA bis in unsere Tage.

Wer war Arnold Van Gennep?[9] Weiß man abgesehen von den Rites de Passage im deutschsprachigen Raum wenig weiteres über das sehr beachtliche und umfangreiche Werk Van Genneps, so weiß man meist noch weniger über die Person, über sein Leben, seinen Bildungsgang und vor allem, wie er arbeitete, woher er sein immenses Detailwissen nahm. Diese ‚deutsche Unkenntnis Französischem gegenüber' – wie ich es einmal nennen möchte – ist schon erstaunlich, stellte doch Van Gennep in der Blütezeit der aufkommenden Volkskunden in den Zwanziger- bis in die Vierziger- und Fünfzigerjahre hinein die zentrale wissenschaftliche Figur der Ethnografie in Frankreich dar, er war so jemand wie ein französischer Spamer.

Im Einzelnen möchte ich nur so viel von Van Genneps Leben berichten, wie es für unseren heutigen Zusammenhang notwendig ist: Geboren wurde er als Sohn eines französischen Arztes und einer holländischen Mutter am 23. April 1873 in Ludwigsburg in Württem-

9 Es gibt nur wenig geschlossenes biografisches Material über Van Gennep; meist werden Einzelwerken, die in andere Sprachen übersetzt werden, einige biografische Seiten vorangesetzt. Die Bibliografie von Ketty Van Gennep (s. Anm. 13) und die werkimmanente Studie von Belmont, Nicole: Arnold Van Gennep, créateur de l'ethnographie française. Paris 1974, gelten als die beiden Standardwerke zu Van Gennep, auf die in nahezu allen weiteren Publikationen zurückgegriffen wurde – auch von mir.

berg, er starb am 7. Mai 1957 in Bourg-La-Reine in der Nähe von Paris.

Auf Grund häufigen familiären Wohnortwechsels besuchte er Lyceen in verschiedenen Orten. Er sprach mehrere Sprachen, und es fiel ihm offensichtlich sehr leicht, immer neue hinzuzulernen. Diesen Aspekt heben alle Biografien besonders hervor und sehen darin auch einen Grund für seine außerordentliche Belesenheit, Übersicht und Kenntnis. Sicher war das auch ein Faktor, der seine immense wissenschaftliche Produktion erklären könnte.

Er studierte zunächst orientalische Sprachen in Paris und war für einige Jahre als Französischlehrer in Tschenstochau in Polen tätig. Später ging er zahlreichen Beschäftigungen in Ministerien, Schulen und sonstigen Administrationen nach, als freier Journalist und Forscher, wirkte aber auch als Generalsekretär des Internationalen Volkskunstkongresses 1928 in Prag[10]. Jedenfalls war er in Frankreich nie als Professor für Volkskunde tätig, weder an einer Universität noch an einer Akademie. Allerdings lehrte er von 1912 bis 1915 als Professor für Ethnografie an der Universität von Neuchâtel in der Schweiz. Von daher dürfte auch die bis heute sehr rege Van Gennep-Forschung in Neuchâtel rühren, die gerade in den letzten Jahrzehnten mit Symposien und Ausstellungen das Werk ihres berühmten Ethnografen würdigen und einer neuen Bewertung unterzog.

Seit der Tätigkeit als Generalsekretär des Volkskunstkongresses hatte Van Gennep zunehmend Positionen in den wissenschaftlichen Organen der französischen Volkskunde inne, seit 1944 Präsident der Fédération folklorique d'Ile de France und seit 1952 Präsident der Französischen Gesellschaft für Ethnografie.

Neben der regelmäßigen Publikation bedeutender Werke zunächst zur Völkerkunde, später überwiegend zur Volkskunde hat Van Gennep auch die wichtigsten Fachzeitschriften seines Landes mitbegründet[11]. Bedenkt man, dass Van Gennep höchst selten, wenn überhaupt über ein Amt, ein Büro oder eine gesicherte Fachposition als Stütze seiner wissenschaftlichen Tätigkeit verfügen konnte, so müssen seine Leistung und sein Engagement – im Verhältnis zu unseren heutigen

10 Vgl. hierzu: Brandstetter-Köran, Michaela: Volkskunst und Realienforschung in Frankreich. Würzburg 1988, S. 35–37; sowie Hahm (= H.), Konrad: Deutsche Volkskunstkommission. In: Volkswerk I (1944), S. 299–302.

11 Hier wären zu nennen: Revue d'Ethnographie et de Sociologie, Le Folklore Vivant und Nouvelle Revue des Traditions Populaires u.a.

Bedingungen wissenschaftlicher Produktion – als schier unglaublich erscheinen.

Nur wenige deutsche Volkskundler haben sich mit der Person Van Genneps auseinander gesetzt oder darüber berichtet. Anlässlich von Rezensionen bot sich dann und wann die Gelegenheit für einige Worte der Einschätzung, etwa durch Hugo Hepding, der in einer Besprechung des dritten und vierten Bandes des ‚Manuel de Folklore français contemporain' 1937 in den Hessischen Blättern für Volkskunde[12] Van Gennep „den zur Zeit bedeutendsten lebenden Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde in Frankreich" nannte.

Das wird besonders verständlich, wenn man einen Blick in die umfängliche Bibliografie[13] Van Genneps wirft, die mit einer immer wieder zitierten Biografie von seiner Tochter, einer Bibliothekarin in Epernay, verfasst wurde. Hierauf werde ich später noch ein wenig eingehen, über das Gesamtwerk will ich heute nicht weiter berichten, abgesehen von den Rites de Passage.

Sucht man weiter in der deutschsprachigen Volkskunde, ist vor allem Lutz Röhrich zu nennen, der sich Anfang der Fünfzigerjahre, damals Dozent in Mainz, als ein guter Kenner der französischen Volkskunde erwies und 1951 in den Hessischen Blättern für Volkskunde[14] einen sehr informativen Überblick über die gegenwärtige Situation des Faches und seine Institutionen in Frankreich schrieb und Van Genneps Stellung innerhalb ‚der Zunft', aber auch den Forscher und wissenschaftlichen Arbeiter hervorhob. „Man kann immer wieder nur staunen über sein Gedächtnis, seine Belesenheit und Universalität, er ist einer der Forscher, die der Ethnologie und der Folkloristik gleichermaßen angehören, und er kennt sich in den Überlieferungen von Madagaskar oder Australien genau so aus wie im französischen Volksgut."[15]

Später, anlässlich des 80. Geburtstages von Van Gennep 1953, veröffentlichte Röhrich die einzige ausführliche Würdigung des Wissenschaftlers in einer deutschen volkskundlichen Zeitschrift, nämlich im Deutschen Jahrbuch für Volkskunde[16]. Ein Nachruf in der Fabula

12 Hessische Blätter für Volkskunde XXXVII, ersch. 1938, S. 177–179.

13 Van Gennep, K(etty): Bibliographie des oeuvres d'Arnold Van Gennep. Paris 1964, 92 Seiten.

14 Hessische Blätter für Volkskunde XLII/1951, S. 11–15.

15 Ebenda XLII/1951, S. 15.

16 Röhrich, Lutz: Arnold Van Gennep – achtzig Jahre. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde I (1955), S. 253–258 (Berlin-Ost).

Abb. 2: Arnold Van Gennep (1873–1957). Aus: Van Gennep, K(etty): Bibliographie des oeuvres d'Arnold Van Gennep. Paris, éditions A. & J. Picard, 1964.

von Roger Lecotté, dem „Président de la Fédération Folklorique d'Ile-de-France", wurde in französischer Sprache gedruckt[17]. Im Internationalen Soziologenlexikon[18] haben Heinz Maus und L. Krämer den Artikel über Arnold Van Gennep geschrieben.

Die Biografie der Tochter Van Genneps ist eines der wenigen Zeugnisse über sein Leben und über seine Arbeitsweise. Ich zitiere daraus:

„Mein Vater war neugierig und alle Dinge interessierten ihn. Sein ganzes Leben habe ich ihn fragen/befragen sehen, die Leute, die er traf über ihren Beruf und deswegen konnte er auch mit seinem enzyklopädischen Wissen verblüffen; sein Gedächtnis behielt alles, was ihn interessierte und verwarf den ganzen Rest dem Vergessen; ...

Im Alter von acht Jahren sprach und las er französisch, deutsch, holländisch; auf dem Lyzeum lernte er englisch und nahm Unterricht in Italienisch und Spanisch, auch Portugiesisch; später kamen noch russisch und slawische Sprachen hinzu.

Er hatte eine sehr individuelle Weise zu arbeiten. Wenn er ein Buch vorbereitete, ging er immer auf die Quellen zurück und versicherte sich jeden Zitats: Unzählige Male hat er uns auf Übermittlungsfehler anderer Autoren hingewiesen, die wohl niemals ihre Informationsquellen überprüft hätten. Er machte sich unglaubliche Mengen an Notizen und ich erinnere mich gut, dass er sie anlässlich unserer vielen Umzüge verbrannte, die Zettelkästen, dieses Mal handelte es sich um die der Ethnografie, von denen er sich trennte, um sich ganz der Folklore hinzugeben. Diese Zettel, deren Inhalt er verarbeitet hatte, konsultierte er nicht wieder.

Er schrieb direkt in die Maschine, wenn er nicht zufrieden war, mit dem was er geschrieben hatte, zerriss er die Seite und begann von neuem, niemals schrieb er den zerrissenen Text wieder ab. Er organisierte alles in seinem Gehirn. Seine Besonderheit war zweifelsohne sein Sinn für die Synthese, son esprit de synthèse. Er arbeitete immer allein, niemals hatte er einen Sekretär oder hätte jemanden gebeten, ihm zu helfen. Höchstens, um ihm als stummes Auditorium zu dienen. Meistens war es meine Mutter, der er die fertigen Kapitel vorlas, denn, so sagte er, wenn man einen Satz gut machen will, muss man ihn mit lauter Stimme vorlesen.

17 Fabula 2 (1958), S. 178–180.

18 In: Internationales Soziologenlexikon, Bd. I. Hg. Bernsdorf, Wilhelm, Horst Knospe, 2. neubearb. Auflage, Stuttgart 1980, S. 142.

Er arbeitete meist nachts, lange Zeit bis zwei oder drei Uhr morgens: Er brauchte die Stille der Nacht."[19]

Diese Schilderung vermittelt einen Eindruck davon, mit welch disziplinierter Arbeitsweise Van Gennep sein Werk erarbeitet hat. Voraussetzung hierfür muss aber wohl sein immenses Gedächtnis gewesen sein; dennoch ist es für heutige Verhältnisse unvorstellbar, dass ein einzelner Wissenschaftler zu einer solchen Leistung fähig war – und das ohne unsere heutigen Hilfsmittel wie Computer, Datenbank und Internet, vernetzte Bibliotheken und so fort.

Leider gibt es meines Wissens keine Autobiografie des Wissenschaftlers und Menschen Arnold Van Gennep. Wir wissen wenig, wenn nicht gar nichts über seine Motivationen, seinen Ehrgeiz, was ihn zu solchem Wissensdurst, zu solch einem Mitteilungsbedürfnis trieb, wie er seine wissenschaftliche Umwelt einschätzte. Einiges ließe sich implizit aus Rezensionen, Lebenslauf, Vorworten schließen, auch aus Beurteilungen anderer wissenschaftlicher Zeitgenossen. Heute und hier führte es zu weit, es wäre aber sinnvoll, dem später einmal nachzugehen.

Sicher scheint aber, dass er es nicht leicht hatte, sich in der französischen Welt der Universitäten, Akademien und Museen zu etablieren. Harsche Besprechungen seiner Werke, vor allem von Seiten der Durckheimschule, von Marcel Mauss, aber auch von Varangnac, weisen in diese Richtung. Auch die Tatsache, dass er erst mit seinem wissenschaftsorganisatorischen Engagement ‚Sitz und Stimme' im Fach erringen konnte, ist Zeichen für seinen mühsamen Weg. Ich erinnere an den Volkskunstkongress 1928 in Prag, die Arbeit in der Fédération folklorique de l'Ile de France und in der Société Française d'Ethnographie et des Traditions Populaires, sowie die Gründung mehrerer Fachzeitschriften (nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine organisatorische Tat). Selten hatte er eine ‚Stelle' mit Salaire inne, seinen Lebensunterhalt verdiente er als Übersetzer, als Referent in Behörden und als Lehrer. Im Rahmen der französischen Volkskunde übte er meist Ehrenämter aus. In der Zeit von 1907 bis 1914, also in dem Zeitraum, in dem er 1909 die Rites de Passage veröffentlichte, war er neben freier Tätigkeit als Übersetzer und Journalist als Sekretär am Institut international d'ethnographie et sociologie tätig. In wie weit das eine lebensunterhaltsichernde Posi-

19 Van Gennep, K(etty): Bibliographie (wie Anm. 13), S. 9–11 (Übersetzung A. C. B.).

tion war, lässt sich heute nur schwer klären. Jedenfalls erfolgte 1912 – also noch während seiner Sekretärstätigkeit in Paris (bis 1914) – die Berufung auf die Professur in Neuchâtel, wo er bis 1915 blieb.

Seine ersten Veröffentlichungen ab 1894, also mit 21 Jahren, galten numismatischen Themen, dann folgte eine Phase völkerkundlicher Texte, zu denen 1909 auch die Rites de Passage zu zählen sind. Eigene Feldforschung oder Reisen in die Länder seiner ethnologischen Analysen hat er meines Wissens nicht gemacht – außer nach Algerien. Auf der Basis von Literatur und vorhandenen Quellen verfasste er seine zahlreichen Aufsätze. Auch die Rites de Passage sind am Schreibtisch entstanden. Die Zeit verdichteter volkskundlicher Abhandlungen und Studien ist vielleicht ab 1924 anzusetzen mit Le folklore: croyances et coutumes populaires françaises, und das nach den ‚Rites' wichtigste Werk Van Genneps, der ‚Manuel de Folklore français contemporain' ab 1943.

Glaubt man den wissenschaftlichen Chronisten, so hat die Veröffentlichung der Rites de Passage 1909 „Van Gennep mit einem Schlag auch über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt gemacht ... Schon seit dieser Zeit gilt Van Gennep als der unbestrittene Anführer der wissenschaftlichen Volkskunde in Frankreich"[20]. Die etwas steinige Karriere, wie wir sie soeben kennen lernten, spricht jedoch ein wenig dagegen.

Ich möchte im Folgenden versuchen, die Rezeption des Rites de Passage-Konzeptes in der deutschen Volkskunde aufzuspüren. Die Tatsache, dass im gleichen Jahr des Erscheinens 1909 bereits im Rezensionsteil sowohl der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde als auch der Hessischen Blätter für Volkskunde ausführliche Besprechungen hierzu veröffentlicht wurden, spricht schon für eine internationale Beachtung.

Ich gehe davon aus, dass das Schema der Übergangsriten zu bekannt ist, als dass ich es hier im Detail erläutern müsste. Nur so viel zu der Abfolge der Riten der Trennung, der Zwischenstufe und der Aufnahme, dass unsere Erinnerung wieder aufgefrischt wird. Van Gennep erläutert die Entwicklung und den Zweck seines Theorems wie folgt:

„Ein veritables Heer von Ethnographen und Volkskundlern wies nach, daß man bei den meisten Völkern bei den verschiedensten Arten von Zeremonien auf identische Riten mit identischen Zielen stößt.

20 Röhrich (wie Anm. 16), S. 254.

Auf diese Weise wurden – anfänglich dank Bastian, dann dank Tylor und Richard Andrée – eine große Zahl von unilateralen Theorien zerstört. Heute liegt die Bedeutung dieser Richtung darin, daß sie mit der Zeit erlauben wird, kulturelle Zyklen und zivilisatorische Aeren zu bestimmen.

Der Zweck (des Rites de Passage-Schemas) ist völlig anderer Art. Es sind nicht die Riten in ihren Einzelheiten, die uns interessieren, sondern vielmehr ihre wesentliche Bedeutung und ihre relative Stellung, das heißt ihre *Sequenz* im Rahmen der Zeremonial-Komplexe. Daher ihre oft etwas lange Beschreibung, die aufzeigen soll, welchen Bezug aufeinander die Trennungs-Riten, die Riten der Zwischenstufe und die Aufnahme-Riten – und zwar sowohl die präliminären wie die definitiven – im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel haben. Ihre Stellung wechselt je nachdem, ob es sich um die Geburt oder den Tod, um die Initiation oder die Heirat usw. handelt, aber nur in Bezug auf das Detail. Ihre zweckbedingte Anordnung hingegen bleibt immer dieselbe, und hinter der Vielfalt der Formen steckt immer – bewußt ausgedrückt oder potentiell – derselbe Typus der Abfolge: das Schema der Übergangsriten."[21]

Richard M. Meyer, Professor zu Berlin, verfasste eine der beiden ersten deutschen Rezensionen bereits 1909 – also im Erscheinungsjahr – in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Er nimmt gleich zu Anfang eine spottende Haltung ein, wenn er anknüpfend an den Untertitel der „Rites de Passage", der mit Étude systématique den bekannten langen Titel beginnen lässt, anführt: „Das Hauptverdienst des gelehrten Werkes besteht in der Tat darin, dass es eine systematische Studie ist". Im Folgenden referiert er den Zyklusgedanken Van Genneps mit dem Dreier-Schritt der Riten und nennt die angeführten ethnografischen Beispiele „den Abschnitt, in dem V. G. am meisten zu selbständigen Ergebnissen gelangt".

In der Gesamtwürdigung kommt Meyer aber eher zu einer vernichtenden Kritik, deren Kernpunkte ich hier zitieren möchte: „Fragen

21 Van Gennep, Arnold: Die Übergangsriten. In: Schmitz, C. A. (Hg.): Religionsethnologie. Frankfurt am Main 1964, S. 374–389, hier S. 386–387. Deutsche Übersetzung von C. Bächlin, Basel, der S. 1–18 und 271–279 des französischen Originals.
Die bisher einzige deutsche Übersetzung, die der französischen Ausgabe von 1981 zu Grunde liegt, wurde erst 1986 publiziert: Van Gennep, Arnold: Übergangsriten (Les rites de passage). Mit einem Nachwort von Sylvia Schomburg-Scherff. Frankfurt am Main/New York 1986, 261 Seiten.

wir nun aber nach der prinzipiellen Bedeutung der Untersuchung, so möchten wir sie nicht allzu hoch anschlagen. Zunächst ist der Begriff des ‚kulturellen Zyklus' so schwankend wie der der Ritengruppe. Ist nicht fast jeder etwas umfänglichere Kultgebrauch leicht in drei Teile zu spalten? Der Priester nähert sich dem Altar, vollzieht das Opfer, bereitet das Mahl; ... Läßt sich in dieser Allgemeinheit der dreiteiligen Zeremonien wirklich noch etwas Spezifisches feststellen? Dem Verfasser wenigstens ist es nicht gelungen; denn die schließliche Aufnahme in irgend eine Gemeinschaft der Lebenden oder der Toten liegt ja in der Definition selbst eingeschlossen."[22] Und zur theoretischen Einordnung Van Genneps schließt Meyer seine vernichtende Kritik mit den Worten: „Der Verf. rechnet sich zu der neuen ‚dynamischen Schule' der folkloristischen Mythologen, die unbeseelte Kräfte von ‚Geistern' scheiden", und weiter „ohne dass ich hier darauf näher eingehen kann, ... das möchte ich doch gleich aussprechen: in der Überschätzung der Kultgebräuche sind sie sich jetzt fast alle gleich, ‚Animisten' oder ‚Dynamiker' – Ritualisten sind sie alle."[23]

Konrad Theodor Preuß, ein Berliner Völkerkundler und wissenschaftlicher Zeit- und Weggefährte Richard Thurnwalds, hat sich in einer dreiseitigen Besprechung in den Hessischen Blättern für Volkskunde ebenfalls mit den Rites de Passage auseinander gesetzt und kommt zu einer etwas anderen Gesamtbeurteilung, wenn er ausführt: „Zeremonien werden gewöhnlich durch die systematische Nebeneinanderstellung des Gleichartigen zu erklären gesucht ... Van Gennep dagegen fasst die Aufeinanderfolge von Gruppen der Riten ins Auge und kommt auf diese Weise dazu, gemeinsame Züge für ein ungeheures Gebiet von Zeremonienfolgen aufzustellen, wodurch auch auf die einzelnen Riten manches Licht fällt. Es ist eine glückliche und fruchtbare Idee, die z.T. unbedingten Beifall herausfordert, in manchen Anwendungen wenigstens zur Diskussion Anlass geben wird."[24]

Vorsichtige Bedenken äußert Preuß, „daß den Riten, abgesehen von dem Zweck der Trennung bzw. der Angliederung, kein spezifischer Inhalt zugewiesen wird. Van Gennep betont selbst, dass einige der Riten der in dem Buche besprochenen Arten auch eine selbstständ-

22 Meyer, Richard M.: Rezension in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1909, S. 464.

23 Meyer (wie Anm. 22), S. 464.

24 Preuß, Konrad Theodor: Rezension in: Hessische Blätter für Volkskunde (1909), S. 195.

dige Bedeutung haben, z.B. glücksbringend seien ... Nun kann es aber meines Erachtens gar keinem Zweifel unterliegen, dass nicht die Übergangsriten als solche – das heißt ohne Rücksicht auf die Sache, in die man dadurch eintritt – dominieren können, sondern dass besonders z.B. Riten der Altersklassen, Männerbünde usw die Fähigkeiten der Klasse, Genossenschaft usw. mitteilen sollen."[25] Ich sehe hier eine frühe sozialwissenschaftliche Argumentation, die viel später Van Genneps Theorie immer wieder zugeschrieben wurde.

Eine kurze Besprechung Eduard Hoffmann-Krayers findet sich ein Jahr später 1910 im Schweizerischen Archiv für Volkskunde[26]. Er attestiert dem „überaus belesenen und vielseitigen Verfasser" das Verdienst, „eine große Zahl von Volksbräuchen unter diesem neuen Gesichtspunkt (– den Übergangsriten) gruppiert und manchem davon eine ungeahnte Bedeutung verliehen zu haben". Hoffmann-Krayer schränkt dann mit mildem Spott ein wenig ein: „Hin und wieder will uns freilich diese Dreiteilung etwas gar subtil erscheinen, und gewiss lassen sich manche als Transitionsriten aufgefasste Bräuche auch anders erklären. Doch wir wollen dem Verf. daraus kein crimen machen: geht es doch jedem so, der von einer neuen – und in diesem Fall sicherlich auch fruchtbaren – Idee erfaßt ist."

Und Hoffmann-Krayer schließt mit einer Bemerkung, die auch heute wieder aktuell sein könnte: „Eines ist dem Referenten – der übrigens selbst an seine Brust schlagen muss – bei der Lektüre des anregenden Buches zum Bewusstsein gekommen: wir dürfen den Ausdruck ‚Ritus' nicht mehr in dem Umfange gebrauchen, wie es bis jetzt geschehen ist. ‚Ritus' ist eine gottesdienstliche Handlung oder deren Ausläufer, und über diesen Begriff gehen zahlreiche als ‚Riten' bezeichnete Volksbräuche hinaus. Vielleicht aber lässt sich eine einheitliche Bedeutung derselben überhaupt nicht aufbringen."[27]

Einen schönen Überblick über Van Genneps Aufnahme in der Schweiz und seine bis heute aufzuzeigenden Spuren hat Pierre Centlivres für eine der Van Gennep-Tagungen in Neuchâtel geschrieben,

25 Preuß (wie Anm. 24), S. 197.

26 Schweizerisches Archiv für Volkskunde 14 (1910), S. 311–312.

27 Ebenda, S. 312. Es scheint, dass die Debatte um die Verwendung des Ritual-Begriffs in der Volkskunde noch ebenso aktuell sein sollte, kann man doch gerade gegenwärtig einen oftmals sehr sorglosen Umgang mit ‚Ritual' feststellen. Einen sehr informativen Überblick über die verschiedenen fachspezifischen Zugänge zum Ritual-Begriff gibt Iwar Werlen: Ritual und Sprache: zum Verhältnis von Sprache und Handeln in Ritualen. Tübingen 1984, 411 Seiten; hier S. 21–89.

zuletzt deutsch veröffentlicht im Handbuch der Schweizerischen Volkskultur[28].

Ich darf noch einmal daran erinnern, dass es mir bei meinen heutigen Ausführungen darum geht, die Van Gennep-Rezeption in der zeitgenössischen deutschen Volkskunde nachzuzeichnen; die Resonanz und vor allem die Argumentation im Rahmen der französischen Volkskunde zu referieren erforderte eine zusätzliche Anstrengung[29]. Überdies sind hier die umfänglichen Arbeiten von Nicole Belmont zu nennen, die neben ihrem Standardwerk „Arnold Van Gennep. Créateur de l'ethnographie française" (Paris 1974) noch manche andere weiterführende Arbeit zu diesem großen Volkskundler veröffentlicht hat.

In der Folgezeit wurde das Konzept der Rites de Passage für jeden zu einem Pflichtzitat, der sich mit Sitte und Brauch befasste, und Van Gennep selber vermerkt nicht ohne Stolz 1943 im ersten Band des ‚Manuel de Folklore Français' in der ersten Fußnote zu dem Kapitel „Du berceau à la tombe": „Meine Theorie générale (der Rites de Passage), 1909 veröffentlicht, wurde ganz allgemein von den Ethnografen und Folkloristen angenommen:

Die englischen Wissenschaftler sagen transition rites oder transitional ceremonialism, die Deutschen Übergangsriten, -bräuche oder -sitten oder es ist üblich, den französischen Ausdruck zu verwenden oder eine Adaption wie passing-over rites. Seit 1909 sind zahlreiche ethnografische Veröffentlichungen erschienen, die diese Theorie bestärkten und neue Formen der Anwendung beitrugen."[30]

Einer von ihnen war Paul Sartori, der im Rahmen der ‚Handbücher zur Volkskunde', im Band Sitte und Brauch[31], den Abschnitt über die Hauptstufen des Menschendaseins, ‚Geburt und Kindheit' mit einer ausführlichen Referenz auf Van Genneps Theorie der Rites de Passage einleitete. Diese fast unglaublich erscheinende, schnelle Einarbeitung einer neuen, sicher in ihrer Zeit ganz und gar nicht einfachen

28 Centlivres, Pierre: Die Übergangsriten heute. In: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Zürich 1992, S. 223–232.

29 Vgl. weiterführend: Chiva, Isac: Wie die Ethnologie Frankreichs entstand. Versuch einer genealogischen Begründung. In: Chiva, Isac, Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde-Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt am Main/Paris 1987, S. 13–43; zu Van Gennep S. 29–32.

30 Van Gennep: Manuel (wie Anm. 8), S. 109 (Übersetzung A. C. B.).

31 Sartori, Paul: Handbücher zur Volkskunde: Sitte und Brauch, Bd. V. Leipzig 1910.

Theorie, dazu noch aus einer sprachlich und kulturell anderen volkskundlichen Welt, gibt zu denken und könnte eine weitere werkimmanente, wissenschaftsgeschichtliche Anstrengung auslösen: die Entstehung der großen Handbücher zur Volkskunde. Sartori stellt in seinem theoretischen Vorspann das Konzept auf knappen drei Seiten vor, und schon ein flüchtiges Weiterblättern lässt den weiteren Einbezug vermissen.

Damit scheint mir ein zentrales Schicksal der Van Gennepschen Thesen angedeutet, nämlich zu einem unverzichtbaren Bestandteil eines jeden Vorwortes geworden zu sein, mit dem eine Brauchveröffentlichung eingeleitet wurde. In keinem sorgfältigen Werk zum Brauch dürfte Van Gennep fehlen, aber ist die Theorie der Rites de Passage auch angewendet, weiterentwickelt worden?

Die anglo- und vor allem die amerikanische Sozialanthropologie hat Van Gennep und seine Thesen erstaunlich intensiv rezipiert und in der Ritualdebatte, z.B. Turner, auch weiterentwickelt. Diesem Forschungszusammenhang verdanken wir auch eine weitere Biografie Van Genneps, nämlich von Rosemary Zumwalt[32] von der University of California mit ihrem Aufsatz Arnold Van Gennep: The Hermit of Bourg-la-Reine. Mit dem Begriff Hermit als Eremit, greift die Autorin eine Charakterisierung von Georges Henri Rivière[33] auf, die er im Vorwort zu Ketty Van Genneps Biografie ihres Vaters gemacht hat: „Mit einem Gefühl, in das sich Bewunderung, Vertrautheit und Zuneigung mischten, ja sogar mit einem Gefühl der Beschämung, ihn trotz seiner überragenden Verdienste so zurückgesetzt zu sehen auf die bescheidene Situation, mit der er sich zufrieden geben musste, nannten wir ihn den Eremiten von Bourg-la-Reine."[34] Eindrücklicher lässt sich eine fachliche Vereinsamung kaum beschreiben.

In der deutschen Volkskunde, und diese Entwicklung kann ich nur ganz exemplarisch und kursorisch andeuten, findet man neben der immer wiederkehrenden Gleichsetzung der Übergangsriten mit Van Gennep und umgekehrt meist den wissenschaftshistorischen Beleg vor allem zur Begründung einer funktional und sozial orientierten

32 Zumwalt, Rosemary: Arnold Van Gennep: The Hermit of Bourg-la-Reine. In: American Anthropologist 84 (1982), S. 299–313.

33 Vgl. zur wissenschaftlichen Vita von Rivière auch die sehr interessante, jüngst erschienene Studie: Gorgus, Nina: Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières. Münster 1999, 301 Seiten.

34 Van Gennep, K(etty): Bibliographie (wie Anm. 13), S. 2 (Übersetzung A. C. B.).

Forschungsrichtung, z.B. auch bei Weber-Kellermann in ihrem Brauchbuch „Saure Wochen Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche“[35]. Zur Einschätzung von Van Gennep führt sie aus, dass er „bereits 1909 eine sozialwissenschaftlich bestimmte Brauchforschung entwickelt (habe), die jedoch in Deutschland lange Zeit unbeachtet und unübersetzt blieb ... Die rechtzeitige Beachtung dieses außerordentlich tiefgründigen Werkes hätte der deutschen Volkskunde von großem Nutzen sein können“.[36]

Damit hat sie trotz der von mir angeführten Beispiele, vor allem Sartori, dennoch Recht, denn überzeugend immanent gearbeitet mit dem Theorem der Passageriten wurde trotz allem nicht, auch nicht von ihr.

Andere Autoren lassen kein heiles Haar an diesem Konzept – etwa Martin Scharfe, der anlässlich seines Vortrages „Kindheit à Dieu. Zur Geschichte der Konfirmation“ auf dem Bremer Volkskunde-Kongress zur Kinderkultur in nicht viel mehr als einer Fußnote gegen den unhistorischen Ansatz dieser Theorie polemisierte: Er geißelte die Übergangsriten als „Analphabetenausdruck, der gar nichts erklärt und nur drei flüssige Worte parat hat für etwas, was wir ohnehin wissen“[37]

Zuletzt hat sich Christel Köhle-Hezinger in ihrer Marburger Antrittsvorlesung „Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge in der Gegenwart“ (1995)[38] intensiv mit der kulturellen Bedeutung des Übergangs befasst und hierbei auch die wichtigsten volkskundlichen Auseinandersetzungen mit dem Rites de Passage-Konzept rezipiert. Sie konstatiert, dass bei einer Verwendung des Übergangsbegriffs zur Beschreibung und Analyse gegenwärtiger Kultur über die inzwischen übliche Verengung auf Lebenszyklus und Adoleszenz hinausgegangen werden müsse. Im weiteren setzt sie sich mit den Ritualtheorien Goffmans, Turners, auch Soeffners auseinander, referiert jüngere Modifizierungsversuche zum Übergangsmodell Van Genneps, etwa Ueli Gyr in seinem Buch über Welschlandaufenthalte

35 Weber-Kellermann, Ingeborg: Saure Wochen Frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München–Luzern 1985.

36 Weber-Kellermann (wie Anm. 35), S. 12–13.

37 Scharfe, Martin: Kindheit à Dieu. In: Kinderkultur, 25. Deutscher Volkskundekongreß in Bremen vom 7.–12. Oktober 1985. Bremen 1987, S. 171–182; hier S. 179.

38 Köhle-Hezinger, Christel: Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge. In: Zeitschrift für Volkskunde 92 (1996), S. 1–19.

oder Katharina Steffens Studie „Übergangsrituale einer automobilen Gesellschaft" Frankfurt am Main (1990).

Was bleibt also von Arnold Van Gennep und seiner Theorie der Rites de Passage?

Ist er noch zu retten? Betrachtet man, dass die Übergänge im Lebenszyklus und besonders die Stufen der kulturellen Sozialisation immer stärker zum zentralen, wenn nicht zum einzigen Anwendungsbereich des Passage-Konzepts geworden sind und bedenkt man weiter, auf eine Altersgruppe, eine soziale Gruppe bezogen, wie unterschiedlich sich dagegen die sozialen Lebensabläufe und -entwürfe entwickeln, so wird es immer unwahrscheinlicher, dass dieses Konzept einer Kulturanalyse noch dienlich sein kann. Man könnte es also getrost verwerfen?

Nähern wir uns der Frage noch einmal mit dem Begriff des Übergangs, wie er anfangs von mir vorgestellt wurde.

Die Lebensbereiche, die Van Gennep mit den Übergängen bezeichnet hatte, existieren auch heute noch. Es sind nur Übergänge in neue Teil-Welten geworden, ein Teil verbleibt noch im alten Lebensbereich, etwa der Kindheit, der andere geht über in die Schulphase usw. Die Van Gennep'sche Dreiheit von Trennung, Übergang und Aufnahme ist nicht mehr total, nicht mehr eindeutig, keine Reise ohne Wiederkehr, kein vollständiger Eintritt in eine in sich geschlossene Sphäre.

Weitet man nun das Modell über seine unbeabsichtigte (?) Einengung auf den Lebenszyklus aus, etwa auch auf die anlassbezogenen Bräuche, Jahrhundertfeiern, Hessentage, Kirmes und Kirchentage, so käme das zum Tragen, was ich eingangs als banale, aber ebenso reale Tatsache bezeichnet habe: Nichts beginnt ohne einen Vorlauf und nichts endet ohne eine Folge. Hieraus wären methodische Konsequenzen zu ziehen.

In meinen Ausführungen habe ich mehrerlei zu verbinden gesucht: Der bevorstehende Jahrhundertwechsel, der Übergang in ein neues Jahrhundert nötigt auch uns Volkskundler zur Reflexion, zur Recherche und zur Dokumentation.

Für die Reflexion hält unser theoretisches Instrumentarium den Begriff der Übergangsriten, -bräuche oder -zeremonien bereit.

Für dieses Theorem steht in der Wissenschaftsgeschichte Arnold Van Gennep. Dessen Leben und vor allem die Wirkungsgeschichte seiner Theorie der Rites de Passage in der frühen zeitgenössischen deutschen Volkskunde sind nur wenig bekannt.

Es musste festgestellt werden, dass es bisher nicht überzeugend gelungen ist, mit dem Konzept der Übergangsriten Phänomene der gegenwärtigen komplexen Gesellschaften zu erklären.

Dennoch, Übergänge sind keine Fiktion, es gibt sie und sie haben relevante Funktionen im Kulturprozess. Es sind aber teilweise andere geworden als die, mit denen sich Van Gennep beschäftigt hat.

In ihrem Résumé „Übergänge als Dauer" stellt Köhle-Hezinger die These auf, „die Übergänge haben zugenommen, sie sind jedoch weniger eindeutig geregelt"[39]. Die zunehmende Unfähigkeit, Willkommen und Abschied zu leben, das Nicht-Abschied-nehmen-Können – ebenso wie das bei ihr unausgesprochene Nicht-Willkommenheißen-Können – sind verstärkt zu beobachten, weil Anfang und Ende als unverrückbare Fixpunkte – etwa im Brauch – zunehmend vermieden werden.

Die Übergänge haben zugenommen, sie sind jedoch weniger eindeutig geregelt. Es sind nur Übergänge in neue Teilwelten geworden. So wird es auch mit unserem Jahrtausendübergang. Einige Bereiche unserer Lebenswelt gehen in das neue Zeitalter über, andere verbleiben noch im jetzigen, wieder andere verharren noch im vorletzten Jahrhundert.

Andreas C. Bimmer, From Transition to Transition: Can One Still Save Van Gennep?

The French folklorist Arnold Van Gennep and his well-known work "Rites de Passage" (1909) is at the heart of this essay. But the focus here is on the reception of his work in contemporary, German-speaking folklore circles, an aspect of intellectual history that has thus far not received much attention. Light is thrown on the biography of the ethnologist in the hopes of dispelling a little of the received view of Van Gennep that only notes his "Rites de Passage" (and vice versa). The discussion here is embedded in the transition concept, exemplified in the passage from one century and millennium to the next, from 1999 to 2000, which is seen as a task for customs research.

39 Köhle-Hezinger (wie Anm. 38), S. 15 f.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 37–54*

Jonas, „Prophet" wider seinen Willen, ruht aus unter einer Rizinus-Staude

Zur Wandmalerei in der „Alten Apotheke" in Olimje bei Podčetrtek (ehemals Windisch-Landsberg) in der historischen Untersteiermark

Leopold Kretzenbacher

Unter einem Turm beim barocken Paulinerkloster zu Olimje bei Podčetrtek (ehem. Windisch-Landsberg), slowen. Untersteiermark, Štajerska, befindet sich eine einzigartige „Alte Apotheke". Wände und Gewölbe wurden 1780 von Anton Joseph Lerchinger mit Fresken geschmückt. Sie zeigen große Ärzte der Antike und des Nach-Mittelalters sowie Szenen aus der Heilsgeschichte, darunter den Schlußakt des Buches Jonas 4,1–11. Jonas wird in der tobenden See von einem „Walfisch" geschluckt, am dritten Tag wieder ausgespien, geht nach Ninive und baut sich eine schattenspendende Hütte. Über Nacht schickt Gott einen Wurm und läßt die „Kürbishütte" verdorren. Diese seit dem frühen Christentum geläufige Bildszene gibt der Namens- wie der Bildgeschichte und damit der Vergleichenden Volkskunde Erkenntnisse und neue Fragen.

Erst in den frühen 80er Jahren war ich auf einer Wanderfahrt nach Olimje gekommen. Da gab es nur wenig für mich erreichbare deutsche oder slowenische Literatur[1] über das heute so herrlich restaurierte Klostergebäude. Es war zwischen 1680 und 1690 dem ursprünglich ungarischen Orden der Pauliner-Eremiten[2] anvertraut gewesen. Unter

1 Vgl. (in Auswahl): Zadnikar, Marijan: Spomeniki cerkvene arhitekture in umetnosti. Band II. Celje 1975, S. 55–101, 5 Abb.; Krašovec, Mirko: Olimje včeraj in danes. (Ponatis in dopolnitev). Podčetrtek 1987, 4 Farbaufnahmen, 1 Grundriß, 1 Kupferstich von G. M. Vischer 1681 aus seiner *Topographia Ducatus Stiriae*, Blatt: *Closter WOLIMIA S. Pauliprimi Eremitae Ordinis;* Rinner, Hermann: Olimje. Neues Kloster in alten Gemäuern (Sendbote des hl. Antonius). Padua 1991, Nr. 3, S. 38–40, 4 Farbbilder; Predin, Štefan: Olimska lekarna, biser Slovenije. Verlag Mariborske lekarne, 1995. – Dazu: Krajevno leksikon Slovenije, III. Band, Ljubljana 1976, S. 390.

2 Zu den Paulinern *(Ordo Fratrum S. Pauli Primi Eremitae)*, gegründet um 1250 durch den sel. Eusebius, Domkapitular zu Gran (Estergom, Ungarn), vgl.: Lexi-

Kaiser Joseph II. (1741–1790) war es wie sein kroatisches Stammkloster zu Lepoglava aufgehoben worden. Damit hatte auch die wegen ihrer 1780 entstandenen Wand- und Decken-Malereien so außerordentlich geschätzte „Alte Apotheke" (slowen. *Stara lekarna)* ihren eigentlichen Wert verloren. Sie war als Gewölbe unter einem an den Kirchenbau angefügten Rundturm zu ebener Erde als Weinkeller verwendet worden. Heute bietet sie sich, von den Minoriten betreut, nach gründlicher Restaurierung vor allem aus medizingeschichtlich-kulturhistorischen Gründen als lohnendes Wanderziel im slowenischen Landesteil der Štajerska als *biser Slovenije* (Edelstein Sloweniens) an.

Mir geht es hier um ein besonderes Fresko (Abb. 1); um jenes, auf dem ein alter Mann, Jonas, „Prophet" wider seinen Willen[3], unter einem, lange Zeit rätselhaft und umstritten, jedenfalls „schattenspendenden" Gewächs, sein Haupt in die Linke geschmiegt, offenkundig schläft. Zu seinen Füßen das Bild einer befestigten Stadt. Sie kann nach biblischem Bericht (Jonas 3,1–10; 4,1–11) nur die „sündige" Stadt Ninive am oberen Tigris sein. Das „Buch Jona", zwischen 400 und 200 v. Chr. entstanden, ist kein historisch ausdeutbares, sondern ein vor allem theologisches Werk, auch wenn es unter die *XII prophetae* eingereiht und später auch von der Kirche als eine „kanonisch" anerkannte Schrift geführt wird[4].

kon für Theologie und Kirche (LThK), 2. Auflage, Band VIII, Freiburg i.Br. 1963, Sp. 206 f. (K. Juhasz).

3 Zum Buche „Jonas" vgl. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Die Bibel. Gesamtausgabe Stuttgart–Klosterneuburg 1988, S. 1038–1041; dazu: Theologische Realenzyklopädie (TRE), Band XVII, Berlin–New York 1988, S. 229–234 (Hans-Jürgen Zobel). Die Beurteilungen gehen unter den Theologen sehr weit auseinander. Das Buch „Jona", vermutlich, aber nicht gesichert, wird zu den Schriften der sogen. „Zwölf Propheten" gezählt und dem 8. Jahrhundert vor Christus zugerechnet. Meist, aber beileibe nicht immer, wird es angesehen als „eine Legende, eine Erzählung im Stil des Midrasch" (d.h. der Auslegungen des Alten Testaments nach den Regeln der jüdischen Schriftgelehrten); ein „historisch-biographisches Interesse" habe den Autor nicht geleitet (TRE XVII, 1988, S. 231 f.). Dazu: Calvocoressi, Peter: Who's who in der Bibel. Deutsche Ausgabe: dtv, 6. Auflage, München 1996, S. 138 f. Nach ihm und der Theologenmeinung bietet das Buch Jona eine Mischung aus Parabel und Wundermärchen, zu bezeugen, daß man „Gott nicht entfliehen kann".

4 Zu bereits früh bezeugten Bilddarstellungen (Sarkophag-Reliefs im späteren 3. Jahrhundert n. Ch., Mosaik-Flächen auf Kirchen-Fußböden usw.) vgl. Lexikon der christlichen Ikonographie (LCI), Band II, Sonderausgabe, Freiburg i.Br. 1994, Sp. 414–421 (J. Paul) und ebenda, Band VII, Sp. 199.

Abb. 1: Jonas unter dem „Wunderbaum" vor Ninive (Jonas 4,5–9).
Fresko von Anton Joseph Lerchinger 1780 zu Olimje.
Aufnahme: Prof. Dr. Elfriede Grabner, Graz

Unglücklich über den „Mißerfolg" seiner ihm von Gott aufgetragenen Predigten zur Rettung der „sündigen" Stadt Ninive war Jonas zunächst nach Tharis und Joppe (heute Jaffa) und dort auf ein Schiff geflüchtet. Während Jonas schläft, erhebt sich ein furchtbarer Seesturm. Die Mannschaft glaubt, sofort ein „Opfer" darbringen zu müssen. Das Los fällt auf Jonas. Man wirft ihn ins tobende Meer. Der Sturm legt sich sofort. Jonas aber wird von einem „Walfisch" verschluckt. Nach der *Septuaginta*, der griechischen Übersetzung des hebräischen Alten Testamentes τὸ κῆτος *(to keetos)*, speit dieses Meeresungeheuer den Jonas nach drei Tagen und drei Nächten wieder aus. Der schwimmt an Land. So wird Jonas schon im Mittelalter zu einer *praefiguratio Christi* für Grabesruhe und Auferstehung Jesu genommen.[5] Tief enttäuscht kehrt Jonas sterbensmüde an den nördlichen Stadtrand von Ninive zurück. Dort erbaut er sich aus einem schnellwachsenden Gewächs eine „schattenspendende Hütte" (Jonas 4,5f.). Nach der Septuaginta (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr.), der griechischen Übersetzung des hebräischen Alten Testaments, ist es eine σκηνή *(skeenee)*, in deren Schatten er ausruht und schläft: „Er machte sich dort ein Laubdach und setzte sich in seinen Schatten, abzuwarten, was mit der Stadt geschah." Dieses griechische σκηνή wird von Jonas nach der Septuaginta wieder mit κολοκύνθης *(kolokynthees)* als etwas Schnellwachsendem zum grünen Schattendach errichtet (Jonas 4,6). Es heißt: „... Da ließ Gott der Herr einen Rizinusstrauch über Jona emporwachsen, der seinem Kopf Schatten geben und seinen Ärger vertreiben sollten ..."[6] Hier aber beginnen die sprachlich-sachlichen Schwierigkeiten, die sich bis in die Bilddarstellungen des Jonas-Lebens nach seinem Freikommen aus dem Bauche des Meeresungeheuers „Wal-Fisch" ergeben sollten.

Das Wort κολοκύνθης *(kolokynthees)* wählten jene 70 oder 72 (was eben nur heißt „viele, zahlreiche") Gelehrten, die der ägyptische Pharao Ptolemaios II. (Regierungsantritt 285 v. Chr.), der die Übersetzung der Heiligen Schriften des Judentums aus dem Hebräischen in die damalige Weltsprache Griechisch veranlaßt hatte[7], für das

5 Dazu besonders LCI, Band II, Sp. 419 f.: Klosterneuburger Altar des Nikolaus von Verdun, anno 1181; Abb. III/11 bei Röhrig, Floridus: Der Verduner Altar, Wien 1955, 5. Aufl. 1979, *Jonas in ventre ceti.* „Auferstehung" als *praefiguratio* auf einem Tragaltar zu Brüssel, um 1150.

6 Nach der deutschen Einheitsübersetzung 1988 (wie Anm. 3), S. 1140 f.

7 Zur Entstehung der *Septuaginta* vgl. Pauly, Wissowa, Kroll, Witte: Real-Enzy-

hebräische *qîqâjôn*[8]. Das aber bleibt letztlich unsicher wie die Übersetzung mit κολοκύνθης und dem entsprechend also mit „Kürbis" und der im 4. Jahrhundert n. Chr. des Griechischen ins Latein der sogenannten *Vulgata*, der „Verbreiteten", mit *umbraculum*, „Schattendach" für die *hedera*, d.h. „Efeu" für den „Kürbis" κολοκύνθης: „*Et praeparavit Dominus hederam, ... ut esset umbra super caput* [des Jonas] ...": „Da ließ Gott der Herr einen Rizinus-Strauch über Jonas empor wachsen, der seinem Kopf Schatten geben sollte ..."

Das erscheint wie ein völliges Durcheinander der Übersetzungsschwierigkeiten zwischen dem Hebräischen, dem Griechischen, dem Latein und schließlich für uns dem Deutschen.[9]

Über diese Übersetzungsschwierigkeiten war sich auch Hieronymus (um 350–420), der die griechische *Septuaginta* in die lateinische *Vulgata* übertrug, im klaren. Er war sich dabei der großen Schwierigkeiten sehr wohl bewußt.[10] Sein wegen dieser Schwierigkeiten schärfster Gegner war (Tyrannius) Rufinus von Aquileia (um 345–410), der – als ehemaliger Freund und Mitarbeiter des Hieronymus von diesem wegen des Rufinus Eintreten für Origenes (um 185–254), den Geächteten (Nicäa 325) und Gefolterten – sich bemüßigt gesehen hatte, Rufinus in Rom anzuschwärzen. Doch Rufinus wehrte sich in einer Verteidigungs- und Beschwerdeschrift gegen Hieronymus beim Papst Anastasius I. (P. M. 399–401) in der *Apolo-*

klopädie der classischen Altertumswissenschaft. 2. Reihe, 4. Halbband, Stuttgart 1923, Sp. 1586–1621 (Hautsch).

8 Ahrens, K.: Was ist *qîqâjôn* Jona 4,6,7? In: Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete IV, Leipzig 1926, S. 256; Hehn, V.: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. 4. Auflage, Berlin 1883, besonders S. 252–260 *(Cucurbitaceae)* et passim.

9 Es wird aber noch schwieriger. Denn neben κολοκύνθης *(kolokynthees)* für den „Rundkürbis" (lat. *cucurbita)* wird gelegentlich – auch verwechselnd! – σικύα *(sikýa)* auch noch κῖκι, κῖκι *(kîki, kîki)* gebraucht für den „Wunderbaum" *ricinus*. Für den ist sonst der Name κρότων *(krotoon)* üblich. Aus dieser Frucht wird ein abführendes Öl gepreßt. Der Name begegnet in den Übersetzungs-Handschriften zumal älterer Versionen. So z.B. findet sich gelegentlich auch das Wort κισσός *(kissos)*, auch κιττός *(kittos)*, für den „Efeu", der im Altgriechischen dem Bakchos, dem Apollon und den Musen „heilig" war. Vgl. Ziegler, J.: *Duodecim prophetae.* (Septuaginta, Vetus Testamentum Graecum), Band II. Göttingen 1943, S. 251. Man hielt später *hedera* für die „richtige" Übersetzung dieses *qîqâjôn* ins Lateinische.

10 Sein Brief 112,22 im *Corpus scriptorum ecclesiasticarum latinorum* 55,392; (Hilberg).

Abb. 2: Jonas (als alter Mann) im „Schatten der Kürbis-Hütte" (nach Jona 4,5–8) vor Ninive. Titelholzschnitt zur „Jona"-Übersetzung M. Luthers von Lukas Cranach 1526. Abb. bei Schramm, Albert: Luther und die Bibel. Band I: Die Illustration der Luther-Bibel 1923, S. 183.

gia ad Anastasium. Dabei geht Rufinus gerade auch auf die Übersetzungs-„Mängel" des Hieronymus in der Fragwürdigkeit der lateinischen Wortwahl für jenes hebräische *qîqâjôn* scharf ein: „... *postquam sensuit mundus et perurgentur cuncta ad finem, scribamus etiam in sepulcris veterum ut sciant et ipsi qui hic aliter legerant, quia Jonas non habuit umbram cucurbitae sed hederae, et iterum cum voluerit legislator* [hier ist Hieronymus gemeint] *nec hederae sed alterius virgulti.*"[11]

Es erscheint uns heute sogar verwunderlich, warum man bei so frühen „Zweifeln" im Sprachlichen (und damit auch im Bildgestalten, von dem noch die Rede sein wird) am lateinischen *cucurbita* –

11 Migne, *Patrologiae latinae* Band 21, col. 614.

„Kürbis" oder allenfalls noch *hedera (helix)* – Efeu festgehalten hat und sich nicht früher um Fragen eines *alter virgultum*, eines „anderen Gewächses", gekümmert hat. In Königsberg gar bis ins Jahr 1641 mit jener Liedersammlung „Musicalische Kürbs Hütte" von Heinrich Albert samt ihrem Titel-Kupferstich mit dem baumgroßen *virgultum* und der Vielzahl der dicken, etwas länglich eiförmigen Kürbisse dran.[12]

Wir würden das bei uns am ehesten „Zierkürbisse" nennen. Auch dafür gilt ja die übliche botanische Bezeichnung *cucurbita*, von der als Pflanzengattung rund 25 Arten bestehen. Dies im Unterschied zu dem bei Rufinus von Aquileia auch genannten (gewöhnlichen) europäischen „Efeu" *(hedera helix)*. Die Efeu-Gewächse *(Araliaceae)* sind Doldenblütler. Sie wachsen als Bäume und Sträucher, seltener als Kräuter, bekannt als immergrünes Holzgewächs, das mit Haftwurzeln klettert. Die traubengleich gestellten Früchte in Dolden, schwarz und kugelig, reifen erst im Folgejahr. Da gibt es keine Ähnlichkeit mit jenem, was wir „Kürbis" nennen und die Übersetzer der *Septuaginta* gemeint hatten. So erscheint der Vorwurf des Rufinus gegen Hieronymus, dessen *Vulgata* übrigens erst auf dem Konzil von Trient (1545–1563) im Jahre 1546 von der restaurierten Rom-Kirche als alleinig maßgebende Fassung erklärt wurde, nicht unberechtigt, wenn es in ihr heißt für Jona 4,6: „*Et prae paravit Dominus hederam, et ascendit super caput Jonae, ut esset umbra super caput ejus, et protegerat eum; ... et laetatus est Jonas super hedera laetitia magna ...*"

Immerhin machte sich auch Martin Luther (1483–1546) als Bibelübersetzer ins Deutsche aus dem Lateinischen, selten mit Rückgriffen auf das Griechische oder das Hebräische, seine Gedanken zu unserer Jonas-Stelle. In den Jahren 1532 und 1545 und deren Bibelrevisionen hat Luther sich für „Kürbis" entschieden: „*Der HERR aber verschaffte einen Kürbis ... Vnd Jona frewet sich seer vber dem Kürbis.*" Jedoch in der Erstfassung (1526) hatte auch Luther nicht gewußt, was

12 Eine SW-Abbildung bei Kretzenbacher, Leopold: Zur „Kürbishütte" in Alt-Königsberg. (= Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, hg. von Ulrich Tolksdorf †, Band 26, Marburg (a.d. Lahn) 1983, S, 61–78, auf. S. 62; Schöne, Albrecht: Kürbishütte und Königsberg. Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte. Am Beispiel Simon Dach. München 1975. Diese vorzügliche Interpretation der Gedichte des Kreises um die Alt-Königsberger „Kürbishütte" erhielt in der 2. Auflage von 1982, S. 18–21, Bemerkungen zur Namensfrage zwischen hebr. *qîqâjôn* und dem *Ricinus communis L.*, deutsch 1691 von Kaspar Stieler, „Kürbishütte/*cucurbitatium*".

er für das hebräische *qîqâjôn* nehmen sollte. Er griff zum recht unbestimmten Ausdruck *eyne wilde rueben; die wilden rube.*[13] Ulrich Zwingli (1484–1531) hat sich wohl als Erster aus seinen eben auch in der Freundschaft mit Erasmus von Rotterdam (1466–1536) gewachsenen Sprachkenntnissen für die Übersetzung des hebräischen *qîqâjôn* mit dem lateinischen Pflanzennamen *ricinus* entschieden. Seine „Zürcher Bibel" von 1529 und ihre Neu-Übersetzungen in den Jahren von 1907 bis 1931 behielten den Namen *Rizinus* aus der Gattung der Wolfsmilchgewächse bei bis in die vorerst m.W. letzte Ausgabe der auf Zwinglis Reformation zurückgehenden Wortwahl in der „Züricher Bibel"-Ausgabe von 1955: *„Und Gott der Herr entbot einen Rizinus; der wuchs über Jonas empor, um seinem Haupte Schatten zu geben und ihm so seinen Unmut zu nehmen. Ueber diesen Rizinus freute sich Jona sehr.*"[14] Die „Einheitsübersetzung" der Bibel für Katholiken und Protestanten (Evangelische Kirche), katholischerseits als Text bereits 1978 approbiert, hat lediglich das Wort „Rizinus" sozusagen spezifiziert auf „Rizinusstrauch".

Etwas anders – und von ihm aus gesehen „klüger" in der allgemeinen Ratlosigkeit gegenüber dem hebräischen *qîqâjôn* und auch von M. Luthers „Wilder Rübe" und „Kürbis" nicht so recht befriedigt – verfuhr der slowenische protestantische Theologe Jurij Dalmatin (um 1547–1589) in seiner im Slowenischen des Reformationszeitalters 1584 zu Wittenberg gedruckten *Biblia ... Slovenski tolmazhena.*[15] Er plagte sich da mit der auch ihm nicht entgangenen Ratlosigkeit der Übersetzer und wählte den ihm das „Schattenspendende" am ehesten auszudrücken vermögenden Begriff „Busch, Buschen". Das nahm er als geläufiges Lehnwort aus dem Deutschen und setzte es kurzerhand auch gleich so als *busha*[16] in seine Slowenen-Reformations-Bibel.

13 Erster Abdruck der „im Auftrage der Eisenacher evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel" (sogenannte „Probebibel"), Halle a.d. Saale 1885, S. 890 f.; Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe: Die Deutsche Bibel, 11. Band, 2. Hälfte. Weimar 1960, S. 267 f. der Bibel von 1545.

14 Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments, Zürich, Verlag der Zwingli-Bibel 1966, S. 911.

15 Dalmatin, Jurij: *BIBLIA, / TV IE, VSE- / TV PISMV, STARIGA / inu Noviga Testamenta, Slo-/venski tolmazhena / skusi / IVRIA DALMATINA. / Bibel, das ist, die gan-/tze heilige Schrifft, windisch. / Gedruckt in der Churfürstlichen / Sächsischen Stadt Wittemberg, / durch Hanns Kraffts Erben./ ANNO M.D. LXXXIIII.* Neudruck: München 1968, Reihe: Geschichte, Kultur und Geistesleben der Slowenen, Band III.

16 Jona 4,6 (Nachdruck 1968) 116: *GOSPVD Gog pak je pèrpravil eno Buzho, ta*

Doch von hier aus dauerte es noch fast ein halbes Jahrtausend bis sich die größte Sprachgemeinschaft Europas in einer vor allem für Katholiken und Protestanten fortan geltenden „Deutschen Einheitsübersetzung der Bibel" 1980 entschloß, das rätselhafte Gewächs, das Jonas zu einer schattenspendenden „Hütte" (*umbraculum* heißt es in einer noch 1835 zu Innsbruck gedruckten *Vulgata*-Ausgabe[17]) aufwachsen hatte lassen, um sich darunter zu setzen oder zu legen, nicht mehr *qîqâjôn*, κολοκύνθης u.ä. *cucurbita* als „Kürbis" oder *hedera* gar „Efeu" zu benennen. Man will von 1980 an einheitlich den Pflanzennamen *ricinus* (Rizinus). Das wird aber, auch über Anton Joseph Lerchinger (um 1720 bis nach 1787)[18] und seine Wandmalereien 1780 zu Olimje mit dem früchte- und blätterschweren Baum für Jonas hinaus, in einer fast über 1500 Jahre zu verfolgenden Bilder-Dokumentation im westlichen Christentum sichtbar.

Es beginnt für unsere (bewußt eingeschränkte) Schau anders als es Jonas mit seiner Rückkehrflucht in den ruhespendenden Schatten

je srasla zhes Jona ... Jona se silnu vesseli te buzha ..., bis eben jener Wurm (lat. *vermis*, alt-slowen. *zhèrva*, neu-slowen. *črv)* kam und diesen „Buschen" auf Gottes Geheiß und zum *vanitas*-Zeichen vernichtete beim Streitgespräch Gottes mit dem lebensmüde „geflüchteten Propheten" Jona nahe der „sündigen" Stadt Ninive.

Leider ist dieser slowenischen *Biblia* von Wittemberg 1584 an dieser Jonas-Stelle kein Kupferstich oder Holzschnitt als Illustration beigegeben. – Zur erstaunlichen Vielzahl der slawischen, zumal auch der slowenischen Bibel-Übersetzungen vgl. das Sammelwerk „Zur Sechzigjahrfeier der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste 1938–1998": Interpretation of the Bible, Ljubljana–Sheffield 1998, Teil II, Slavonic and other Translations of the Bible, S. 603–1849. Zur m.W. jüngsten Studie über eine Illustration des reichen Bildgegenstandes vgl. Kretzenbacher, Leopold: Zum Holzschnitt einer alttestamentlichen Totenbeschwörung in der slowenischen Biblia des protestantischen Theologen Jurij Dalmatin, gedruckt zu Wittenberg 1584. (≈ Südost-Forschungen. Internationale Zeitschrift für Geschichte, Kultur und Landeskunde Südosteuropas, Band 57). München 1998, S. 73–93, 5 Abb.

17 Bernhard Galura (Fürstbischof von Brixen), *Biblia sacra vulgatae editionis, Sixti V. et Clementis VIII. Pont. Max. auctoritate recognita ...* (mithin also der Päpste Sixtus V., P.M. 1585–1590 und Clemens VIII., P.M. 1592–1605, der Zeit nach dem Reform-Konzil zu Trient, 1545–1563). Der entsprechende Text lautet hier (Jonas 4,6): *Et praeparavit Dominus Deus hederam, et ascendit super caput Jonae, ut esset umbra ... et laetatus est Jonas super hedera laetitia magna.* Band II. Innsbruck (Oeniponti) 1835, S. 379.

18 Cevc, Anica: Anton Lerchinger. (Zbornik za umetnostno zgodovino). Neue Reihe, Band 5/6. Ljubljana 1959, S. 477–488; dieselbe: Stichwort A. J. Lerchinger. In: Enciklopedija Slovenije, Band VI, Ljubljana 1992, S. 134 f.

nach dem alttestamentlichen Bibeltext (Jonas 4,6) gemeint hatte. Zunächst begegnet es mit der Darstellung frühchristlicher Sehnsucht nach „Ruhe in Gott", für die Verstorbenen, nach dem „Ungestörtsein", ohne auf die *vanitas*, die Vergänglichkeit alles Irdischen, zu vergessen. Ihr steht nur die „Ruhe in Gott", nicht das Streitgespräch mit Ihm (Jonas 4,9–10) gegenüber.[19]

Die m.W. ältesten dieser Darstellungen als Steinreliefs an Sarkophagen meist der 2. Hälfte oder des Endes des 3. Jahrhunderts n. Chr. zeigen als kennzeichnenden Ausdruck dieser Grabkunst Jonas zumeist, wie er nackt in seiner „Kürbis-Laube" beziehungsweise unterm schattenspendenden „Wunderbaum"[20] ausruht in einer von manchen Kunsthistorikern als „bukolisch" empfundenen Umgebung.

Neben der Fülle von Steinreliefs der Grabkunst im weiten Süden Italiens begegnet das Jonas-Thema erstaunlich oft als Beispiel für den „Prediger-Propheten" auf Kanzeln in Kalabrien, Apulien, Sizilien.[21] Dazu treten auch Zeugnisse der – deutlich von der Schriftüberlieferung im Bereich von Byzanz beeinflußten – Malerei unseres Themas. Solch ein Beispiel bietet eine Malerei (75 x 110 cm) „Jonas unter dem Rizinus" im Coemeterium Majus zu

19 Vgl. (in Auswahl): Kretzenbacher (wie Anm. 12), Abbildungen 3–5; Engemann, J.: Untersuchungen zur Sepulkralsymbolik der späteren Kaiserzeit. Teil IV: Zur Ikonographie und Chronologie christlicher Sarkophage bis zur Zeit Konstantins. A. Das Jonasbild der Sarkophage des ausgehenden dritten Jahrhunderts, I. Die Jonasruhe als Hoffnungsbild des Verstorbenen. (= Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 2). Stuttgart 1973, S. 70–76 und Bildtafeln 29–38 und 56. Gerke, Friedrich: Die christlichen Sarkophage der vorkonstantinischen Zeit. (= Studien zur antiken Kunstgeschichte, Band 11). Berlin 1940. – Mit besonderem Dank für Hinweis und Ablichtungen durch meine ehemalige Hörerin und seit Jahrzehnten Kollegin Frau Univ.-Prof. Dr. Elfriede Grabner, Graz, sei hier auf dieses großartig farb- und s/w illustrierte Werk verwiesen: Willemsen, Carl Arnold: Das Rätsel von Otranto. Das Fußbodenmosaik der Kathedrale. Eine Bestandsaufnahme. Hg. (nach dem Tode von C. A. Willemsen 1986) von Magnus Ditsche und Raymund Kottje. Sigmaringen 1992, bes. S. 77 und 140 mit breiter Literatur in den Anmerkungen 131–133 und Abb. 53 et passim.

20 Gewiß ist das „Bukolische" auf den Steinreliefen der antiken Sarkophage, wenn dabei Hirten, Schafe und Widder die Landschaft beleben, etwas „Modisches". Es ist – so hat es den Anschein – von den Steinmetzen bewußt auf städtische Idyllen-Wunschbilder gezielt als bildgestaltete Hinweise auf den erhofften Jenseitsfrieden der in diesen Sarkophagen Beigesetzten. Vgl. dazu bei J. Engemann (wie Anm. 19) die Tafeln 30b, 32a, 33c, 34b, 35c, 36c und d, 38c und S. 73 f.

21 Dies auch weiter nördlich in den Abruzzen wie in Campanien. Vgl. C. A. Willemsen (wie Anm. 19), S. 79 und Anm. 143 f.

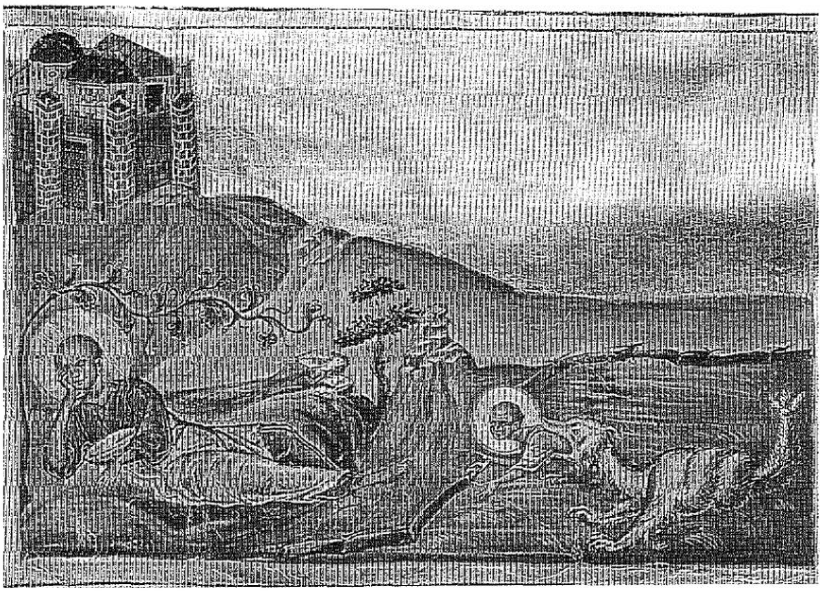


Abb. 3: Jonas entkommt dem Meeresungeheuer (κῆτος, *keetos)* und ruht auf dem Simultanbild der byzantinisch begründeten Buchmalerei, im 10. Jahrhundert, schon am Land vor Ninive unter einem „Wunderbaum".
Quelle: Der Prophet Jonas. Menologion des Kaisers Basileios II. Bibliotheca Vaticana Rom, Mscr. Graecum 1613, fol 59^{v} Abb. bei Wilhelm Nyssen, Frühchristliches Byzanz. Trier, 5. Aufl. 1978, Tafel 9, S. 79.

Rom aus dem 4. Jahrhundert.[22] Gleichfalls aus diesem 4. Jahrhundert solch ein Malbild in der Giorotani-Katakombe.[23] Das setzt sich vermutlich im Gefolge byzantinischer Handschriftfassungen noch im 10. Jahrhundert fort. Jonas (mit einer rotgeränderten goldgelben Rundgloriole) liegt, eine Schüssel in seiner linken Armbeuge, voll bekleidet mit geschlossenen Augen unmittelbar am Meeresstrand. Hinter ihm ein Hügel. Darauf eine Burg, die wohl die Stadt Ninive bedeuten soll. Auf des Jonas Küsten-Ruheplatz unterm „Baum" schwimmt Jonas, gleich wie als schon „Ruhender" nimbiert, eben aus dem Rachen des κῆτος-Meeresungeheuers an Land.[24]

22 du Burguet, Pierre, S.J.: Die frühchristliche Malerei. (= Epochen der Kunst, Band III). Gütersloh 1965, Abb. 44 (80 x 150 cm, Kammer rechts neben Eingang).

23 Ebenda, Abb. 17 Deckenkammer II.

24 Nyssen, Wilhelm: Frühchristliches Byzanz. 5. Auflage, Trier 1978, S. 79, Tafel 9.

Doch wenden wir uns, ehe wir zu Anton Joseph Lerchingers Fresko von Jonas unter dem „Wunderbaum" 1780 zu Olimje zurückkehren, noch zwei ganz besonderen Kunstdenkmälern mit dem alttestamentlichen Jonas-Zyklus zu. Es sind großartige Fußboden-Mosaikwerke des frühen 5. Jahrhunderts im friulanischen Aquileia und des hochmittelalterlichen Otranto in Apulien, im beginnenden 12. Jahrhundert. Am Anfang des 5. Jahrhunderts – und das bedeutet für uns die Zeit nach dem breiteren Bekanntwerden der Vulgata als der lateinischen Bibelübersetzung des Hieronymus nach der griechischen Septuaginta – entstand zu Aquileia die heute noch in leuchtenden Farben ablesbare Bilddarstellung dessen, was das Wesen des alttestamentlichen Buches Jona ausmacht. Es ist ein Fußboden-Mosaik in einer Kirche des frühen 4. Jahrhunderts, erbaut von einem Bischof Theodoros. Das wurde also gelegt *nach* dem für die Geschichte des jungen Christentums so bedeutsamen Mailänder Edikt des Kaisers Konstantin d. Gr. (röm. Kaiser, reg. 306–337) aus dem Jahre 313 über die Rechtsstellung des Christentums neben den „heidnischen Kulten" im Römischen Imperium. Jene Theodoros-Kirche wurde 452 von den Hunnen unter Attila (reg. seit 434, † 445) in Schutt und Asche gelegt; doch darunter blieb die *Storia di Giona* erhalten. Erst 1909 wurde sie in der über ihr errichteten romanischen Basilika, erbaut unter dem Patriarchen Poppo von Treffen (1019–1045), als ein großes spätantikes Werk entdeckt. Unter den Mosaiken also neben vielen anderen Bilddarstellungen aus der Überlieferung des damals noch jungen Christentum auch die Jonas-Geschichte: Flucht des über seine Mißerfolge als Prediger zu Ninive Enttäuschten auf das Meer; sein Sturz als „Opfer" in die See; das „Walfisch"-Abenteuer; sein Ausstieg aus dem Leib des κῆτος; sein „Ruhen" (und Sterbenwollen) als gänzlich nackter Jüngling unter einer schnell gewachsenen Laub-„Hütte". Sie ist dicht behangen mit grünen Blättern und jenen länglichen grünen Früchten, die wir in Mittel- und Südosteuropa gerne „Flaschen-Kürbisse" *(Lagenaria siceraria = L. vulgaris)* nennen (siehe Abb. 4).[25]

Was sich in kostbaren Mosaik-Szenen der *Storia di Giona* so farbenfroh-lebhaft abspielt, das findet sich sieben Jahrhunderte später wiederum als großflächiges Fußboden-Bildwerk *(pavimento in mosaico)* „erzählt" in der im 12. Jahrhundert erbauten *Sant'Annuncia-*

25 Mit dem altjüdischen Kultbrauch des sogenannten „Laubhütten-Festes", wie es vielfach in der Bibel genannt wird zwischen 3 Mosis 23 f. und Joh 7,14 hat die schattenspendende „Hütte" des Jonas als „Laube" nichts zu tun.

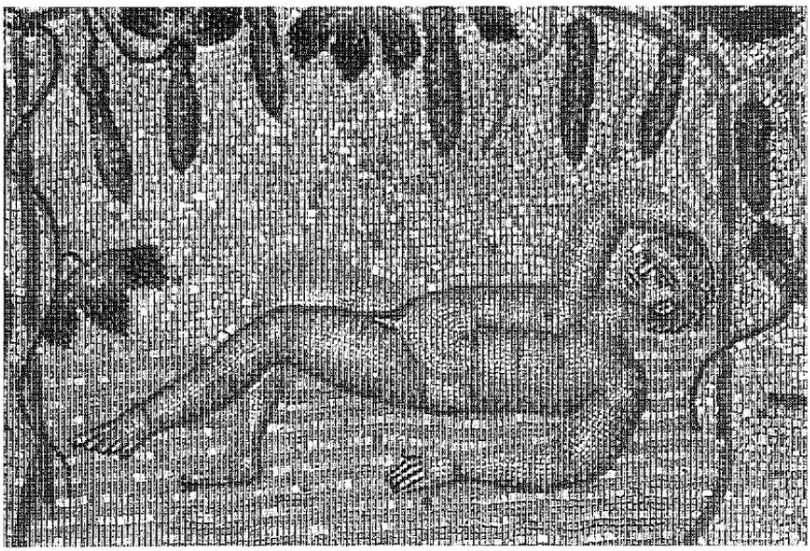


Abb. 4: Jonas ruht (nach dem „Walfisch"-Abenteuer) unter der „schattenspendenden Kürbis-Hütte" bei Ninive aus (Jonas 4,5). Mosaik des frühen 5. Jahrhunderts zu Aquileia/Friaul

ta-Kathedrale von Otranto in Apulien. Im 12. Jahrhundert also wurde sie mit Steinen als „Einlage", bestehend aus Porphyr, Serpentin und Würfeln vergoldeten Glases als sogenannte „musivische Arbeit" künstlerisch geschaffen. Auch die uns angehende Szene, eingebaut auf der rechten Bodenseite der romanischen Apsis, hat ein Geistlicher, der sich *Sacerdote Pantaleone* schrieb, nach dreijähriger Arbeit im Jahre 1166 vollendet.[26] Ein für weite Teile Süd-Italiens typischer Synkretismus läßt hier Heidnisches und Christliches, Byzantinisches und Normannisches ineinander fließen. Die Gestalt unseres Jonas ist jedoch nicht liegend und schlafend wiedergegeben. Auch nicht sitzend unterm saftig-grünen Schatten-, Blätter- und Früchtebaum wie zu Olimje 1780. Jonas ist hier zu Otranto zwar auch als nackter Mann eingeplant zwischen dem „König von Ninive" und dem Segelschiff im Sturm; aus dem Schiff wird Jonas eben als „Opfer" ins Meer gestürzt. Jonas steht in heftiger Bewegung, das Antlitz nach oben gewendet unter dem schon fast völlig ausgedorrten, blätterlosen

26 Faber, Gustav: Süd-Italien. München 1973, S. 273. – Dazu nunmehr das Werk von Carl Arnold Willemsen (wie Anm. 19).

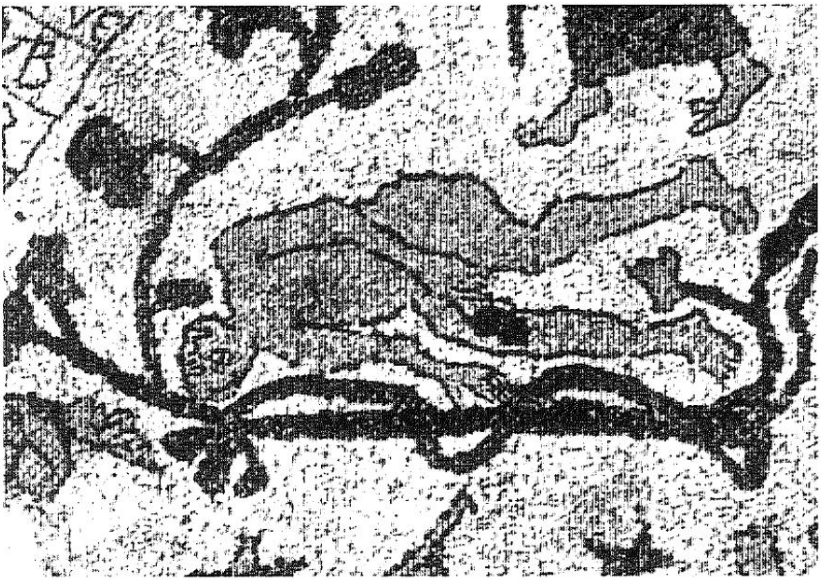


Abb. 5: Teilstück aus dem Apsis-Fußbodenmosaik in der *Santa Maria Assunta*-Kathedrale zu Otranto in Apulien, vollendet 1166.
Jonas steht nackt und verzweifelt unter dem über Nacht verdorrten „Schattenspender-Baum". Sein Antlitz ist nach oben – zum „Hadern mit Gott?" – gewendet. Beide Hände sind nach unten ausgestreckt. Sie weisen auf die Dürre der Baumwurzeln gemäß der Prophetie Gottes ADHUC XL DIES ET NINIVE SUBVERTETUR („Noch 40 Tage, dann wird Ninive zerstört werden").
Abbildung nach Carl Arnold Willemsen, Das Rätsel von Otranto. Das Fußbodenmosaik der Kathedrale. Sigmaringen 1992, Abb. 44, S. 62.

Baum. Dessen schattenspendendes Blättergrün hat ja nach Jona 4,7, der von Gott geschickte „Wurm" (bereits in der *Septuaginta* das griech. Diminutiv σκώληκι *[skôleeki]* lat. *vermis)* „angenagt, so daß er verdorrte": „*Et paravit Deus vermem ascensu diluculi in crastinum, et percussit hederam, et exaruit.*" Die Voraussetzung des nicht mehr nur innerlich mit Gott Haderns, sondern für ein „klärendes Streitgespräch" des Jonas mit Gott ist damit gegeben. Das Mosaik des 12. Jahrhunderts in Otranto stellt dieses „Lehrstück" des Alten Testaments m.W. zum ersten Male in so ansprechender Realität dar (Abb. 5). So weit geht der Freskomaler Anton Joseph Lerchinger zu Olimje 1780 nicht.

Aber der Jonas von Olimje sitzt als sichtlich alter Mann hoch über seiner Schicksalsstadt, dem „sündigen" Ninive, sinnierend oder schon schlafend, vielleicht noch innerlich mit Gott hadernd oder sogar zum Sterben oder zum biblisch folgenden „Lehr"-Streit mit Gott selber bereit. „Schatten" gab oder gibt ihm weder eine „Kürbis-Hütte" noch ein Efeu-Gewächs und auf keinen Fall – wie heute zumeist in den Übersetzungen des hebräischen *qîqâjôn* – eine Rizinus-Staude. Es ist unverkennbar ein Baum mit 14 dunkelgrün-saftigen Blättern und vier fast kugelrunden „Früchten". Wie kam A. J. Lerchinger dazu? Ein Fruchtgewächs seiner Heimat Štajerska oder des weiteren Südostalpenbereiches ist das nicht. Auch wenn der Fresko-Maler Lerchinger als Bildender Künstler seines spätbarock-rokokohaften Stils im späten 18. Jahrhundert sich gewiß Gedanken über diesen von ihm darzustellenden „Baum" gemacht haben wird,[27] ist es für uns kaum möglich zu erkennen, worauf der Gestalter der Szene sich stützt. Es fehlen nämlich meines Wissens Archivalien mit Bestimmungen oder Vorschlägen des (zu Olimje gewiß geistlichen, dem Pauliner-Orden angehörigen) „Auftraggebers" und des damit fast immer verbundenen „Programmes". Das gilt, auch wenn sich die Eigenart eines Meisters der Kunst oft nur ans Thematische, gewiß nicht immer ans Formale hält. Die Möglichkeit einer Umschau in „Kräuterbüchern" und Ähnlichem in naturwissenschaftlichem Schrifttum (übrigens gerade zur Zeit eines Karl von Linné, 1707–1778, des bedeutendsten beschreibenden Botanikers und Begründers der Fachsprache eben für Botanik wie für die Zoologie!) war überreich gegeben. Schon vom 13. bis über das 15. Jahrhundert gab es eine immer neu nachgezeichnete, nachgemalte und lateinisch be-

27 Daß A. J. Lerchinger die alttestamentliche Bibelstelle genau gekannt hat, ist wohl selbstverständlich. Das eben spätestens seit dem „Programm"-Gespräch mit dem Auftraggeber. Also wußte er, daß in der slowenischen Übersetzung der *Vulgata*, so verschieden sie ausgefallen sein mochte, auf gar keinen Fall von einem „Baum" die Rede sein konnte. Auch die heute gängige Bibelübersetzung im Slowenischen spricht von einer schattenspendenden „Hütte" (wie ein „Zelt": *šotor)*. Darnach bereitet Gott allerdings im heutigen Slowenisch für Jona einen *kloščevec;* das ist nun in der Tat ein „Wunderbaum" (vgl. Wolf, Anton Alois, Maks Pleteršnik: Slovensko-nemški slovar, Teil I. Ljubljana 1894, S. 412; dort noch weiter „erklärt" als *ricinus*. Das wieder unter Berufung auf Tušek, Ivan: A. Pokornega prirodopis rastlinstva. 1. Auflage, Ljubljana 1864, 2. ebenda 1872. Das slowenische Wort *kloščevec* für „Wunderbaum" weiter behalten bis zur Gegenwart: vgl. Tomšič, France: Slovensko-nemški slovar. Ljubljana 1958, S. 240. Diesen *kloščevec* sticht ein *črv* als „Wurm", daß er „verdorrt".

schriftete Fülle von Kräuter- und Baum-Bilderbüchern. Am bedeutendsten wurde und blieb das *Tacuinum sanitatis* mit seiner medizinisch-naturwissenschaftlich ausgerichteten Bestrebung, die Kräfte des „Heilens" aus Pflanzen, Bäumen und deren Früchten aufzuzeigen.[28] Eine Früchtebaum-Darstellung im *Tacuinum sanitatis* als Handschrift aus Rouen erinnert mich sehr an die – gewiß oft nachgezeichnete – Darstellung zu Olimje: die auf einem Baum wachsenden, im Blätterschmuck reifenden „indischen wie palästinensischen Melonen".[29] Das freilich bleibt nur eine mangels Archivalien über das „Programm" der Auftraggeber nicht beweisbare Vermutung als „Möglichkeit".

Es gilt allerdings auch für die nicht an Kunstgeschichte oder Volkskunde zu richtende Frage, warum der „Auftraggeber" gerade Jonas, den „Propheten wider Willen" ausgewählt hat, ihn an so bedeutsamer Stelle wie die „Alte Apotheke – *Stara lekarna*" eines Pauliner-Klosters zu setzen. Hier, wo die medizingeschichtlich bedeutendsten „Götter in Weiß", wie wir heute gerne (und etwas spöttisch) sagen, in Bildern mit ihren Attributen und Namen von den Wänden die „Heilkräfte Suchenden" im Spätbarock grüßten und heute die Beschauer doch in eine gewisse Ehrfurcht vor deren Ringen seit Jahrtausenden um das „Heil" von Leib, Seele und Geist einstimmen: die heiligen Märtyrer und Ärzte-Patrone Kosmas und Damian († 303), Asklepios-Aesculap, den altgriechischen Heilgott; Hippokrates (460–367 v. Chr.); Dioskurides (1. Jahrhundert n. Chr.); Galenus (129–199); Avicenna (Ibn Sina; 980–1037); Theophrastus, eigentlich Aureolus Bombastus von Hohenheim, meist genannt Paracelsus (1493–1541). Das Aufnehmen des Jonas neben den großen Ärzten ist begleitet von Szenenbildern der „Schöpfung", Christus als Arzt, Salomon. Das ließ sich bisher nur in volkstümlich-schlichten Überlegungen „theologisch" begründen. Es ist im reich und in Farben illustrierten Buche von Štefan Predin 1995 geschehen.[30]

28 Vgl. die Facsimile-Edition des *TACUINUM SANITATIS IN MEDICINA (Codex Vindobonensis S.N. 2644)*, Graz 1966 mit Kommentar-Band, Graz 1967 (J. Stummvoll und F. Unterkircher). Handschriften zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert in Paris, Rom, Lüttich, Wien und Rouen.

29 Vgl. Cogliati Arano, Luisa (Hg.): *Tacuinum sanitatis*. Das Buch der Gesundheit. Einführung von Heinrich Schipperges und Wolfram Schmitt. München 1976; Originalausgabe Mailand 1973, Farbtafel XXI, *Melones Indi, id est Palestini* (nach einer Handschrift in Rouen fol. 19) (Abb. 6).

30 Štefan Predin (wie Anm. 1), S. 17–21.

Abb. 6: Aus dem Tacuinum sanitatis, Handschrift Rouen, Fol. 19
XXI. MELONES INDI id est PALESTINI. Melonen aus Indien und Palästina
Photo: siehe Anm. 29.

Leopold Kretzenbacher, Jonah, A Prophet Against his Will. Resting Under a Castor Oil Plant.

Under a tower of the baroque Pauline Cloister at Olimje near Podčetrtek (formerly Windisch-Landsberg) in Slovenian Lower Styria, Štajersko, one can find a unique old medicine cabinet. The sides and arched top were decorated with frescoes in 1780 by Anton Joseph Lerchinger. Great doctors from Antiquity and the late Middle Ages are

depicted, as well as scenes from the history of salvation, including the last chapter of the book of Jonah 4:1–11. Jonah, in the tempestuous sea, is swallowed up in the belly of a "whale," and after three days he is spat out again onto dry land, goes to Nineveh and builds himself a hut where he sits under its shade. God sends him a worm at night which withers the "gourd hut". This scene, well-known since the early Christian era, provides new insights and new questions for comparative folkloristics about the name and the history of imagery of Jonah.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 55–75*

Mitteilungen

Zur Typologie der Breverl

Über ein in St. Gallen 1996 aufgefundenes Exemplar

Peter Ochsenbein

Im Herbst 1996 wurde im Dachstock eines Privathauses in St. Gallen ein fast vollständig erhaltenes sog. Breverl aufgefunden. Die Besitzer verkauften es der Stiftsbibliothek St. Gallen, wo es heute im Kuriositätenkabinett aufbewahrt wird. Im folgenden soll der Fund kurz vorgestellt werden.

Ein Breverl ist ein Komposit-Amulett und besteht aus mindestens 25–30 Einzel-Amuletten.[1] Es ist – wie die Forschung bis heute meint – frühestens seit 1726 (Heiligsprechung von Franciscus Solanus) bzw. 1729 (Heiligsprechung von Johannes von Nepomuk) vornehmlich in Altbayern als Kernland belegt und endet im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, freilich mit kurzem Wiederaufleben im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Seine Entstehung dürfte aus einem Kapuzinerkloster hervorgegangen sein, da vornehmlich Franziskanerheilige dargestellt werden. Das Breverl wird durch ein Säcklein aus Brokat, Seide oder einem einfacheren Stoff geschützt, das, mit Kettchen oder Schnur versehen, meistens am Hals getragen wurde. Bei Krankheiten wurde es unter das Kopfkissen gelegt. Im Innern des an den Rändern gut vernähten Säckleins findet sich ein Bogen aus grauem, meist grobem Papier, dessen Außenseite hellrot eingefärbt ist, wohl als Atropaion in Anlehnung an die blutverschmierten Pfosten der Israeliten in Ägypten.[2]

Das neu aufgefundene St. Galler Breverl weicht von dieser üblichen Beschreibung ab. Denn im Gegensatz zu den sonstigen Breverln, die durchschnittlich 50 x 70 cm groß sind, mißt das St. Galler Säcklein lediglich 22 x 6 cm (Abb. 1). Es besteht aus Leinenstoffgewebe (mit zusätzlicher Kettenverzierung), das als Längsstreifen zweimal gefalzt ist, so daß die fast quadratischen Flächen (von l. nach r.: 7 x 5,5 cm, 8 x 5,5 und 6,5 x 5,5, wobei dieser letzte Teil in die Spitze verläuft und der überschüssige Stoff nach innen mit weißem Faden vernäht ist) einen dreiteiligen Beutel bilden, an dessen beiden Seiten je eine Leinenschnur (Länge 10 cm) vernäht ist, die die beiden äußeren Taschen fest verschließen sollen. Der Rand des Stoffes ist mit einer Goldspitze umsäumt. Im Innern des Beutels wurde ein handge-

Abb. 1: Breverl, Stiftsbibliothek St. Gallen, mit dreiteiligem Leinensäckchen, 7,0 x 5,5 cm; 8,0 x 5,5 cm, 6,5 x 5,5 cm.

schriebenes Notenblatt (im Fünf-Liniensystem) aufgeklebt. Im Gegensatz zu den üblichen Breverln wurde das St. Galler Exemplar nicht am Hals getragen und es war auch nicht vernäht. Hingegen enthält es im Innern des Beutels ein auf der Außenseite rot gefärbtes Papier (18,5 x 13 cm), das sowohl auf der Längs- als auch der Querseite je zweimal gefalzt ist, so daß sich insgesamt neun Rechtecke ergeben, wobei diese in der Mitte eine Fläche von 6 x 5 cm ausmachen. Vier dieser inneren Flächen sind mit Heiligenbildchen überklebt, von denen drei, da sie sehr unsorgfältig geschnitten sind, zu einem Bogen von wohl neun Heiligenbildchen gehörten (Abb. 2). Diese drei zeigen den Franziskanerheiligen Jakob de Marchia (1393–1476), das sog. Anastasiushaupt[3] und den Franziskaner Franz von Solano (1549–1610). Die obere, jetzt abgeschnittene Reihe bot die Bildnisse von Ignatius von Loyola (1491–1556), die Conceptio B. V. Mariae und den heiligen Johannes von Nepomuk (1340/50–1393). In der Mitte oben ist ein Bild der heiligen drei Könige mit dem Bethlehemstern angebracht; links ein stark beschnittener Text; *y/got/mich* (?) *../glauben.* Das zentrale Rechteck innen enthält noch sog. aufgeklebte Schluckbildchen. Zu identifizieren sind davon: 1. ein Quadrat (1 x 1 cm) mit den drei Kreuzesnägeln, 2. und 3. zwei (wohl identische) Texte: *I+N+R+I/ VERBUM* [caro]*fac*[tum est].

Über diesem zentralen Rechteck liegt ein gleichflächiges Papier mit zwei weiteren Schluckzetteln, wovon der eine identisch sein dürfte mit dem obengenannten 2. und 3. Schluckzettel und vom stark beschnittenen zweiten zu lesen ist: *I+/ .chr/* [habit]*avit in/ [no]bis.* Auf einem Papierrechteck, das ebenfalls einseitig rot eingefärbt ist, wurde auf der weißen Fläche das sog. Agatha-Bild (8 x 3 cm) angeklebt und einmal gefalzt. Links auf dem Bild ist die Heilige zu sehen mit einer brennenden Kerze und einem Becher mit ihren beiden abgeschnittenen Brüsten; rechts die Inschrift: *Mentem sanctam + sponta/ neam + honorem DEO + et/ Patriae liberationem ignis alae sura pro te o enos Aga/ tha pia.* Ebenfalls auf das gleiche (einseitig rote) Papier sind drei Einzelbildchen geklebt: 1. Antonius von Padua (1195–1231), 2. S. *IACOBUS DE MARCH[*IA*]*, 3. S. *FRANCISCUS SOTAN* [sic!]. Im Innern des Beutels fanden sich sodann insgesamt sechs Heiligenbildchen, von denen je zwei einen Längsstreifen bilden: 1. und 2. S. *FRANCISCUS SERA [*PHICUS*]* (1181/82–1226) und S. *IGNATIUS* (mit dem teuflischen Drachen kämpfend, im Hintergrund das Kreuz), 3. und 4. S. *ANTONIUS PADUA* und S. *IGNATIUS* (mit einem hundähnlichen Drachen kämpfend, im Hintergrund das Kreuz), 5. S. *FRANCISCUS SERA*[PHICUS] und 6. das sog. Anastasiushaupt *(S. ANASTASII MOC).*

Auf einem rotgefärbten Doppelrechteck sind auf der roten Seite zwei Heiligenbildchen geklebt: 1. *Gnadenreiche Bildnuss auf der Wis* [sog. Geißelchristus in der Wieskirche] und 2. Schmerzensmutter unter dem

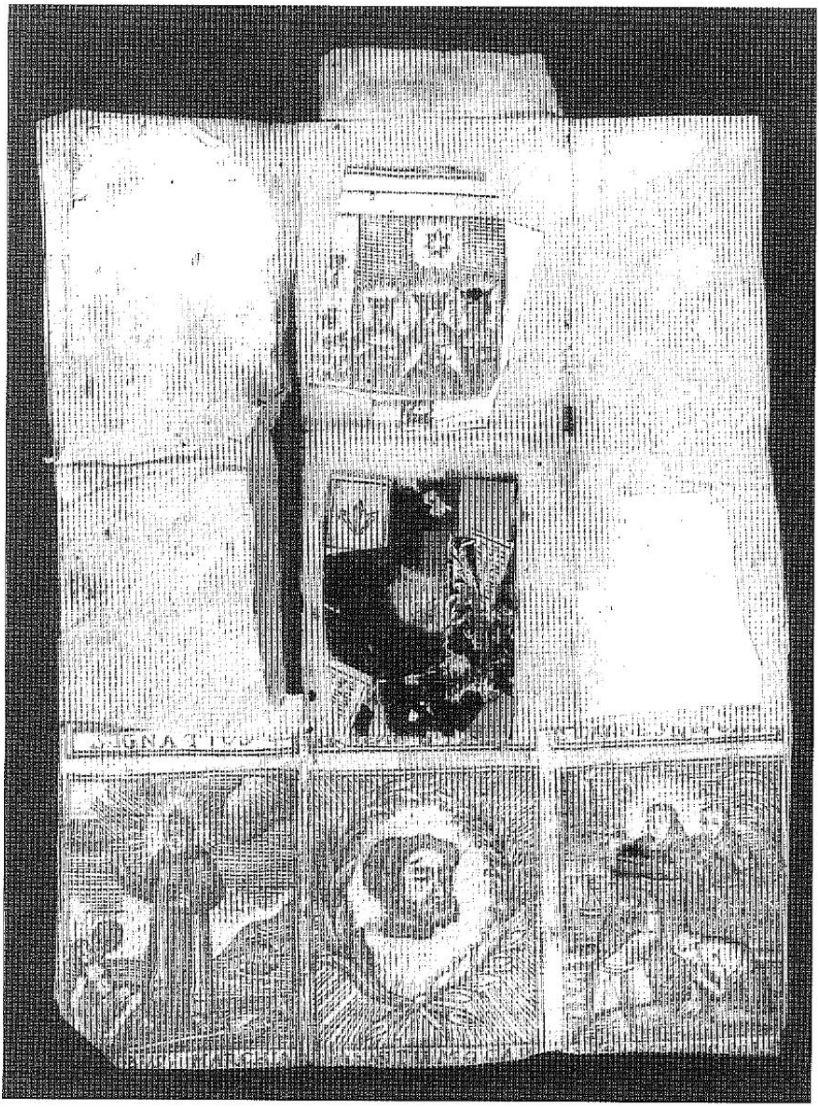


Abb. 2: Breverl, Stiftsbibliothek St. Gallen, an der Längs- und Querseite je zweimal gefalzt, insgesamt neun Felder mit Heiligenbildchen.
Untere Reihe: Jakob de Marchia, Anastasiushaupt, Franz von Solano.

Kreuz, mit Schwert. Auf der Rückseite sind ebenfalls zwei Heiligenbildchen nur am oberen Rand angeklebt (Abb. 3): 1. *Gnadenreiche Bildnus auf der wüs* [nicht identisch mit dem oben genannten] und 2. *B.V.MARIA* (den Höllendrachen mit dem Kreuz hinabstossend). Unter dem 1. Bild sind drei noch nicht geschnittene Schluckbildchen aufgeklebt: 1. und 2. *I+N+R+I/ Verbum car* [sic!]*/factum est Et/ habitavit in/ nobis,* 3. drei Kreuzesnägel. Unter dem 2. Bild ist ein gefalzter Längsstreifen (8,8 x 3,5 cm) halbseitig angeklebt mit dem Bild der drei Könige, wie sie Christus anbeten, daneben die italienische Invokation: *SANTI RE MAGIO VOI/ GASPARO MELCHIORE BALDASSARE/ Pregate ogn or per noi/ De santi Maggi le sacrate teste/ In Colonia tocco carta si degna/ Non han forza per lei le streghe nefeste/ L'huom ne viaggi orme sicure segna/ E contro il mal di capo e le tempeste/ Cede subito Morte a tal insegna/ Non e da febbre o mal caduc*[o] *oppres* [so][...].

Schließlich barg das St. Galler Breverl zwei verschiedene ‚Glückselige Hauskreuze' und einen beidseitig bedruckten Exorzismus-Zettel. Dieser, auf den auf Text Nr. 2 das Bildnis *S.IOANNES NEPOMUC* geklebt ist, enthält folgende Texte:

1. (Gebet gegen den Angriff von Übeltätern und Dämonen) *LAUDATE NOMEN DOMINI* (zweimal mit IHS-Monogramm)*/ ORATIO CONTRA OMNES, TUM MALEFICORUM,/ TUM DAEMONUM INCURSUS./ QUI VERBUM CARO FACTUM EST: Et in Cruce affixus, sedensque ad dexteram Patris, ut credentium exaudiat preces, ille per suum sanctum Nomen, cui omne genu flectitur, ac per/ merita Virginis & Matris ejus, necnon preces omnium Sanctorum, & Sanctarum Dei./ Me praeservare ab omni maleficorum, ac daemonum incursu dignetur; qui in unitate perfectus/ vivit & regnat. Ecce enim + Crucem Domini nostri Jesu Christi, in qua salus, vita & resurrectio/ nostra confusio omnium maleficorum, ac daemonum, fugite ergo partes adversae. Nam ego con-/ juro vos Daemones infernales & spiritus malignos, cujuscunque generis, ita praesentes sicut ab-/ sentes, quomodocunque, & sub quocunque praetextu, aut vocatos, aut invocatos, aut sponte,/ aut missos, seu per incantationem, seu per artem malorum hominum, aut mulierum properatis/ ad habitandum, vel molestandum quatenus semota diabolica fraude incontinenter debeatis + per/ Deum vivum + verum + Sanctum + Patrem, + Filium, + & Spiritum sanctum, praesertim per/ eum, + qui in Isaac est immolatus, + in Joseph venundatus, + in homine crucifixus; in cujus/ sanguine vicerunt vos, quando Michael pugnavit vobiscum, & fecit victoriam, recedere, apro-/ pinquantes retrocedere, nec valeatis sub quocunque praetextu molestare creaturam istam, nec in/ corpore, nec extra corpus, nec per visionem, nec per terrorem, neque de die, neque de nocte,/ nec dormiendo, nec vigilando, nec comedendo* [... abgeschnitten].

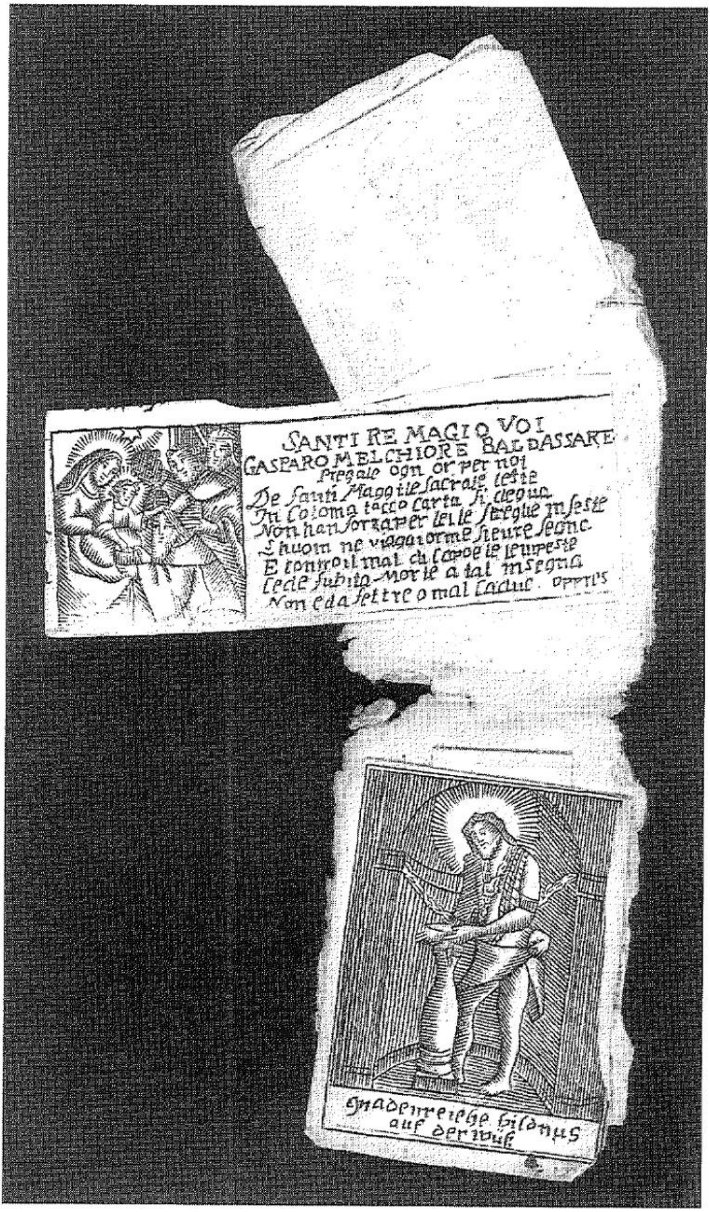


Abb. 3: Breverl, Stiftsbibliothek St. Gallen, Maria mit dem Kind und den drei Königen, Geißelchristus auf der Wies.

2. (Segen des Heiligen Antonius von Padua, Franz von Assisi, Maria und Vinzenz Ferrer) *JESUS + MARIA/ JESUS NAZARENUS REX JUDAEORUM./ Benedictio S. Antonii de Padua./ Ecce crucem Domini, fugite partes adversae, vicit Leo de tribu Juda, Radix David. Alleluja, Alleluja/ Benedictio S. Francisci./ Benedicat tibi Dominus, & custodiat te, ostendat faciem suam tibi, & misereatur tui, conver-/ tat vultum suum ad te. & det tibi pacem. T. Dominus benedicat te./ Benedictio S. MARIAE ad Apostolos./ Benedicat vos filioli, & totum hunc mundum Dominus Deus Pater, & Sponsus meus Jesus/ Christus, Filius unigenitus meus, Spiritus sanctus amor meus, Amen. Ex S. Andrea Cretensi/ Christus Rex, + T. venit in pace. + Et Deus factus est homo./ I.N.R.IHl. Qui verbum caro factum est, & habitavit in nobis, nascens ex Maria Virgine per/ ineffabilem pietatem, & misericordiam suam piissimam, & per intercessionem ejusdem B.M.V./ & Angelorum, sanctorumque omnium maxime Apostolorum & Evangelistarum suorum Joan-/ nis Mathaei, Marci & Lucae, ipsum quaeso, ut dignetur me liberare, & conservare ab omni in-/ festinatione Satanae, & ministrorum ejus. Qui cum Patre & Spiritu S. vivit & regnat in saecula/saeculorum. Amen./ Benedictio Dei omnipotentis, maneat semper. Amen./ Pax Domini nostri Jesu Christi + virtus Passionis ejus + & signum S. Crucis + integritas B.M.V. +/ Benedictio Sanctorum & Electorum Dei, Titulus Salvatoris nostri in cruce J.N.R.J. sic/ triumphalis hodie & quotidie, inter me & inimicos meos, visibiles & invisibiles, contra omnia pericula ani-/ mae & corporis mei, omni tempore & loco. Amen. Gaudebo & exultabo in Deo JEsu meo,/ o JESU esto mihi JEsu, JEsu creator & comprehensor & judex universi./ Benedictio S. Vincentii Confessoris/ Super aegros manus imponent, & bene habebunt; JEsus Mariae Filius, mundi Salus & Dominus,/ meritis B.M.V. Sanctorum, Angelorum, Apostolorum, Martyrum, Confessorum, atque Virginum, ist* [sic!] *tibi clemens, & propitius. Amen.*

Die zwei ‚Glückseligen Hauskreuze', je zweimal gefaltet, sind doppelbalkige Caravacas-Kreuze[4], auf denen die Anfangsbuchstaben des Franciskus-, des Zacharias-, des Wetter-, des Maria- sowie des Agatha-Segens zu lesen sind. In beiden Drucken haben sich allerdings in der Buchstabenfolge einzelne Fehler eingeschlichen. Verschieden dagegen sind die Anzahl und die Namen der Heiligenmedaillons, die sich um das Kreuz gruppieren (Abb. 4).

1. 10,5 x 14,5 cm, mit 9 nicht bezeichneten Heiligenmedaillons (1. Hl. Joachim, 2. Hl. Anna, 3. Hl. Sebastian, 4. vermutlich Hl. Benedikt von Nursia, 5. Hl. Sebastian, 6. Hl. Rochus, 7. Hl. Ignatius von Loyola, 8. Hl. Florian; 9. Anastasiushaupt).[5]

Über dem Kreuz die Inschrift: *In virtute huius signi Tau quo Signati Fuerunt viri illi Israel in/ Morte Epidemia liber* [sic!] *nos Deus noster amen Iesu fili Dei.* Unter dem Kreuz die Inschrift: *Contra Maleficia Pestem,*

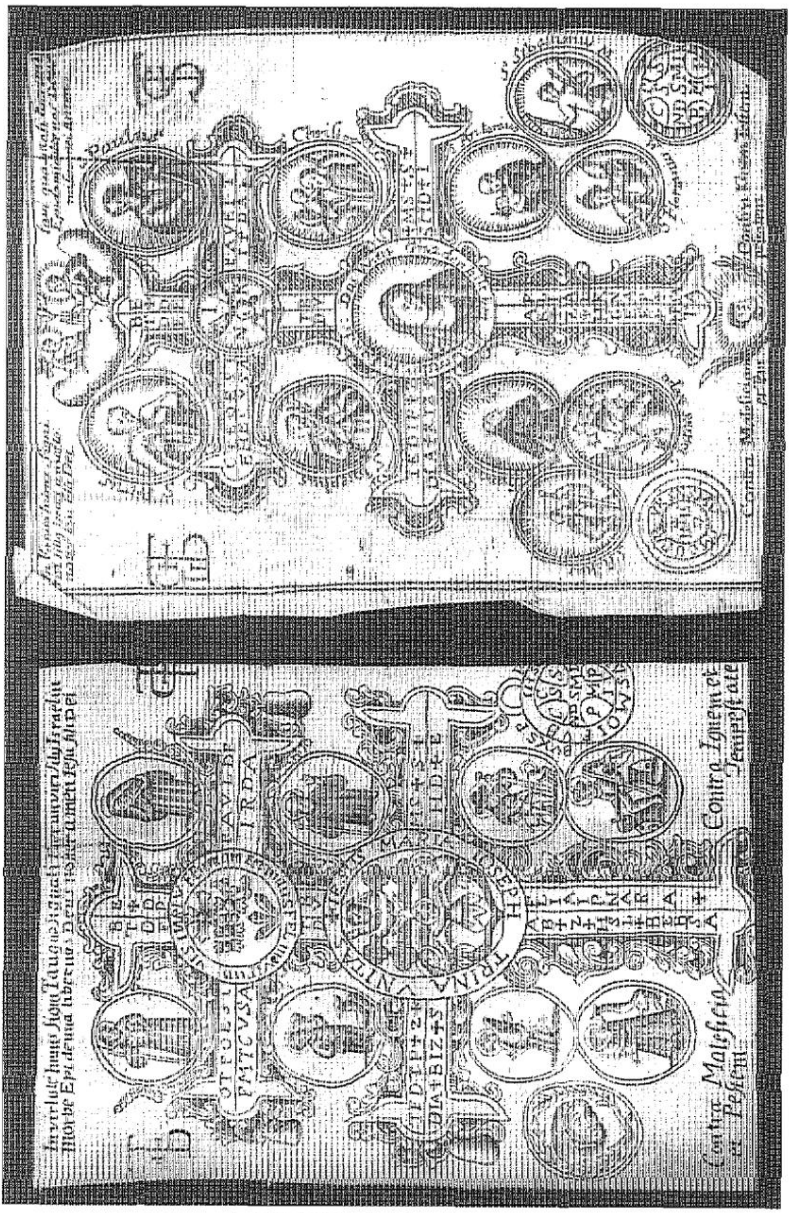


Abb. 4: Breverl, Stiftsbibliothek St. Gallen, zwei „Glückselige Hauskreuze" mit Heiligenmedaillons.

Contra Ignem et Tempestatem. Auf der Rückseite zwei rotgefärbte Rechtecke, das eine in der Mitte aufgeklebt.

2. 12,0 x 15,0 cm, mit 12 bezeichneten Heiligenmedaillons (1. S. *Petrus*, 2. S. *Paulus*, 3. S. *Iosephus*, 4. *Christopherus*, 5. [Mitte] Maria: *Das Wien Gnadenbilt bei den Ursulin in Lands,* 6. S. *Franciscus*, 7. S. *Rochus*, 8. *Iohannes Nepo*, 9. S. *Antonius*, 10. S. *Sebastianus*, 11. S. *Florianus*, 12. Anastasiushaupt.

Über dem Kreuz die Inschrift: *In Virtute huius Signi/ vivi Illius* [?] *Israel a morte/ morbo Iesu filii Dei favi qua Signali fuerunt/ Epidomia liber* [!] *nos Deus/ miserere mei. Amen.* Unter dem Kreuz die Inschrift: *Contra Maleficia Pestem, Contra Ignem Testem* [?]*/ et Tempestatem.*

Den monogrammierten Segen auf dem Kreuz der beiden Drucke liegt folgender Wortlaut zugrunde:

1. **Franciskus-Segen** (oben rechts, 1. Kreuzbalken rechts und obere Inschrift 2. Kreuzbalken rechts): *Benedicat Tibi Dominus Et Custodiat Te Et Ostendat Faciem Suam Tibi Et Misereatur Tui. Convertat Vultum Suum Ad Te Et Det Tibi Pacem* (Nm 6,24–28). – 2. **Zacharias-Segen** (2. Kreuzbalken rechts und Schaft rechts): + *Z* + *DJA* + *BJZ* + *SAB* + *Z* + *HGF* + *BFRSA* = *Zelus domus tuae liberet me – Deus, Deus meus, expelle pestem ... – In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum ... – Ante coelum et terram Deus erat et Deus potens est ab hac peste me liberare – Bonum est praestolari auxilium Dei cum silentio, ut expellat pestem a me* (Lam 3,26) – *Inclinabo cor meum ad faciendas iustificationes tuas ...* (Ps 34,4 und 90,15) – *Abyssus abyssum invocat et voce tua expolisti daemones, libera me ab hac peste* (Ps 41,9) ... *Hl. – Beatus vir, qui sperat in Domino ...* (Ps 39,6) – *Zelus honoris Dei convertat me, antequam moriar ... – Haeccine reddis Domino, populе stulte? ... – Gutturi meo et faucibus meis adhaereat lingua mea, si non benedixero tibi ...* (cf. Ps 36,6) – *Factae sunt tenebrae super universam terram in morte tua ...* (Lc 36,6) – *Beatus, qui non respexit in vanitates ...* (cf. Ps 39,6) – *Factus est Deus in refugium mihi ...* (Ps 93,22) – *Respice in me Domine, deus meus Adonai ...* (Ps 21,1) – *Salus mea tu es, sana me et sanabor ...* (Ier 17,4). – 3. **Wettersegen** (oben links, Kreuzbalken oben links): *Ecce Crucem Domini. Fugite Partes Adversae. Vicit Leo de Tribu Juda, Radix David, Alleluja.* – 4. **Maria-Segen** (zwischen den beiden Querbalken): *Te Defendat Beata Virgo.* – 5. **Agatha-Segen** (linker zweiter Balken und linker Schaft): *Mentem Sanctam, Spontaneam, Honorem Deo Et Patriae Liberationem Ignis A Lesura Protege Nos, Agatha Pia.* – 6. (links oben neben dem Kreuz): *SD* = *Sanctus Deus.* – 7. (rechts oben neben dem Kreuz:) *SF* = *Sanctus Fortis.* – 8. **Benediktus-Segen** (als Medaillon rechts unten): *Crux sacra est mihi lux, non draco est mihi dux.*

Im St. Galler Breverl, das, wie schon gesagt, viel kleiner ist als ein übliches, finden sich also insgesamt 18 Heiligenbildchen, wobei drei Heilige

(Franz von Assisi, Franciscus Solanus, Iacobus de Marchia) je zweimal, das Anastasius-Haupt dreimal und Johannes Nepomuk gar viermal belegt sind. Auffällig ist auch, daß im St. Galler Exemplar zwei ‚Glückselige Hauskreuze' sowie zwei Bildchen mit zwei verschiedenen Wallfahrtsorten (Geißelchristus in der Wieskirche und Maria von Weihenbrunn) vorhanden sind. Das legt die Vermutung nahe, daß das viel kleinere St. Galler Breverl den Inhalt von zwei oder gar mehreren solchen Amuletten birgt. Es ist ja auch nicht vernäht, woraus sich schließen läßt, daß ein Vorbesitzer die Änderungen vorgenommen haben dürfte, wobei er offenbar nicht mehr wußte, daß nach üblichem Volksglauben ein Breverl seine Schutzwirkung verliert, sobald es geöffnet wird. Erscheint unter den Heiligenbildchen ein Wallfahrtsort, läßt sich vermuten, daß das Breverl jeweils dort erworben wurde. In unserem St. Galler Exemplar sind dies die Wieskirche und Weihenbrunn. Auf dem zweiten ‚Glückseligen Hauskreuz' erscheint in der Mitte des Kreuzes Maria mit der Umschrift: *Das Wien Gnadenbilt bei den Ursulin in Lands*[hut]. Das Gnadenbild in Landshut wird noch heute verehrt.

Schwer einzuordnen ist der Dreikönigszettel mit der italienischen Inschrift. Breverl lassen sich auch in Oberitalien nachweisen. Im Heimat-Museum Hergensweiler mit seinen 33 Breverln findet sich freilich kein Hinweis, daß ein Teil oder ein einzelner Zettel aus Italien stammen könnte. So dürfte der St. Galler Dreikönigszettel aus einem weiteren unbekannten Breverl italienischer Provenienz stammen.

Nach bisheriger Forschung soll das Breverl im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts untergegangen sein. Das mag vielleicht für Bayern gelten, nicht aber für Gebiete in der Schweiz. Alois Senti, im Sarganserland aufgewachsen und Autor mehrerer volkskundlicher Bücher über seine engere Heimat,[6] schrieb mir mit Brief vom 17.1.1999 folgendes zum Thema Breverl:

„Schutzzeichen nannte man die einfachen Zeichen, die Blätter mit dem Monogramm Christi, das dann ja auch abgezeichnet und in die Hauswände und Türen gekerbt wurde. Schutzbriefe hießen die gefalteten Imprimate mit den Abbildungen und den heiligen und magischen Sprüchen und Gebeten. Solche wurden auszugsweise auch abgeschrieben, wie die Texte aus dem ‚Geistlichen Schild'. Denn diese Drucksachen waren nicht billig. Durften es vielleicht gar nicht sein. Billig wären sie ja nichts wert gewesen. Item, beginnen wir bei den Haus- und Stallsegen. Diese hingen meist an einem Nagel an den Wänden. Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie wohl größtenteils dem Einsiedler-Kalender entnommen. Chromolithographien. Ein Kaminfeger sagte mir, daß er solche häufig an den Balken im Estrich gesehen habe. Es bestand jedenfalls kein Anlaß, sie irgendwie zu verstecken. Mit den eigentlichen Schutzbriefen war man schon vorsichtiger. Ganz schöne habe ich im Sarganserland nicht angetroffen. Sie sollen ja bis neunmal

gefaltet gewesen sein, nicht nur sieben- oder dreimal. Sie enthielten Täschchen mit geweihten Kräutern und Wachs. Alles gut verpackt in Karton oder Stoff. Was ich angetroffen habe, waren einfachere Schutzbriefe, auch gefaltet, aber ganz einfach. Sie enthalten das St. Johannes-Evangelium, den Dreikönigssegen, den Zacharias- und Tobiassegen, den Franziskus- und Jakobssegen, den Segen des Hl. Ignatius (bei Geburten), den Michaels- und St. Georgs-Segen und den wichtigen St. Benediktussegen. Oft sind ja Gebete zu mehreren Heiligen auf dem gleichen Papier. – Dann folgte die (im Sarganserland des frühen 20. Jahrhunderts) wichtigste Gruppe, die man in Flums ‚Püntschäli' nannte. Kleine, ca. 4 x 4 cm messende ‚Kissen' mit unbestimmtem Inhalt. Man durfte sie nicht öffnen. Sie kamen wohl aus den Frauenklöstern, aber auch von Mels, von den Kapuzinern, waren mehr oder weniger aufwendig bestickt und sollen Gebetszettel, Berührungsreliquien, Wachs und Kräuter enthalten haben, das, was man ‚Gsägnets' nennt. Man anvertraute sich den kleinen Kissen, weil sie gesegnet waren. Besonders gefragt waren sie für Kleinkinder, die Mühe hatten beim ‚Zaanä' oder geplagt wurden, also nachts nicht einschlafen wollten und übermäßig weinten. Schadenzauber und Krankheitsfälle. – Als sich Huldrych Zwingli 1519 im alten Bad Pfäfers zur Kur aufhielt, übergab ihm ein Unbekannter ein solches ‚Püntschäli', das dem Reformator das Leben rettete, als er, nach Zürich zurückgekehrt, an der Pest erkrankte (Sagen Bd. II, S. 104). Was im roten Säcklein war, verschweigt der Erzähler oder die Erzählerin. Ob Zwingli es dann, wie bei den Säuglingen üblich, auch zwischen den Spreusack und das Kopfkissen legte, ist nicht bekannt. Aber davongekommen ist er ja. Es soll auch an einem Bändel getragen worden sein. Eine Weißtannerin warnte mich noch letztes Frühjahr davor, weil ein kleines Kind so ersticken könne. Am Hals trugen die Kinder, ein paar Jahre älter geworden, Medaillen, Skapuliere, Agnus Dei und Rosenkränze. Sie hatten ja die gleiche Funktion wie das ‚Püntschäli'. Etwa die Benediktusmedaille mit den unverständlichen Buchstabenreihen. Nach dem Schulaustritt nähten die Mütter den Kindern die Medaillen und Skapuliere unsichtbar in Hosen und Kittel. Schutzbrief-Charakter hatten schließlich auch die ‚Helgli' oder ‚Bildli', wenigstens eine bestimmte Sorte. Die lagen in den Gebetsbüchern (als diese noch nicht von den Kirchgemeinden gekauft wurden) und steckten in Täfer und Wänden und Deckenbalken der Schlafzimmer. In den Gesangsbüchern lagen sie neben dem dürren Edelweiß und dem vierblättrigen Kleeblatt. Wem mehr zugetraut wurde, den Gebeten und Liedern oder den geweihten Kräutern, ist schwer zu sagen. Auch hier ging es letzlich um ‚Gsägnets'."

Das Breverl ist so etwas wie eine geistliche Hausapotheke. Der Träger des Amulettes sollte damit Schutz genießen gegen Krankheiten aller Art, Naturereignisse, Hexen und Dämonen, kurz gegen alle Gefahren des Leibes

und der Seele, gegen die der allgemeine Volksglaube ein Gegenmittel besaß. Das Breverl ist ein eindrucksvolles Dokument aus der religiösen Welt des einfachen Volkes.[7]

Anmerkungen

1 Böhme, C.: Die süddeutschen Breverln. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1966/67, S. 208–213. – Kriss-Rettenbeck, L.: Bilder und Zeichen des religiösen Volksglaubens. München ²1963, S. 46 f. – Grossmann, Emanuel: Haus- und Stallsegen. In: Schweizer Volkskunde 49 (1959), S. 17–32, bes. S. 18, 19 und 21 sowie Abb. 1 und 2. – Zihlmann, Josef: Volkserzählungen und Bräuche. Handbuch luzernischer Volkskunde. Hitzkirch 1989, S. 371 (Schutzbrief, Zeichen).

2 Eine der größten Breverl-Sammlungen im süddeutschen Raum besitzt das Heimat-Museum Hergensweiler mit insgesamt 33 Stück. Vgl. das Typoskript von Georg Rehm: Die Breverl im Heimat-Museum Hergensweiler.

3 Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 1. Berlin 1928, S. 396; Abb. 79 bei Kriss-Rettenbeck (wie Anm. 1).

4 Münsterer, Hanns O.: Das Caravacaskreuz und seine deutschen Nachbildungen. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, S. 32–46. – Ders.: Amulettkreuze und Kreuzamulette. Studien zur religiösen Volkskunde. Regensburg 1983.

5 Die Heiligenfolge wie in einem Hauskreuz aus einem süddeutschen Breverl, bestickt vielleicht in Italien, abgebildet bei Brauneck, Manfred: Religiöse Volkskunst. Votivgaben, Andachtsbilder, Hinterglas, Rosenkranz, Amulette. Köln 1978 (Du Mont Dokumente), Abb. 148.

6 Reime und Sprüche aus dem Sarganserland. Basel 1979 (= Volkstum der Schweiz, 6); Sagen aus dem Sarganserland. Basel ³1983 (= Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 16); Gebete aus dem Sarganserland. Volkstümliches Beten zwischen 1850 und 1960. Mels 1983; Sarganserländer Sagen. Ebda. 1985; Anekdoten, Schwänke und Witze aus dem Sarganserland. Ebda. 1988; Der Sarganserländer Alpsegen. Ebda. 1994; Sagen aus dem Sarganserland, Bd. II. Basel 1998 (= Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 77).

7 In letzter Zeit hat sich vornehmlich Aaron J. Gurjewitsch mit den einfachen Leuten Westeuropas in vergangener Zeit befaßt, zuletzt in: Stumme Zeugen des Mittelalters. Weltbild und Kultur der einfachen Menschen. Weimar/Köln/Wien 1997.

Heimatfilme – eine volkskundliche Sehanleitung

Oder: Die kulturellen „Volkswaisen" im sanften Prozess des „making Austrians"*

Reinhard Johler

Bei seiner Premiere 1998 ist Stefan Ruzowitzkys Kinofilm „Die Siebtelbauern" von der Kritik und vom Publikum ausgesprochen positiv aufgenommen worden. Doch in allen Besprechungen war auch eine gewisse Unentschlossenheit nicht zu überlesen: Die gezeigte „ländlich-artifizielle neue Tragikomödie" – so etwa ein „Presse"-Rezensent – sei „Bauernkrimi" und „renovierter Heimatfilm" gleichermaßen. Doch dieser „Versuch, Österreichs Heimatfilm vor der Karikatur zu retten" drohe trotzdem hin und wieder stilistisch (und manchmal auch inhaltlich) in „Heimatfilmkunst" abzufallen. Und ähnlich unentschieden gab sich auch ein Redakteur einer hiesigen Fernsehzeitschrift anlässlich der Erstausstrahlung des Films 1999 im Samstaghauptabendprogramm: „Die Siebtelbauern" sei ein „neuer Heimatfilm" oder ein „Anti-Heimatfilm" – auf alle Fälle aber schwer „einzuordnen": „Ist der im oberösterreichischen Mühlviertel gedrehte Streifen die Wiedergeburt des Heimatfilms seligen Angedenkens, eröffnet er als ‚Alpin-Western' ein neues Genre oder erzählt er im Grunde nur (weitschweifig) die (Dorf-)Krimi-Story eines geheimnisvollen, erst ganz zuletzt aufgeklärten Rachemordes?"[1]

Der Regisseur wollte zur Klärung dieser Ungewissheit nicht beitragen. Volkskundler sind nicht gefragt worden – und wenn: Was hätten sie angesichts des scheinbar willkürlich nebeneinander gezeigten Angebots von „Heimatfilm" und „Anti-Heimatfilm" auch sagen können?

1. Ein interesseloses Wohlgefallen

Der österreichische Heimatfilm verdient, zumindest wissenschaftlich, nur mehr eines: interesseloses Wohlgefallen. Denn was zu kritisieren war, ist längst schon – und wohl auch ein wenig dem Genre angepasst – in stereotypen Sprachbildern abgespult: Künstlerisch kaum anspruchsvoll und handwerklich bieder gestaltet, bot der Heimatfilm einem Massenpublikum ein volkstümlich gehaltenes, doch ideologisch verfängliches Heilsoffert mit sicherem Ausgang – ein farbenfroh harmonisches Sanierungsangebot eben, das der aufgehetzten „österreichischen Volksseele" Ruhe von einer belaste-

ten Vergangenheit und Harmonie in einer problematischen Gegenwart versprach. Nach aggressivem „Heimattaumel" zeigte das Kino friedfertigen „Heimatschlummer" (Arthur Schnitzler) in überschönen Landschaftsaufnahmen, in harmlos kitschigen Brauchtums- und bunten Trachtenszenen, in glücklichen Liebes- und tragischen Eifersuchtsgeschichten. Dieses Stück „heile Welt" in der kulturellen „Zwischenzeit" der Fünfziger- und Sechzigerjahre kündet für Kritiker daher politisch von fehlender Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit bzw. ihrer fortgesetzten Verdrängung; und kulturell wird die Kontinuität österreichisch-heimatlicher Bilderwelten und die Dominanz provinzieller „Heimat-Macher"[2] als nachhaltige Abwehr der Moderne gedeutet. Anders ausgedrückt: Der Heimatfilm war als politisches „Beschwichtigungskonzept" und als individueller „Kompensationsraum" die massenmediale Bildfläche für kulturindustriell produzierte „Traumwelten" und damit eine klug inszenierte „kulturelle und moralische Strategie der Wiederaufbau- und Wirtschaftswundergeneration"[3]. Mit dem Heimatfilm konnte „Urlaub von der Nazizeit" genommen und für „Urlaub in Österreich"[4] geworben werden. Diese Assoziation bringt auf den Punkt, was in heimischer Heimatfilm-Kritik weitgehend unbestritten ist. Und so hat der österreichische Heimatfilm ja auch längst – als Programm der Nachkriegsaustrifizierung kanonisiert[5] – Eingang selbst in eine anspruchsvollere Geschichtsschreibung gefunden.[6] Es lohnt sich gerade deswegen, erneut nachzufragen – nachzufragen nämlich, ob das auch von der Kritik gefütterte Klischee von Österreich als dem Heimatland des Heimatfilms nicht selbst bereits fester Teil einer „Verösterreicherung Österreichs"[7] geworden ist?

2. *Heimatliche „Volkswaisen"*

Eingerahmt in stimmungsvolle Farbbilder, wusste im August 1997 der „Freizeit-Kurier" seine Leserinnen und Leser mit Hintergründigem zum ländlichen Leben zu überraschen: „Urlaub am Bauernhof – er liegt fast um die Ecke und ist doch eine andere Welt. Klischeebehaftet als hinterwäldlerisches Idyll mit Dirndlkleid und Brettljause, rotbackigen Kindern und statt dem Radiowecker ein schrilles Kikeriki im Morgengrauen. Heimatfilme sind längst abgedreht und so mancher Gast muss sich bei einem Besuch am Bauernhof von den Vorstellungen kitschiger Romantik verabschieden. Die Geräte für die Feldarbeit werden kaum mehr von der Hand geführt, sondern sind meist hoch technisierte Maschinen. Statt dem Dirndlkleid trägt die Bäurin Monika Diesel-Jeans und Hansi holt seine Lederhose nur für besondere Anlässe aus dem Kleiderkasten. Und aus der Stube klingen nur mehr selten stimmungsvolle Volkswaisen."[8]

Der Rechtschreibfehler am Ende des Zitats kann als Indiz genommen werden. Im Kontext des gefühlsschwangeren Wortschwalls, mit dem ein neues Klischee gegen ein altes gesetzt wird, sind die österreichischen „Volkswaisen" der späten Neunzigerjahre sogar plausibel: Zum einen scheinen sie – und damit auch die Heimatfilme – die elternlos gewordenen Erben der Vergangenheit darzustellen, die im Austrofaschismus und im Nationalsozialismus ihre schöne Kindheit und in den Fünfzigerjahren ihre beste Jugendzeit erlebt haben. Und zum anderen ist heutzutage die Bilderwelt derselben Heimatfilme nur mehr dann stimmig, wenn sie mit der Kritik an der Idylle kommentiert wird. Hier gilt ein weiteres Mal, was Jean Améry über den Mutterbegriff des Heimatfilms, für „Heimat" gesagt hat: Die schwer zu verscheuchenden „peinlich lieblichen Töne" der „Heimat-Alberei jeder Art" würden hartnäckig „recht ungute Vorstellungsreihen" zu einem „Wirklichkeitsanspruch" zusammenführen.[9]

Die genealogische Assoziationskette zum Heimatfilm stellt für den gegenwärtigen Seher längst einen neuen „Wirklichkeitsanspruch": Man schließt als gegenwärtiger Zuschauer die Kritik schlicht mit ein. Dazu gehört, was – beispielhaft für viele andere – Peter Turrini 1986 im „Spiegel" unter dem Titel „Eine touristische Bananenrepublik" beklagt hat und wofür ihm der Heimatfilm Beweisstück zu sein schien: „Im Jahre 1945 gelang es ihm – dem Österreicher – auf jeden Fall mit affenartiger Geschwindigkeit dieser Weltverachtung zu entkommen. Der politischen Reinwaschung entsprach, noch vor dem Abschluß des Staatsvertrages im Jahre 1955, eine ästhetische: Kurz nach dem Krieg begannen die Österreicher wie wild Filme zu produzieren. Sie hießen ‚Maresi', ‚Der Herr Kanzleirat', ‚Der Engel mit der Posaune', ‚Die Glücksmühle', ‚Triumph der Liebe' und hatten nur einen Zweck: Man wollte sich und die Welt von der absoluten Unschuld und Harmlosigkeit überzeugen. Man muß sich das vorstellen: Während die Menschen in den zerbombten Städten hungerten, saß die Försterstochter Maresi auf dem Schoß des alten Herrn Kanzleirats und ließ sich mit ihm von den Klängen des Engels mit der Posaune in die Glücksmühle entführen, um dort den gemeinsamen Triumph der Liebe zu erleben."[10]

Dass Unterhaltung eine selektive Bilderwelt zum Programm macht, ist nur wenig erstaunlich. Und es macht auch nur bedingt Sinn, Hunger gegen den Heimatfilm oder das zerstörte Wien gegen die schönen Landschaften aufzurechnen. Das Herstellen einer Verknüpfung zielt denn auch in eine andere Richtung, denn die Kritik am Heimatfilm setzt sich aus widersprüchlichen Strängen zusammen: Rechte Kulturkritik mischt sich mit linker Ablehnung der Kulturindustrie und verbindet sich mit einem intellektuellen Ressentiment gegenüber der entstehenden Massenkultur. Das hat für Österreich besondere Bedeutung: Die Massenkultur (und damit die vom Touris-

mus mitproduzierten Bilder des Österreichischen) war die wichtigste – in historischer Reflexion gerne übersehene – Agentur hiesiger Nationalisierung, die filmisch altertümlich zusammengesetzte österreichische „folk society" war Ergebnis dieses Marktes – und Heimat war nun einmal in den Fünfzigerjahren dessen wichtigste Ware. Die österreichische Kulturbürokratie lag so gesehen mit ihrer Einschätzung tatsächlich nicht falsch: Sie sah im Heimatfilm vornehmlich dessen Warenfunktion.[11] In der Kritik aber werden die produzierten heimatlichen „Bilderwelten" zu behaupteten heimischen „Weltbildern". Die Auseinandersetzung mit dem Heimatfilm mündet daher nicht zufällig, ja fast notwendigerweise in eine deftige Kritik am Staat.

3. Das „zweite Leben" des österreichischen Heimatfilms

Im Kino von St. Wolfgang wurde während der Saison tagtäglich der 1960 gedrehte Film „Im Weißen Rößl" vorgeführt. Dem ist seit kurzem nicht mehr so – selbst die letzten Gäste, Touristen wie auch Einheimische, sind ausgeblieben. Aus dem Programm genommen, hat dieser Heimatfilm vor Ort sein Kinopublikum und damit auch seine Funktion endgültig verloren. Dieses lange hinausgezögerte Ende ähnelt dem Untergang der österreichischen Heimatfilmproduktion: Der klassische Heimatfilm ist – so hat Georg Seeßlen richtig vermutet – als Genre verschwunden, als dessen Strategien der sozialen Befriedung obsolet wurden, als das Werk der nationalen Integration vollbracht war und damit die Selbst-Identifikation über zeitgemäß adaptierte Symbolwelten in anderen Medien funktionieren konnte.[12]

Ohne Zweifel gehört zu diesen neuen Symbolwelten im heimatlichen Stafettenlauf auch der „Anti-Heimatfilm". Ende der Sechzigerjahre konzipiert, erlebte diese nun aber hauptsächlich für das Fernsehen produzierte Filmgattung in Österreich durch die ländlichen „Alpen-Piefke-Fernseh-Sagas" eine tatsächlich in diesem nationalen Umfeld zu erwartende Blüte. Was dem Anti-Heimatfilm zugestanden wurde – Robert Menasse lobte analog dazu die Anti-Heimatliteratur zur genuin österreichischen Literaturleistung hoch[13] –, war die Zerstörung von lange beibehaltenen Idyllen und Klischees, war der neue, von wenig Romantik getrübte Blick auf den ländlichen Raum, war die Anpassung des Begriffs „Heimat" an die brutalen Seiten dörflicher Realitäten. Man wird kaum fehlgehen: Die österreichspezifische Kritik an den schönen Bildern ist inzwischen ihrerseits längst Teil der modernisierten nationalen Folklore geworden. Robert Schneiders „Schlafes Bruder" etwa ist nicht nur von einer Boulevardzeitung treffend als „schaurig schönes Heimat-Märchen"[14] bezeichnet worden, die Verfilmung paßt auch problemlos in das Programm gegenwärtiger Heimatfilm-

festivals. Dabei ging in diesem Fall das „Heimatrecycling" noch weiter: Das Filmdorf wurde in einem unbewohnten Vorarlberger Tal derart authentisch aufgebaut, dass ihm binnen weniger Wochen über 50.000 Menschen einen Besuch abstatteten; und der Überlegung des Bürgermeisters, ob hier nicht „Kulturgut" zu nutzen und ein „Heimatmuseum" im Freien zu errichten sei, wurde erst durch Lawinen ein jähes Ende bereitet.[15]

Diese Mutation hat dem alten Heimatfilm eine neue Bedeutung verliehen. Dem Fernsehen kommt dabei eine entscheidende Rolle zu. In der kürzlich gespielten „Fernsehsaga" beispielsweise wird bereits eine heimatliche Meta-Geschichte erzählt, wenn gezeigt wird, wie fernsehbegeisterte Besucher des „Kirchenwirts" einen klassischen Heimatfilm betrachten. Gerade dieses Potenzial der Nachnutzung, diese kulturelle Zitierbarkeit des Heimatfilms aber hat nicht nur zu seinen gegenwärtigen Hochtagen geführt, sondern hat ihm auch zu einem „zweiten Leben" verholfen. Wenn seit einiger Zeit der „Alpenblick"[16] durch zeitgenössische Kunst neu befragt und die Warenwelt der Fünfzigerjahre in Ausstellungen nobilitiert wird, dann findet auch der Heimatfilm selbst in Kultursendungen sein intellektuelles Publikum. Damit wird zum einen verbunden, was lange Zeit hindurch ein unüberbrückbarer Gegensatz war: Kulturfeuilleton und breites Publikum, populäres Bedürfnis und elitäres Geschmacksurteil. Und zum anderen hat endlich zusammengefunden, was sich in seiner unterschiedlichen Ikonografie voneinander abhebt, durch idente Produktionsweise aber zusammengehört: Heimatfilm, Massenkultur, Konsum und Nationswerdung Österreichs.[17]

4. Vom „sanften Nationalismus" und dem massenkulturellen „nation-reproducing" des Heimatfilms

Es ist eine österreichische Eigenart, von der dürftigen Qualität und dem großen Erfolg etwa des „Musikantenstadels"[18] auf den Zustand der Republik zu schließen. Und gleichfalls typisch scheint es, wenn Rollen des Heimatfilms – das „putzige Trachten-Mädel" und die „kellnernde Peter-Alexander-Kopie" – zur Kritik an nationaler Verfasstheit herangezogen werden.[19] Dass so verfahren wird, hat mit der intellektuellen „Leidensgeschichte" und der Realität von hiesiger Nationalisierung – und damit auch mit der Idyllenwelt des Heimatfilms – zu tun. Und in der Tat kann der österreichische Heimatfilm zunächst als Bildkommentar zur Etablierung nationaler Mythen gesehen werden: Der Mythos der „Stunde Null", der „Wiederaufbau-Mythos", der Mythos vom Staat Österreich als „Erfolgsstory" bedurften der historischen Verankerung in der camouflierten und geschönten Kontinuität der heimatlichen Bilderwelten. Solche „nationalen Erzählungen" haben in der

letzten Zeit gleich eine „serienhafte Entmythologisierung“[20] erfahren. Allerdings ist die Kritik dabei fast selbst zum Produzenten von „Anti-Mythen zu Österreich 2“[21] verkommen. Schließlich sehen Forscher wie Anthony Smith als Charakteristika einer Nation neben einer uniformen Ökonomie, den gleichen Rechten und Pflichten aller Staatsbürger, dem gemeinsamen Territorium, den verbindenden Erinnerungen und Mythen vor allem eine gemeinsame Massenkultur.[22]

Der Heimatfilm – und Heimat war in Österreich die notwendige, weil sinngebende, wenn auch in Wahrheit erst spät hergestellte Klammer des Nationalen – ist erstes Produkt dieser kulturelle Einheitlichkeit stiftenden Massenkultur. Denn hier zu Lande kannte intellektuell-politisches „nation-producing“ kein langes Vorspiel und blieb auch inhaltlich recht anspruchslos. Nahe zeitgleich ging ein weit wirkungsvolleres massenkulturelles „nation-reproducing“[23] vonstatten. Die österreichische Nation ist daher vor allem durch das Regelwerk der Massenkultur – und nicht zuletzt auch durch den Heimatfilm – geschaffen worden. Der Heimatfilm bezog dabei sein identitätsproduktives Kapital aus touristischen Wahrnehmungsangeboten und popularisierte die neue nationale Erzählung vom Österreichischen auf alltagsnaher Ebene für ein breites Publikum. Er beförderte folgerichtig, abseits der großen politischen Ereignisse, eine „niedere“, eine ins Private übergegangene „Mythologie“ des Nationalstaates[24] und veralltäglichte das nationale Projekt[25] durch Strategien eines kulturell anheimelnden, eines „sanften Nationalismus“. Der Heimatfilm unterstützte aber noch eine zweite Tendenz, die in der Nationalismusforschung als die „Informalisierung“[26] nationaler Programme bezeichnet wird: Bei Verzicht auf direkte nationale Symbolik geht es dabei um die Herstellung eines nationalen Habitus im Alltagsleben, im Geschmack etwa, in Gewohnheiten und Vorlieben oder in Orientierungen, kurz: um plausibel wirkende österreichische Eigenart. Der Heimatfilm leistete in diesem Kontext, was Ernest Renan als einer der ersten Theoretiker des Nationalismus bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert wusste: Eine Nation muss sich jeden Tag neu bestätigen, sie ist damit von einem alltäglichen Plebiszit der Bürger abhängig.[27] Der Erfolg des Heimatfilms in den Fünfziger- und Sechzigerjahren war derart tatsächlich auch eine von den Kinobesuchern getätigte „Volksabstimmung“ über die Nation Österreich. Der Heimatfilm konnte damit zum „österreichischen Heimatfilm“ mutieren.

5. Antel und Rosselini

1951 war in einer österreichischen Kinozeitschrift eine erstaunliche Rechtfertigung zu lesen: „Trotz aller gegenteiligen Behauptungen: Österreich hat

doch während seiner Neuproduktion nach 1945, ebenso wie andere Länder auch, einen neuen Filmstil kreiert. Italien hat einen Rosselini, Österreich hat einen Franz Antel."[28] Man mag über den Vergleich zurecht lächeln, die angestrengte Nationalisierungsbemühung des Films aber sollte doch zu denken geben. Der Heimatfilm mit seinen „österreichischen Menschen" – und nicht selten durch rot-weiß-rote Fahnenpracht dekoriert – ist die erfolgreiche Vorgeschichte für die nationale Gegenwart. Zu solcher – dies beschreibt eine funktionale und nicht eine ästhetisch-inhaltliche Analogie – trägt mittlerweile auch der „Anti-Heimatfilm" bei. Generell beobachtet, haben sich aber die Betreiber des Nationalen geändert und sind durch Fernsehen[29] und inzwischen auch durch allerlei rot-weiß-rote Pathetik stimulierten patriotischen Konsum[30] ersetzt worden. Die auf diesen Wegen vermittelten Botschaften jedoch sind so unterschiedlich nicht.

6. Und die Volkskunde?

„Zu unseren Aufgaben" – so hat 1947 Viktor Geramb programmatisch geschrieben – gehört die „Erforschung unserer eigenen österreichischen Volkskultur". Denn diese „tausendjährige Volkskultur" sei der „Mutterboden" des „Österreichertums". Diesem „Österreichertum" aber werde durch die „vielen, meist von Unberufenen ‚gemanagten' Trachtenfesten, Weißen-Rösselfilmen und Rundfunk-Bauernkomödien" mehr „geschadet als genützt"[31]. Eine Geschichte des Heimatfilms[32] aber – wie auch eine volkskundliche Analyse von Heimat[33] – wird einen solchen Befund nicht bestätigen können – zumindest nicht aus heutiger Sicht.

Anmerkungen

* Dieses Manuskript beruht auf einem Vortrag, den ich im September 1997 beim Symposion zum österreichischen Heimatfilm „Heimatland, Donaustrand, Jägerlatein" im WEINSTADTmuseum Krems gehalten habe. Dort wurden im Freien während mehrerer Wochen mit großem Erfolg „alte" und „neue" Heimatfilme vorgeführt.

1 Vgl. etwa die Berichte in TV Nr. 45/99; Renovierter Heimatfilm. In: Die Presse, 5.6.1998.

2 Steiner, Gertraud: Die Heimatmacher. Kino in Österreich 1946–1966. Wien 1987.

3 Seeßlen, Georg: Die Unschuld vom Lande. Einige Anmerkungen zum deutsch-österreichischen Heimatfilm. In: MedienJournal 3, 1995, S. 31–37.

4 Vgl. zu solch gängiger Interpretation etwa: Luger, Kurt: Heimat aus Almrausch und Edelweiß. In: Salzburger Nachrichten, 30.12.1995.

5 Sieder, Reinhard, Heinz Steinert, Emmerich Talos: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft – Politik – Kultur. Wien 1995, S. 9–32.

6 Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien 1994, S. 426 ff.; Sandgruber, Roman: Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Wien 1995, S. 479.
7 Köstlin, Konrad: The Austrification of Austria: Promoting Differences. In: Daun, Ake, Sören Jansson (ed.): Europeans. Essays on Culture and Identity. Lund 1999, S. 147–158.
8 Mama, ich will Bauer werden. Kindertraum und Sommerfrische. In: Freizeit-Kurier, Nr. 406, 9.8.1997.
9 Améry, Jean: Wieviel Heimat braucht der Mensch? In: Ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart 1977, S. 74–101.
10 Turrini, Peter: Eine touristische Bananenrepublik. In: Der Spiegel, 10.11.1986.
11 Steiner (wie Anm. 2), S. 250.
12 Seeßlen (wie Anm. 3).
13 Menasse, Robert: Das Land ohne Eigenschaften. Essay zur österreichischen Identität. Wien 1992.
14 Heimatfilm Märchenhaft. In: Neue Kronen Zeitung, 21.8.1994.
15 Filmdorf wird Museum. In: Die Presse, 5.5.1995; Wird Filmdorf verheizt? In: Salzburger Nachrichten, 26.9.1995; Gaschurn (= Vorarlberger Nachrichten Extra, 7.7.1995); zur dahinter stehenden Idee des Heimatmuseums vgl. Johler, Reinhard: Zur Musealisierung eines Kulturkonzeptes: Die Heimatmuseen. In: Posch, Herbert u.a. (Hg.): Politik der Präsentation. Museum und Ausstellung in Österreich 1918–1945. Wien 1996, S. 276–302.
16 Kos, Wolfgang u. Kunsthalle Wien (Hg.): Alpenblick. Die zeitgenössische Kunst und das Alpine. Wien 1997.
17 Vgl. Johler, Reinhard, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 65). Wien 1995.
18 Beispielsweise: „Dieses Land braucht den Musikantenstadl". In: Salzburger Nachrichten, 17.1.1997.
19 Die Presse, 9.8.1996.
20 Gauss, Karl Markus: Und alle schauen zu. In: Die Presse, 3.6.1995.
21 Kos, Wolfgang: Über die rot-weiss-rote Staatsdoktrin und ihre Kritiker. In: Der Standard, 30.5.1995.
22 Smith, Anthony: Nations and Nationalism in a Global Era. Cambridge 1995.
23 Johler, Reinhard: „1000 Jahre Österreich": Eine volkskundliche Bilanz des Millenniums und der nationalstaatlichen Gegenwart. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 94, 1998, S. 21–55.
24 Dieser hier ein wenig abgewandelte Begriff stammt von Gottfried Korff (Osterhase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums. In: Gyr, Ueli (Hg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Zürich 1995, S. 77–95).
25 Löfgren, Orvar: Die Nationalisierung des Alltagslebens: Konstruktionen einer nationalen Ästhetik. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 114–134.
26 Frykman, Jonas: The Informalization of National Identity. In: Ethnologia Europaea 25, 1995, S. 5–15.

27 Renan, Ernest: Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften. Wien–Bozen 1995.
28 Zit. n. Steiner (wie Anm. 2), S. 122.
29 Um der Konkurrenz privater Anbieter entgegenzutreten, hat der ORF ja bekanntlich eine „Verösterreicherung des Programms" auf seine Fahnen geheftet (Kurier, 4.9.1998).
30 Köstlin, Konrad: Die ästhetisierte Ethnie: Konsumheimat. In: Johler, Reinhard, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen (Hg.): Ethnische Symbole und ästhetische Praxis in Europa (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde 17), Wien 1999, S. 52–75.
31 Geramb, Viktor: Zu unseren Aufgaben. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1, 1947, S. 13.
32 Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Der deutsche Heimatfilm. Bilderwelten und Weltbilder. Tübingen 1989.
33 Vgl. zusammenfassend: Johler, Reinhard: Die Wissenschaft der Heimat: die Volkskunde und der Heimatbegriff. In: Weigand, Katharina (Hg.): Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeiten. München 1997, S. 85–106.

Neuerscheinung

Gerd Kaminski, Barbara Kreissl (Hg.)
Drache – Majestät oder Monster
Wien, ÖGCF (Österreichische Gesellschaft für Chinaforschung),
2000, 216 Seiten, ca. 70 Abb., Format 14,8 x 21,0 cm, brosch.
(= Berichte des Ludwig Boltzmann Institutes für China- und Südostasienforschung, Nr. 37)
ISBN: 3-9500567-3-4

In Ost- und Südostasien ist der Drache viel mehr Majestät als Monster, steht für den befruchtenden Regen und die Person des Kaisers. Er ist ein Hausgeist, der das Böse abwehrt. Bloß gelegentlich in der Mythologie und etwas häufiger im Märchen frißt er Menschen oder richtet er Verwüstungen an. Dann wurde er so bekämpft wie die Drachen in Europa. Hier sah man den Drachen vor allem unter dem Einfluß des Christentums als Verkörperung des Teufels an. Er war ein verabscheuungswürdiges Monster in Religion, Sagen und Mythen. Das Buch hebt Unterschiede und Parallelen zwischen Ost und West hervor und zeigt schließlich wie sich in der heutigen Zeit östliche und westliche Drachenbilder überlagern und das Monster zwar keine majestätischen dafür aber menschliche Züge annimmt.

Inhalt:
Drachenhoroskop des Abtes „Liebliches Meer" vom daoistischen Huang Daxian Tempel, S. 5–8; Gerd KAMINSKI, Drachenfahndung im Reich der Mitte, S. 9–87; Barbara KREISSL, Popcorn und Queen Elizabeth – Der Drache im chinesischen Volksbrauchtum, S. 88–113; Akiko KUBO, Vom betrunkenen achtköpfigen Drachen und seiner Verwandtschaft, S. 114–122; Helmut LUKAS, Naga Padoha und die Schöpfung der Erde – Eine Drachengestalt in einer indonesischen Mythe, S. 123–134; Günther JONTES, Drachenbrut. Vom antiken Fabeltier zum „Jurassic Park", S. 135–165; Klaus BEITL, Drachen in Österreich zwischen niederer Mythologie und Städtesymbolik: Der „Lindwurm" von Klagenfurt in Kärnten, S. 166–174; Claudia PESCHEL-WACHA, Der Weg vom „bösen" Lindwurm aus der Sagenwelt zum „freundlichen" Drachen im kindlichen Spielbereich, S. 175–212.

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

ATS 230,–/DM 32,70/EURO 16,71 (exkl. Versand)
(kein Mitgliederrabatt)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 77–100*

Chronik der Volkskunde

„Borders and Bridges"

The Tempus Network for Comparative European Ethnology:
Summer School 1999, Lund und Kopenhagen, 2. bis 15. August 1999

Die gerade fertig gestellte, in Schweden und Dänemark heftig diskutierte Brücke über den Öresund gab den Anstoß: Sie inspirierte Anna Burstedt und Kjell Hansen vom Institut für Europäische Ethnologie in Lund zu einer 14-tägigen ethnologischen „Summer School" zum Thema „Borders and Bridges". Und Brücken, Grenzen, Identitäten – in ihren nationalen, regionalen, sozialen und geschlechtsspezifischen Ausprägungen – gaben denn auch die kontroversiellen Inhalte für ein dichtes, doch gerade deswegen auch kommunikatives Programm – ein Programm, das aus Vorträgen, Workshops, Feldforschungen bestand, das aber insgesamt europäisches Lehren und Lernen erproben und mit über 50 Studierenden realisieren wollte.

Über die Idee – und die Vorläuferinnen dieser Lunder „Summer School" – ist in dieser Zeitschrift bereits berichtet worden. Wie die Berliner „Summer School" 1997 („Ethnographies of urban life") und jene in Warschau 1998 („The Region, the Nation, the Global")[1] ist auch „Bridges und Borders" 1999 von einem „Network for Comparative European Ethnology" – bestehend aus den Volkskunde-/Ethnologie-/Anthropologie-Instituten Berlin, Kopenhagen, Lund, Jyväskylä, Poznan, Warschau, Pécs, Budapest und Wien – getragen worden. In dieser europäischen Zusammensetzung der „Summer School" stand studentische Beteiligung im Vordergrund – und aus studentischer Sicht sollen hier auch die Ergebnisse berichtet und für das Volkskunde-Studium in Österreich abschließend kritisch reflektiert werden. Denn immerhin konnten sechs Studierende – dank der engagierten Mitarbeit des Wiener Instituts für Volkskunde – an dieser 14-tägigen, von der Europäischen Union finanzierten Veranstaltung in Schweden teilnehmen.

Der Beginn der „Summer School" wurde von Kjell Hansen (Lund) gesetzt. Unter ethnologischem Blickwinkel skizzierte er dabei das Thema. Und diesem – der Brücke über den Öresund – galt (nebst einem Besuch des Kopenhagener Volkskunde-Instituts und einem, von Mikkel Venburg Pedersen gegebenen, historischen Überblick) auch der erste Programmpunkt.

In einem Zweiten wurde eine Souvenir-Ausstellung eröffnet, die von den Studierenden mit ihren regionalen oder nationalen „Mitbringseln" gestaltet

wurde. Diese Ausstellung – von der DDR-Fahne bis hin zu oberösterreichischem Schnaps reichend – führte optisch in ein europäisches „Feld" ein, das durch den Zusammenbruch des Kommunismus oder die EU-Erweiterung von einem dramatischen ökonomischen und kulturellen Wandel geprägt ist; aber die Ausstellung zeigte durch die Verschiedenheit ihrer Beiträge auch noch ein Zweites, das zum informellen Thema während der ganzen „Summer School" werden sollte – die unterschiedlichen Zugänge, wie sie gegenwärtig auf den Universitäten bei Lehrenden und Studierenden gleichermaßen vertreten werden.

Vormittags führten Vorträge thematisch ein: Andrzej Zaporowski (Poznan) handelte unter theoretischer Perspektive „Identity, Difference and Solidarity" ab; und Jan Löfström (Jyväskylä) analysierte „Gender Relations in the New Europe: Political Changes, Cultural Borders and Economic Developments". Doch insgesamt überwogen ethnologische Fallstudien: Orvar Löfgren (Lund) behandelte inspirierend „Crossing Borders: The Nationalization of Anxiety". Das Thema Grenzen thematisierten darüber hinaus auch Felix Mühlberg und Ina Merkel (Berlin); und Nahrung und Essen als treffender Kulturindikator standen bei Ewa Klekot (Warschau) in ihrem Referat „Polish Chocolate in a Globalizing World", bei Reinhard Johler (Food in Europe: Some Trends and some Ethnological Observations) und bei einem studentischen Beitrag „Fast Food Restaurants: The National behind the Standardization" im Vordergrund.

Diese Konzentration auf Nahrung wie auch der letztgenannte, hervorragende Vortrag von Studierenden aus Pécs führen zum inhaltlichen Hauptpunkt der „Summer School" hin: In fünf Workshop-Gruppen („Regionalism: Possibilities or Danger?"; „Social Stratification and New Contexts"; „Sweden – Denmark from Boat to Bridge"; „Food as a Conveyer of Culture"; „Gender Relations in the New Europe") galt es, in „bunter" Mischung der Studierenden exemplarische Feldforschungen durchzuführen und abschließende Präsentationen der Ergebnisse vorzubereiten. Dies war – ohne Zweifel – der dichteste und wichtigste Teil der „Summer School" (sieht man einmal vom kommunikativen abendlichen Gesprächsteil ab).

Die im Progamm prominent positionierte Feldforschung wurde durch einen Vortrag von Miklos Vörös (Pécs) über „Doing Multi-Sited Ethnography" vorbereitet. Eine derart konzipierte Feldforschung wurde auch von Kjell Hansen und Reinhard Johler vertreten. Von Robert Altmans gleichnamigem Film inspiriert, sahen sie in „Short Cuts" einen möglichen Zugang – zum „Feld" Südschweden einerseits und zu einer inspirierten Präsentation andererseits. Und tatsächlich: Das Spektrum der abschließenden Themenaufbereitung reichte von Vorträgen, Rollenspielen, Sketch und Gesang bis hin zu multimedialen Darbietungen. Sie illustrierten – zumindest indirekt –

dabei recht gut, dass Ethnologen nicht nur Grenzen zum Thema haben, sondern selbst immer auch „Grenzgänger" sind.

Die Lunder „Summer School" – das sei abschließend vermerkt – hat in ihrer Wissens- und Wissenschaftsvermittlung besonders inspirierend gewirkt. Das Fehlen der gewohnten hierarchischen (österreichischen?) Universitätsstrukturen ermöglichte einen unkomplizierten Umgang zwischen den Lehrenden und den StudentInnen. Und die Tatsache, dass alle Teilnehmer zwar aus dem gleichen Fachgebiet, nicht aber aus derselben Wissenschaftstradition stammten, wirkte nur am Anfang hemmend. Ein stärkeres (europäisches) Kennenlernen lohnt sich jedenfalls – gerade aus studentischer Sicht. Vielleicht kann dies ja auch schon bei der nächsten „Summer School" wieder geschehen, die – bei gegebener Finanzierung – in Wien unter dem Thema „Being in Europe: Vienna 2000" stattfinden soll. Im Moment aber sind in einer kleinen Ausstellung am Wiener Volkskunde-Institut optische Eindrücke von dieser ertragreichen (und schönen) „Summer School" zu sehen.

Sanja Kalapoš, Elisabeth Kreuzwieser, Christine Poier,
Magdalena Puchberger und Maria Takacs

Anmerkung

1 Friedl, Manuela, Kathrin Pallestrang, Katharina Richter-Kovarik: Summer School „Ethnographies of urban life. Social, symbolic and spatial processes in Berlin in comparative perspective". In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LI/100, S. 538–541; Johler, Reinhard: „The Region, the Nation, the Global". In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LII/101, S. 478–481.

„Natur und Kultur"

Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt.
32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde
in Halle vom 27. September bis 1. Oktober 1999
Ein Überblick

In manchen Köpfen ist die Welt noch wunderbar in Ordnung. Ein schönes Zeugnis dafür gibt ein Tagungsbericht zum DGV-Kongreß in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Standortsicher wird da der Überblick gegeben über die Vorträge der Veranstaltung, wird gleich auch die Frage nach dem Profil gestellt und beantwortet: Dies eben fehle dem Fach; vielmehr drohe „eine Mischung aus Multikulturalismus und Beliebigkeit ...". Denn die Volkskunde, so der Tenor des Textes, sei dem blanken Konstruktivismus verfallen. Nur Ausnahmefiguren zeigten sich dieser Gefahr gefeit. Immerhin wird am

Ende die Lösung zum Problem offeriert: „Als empirisches Korrektiv soziologischer Abstraktionen könnte die Volkskunde dagegen unentbehrlich bleiben." Da freut sich die Volkskundlerin und die Soziologin wundert sich.[1]

Vieles an besagtem Artikel ließe sich mit Genuß zerlegen und im Ernst revidieren. Im Begriff vom Konstruktivismus und im Wort von der Beliebigkeit aber wird ein Unbehagen laut, wie es im allgemeinen auf der Tagung zu spüren war und wie es im besonderen in kritischen Stellungnahmen seinen Ausdruck fand. So distanzierten sich Andreas Hartmann und Dieter Kramer (der eine zu Beginn, der andere am Ende des Kongresses) von einem Konstruktivismus, wie er, im Urteil Kramers, einem „intellektuellen Suizid" gleichkomme, wie er, wiederum im Dafürhalten von Hartmann, in eine „Relativitätsdespotie" hineingeführt habe. Hartmann stellte die Wissenschafts- und Ideengeschichte seit der Aufklärung als einen Prozeß vor, der in den Kulturwissenschaften darin mündete, dass sich die Idee des Konstruktivismus zu einem „unaufkündbaren Bezugspunkt unserer Disziplin", zu einer Doktrin entwickelte, die einschlägige Wissenschaftsdisziplinen wie Human- und Sozialbiologie unter Pauschalverdacht stellte und in der Vergangenheit die so dringend gebotene, interdisziplinäre Diskussion kaum zugelassen habe. Einer, im konstruktivistischen Vorurteil befangenen Kulturwissenschaft sei es dringend angeraten, ihren Erklärungshorizont zu erweitern, die Sphäre des Biologischen als Untergrund der Kultur schon in ihr Fragen einzubeziehen. Auch Dieter Kramer ging mit jener „Mode" hart ins Gericht, die die „Welt als Text" definiere, lediglich beschreibe, ohne näher nach den Funktionen und Folgen der so untersuchten Symbolwelten zu fragen. Die Kulturwissenschaft Volkskunde aber habe den Auftrag, diese Prozesse zumal im Hinblick „auf den Stoffwechsel menschlicher Gesellschaft mit ihrer Naturumgebung" und im Dialog mit Naturwissenschaften, Politikern und Umweltexperten zu begleiten; das Potential der Kulturwissenschaft sei das der Kultur als Potential, der Kultur und der Praxen etwa jenes „Genug" und jener Formen und Normen der Selbstbegrenzung, wie sie unter anderem im Märchen zum Motiv wurden.

In beiden Statements also wurde Konstruktivismus zur „Kampfvokabel"[2] – stilisiert – die Strategie der Provokation (insbesondere in Hartmanns Vortrag) ging jedoch nicht auf, eine Diskussion fand nicht statt. Dies mag seinen Grund unter anderem auch darin haben, daß jener „idealistische Konstruktivismus"[3], wie ihn Hartmann und Kramer zum Ausgangspunkt ihrer Pauschalkritik gemacht hatten, in der Forschungspraxis der Volkskunde längst einer Form von pragmatischem Konstruktivismus gegenübersteht, dessen Grenzen und Problematik man anerkennt, dessen Möglichkeiten und Chancen man gleichwohl nutzt: der sogenannte hermeneutische Zirkel als sozusagen „kreativer Zirkel"[4]. Zumal ‚Natur' wurde und wird in der kultu-

rellen Praxis verschiedener Systeme und Diskurse mit je unterschiedlichen Implikationen und Funktionen als nicht mehr hinterfragbare Grundlage unseres Lebens vorgestellt, hermetisch gedacht. Die Methoden der konstruktivistischen Ansätze bieten da, dies bewies der große Teil der Tagungsbeiträge, ein verläßliches (was nicht meint: letztgültiges und was bedeuten muß: weiterzuentwickelndes) Instrumentarium, Natur als kulturelle Invention zu erschließen. Darin, so Konrad Köstlin in seinem Eröffnungsvortrag, liege die spezifische Aufgabe wie auch die besondere Kompetenz unseres Faches sowie insgesamt der Ethnowissenschaften, die maßgeblich beteiligt waren an der Ausbildung der binären Opposition zwischen Natur und Kultur.

Diese Fragen sind nicht neu, doch sind sie immer wieder neu zu stellen, zumal in Zeiten, da die historisch-politische Semantik dieser asymmetrischen Gegenbegriffe mehr denn je die Alltagswelten unserer Gegenwart prägt. Die thematische Spannbreite der Tagung war denn auch sehr weit. Nach einer tour d'horizon möglicher Fragestellungen und Aspekte, mit der Konrad Köstlin die Tagung eröffnete, waren es vor allem drei Themenfelder, die in Plenums- wie in Sektionsvorträgen angeschnitten und diskutiert wurden: Da ging es zum einen um die Natur als Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und Sinnkonstruktionen in den unterschiedlichsten Alltags-, gerade auch den Wissenschaftskulturen. Da stand zum anderen Natur im Räumlichen zur Diskussion, in Begriff und Bild von der Landschaft vor allem. Und schließlich machte man Natur sozusagen in der Verkörperung, in der Formierung von Mensch und Tier zum Thema.

Gleich zu Beginn des ersten Tagungsvormittages forderte Brigitte Hauser-Schäublin zu grundlegender und systematischer Kritik gerade auch wissenschaftlicher Denkschemata und Begriffspolitiken auf, wie etwa jener so erfolg- wie folgenreichen von Claude Levi-Strauß, der die Kategorien von Natur und Kultur in einer universell gültigen Opposition verankert sah. Mit der Rolle der Naturwissenschaften und deren Idealbildern von Natur, wie sie im Alltagsleben des 18. Jahrhunderts zum Tragen kamen, befaßte sich Signe Mellengaard. Über die Logik der Naturverzauberung in den Geistes- und Sozialwissenschaften – ‚Entzauberung' hier verstanden als ein „schönes, freies, humanes" Gedankenspiel – referierte Harm-Peer Zimmermann. Wie demgegenüber Formen der Naturalisierung Prozesse der Ethnisierung im 20. Jahrhundert beeinflußten und vorantrieben, dies machte Walter Leimgruber am Beispiel der jenischen Minderheit in der Schweiz deutlich. Damit, wie Naturdiskurse musealisiert und pädagogisiert wurden und werden, beschäftigten sich Richard Keller und Nina Gorgus (zum Thema Museumskonzepte) wie auch Hansjörg Albrecht, Annette Schneider und Dagmar Stonus (zum Thema Schulbildung und Volkserziehung). Die neuesten und gleichzeitig ältesten Formen der Mediatisierung von Naturbil-

dern in Computerspielen und Menschenalphabeten führten Beatrice Tobler, Birgit Huber und Fritz Franz Vogel in ihrem Workshop „Virtuelles und Visuelles" vor. Auf die Notwendigkeit, das Augenmerk unseres wissenschaftlichen Arbeitens auf die Prozesse der Materialisierung und Transformierung von Natur im Alltagsleben vor allem des Industriezeitalters zu richten und damit auch die Schematisierung Natur versus Kultur vor dem Hintergund alltäglicher Kosmologien aufzugeben, verwies Henry Glassie. Über Geschichte und Gegenwart der Mythisierung von Natur verhandelten Bernd Wedemeyer in einem Beitrag zu Theorie und Praxis der völkischen Lebensreformbewegung und Helge Gerndt in einem öffentlichen Abendvortrag über die Veränderungen des Naturbegriffs seit der Institutionalisierung des ökologischen Protests. Auch Daniel Drascek (mit einem Referat zur Zeitkultur und zur Suche nach natürlicher Zyklizität im Alltag) und Adelheid Schrutka-Rechtenstamm (mit einer Kritik an Begrifflichkeit und Konzepten des ‚Recycling') diskutierten die Dialektik von Beherrschung und gleichzeitiger Überhöhung von Natur.

Die Frage nach Urheberschaften und Interessenlagen hinter spezifischen Ideen von Natur stand auch im Vordergrund jener Beiträge, die sich mit der Architektur und mit dem Umbau von Räumen zu Landschaften auseinandersetzten. Bernhard Tschofen konzentrierte sich in seiner Geschichte der „kulturellen Vermessung der Alpen" auf die Rolle der Volkskundler: Sie nutzten die Alpen als Projektionsfläche ihrer Kulturkritik wie auch ihrer „Befreiungs-Diskurse". Am Beispiel unter anderem auch der Alpen untersuchte Ludwig Fischer Form und Wandel jener „Erhabenheits-Ästhetik", wie sie seit dem 17. Jahrhundert vor allem bürgerlichen Eliten als Distinktionsstrategie dienlich war.

Reinhard Johler ging in seinem Beitrag darauf ein, wie im EU-Einigungsprozeß einerseits ‚Landschaft' zum Versatzstück politischer Verhandlungen wurde und unter Begriffen wie dem der ‚Landschaftspflege' den Bauern als Aufgabe angetragen wird, wie aber andererseits solche Vorgaben regionalen und lokalen Adaptionen und Transformationen unterliegen. Daß und inwieweit landschaftsbezogene Diskurse in hohem Maße politisch bestimmt sind, dies erläuterte außerdem Ullrich Kockel am Beispiel der Kulturlandschaft Ulster. Brigitta Schmidt-Lauber interpretierte die Praxis des „Auf-Pad-Gehens" deutscher Namibier (die Fahrt und der Aufenthalt in abgelegenen Regionen des Landes) als Ritual der politischen Positionierung und der Konstruktion ethnischer Identität.

Auf spezifische Wahrnehmungs- und Gestaltungskonzepte von Natur im Zusammenhang mit der Geschichte der Freizeit konzentrierten sich Andreas Martin in seinem Referat über Aussichtstürme in der Sächsischen Schweiz, Jutta Buchner-Fuhs in einer Darstellung der zoologischen Gärten im

19. Jahrhundert und Arne Steinert in einer Studie über die Präsentationsformen in Hagenbecks Tierschauen. „Natur als Programm" (Kirsten Salein) der zeitgenössischen Stadtentwicklung wie auch der Raumplanung großstadtnaher Bereiche machten Kirsten Salein und Norbert Fischer zum Ausgangspunkt ihrer Forschungen. Gudrun Schwibbe verfolgte den Prozeß der „kulturellen Konstruktion von Stadt und Natur" in der Geschichte Göttingens im 18. und 19. Jahrhundert. Waltraud Müllauer-Seichter widmete ihren Beitrag dem Erholungsgebiet „Casa de Campo" und dem Umgang verschiedener sozialer Gruppen mit dieser spezifischen Ausformung und Einrichtung von Natur im Zentrum Madrids.

Die Frage nach alltäglichen Ästhetik-Theorien und nach subjektivem Landschaftsbewußtsein stand im Mittelpunkt des Vortrags von Albrecht Lehmann. Ausgehend von den Ergebnissen eines DFG-Projekts, angesiedelt am Hamburger Institut, stellte er das populäre Landschaftsverständnis als ein Ergebnis des individuellen Erinnerns vor, beeinflußt durch verschiedenste Medien und im Konflikt zwischen Welt- und Bucherfahrung. Klaus Schriewer, Mitarbeiter dieses Projekts, arbeitete am Beispiel Wald die Gegenläufigkeit und oft „grundlegende Verschiedenartigkeit von Naturkonzepten der Waldnutzer" heraus. Helga Stachow lenkte den Blick auf die Bedeutung von Bäumen „als subjektiv erlebte, erinnerte und gedeutete Natur". Wie in den erfahrungsgeschichtlichen Analysen von Lehmann, Schriewer und Stachow stellte auch Christoph Köck lebensgeschichtliche Konstruktionen eines idealen, eines „Bilderbuch-Winters" in den Zusammenhang der Bildproduktion und Ordnungsanstrengungen unterschiedlichster gesellschaftlicher Agenturen.

Auch im dritten Themenkomplex des Kongresses wurden wissenschaftliche und politische Diskurse auf ihre Wechselwirkung und Spiegelung im Alltagsbewußtsein befragt. Ausgehend von Feldforschungen in einem zypriotischen Dorf und vor dem Hintergrund staatlicher Informationskampagnen und Präventionsmaßnahmen war für Stefan Beck von zentralem Interesse, wie medizinisches Wissen und beschleunigter Wissenstransfer auf das Alltagshandeln und die Alltagstheorien der Dorfbevölkerung einwirkten. Lynn Åkesson stellte ein interdisziplinäres Projekt vor, das sich mit der genetischen Beratung von Müttern beschäftigt; sie skizzierte die Schwierigkeiten der interdisziplinären Verständigung, in der unterschiedliche Traditionen wissenschaftlichen Fragens und Darstellens immer wieder kollidierten und plädierte in diesem Kontext für eine Ergänzung der gegenwartsbezogenen Perspektive durch den historischen Vergleich. Hintergrund auch der Analysen Oliva Wiebel-Fanderls über Verarbeitungsstrategien von Herztransplantationen war die Beobachtung einer fortschreitenden Verwissenschaftlichung auch der alltäglichen Kommunikation: Insbesondere Technik-

bilder sind es, derer sich die beteiligten Ärzte wie auch die betroffenen Patienten bedienen, um sich emotional zu entlasten.

Wie mit dem Prozeß der Verwissenschaftlichung eine zunehmende Ästhetisierung bestimmter Körperteile, aber auch spezifischer physiologischer Vorgänge einherging, diese Frage stellten Marita Metz-Becker und Astrid Pellengahr. Metz-Becker beschrieb, wie die weibliche Brust seit der Aufklärung als Sinnbild der Synthese von Natur und Gesellschaft eine neue Bewertung erfuhr und wie in der Konsequenz dieses, von ihr sogenannten ‚Stildiskurses' die Geschlechterkonstruktion europäischer Gesellschaften wesentlich an Kontur gewann. Pellengahr wandte sich dem relativ jungen Phänomen (nach dem Konzept der programmierten Geburt, wie es zwischen den 60er und 80er Jahren vorherrschend war) der ‚natürlichen' Geburt zu und allen Versuchen, diese zu einem authentischen Erlebnis werden zu lassen. Bo Lönnquist zeigte anhand der Diskurse um die Beleibtheit des Mannes, wie auch der männliche Körper im Zentrum vielschichtiger kultureller Bedeutungsfelder steht. Elisabeth Katschnig-Fasch ergänzte diese Perspektiven, indem sie darauf hinwies, daß und wie sich in den Einstellungen der „postmodernen Generationen" Veränderungen abzeichneten und die Idee der Gestaltungsmöglichkeit zunehmend deren Körperverständnis präge.

Auf Akte der Verwaltung von Natur, gerade auch der letzten Dinge, kamen Cornelia Brink und Gabriela Kiliánová zu sprechen. Brink berichtete über die konfliktreiche Geschichte um das Thema Scheintod am Schnittpunkt zwischen medizinhistorischen Diskursen und alltäglicher Rede. Kiliánová ging auf die nicht zuletzt auch politisch bestimmte Topographie von slowakischen Friedhöfen ein und darauf, daß diese in den letzten zehn Jahren einem Wandel unterworfen war.

Relativ viele Fragestellungen, wie sie im Hinblick auf den menschlichen Körper entwickelt worden waren, spiegelten sich in jenen Beiträgen, die sich mit dem Umgang mit Tieren beschäftigten. So ließen sich jene historischen Auseinandersetzungen über Therapieformen mittels tierischer Substanzen und unter Einsatz tierischer Organe, wie sie Eberhard Wolff abhandelte, mit spezifischen Umgangsformen, wie sie Oliva Wiebel-Fanderl herausarbeitete, gegenlesen. Helena Ruotsala referierte am Beispiel der Rentierzucht in Lappland darüber, wie Muster und Maßstäbe urbaner Gesellschaften (in Form etwa von EU-Richtlinien) mit Vorstellungen und Anschauungen der Rentierzüchter kollidierten; ein Vergleich mit Reinhard Johlers Ausführungen zur Formierung der Landschaft, wie sie von EU-Bürokraten betrieben und regional konterkariert wird, kann da aufschlußreich sein.

Schließlich sind noch die Beiträge von Siegfried Becker und Friedemann Schmoll zu erwähnen, die beide auf eine Versachlichung von – in der Geschichte wie in der Gegenwart – emotional hochaufgeladenen Debatten

zielten. Becker plädierte für das Eingreifen der Kulturwissenschaften in eine, vor allem naturwissenschaftlich geführte Diskussion um Chancen und Grenzen der Tierzucht. Schmoll dekonstruierte bürgerliche Klassifikationen der Tierwelt, insbesondere die Vogelliebe, wie sie sich etwa um 1900 darstellte, als eine „Ordnung des Geschmacks" zwischen den Wertsetzungen der Nützlichkeit und des Gefühls, eine Ordnung, wie sie paradigmatisch sei für die „Doppelstruktur moderner Naturverhältnisse".

Damit bin ich, unversehens allerdings, wieder bei Thema und Metapher der „bunten Vögel", wie im eingangs erwähnten Artikel traktiert, angelangt. In der Zusammenschau von Inhalten und Herangehensweisen, wie sie auf dem DGV-Kongreß präsentiert wurden, ergibt sich ein breites Panorama buntgemischter, qualitativ unterschiedlicher Forschungsfelder und -praxen, ja, auch das Bild von zufälliger Beliebigkeit. Doch wer dies moniert, der übersieht (oder will übersehen), daß wissenschaftliches Arbeiten in ausdifferenzierten und pluralisierten Gesellschaften in hohem Maß von Zufällen abhängig ist, auch wenn wir zumeist stillschweigend über diese Tatsache hinwegsehen.

Wenn dann die Rede auf das Profil des Faches kommt, so kann ich mich oftmals des Eindrucks nicht erwehren, daß damit immer auch die Idee von fest umrissenen Fragestellungen und von einer spezifischen, eng definierten Wissenschaftlichkeit mitgedacht ist. Auch der Autor des zitierten Tagungsberichts hat da so seine konkrete, wenn auch romantische Vorstellung; danach ist es allein die Feldforschung, die das Existenzrecht der Volkskunde sichern könne. Die „Nabelschau", die Einbeziehung und Analyse der Rolle unseres Faches in den Prozessen der Naturalisierung und Kulturalisierung, stellte er dagegen unter Generalverdacht – auch wenn, darauf hat zuletzt Pierre Bourdieu hingewiesen[5], diese Reflexionsform unabdingbar zu den Standards einer Wissenschaftspraxis in verwissenschaftlichten Lebenswelten gehört. Daß hier wieder einmal der alte, gleichwohl bis in unsere Tage beliebte Gegensatz zwischen einer Forschung ‚drinnen' und derjenigen ‚draußen' aufgebaut wird, mag da schon gar nicht mehr zu verwundern. Polemisch ließe sich da freilich fragen, wo denn wohl, wenn nicht auch am Schreibtisch, im Lehnstuhl etc. der Feldforscher über seine Erfahrungen nachdenkt und sie in eine schriftliche Form bringt.

Der Ruf jedenfalls nach einem Fachprofil ist zwar verständlich, ist auch nicht immer freiwillig, nichtsdestotrotz sollten wir es nicht versäumen, nach den Implikationen dieser Forderung zu fragen. Beliebigkeit, dies möchte ich zumal mit Blick auf den DGV-Kongreß zu bedenken geben, bedeutet eben auch Vielseitigkeit und Offenheit – und das sind nicht unwesentliche Pluspunkte in einem ständig sich verändernden Kulturbetrieb und Arbeitsmarkt.

Klara Löffler

Anmerkungen

1 Kämmerlings, Richard: Plapperkrähen kriegen kein Telegramm. Wer braucht die bunten Vögel? Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde tagt in Halle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.10.1999, Nr. 238, S. 54.
2 Hier von Konstruktivismus-Kritikern gegenüber Vertretern des Konstruktivismus, vgl. dagegen Ian Hacking, der vom umgekehrten Fall in der US-amerikanischen Diskussion ausgeht: Hacking, Ian: Was heißt „soziale Konstruktion"? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt am Main 1999.
3 Bourdieu, Pierre: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz 1998, S. 22.
4 Vgl. dazu Varela, Francisco: Der kreative Zirkel. Skizzen zur Naturgeschichte der Rückbezüglichkeit. In: Paul Watzlawick (Hg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München ⁹1997, S. 294–309.
5 Bourdieu (wie Anm. 3), u.a. S. 15.

„Dialogues Across Differences"

1999 Annual Meeting der American Folklore Society
Memphis, Tennessee, 20. bis 24. Oktober 1999

Eine Reise nach Memphis gleicht einer Reise in einen wohlbekannten Film. Alltag und vor allem Mythen im ‚alten Süden' sind selbst dem noch nicht Amerika-Erprobten irgendwie vertraut, tausendfach sind die Nachrichten medial herüber getragen worden – man kann sich dem nicht entziehen. Anders ist die US-amerikanische Folklore Europäern – das heißt hier: Europäischen Ethnologen – zumeist ein fremdes Land, und zumal ein Kongress ihrer größten und bundesweiten Gesellschaft beschert ethnografische Erfahrungen sonder Zahl. Getagt wird schon mal nicht an einer Universität oder in der Stadt und in loser Verbindung mit der einen oder anderen Institution, sondern getagt wird in einem großen Hotel, diesfalls im „Peabody", das in Memphis vielleicht nicht mehr die erste, bestimmt aber die traditionsreichste Adresse ist: hier wohnten denn auch die meisten der kolportierten 600 Teilnehmer und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft zur berühmten *Beele Street*, also nicht nur in der Stadt des Blues, sondern nahe an dessen angeblichem Herz und Pulsschlag, *the center for black american culture* ...

Ein ganz anderes amerikaweit bekanntes Stück moderner Folklore in Downtown Memphis ist der Kult um die hauseigenen Enten des Peabody (mit täglichen Aufmarschritualen in der Lobby). Dementsprechend wurde unter den Teilnehmern des Kongresses auch ein launiger Schreibwettbewerb um die mythologisch-folkloristische Bewandtnis der Hotel-Enten ausgeschrieben. Und das zeigt ganz gut, wie in der *American Folklore Society* mit

Ritualen Stimmung und Gemeinschaftssinn produziert wird: So begann die eigentliche Tagung mit einer *Opening Convocation*, die dann zwar auch in einen unverbindlichen Empfang überging, aber zunächst einmal auf das Thema einschwören sollte: mit knappen (teils sehr bekenntnishaften) Statements aus Teilnehmer- und Verantwortlichensicht sowie mit herzlichen Begrüßungs- und Vorstellungsgesten besonders der nach allen Spielregeln der *political correctness* ausgewählten geförderten Teilnehmer aus Wissenschaft und Praxis. Integrativ wirken sollte auch ein – gleichfalls noch vor dem eigentlichen Beginn der Konferenzvorträge anberaumtes – *Orientation Breakfeast*, wo sich Tutoren der neuen Teilnehmer annahmen, die Strukturen der Konferenz erläutert wurden und ausgewählte Repäsentanten ihre oftmals sehr persönlichen Zugänge zur Folklore mitteilten: dabei war immer wieder von den *back door ways to folklore*, vor allem aber von einer *applied folklore as a way for political change* die Rede.

Was das heißt und was damit in kulturpraktischer Hinsicht gemeint sein könnte, konnte, wer früh genug angereist war, schon am Exkursionstag erfahren, an dem alles um *Memphis Music, Barbecue, Steamboats, Cotton Bales and Blues* kreiste. Eine *Ultimate Delta Tour* führte gar ein Stück weit den *Highway 61* – die Nord-Südachse, die als Verkörperung des multikulturellen Miteinanders des Südens und seiner Musik gilt – hinunter zu den berühmten Stätten des Blues: denn das Delta produzierte die Musiker für die Clubs sowohl unten in New Orleans als auch oben in Chicago und natürlich in Memphis selbst. An den großen Casinos vorbei, mit denen man sich neue Besucher und neue Probleme in die Gegend geholt hat, führte die Fahrt in das wundersam kultige, dabei aber höchst informative *Delta Blues Museum* im berühmten Clarksdale und schließlich über den Mississippi in das Flussstädtchen Helena, Arkansas, wo die Keksdynastie hinter *King Biscuit* nicht nur ein jährliches öffentliches *Blues Festival* und ein Kulturzentrum, sondern auch eine tägliche Livesendung gestiftet hat, der beizuwohnen möglich war. *Standing at the Crossroads* hieß aber auch etwa an die Stelle geführt zu werden, wo einst die Hütte stand, in der Muddy Waters als McKinley Morganfield am 4. April 1915 geboren worden war, und wo sich Musikfreunde so lange um geheiligtes Holz für ihre Gitarren umsahen, bis von dem Häuschen nichts mehr zu sehen war.

Den narrativen Weg durch die dermaßen kulturalisierte Landschaft wies den Teilnehmern Tad Pierson, ein kenntnisreicher Ethnograph des amerikanischen Traums, der sich seit einigen Jahren darauf spezialisiert hat, Touristen und Interessierte in seinem pinkfarbenen Cadillac herumzuführen und erzählend die besuchten Orte und Gegenden mit Sinn zu füllen. Musikalisch begleitete diese faszinierende Lektion (nicht nur) in *applied folklore* eine der lebenden Legenden aus den Clubs der *Beele Street:* Blind Mississippi

Morris. Ein Hochgenuss, seiner Stimme und seinen Mundharmonikas (die er stets in den Tonarten A, C, D, E und F in einem Lederhalfter mit sich trägt) zu lauschen!

Weniger Freude machte es zu sehen, wie hilflos die Konferenzorganisation unter der sehr um Öffnung der Gesellschaft bemühten Präsidentin Jo Radner gemäß dem Thema *Dialogues across Differences* versucht hatte, die lokalen Praktiker in das Programm einzubauen. Für die AFS brachte das diesjährige Treffen nämlich einige Neuerungen: mehr als bisher wollte man das Rahmenthema herausstellen (das freilich in den meisten *Panels* immer noch unvergleichbar lose gehandhabt wurde), und besonders die Plenarveranstaltungen sollten durch einen prominenten Vormittagstermin symbolisch deutlich aufgewertet werden. Dafür hat man auch nicht an Prominenz und Breite gespart. So brachte gleich der erste Morgen ein etwas auseinander driftendes Podium *Folklore and Social Justice*, an dem neben engagierten Vertretern der akademischen Forschung und des öffentlichen Bereichs der als *Ambassador of Beele Street* bekannte, 1917 geborene und immer noch jugendliche Meister des Blues Rufus Thomas weniger teilnahm, denn als *the wisdom of the blues* vorgeführt und öffentlich befragt wurde. Die zweifelsfrei gute Absicht ließ dabei kaum darüber hinweg sehen, dass man sich heute ein als politisch korrekt repräsentierbares Feld nicht weniger halten kann als die einst (und noch immer) als *tradition carriers* herumgereichten Gewährsleute mit Unterhaltungswert. Das scheint nur eines der Abbilder eines ganz grundsätzlichen Problems der amerikanischen Folkloristik zu sein, die einerseits als wissenschaftliche Disziplin zunehmend marginalisiert wird (oder sich selbst überflüssig macht) und andererseits und gleichzeitig als Alltagspraxis ein machtvolles Instrument der Politik darstellt: So wurde dann auch Bill Ivey, studierter Folklorist und Vorsitzender einer der kulturpolitisch einflussreichsten Institutionen, des *National Endowment for the Arts (NEA)*, mit offenen Armen *back to familiy* begrüßt, wo er als Redner einer Plenarsitzung seine politisch recht bedenklichen (und von Barbara Kirshenblatt-Gimblett fast zu freundlich konterkarierten) Vorstellungen kund tun konnte: als Voraussetzung eines ‚starken Faches' sah er die Existenz eines ‚starken Feldes' und ermunterte seine Kollegen, doch ihren Beitrag zur Stärkung dieses Feldes leisten zu wollen. Für den akademisch europäisch sozialisierten Teilnehmer in diesem Zusammenhang insgesamt verwunderlich ist nicht nur die starke Präsenz der so genannten *Public Folklore*, sondern auch der Enthusiasmus, mit dem diese ihre Programme und Intentionen gegen die Nachfrage der akademischen Zweifler zu verteidigen weiß – das mag doch sehr daran liegen, dass eine weltanschauliche Notwendigkeit zur Reflexion weit weniger als in Europa und zumal im deutschsprachigen Raum gegeben ist.

Daneben bestachen manche der in den zahlreichen parallelen und ein breites Spektrum abdeckenden Sektionen präsentierten Arbeiten vor allem jüngerer Kollegen durch ein hohes reflexives und argumentatives Niveau. So konnte man etwa an Veranstaltungen zu *Folklore Theory*, zu *Perspectives on Fieldwork and Ethnography* und zu *Rites and Initiations* teilnehmen: Das gewährte einen guten Einblick in ein im Spannungsfeld von wissenschaftshistorischer Analyse, (mitunter recht mutig impressionistischer) ethnografischer Erkundung und bei den Nachbardisziplinen (zumal der übermächtigen Schwester Anthropologie) entlehnter Theoriebildungen argumentierendes Fach. Zugleich beeindruckt die Durchlässigkeit eines amerikanischen Kongresses den an deutschsprachige Volkskunde-Dimensionen gewohnten Gast nicht wenig: allein die Herkunft der Referenten, ihr unterschiedlicher geografischer und kultureller Hintergrund (der offensichtlich zu autobiografischen Bekenntnissen und Reflexionen verpflichtet) lassen einen wohltuend anderen Horizont erahnen. Für den Berichterstatter wurde das besonders deutlich in der drei Einheiten zusammenspannenden und so ein kleines Symposion innerhalb des Meetings ergebenden Sektion *Traffic, Theft, Admiration, Imitation: Cultural and Scholarly Flows between East and West and West and East.* Die zehn Vorträge hatten als gemeinsamen Nenner die Auseinandersetzung mit kulturellen Konstruktionen des Fremden in Wissenschaft, Alltag und Medien; Regina Bendix und Kimberly J. Lau haben das Panel kuratiert, Referenten eingeladen und ein ansprechendes Programm zusammengestellt: Die Sammelprinzipien der Volkskunde im kolonialen Indien (Sadhana Naithani) und die amerikanische Folklore um den indischen Hope-Diamanten (Richard Kurin) waren dabei etwa ebenso Thema wie die Ethnisierung zeitgenössischer Kunst im heutigen New York (Kenneth M. George), die Rolle Mircea Eliades bei der transnationalen Erfindung von Yoga (Sarah Strauss) oder die amerikanischen Vorstellungen von einem ‚ethnischen' Familienleben amerikanischer Asiaten (Kim Lau). Der Verfasser dieses Berichtes konnte auf Einladung von Regina Bendix eine Skizze unter dem Titel *Extended Alps. The European Longing for Tibetan Nature and Culture* referieren und traf sich dabei mit den Studien von Frank Korom zur Tibetbegeisterung Hollywoods – *mentalscapes* und *esoteric orientalism* lauten die zugehörigen Schlagworte. Anregende und die einzelnen Beiträge glücklich verknüpfende Debatten kennzeichneten die etwas knapp bemessenen Diskussionen; ein abschließender gemeinsamer Vortrag von Regina Bendix und Lee Haring fasste die verhandelten Themen in Termini einer ‚Kultur des Übersetzens' zusammen.

Bleibende Eindrücke hinterließ ein abendlicher Besuch mit anschließendem Empfang im *National Civil Rights Museum* – eingerichtet 1991 im adaptierten und um einen modernen Zubau erweiterten *Lorraine Motel*, in

dem am 4. April 1968 Martin Luther King ermordet worden ist. In Dokumenten und Szenarios (das in der europäischen Museologie gewohnte strenge Verständnis des ‚Authentischen' sollte man freilich besser zuhause lassen) vermittelt die stark auf Emotionen setzende Präsentation nicht nur die Etappen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, sondern auch etwas vom Charisma und der Persönlichkeit Kings. Zum Abschluss der Konferenz waren die Teilnehmer zu *Cold Beer, Great Food and Music* in das *Center for Southern Folklore* geladen, das als Institution vor Ort um die lokale Organisation bemüht war. Die dort an den Tag gelegte Herzlichkeit mag ein Abbild der sprichwörtlichen amerikanischen Gastfreundschaft sein. Aber irgendwie hätte man auch den Eindruck gewinnen können, die Leute dort wären recht froh, wieder ungestört von akademischer Nachfrage ihrem Geschäft als *Cultural Broker* der musikalischen und sonstwie bunten Traditionen des Südens nachgehen zu können. Zwei Welten also ließen sich dort aus europäischer Sicht erfahren – zwei Welten, die allerdings bei allen ihren internen konzeptionellen Problemen im Unterschied zur Situation hier durch ein grundsätzliches gegenseitiges Interesse zusammenfinden.

Bernhard Tschofen

Die Wende als Wende?

Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989
Tagung, veranstaltet vom IFK (Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaft) und dem Institut für Volkskunde (seit 1. Jänner 2000: Institut für Europäische Ethnologie) der Universität Wien, 28. bis 30. Oktober 1999

„Wissenschaft im modernen Sinn nenne ich die Gesamtheit der Rezepte, die immer gelingen", hat Paul Valéry in seinen Cahiers notiert. Die Frage nach der Gültigkeit dieser Bemerkung im Hinblick auf die Europäische Ethnologie, die Frage also, wieweit dieses Fach mit gelungenen Rezepten – für den gesellschaftlichen Fortgang wie auch, nicht zuletzt, für den eigenen – aufwarten kann, stand wohl nicht explizit dem Programm der Tagung Pate, sie kristallisierte sich jedoch in deren Verlauf, und hier vor allem in der Diskussion, als Kernproblematik heraus.

Der von Konrad Köstlin (Wien) und Peter Niedermüller (Berlin) konzipierte Workshop hatte die zeitlich wie thematisch recht konkrete Zielsetzung, ein Dezennium nach der politischen Zäsur des Jahres 1989 den Tendenzen der bisherigen Entwicklung in den Europäischen Ethnologien vor allem der Länder Mittel- und Osteuropas in vorläufiger Bilanzierung nachzugehen. Im Rahmen der von Gotthart Wunberg einbegleiteten Eröffnungsveranstaltung sprachen

denn auch die Proponenten einige Grundfragen bzw. Voraussetzungen für eine solche Bestandsaufnahme an. Wenn Konrad Köstlin dabei in Erinnerung rief, wie sehr jenem „skalierten Erinnern" entlang der Zäsuren des Dezimalsystems, wie es sich in öffentlicher und privater Memorialkultur als kulturelle Praxis etabliert hat, ein nicht nur zufälliges, sondern zugleich auch rituelles Moment, zuweilen ohne reale Entsprechung, eignet, so sollte damit eingangs sicher nicht „das konstruktivistische Credo vorgebetet" werden (wie unlängst im Feuilleton anlässlich des vorjährigen Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde moniert wurde; FAZ vom 13.10.1999), sondern vor jenem Zwanghaften populärer Erinnerungskultur gewarnt sein, wie es zuweilen durch die Art des Fragens bereits die Antworten vorzugeben droht. Und wenn oft und gern, wie etwa auch in dem angesprochenen boshaft-witzigen FAZ-Artikel, von der „Beliebigkeit" der Volkskunde gesprochen worden ist, so führte Peter Niedermüller die Notwendigkeit vor Augen, diese „bunte Mischung" namens Europäische Ethnologie – „bunt" in ihrem gegenwärtigen Betrieb wie in ihrer, jeweils auch national geprägten, disziplingeschichtlichen Abstammung – in ihrer Zusammensetzung (und dem was man daraus machen kann) zu analysieren. In ihren theoretischen und methodologischen Grundlagen stellt sich diese Europäische Ethnologie als Derivat „alter und neuer Paradigmen" (die Volkskunde ist eines davon) dar, wobei Niedermüller schwerpunktmäßig die Möglichkeiten einer „anthropology at home" thematisierte und damit zusammenhängend die Rolle des „native anthropologist" und die derzeitige Situation ethnologischer Feldforschung, deren primäre Aufgabe es nach Marilyn Strathern ist, „knowledge about self-knowledge" zu generieren und so etwa zu klären, „how one knows when one is at home" – eine Fragestellung, die mutatis mutandis den Beiträgen des weiteren Tagungsverlaufs zu Grunde lag, in denen die Entwicklung und der gegenwärtige Stand nationaler Europäischer Ethnologien aus jeweils selbstreflexiver Perspektive angepeilt wurden.

Dass die titelgebende Frage nach der „Wende als Wende?" auch als rhetorische zu verstehen war, wurde bei so manchen Referaten über Situation und Orientierung der Disziplin im jeweiligen nationalen Kontext deutlich – geladen waren Referentinnen und Referenten unter anderem aus Polen (Michal Buchowski, Poznan), der Slowakei (Gabriela Kiliánová und Juraj Podoba, beide Bratislava), Kroatien (Jasna Čapo-Žmegač, Zagreb), Ungarn (Violeta Zentai, Pecs), Slowenien (Borut Brumen, Ljubljana) und den Niederlanden (Don Kalb, derzeit Wien) sowie ein Vertreter der britischen Sozialanthropologie (Christopher Hann, Kent und Halle). Denn wenn auch bereits die Bezeichnungen so mancher Herkunftsinstitutionen – etwa „Ethnologie" in Bratislava und Zagreb oder „Ethnologie und Kulturanthropolo-

gie" in Poznan und Ljubljana – eine Abkehr von den traditionellen Stammdisziplinen ethnografischer bzw. volkskundlich-folkloristischer Ausrichtung signalisieren, lag in Beantwortung der von G. Kiliánová angetragenen Frage nach „Kontinuität oder Bruch in den Ethnowissenschaften" der Schwerpunkt zuweilen doch nur zu klar auf ersterem. Dass solches freilich nicht für den gesamten Fachbetrieb im jeweiligen Land gilt und zuweilen zumindest im Selbstverständnis der einzelnen Fraktionen – M. Buchowski gebrauchte dafür launig den ethnologischen Terminus des „Klans" – die Bruchlinien quer durch die jeweilige nationale Disziplin gehen, wurde etwa durch die im Verlaufe der Diskussion vorgebrachten Statements aus Bratislava, die den gegenwärtigen slowakischen Fachbetrieb doch recht unterschiedlich einschätzten, veranschaulicht. So ging es denn auch im weiteren hinsichtlich der Gegenüberstellung „alter und neuer Paradigmen" weniger um die konkrete Verortung einer diesbezüglichen politisch-gesellschaftlichen „Wende" – der etwa Ch. Hann im Vorfeld seines Beitrages jeden verändernden Einfluss auf anthropologische Forschungstätigkeit absprach –, wurde also weniger die im Tagungstitel vorgegebene chronologisch-geografische als vielmehr eine generelle Fragestellung fokussiert, in der es um nichts weniger als um eine „Wende" im Fach selbst ging – wobei dieser „scientific turn" für einige bereits seit langem erfolgt ist.

In der Überzeugung, dass die neue Zeit keine neue Wissenschaft brauche, sondern es gelte, diese neue Zeit mit bereits gewonnenen Forschungsstandards zu begreifen, um das Plädoyer Ch. Hanns wiederzugeben, dokumentiert sich freilich zugleich der gewissermaßen hegemoniale Anspruch britischer Sozialanthropologie als wissenschaftlich-disziplinäres Zentrum, von dem aus so Manches aus dem anthropo-, ethno- und kulturologischen Fächerbündel in die Peripherie verwiesen wird – darunter auch die Europäische Ethnologie (to say nothing of the dog called Volkskunde). Dabei ist diese Europäische Ethnologie noch gar nicht so richtig auf der Welt – zumindest hatte man diesen Eindruck, als Reinhard Johler (Wien) über deren „transitorische Gegenwart aus der Perspektive der deutschsprachigen Volkskunde" räsonierte. Mit seinen Überlegungen, „wieviel Europa die Europäische Ethnologie brauche", und seiner als Aufforderung verstandenen Conclusio, dass dieses Europa zwar noch kein zentrales, wohl aber ein anzustrebendes Forschungsfeld der sich danach benennenden Disziplinen sei, rührte er zugleich an eine Frage, die zuvor Ch. Hann ebenfalls angesprochen und im Sinne der Notwendigkeit eines tunlichst weiten geografischen Ausgriffs ethnologischer Untersuchungen beantwortet hatte. Hann hatte dabei nicht nur die Schwierigkeit einer definitorischen Klarstellung dieses Forschungsfeldes „Europa" in die Diskussion gebracht, sondern zudem – und das durchaus skeptisch – den thematischen Zugriff der Europäischen Ethnologie

problematisiert, die ihm wohl ein Fach zu sein schien, das in Abwandlung eines Ausdrucks von Ernest Gellner mit den „costumes of the ethnic instead of the structure of social communication" beschäftigt und so bloß an den „Verkleidungen des Lebens", statt an dessen Ordnungsmechanismen orientiert ist. In methodologischer Hinsicht mögen auch einige der erhobenen Vorwürfe mit gegenwärtiger Forschungspraxis durchaus zusammengehen: Darin etwa, dass sich heute so manche anthropologisch-ethnologische Arbeiten, in Abkehr vom Feldforschungsparadigma, zuweilen von CNN-Reportagen kaum unterscheiden, wie pointiert ausgeführt wurde, liegt wohl tatsächlich eine Gefahr für die Disziplin.

Dennoch soll dieser knappe Bericht über „Orientierungen Europäischer Ethnologien" – die Tagungsbeiträge sollen heuer in der Publikationsreihe des Instituts für Europäische Ethnologie veröffentlicht werden – für diese nicht zu pessimistisch enden. Vielleicht gilt nämlich auch für sie – wie für die gesamte disziplinäre Gemengelage aus Ethnologie, Kultur- oder Sozialanthropologie einschließlich des deutschsprachigen Ablegers „Volkskunde" –, dass sie, um nochmals Paul Valéry zu zitieren, wie die „Historie, Psychologie, Moral, Soziologie [...] alle vollständig zur Kategorie des nicht überprüfbaren Wissens (oder des nur im Hinblick auf gewisse Konventionen überprüfbaren Wissens, die abzulehnen weder unmöglich noch widersinnig ist) gehören. Ihr Reiz und ihr Interesse liegt wesentlich darin, den Geist anzuregen."

Herbert Nikitsch

8. Steirischer Museumstag
(1. Internationaler Museumstag in weiß-grün)

„Die Zukunft der Vergangenheit – Kind und Museum"
5. und 6. November 1999 in Leoben
Tagungsbericht

Der vom Verein zur Unterstützung der Museen und Sammlungen in der Steiermark (MuSiS) veranstaltete 8. Steirische Museumstag fand am 5. und 6. November mit ca. 120 Teilnehmer/innen hauptsächlich aus der Steiermark, aber auch aus anderen Bundesländern und einigen europäischen Ländern im Stadtsaal Leoben statt. Der Vizebürgermeister von Leoben überbrachte die Grußworte des Bürgermeisters und der Stadtgemeinde und lud gleichzeitig zum gemeinsamen Abendessen ein. Günther Getzinger sprach im Namen des Landes Steiermark ein großes Lob aus für die zahlreichen Aktivitäten des Vereines MuSiS wie den Steirischen Museumsführer, die Zeitschrift „Stellwand", die „Verberuflichung" der an steirischen Museen Tätigen im Rahmen eines laufenden Ausbildungsprojektes sowie für

die Abhaltung des Steirischen Museumstages. Obmann Heimo Kaindl begrüßte die Teilnehmer/innen im Namen von MuSiS, und Philip Davis als Vorsitzender des Westmidlands Regional Museumscouncil sprach die bestem Wünsche für die bevorstehenden Tage aus.

Der erste Vortrag „Kinder unserer Zeit. Bedürfnisse, Lebensweisen und pädagogische Zugänge" von Eva-Maria Chibici-Revneanu wurde krankheitshalber in Vertretung durch Evelyn Kaindl-Ranzinger von MuSiS vorgetragen: Kindheit selbst ist als Forschungsthema noch eine relativ junge Kategorie, die sich im europäischen Kontext mit Philippe Ariès etablierte. Mit der Industrialisierung und der Herausbildung der bürgerlichen Familienform (heute als Kernfamilie bezeichnet) wuchs die Bedeutung des Kindes, die Erziehung erhielt mehr Gewicht. Im Moment konstatiert Chibici-Revneanu wieder einen Rückschritt in Richtung Verlust der Kindheit: Kinder wachsen vermehrt alleine auf, leben in einer Scheinwelt („Fernseh-, Video- und Computer-Kids"), sie können sich fast nur mehr unter Aufsicht an künstlichen (Spiel-)Plätzen bedingt durch einen Rückgang der Straßenspielkultur austoben. Was bedeutet nun diese Situationsanalyse für die Arbeit mit Kindern im Museum? Zuhören, Fragen, Beteiligen: Wir müssen die Anliegen und die Bedürfnisse der Kinder wahrnehmen und sie ernst nehmen. Dazu zählt die Schaffung von „Kinder-Wohlfühl-Räumen", um den Kindern:

- die Welt begreifbar zu machen
- Antworten auf Fragen zu geben
- Lernen mit allen Sinnen zu ermöglichen
- Geschichte erlebbar zu machen
- Natur erfahren zu helfen
- Berichte selbst gestalten zu lassen

und so zu eindrucksvollen Erlebnissen zu verhelfen.

Johann Walter vom Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten referierte unter dem Titel „Schule und Museum – Chancen und Möglichkeiten" über gelungene Beispiele der Schulklassenbetreuung im Technischen Museum, im Museum für Völkerkunde sowie im ZOOM-Kindermuseum („Mitmach-Baustelle").

Anneliese Richter vom Landesverband der Pfadfinder in der Steiermark stellte sich und den Teilnehmer/innen die Frage, ob „Kinder: wissensdurstige Herdentiere oder bildschirmsüchtige Einzelgänger" seien. Als Einführung brachte sie einige Zitate von „heutigen" Jugendlichen, die verdeutlichen sollten, wie sehr sich deren Sprache von derjenigen im Museum unterscheidet, sowie Untersuchungsergebnisse zum Freizeitverhalten und zur Lieblingsbeschäftigung von Jugendlichen: Musikhören sowie Körperpflege und TV bzw. Video stehen an vorderster Stelle. Die Grundsätze der Pfadfinder wie „der Stärkere schützt den Schwächeren", „täglich eine gute

Tat" und „so gut ich kann" dienen dazu, soziale Kompetenz zu erwerben und zu fördern. Als Konkurrenz nannte Richter die so genannten Kidsworlds, in denen die Kinder und Jugendlichen „Spiel, Sport und Spaß" erleben (und bezahlen) können. Resümierend empfahl sie, den Jugendjargon und die verschiedenen Jugendkulturen (kennen) zu lernen, um sie für die Beschäftigung mit Kindern auch im Museum zu nützen.

Ganz im Gegensatz dazu berichtete Astrid Hofmann-Wellenhof, Mutter von acht Kindern, von ihren Kindern und ihrer Kultur, von den verschiedenen Formen ihrer Familienkultur: Tischkultur (gemeinsames Essen, Tischgebet), Diskussionskultur (reden, zuhören), Streitkultur (entschuldigen, wieder vertragen), Festkultur (Geburtstage im Kreis der Familie, Alben mit Fotos, Aussprüchen etc. von Kindern anschauen), Ausflugskultur (Landschaft bewusst wahrnehmen und lesen), kritischen Umgang mit heutiger Kultur/Technik vermitteln (z.B. kein Fernseher).

Die anschließende Diskussion entspann sich erwartungsgemäß zwischen diesen Gegenpolen von Tradition und „Gegenwärtigkeit" und schwankte zwischen Wortmeldungen wie „Fernsehen gehört überhaupt verboten" und „zu jeder Zeit hat es Generationskonflikte und eine eigene Sprache der Jugend gegeben", was der Aufmerksamkeit für den nächsten Programmpunkt – die Kurzpräsentation der neu erschienenen Video-Edition „Museum-Steirisch" sowie der Internationalen Gartenschau 2000 in Unterpremstätten, an der auch MuSiS teilnimmt – eher abträglich war.

Im Anschluss konnten die Teilnehmer/innen die Ausstellung „Tibet – Götter des Himalaya" in der Kunsthalle Leoben im Rahmen einer Führung besuchen. Danach fand die Jahreshauptversammlung des Vereines MuSiS mit der Entlastung und Wahl des Vorstandes statt. Der bereits sehr dichte erste Tag des 8. Steirischen Museumstages klang mit dem bereits angekündigten Abendessen auf Einladung der Stadtgemeinde Leoben und weiteren interessanten Diskussionen aus.

Am 6. November berichtete als erste Referentin Nicola Nuttal aus Cornwall über „Die Vermittlungsarbeit in Museen und Galerien in Großbritannien", die im Prinzip erst mit der neuen Labour-Regierung im Mai 1997 auch staatliche Anerkennung und Förderung erfuhr. Unter dem Motto „Ausbildung, Ausbildung, Ausbildung" werden über den „Museums and Galleries Education Fund" umfassende Bildungsprojekte finanziert und durchgeführt. Nach den ernüchternden Ergebnissen des Reportes „A Common Wealth Museums and Galleries in the United Kingdom" von David Anderson in Bezug auf die Vermittlungsarbeit (50% der Museen und Galerien haben keine gezielte Vermittlungsarbeit, 15% minimale Maßnahmen, und nur 400 von 1700 Einrichtungen verfügen über eine/n museumsdidaktische/n Mitarbeiter/in) wurde die „Campaign for Learning through Museums and Galleries" als Lobby und

Beratungsstelle für Fragen zum Thema Lernen in Museen und Galerien installiert. Mittlerweile werden rund 50 Projekte von dieser Kampagne betreut, die in einem Zeitraum von zweieinhalb Jahren mit Schulkindern arbeiten, Seminare abhalten sowie Publikationen und websites erstellen. Zusätzliche Fördermöglichkeiten für die Vermittlungsarbeit werden von wohltätigen Vereinen, vom Kultur-, Medien- und Sportministerium, vom Bildungs- und Beschäftigungsministerium sowie von professionellen Organisationen angeboten.

Die Museumspädagogin und Kindergärtnerin Fokelien Renckens-Stenneberg aus den Niederlanden präsentierte in ihrem Referat „Zuiderzeemuseum – typisch holländisch?" einerseits eine theoretische Darstellung der „holländischen Methode", andererseits deren praktische Anwendung im Zuiderzeemuseum. Diese Methode arbeitet nach folgenden Grundsätzen: Emotionen wie Verwunderung und Erstaunen der Kinder werden durch humorvolle, theatralische Effekte, durch Spannung in der Erzählung sowie die Möglichkeit zur Identifikation hervorgerufen, Interaktion durch spielerische Elemente gefördert. Das Gefühl, der/die Erste zu sein, die Idee zu haben und dass etwas extra für einen gemacht wurde, ist besonders wichtig. Ebenso ist die eigene Meinung, das eigene Urteil der Kinder gefragt. Unter Anwendung dieser Methode wird das eigenständige Lernen durch die Untersuchung historischer Quellen und die daraus resultierenden Schlussfolgerungen gefördert. Im Zuiderzeemuseum wird eine Mischung aus all diesen Faktoren unter dem Motto „Angreifen erlaubt!" auf der so genannten Kinderinsel in einem abwechslungsreichen kreativen Kinderprogramm angewandt: Es ist die Geschichte der spezifisch niederländischen Kultur, wobei das Leben von zwei (fiktiven) Kindern in der Zeit um 1930 den roten Faden darstellt. Die Themen, die sich auf das Leben in ihrer Umgebung beziehen, schließen lückenlos an die Erlebniswelt der Kinder heute an, indem auf Fragen aus dem Alltagsleben eingegangen wird, die damals wie heute relevant sind (Kleidung, Essen, Spielzeug etc.). Die Kinderinsel besteht aus einem Unterhaus (Einführung), dem Haus der Erzählungen (Erkundung) und einem Wohnhaus (Lösung), in dem auch der Sprechstuhl steht (Verarbeitung). Anhand einer Reihe von, dem Anschein nach wertlosen Gegenständen und zusammen mit den zwei Kindern Sijtje und Simon machen sich die jungen Museumsbesucher/innen auf die Suche nach der Vergangenheit. Sie steigen gewissermaßen in das Leben der beiden ein und können auf diese Weise die Bedeutung der Gegenstände untersuchen. Das verbindende und leicht steuernde Element in der Ausstellung ist das Tagebuch von Sijtje, in dem die persönlichen Geschichten zu den Gegenständen stehen und die damit verbundenen Themen wie Glaube, Angst, Liebe und Kinderarbeit zur Sprache kommen. Nachdem die Kinder im Wohnhaus die Lebenswelt der Insel Marken durch die Objekte, die Erzählungen, das Spiel und das Tagebuch mit allen Sinnen erfahren, ja nach-erlebt haben, werden die

Objekte von Museumsmitarbeiter/innen mit weißen Handschuhen wieder musealisiert und in Vitrinen gestellt. Im so genannten Sprechstuhl erzählen die Kinder die Geschichte „ihres" Objektes und damit „ihre" Geschichte der Inselbewohner in den Dreissigerjahren. Die Kinderinsel des Zuiderzeemuseums stellt eine typisch holländische Lebensweise (Insel Marken, Dreissigerjahre) dar, deren Konzept sich jedoch auf alle Kulturen und in allen Ländern anwenden lässt.

Das folgende Referat von Marie-Louise Buchzig aus Deutschland bot im Gegensatz und als passende Ergänzung einen theoretischen Überblick über die Entwicklung von Kindermuseen allgemein und in Deutschland speziell. Ausgehend vom Kindermuseum in Brooklyn, das 100 Jahre alt ist, wurden unter dem Motto „Hands on and Minds on" und „learning by doing" vorerst hauptsächlich in den USA Kindermuseen und auch Netzwerke dieser Einrichtungen wie die „Association of Youthmuseums" und das „Children's Network" gegründet. In Europa finden sich eigenständige Kindermuseen bzw. Museumsabteilungen für Kinder erst seit ca. 25 Jahren, vorerst in Großstädten, mittlerweile auch in kleineren Städten und im „European Network of Children's Museums" zusammengefasst. In Deutschland existieren in Fulda, München und Berlin Kindermuseen, und weitere vier bis fünf stehen vor der Eröffnung, welche mit ca. 20 bestehenden Initiativen im „Bundesverband der Deutschen Kinder- und Jugendmuseen" organisiert sind, zu dessen Aufgaben die Betreuung von Qualität, Architektur und Didaktik zählt. Die Prinzipien der Mitmachausstellungen, welche vom Frankfurter Verein „Kaleidoskop" gestaltet werden, decken sich größtenteils mit den bereits mehrfach genannten. Besonders hervorzuheben wären nochmals das ganzheitliche, emotionale Aufnehmen und Eintauchen in das Ausstellungsthema, die Wichtigkeit, dem Bewegungsdrang der Kinder zu entsprechen sowie die Förderung der Kommunikation zwischen dem Objekt und dem Besucher, den Besucher/innen untereinander und zwischen den Besucher/innen und den Mitarbeiter/innen, wobei letztere als Begleiter bei der Erforschung von Objekten und Situationen fungieren. Umgesetzt wurden diese Vorgaben beispielsweise bei der „Mitmachbaustelle" sowie bei den Ausstellungen „Gute Reise" und „Wasser, Wasser, Wasser".

Hadwig Kräutler von der Österreichischen Galerie Belvedere ergänzte diese Ausführungen mit ihrem Bericht über „Vermittlungsarbeit für Kinder und Jugendliche in Österreich". 1973 wurde erstmals eine Erhebung zum Thema Schule und Museum durchgeführt, wobei sich lediglich 12 Personen in ganz Österreich als für diese Vermittlungsarbeit zuständig erklärten. Ausgehend von der Erkenntnis, dass Kinder und Jugendliche ganz besondere Besucher/innen von Museen und Ausstellungen sind, sollten spezielle Kinderprogramme kognitiv, animierend, emotional und motorisch agieren. Aktive und passive Phasen sollen einander abwechseln, die Kinder das Tempo selber

bestimmen und Fragen stellen können. Die Zielvorstellungen für die Vermittlungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen im Museum sieht Kräutler in der Stiftung von zukünftigen Partnerschaften mit mündigen und kompetenten Besucher/innen – auch Kindern und Jugendlichen –, die die traditionelle Rolle des passiven, unbetroffenen und unmündigen Besuchers hinter sich gelassen haben. Im Belvedere geschieht dies seit einiger Zeit mit dem speziellen Besucherprogramm „Drei goldene Rätsel", mit dem Kinderferienspiel „Prinz Eugen macht Ferien" und mit einmal jährlich stattfindenden Museumsfesten.

Als Abschluss gaben das Kindermuseum Celje in Slowenien, der Museumsverband Südsteiermark/Archäologie im Süden, das Diözesanmuseum Graz, das „Kindermuseum" Graz, das Lebende Museum Graz sowie das Kunsthaus Leoben Auskunft über ihre überaus reichhaltigen Kinder- und Jugendprogramme, die auch großes Interesse bei erwachsenen Museumsbesucher/innen hervorrufen.

Als Resümee des 8. Steirischen und gleichzeitig 1. Internationalen Museumstages in weiß-grün bleibt ein Wort – „kompetent": Die Veranstaltung war kompetent organisiert, die durchwegs kompetenten Vortragenden referierten informativ, begeisternd und motivierend, und die Tagung verlief reibungslos. Im Gegensatz zu manch anderen ähnlichen Veranstaltungen gingen alle Referent/innen ausnahmslos auf das Tagungsthema ein, wurden Theorie und Praxis ausgewogen berücksichtigt, konkrete Beispiele gebracht, themenbezogene Fragen gestellt und auch beantwortet – insgesamt eine ebenso Gewinn bringende wie nachahmenswerte Museumstagung, deren Veranstaltern – dem MuSiS-Team – großes Lob und Anerkennung gebührt.

Veronika Plöckinger

ICOM-Tagung

„Österreichische Museen und die Europäische Union.
Neue Chancen/neue Aufgaben"
8. bis 9. November 1999, Ars Electronica Center Linz (AEC)

Die Notwendigkeit dieser Themenstellung für ein Treffen des ICOM Nationalkomitees – übrigens hervorragend von Hadwig Kräutler und Günther Dembski organisiert – und die Wichtigkeit der Auseinandersetzung mit den Techniken zur Bedienung des EU-Kulturapparates wurden von der geringen Anzahl der Teilnehmer nicht gerade unterstrichen. Ein kleiner Kreis von Interessierten konnte sich jedoch sehr intensiv informieren, da das Inhaltspaket durch Vorträge aus dem Verwaltungs-, Durchführungs- und Benutzerbereich sehr kompakt und abgerundet gestaltet war.

Der inhaltliche Rahmen spannte sich beginnend mit einem Beitrag von Wolfgang Modera *(AEC)*, der Tagungsort, Vorhaben und abgewickelte EU-Projekte vorstellte, somit also auch die EU-Kompetenz seines Hauses bewies, über die Präsentation des neuen Rahmenprogramms *KULTUR 2000* durch Claudia Weyringer *(EURO INFO-CENTER Wirtschaftskammer Graz)*, einige Praxisberichte zu laufenden und abgelaufenen Projekten, Informationen zu Leistungen von Struktur- und Regionalfonds und reinen Kulturprogrammen, Hinweise zu Kontakt- und Informationsstellen bis hin zu urheberrechtlichen Fragen im Zusammenhang mit neuen Medien und Informationsvernetzung, ausgangs von Dr. Guido Kucsko, Experte im Wettbewerbs- und Immaterialgüterrecht, in anregender Art und Weise dargebracht. Er plädierte, das sei an dieser Stelle kurz vermerkt, für eine starke Interessenvertretung der Museen gegenüber den Verwertungsgesellschaften.

Zunächst scheint es notwendig, zwischen Struktur- und Regionalförderungsprogrammen und „reinen" EU-Kulturprogrammen zu unterscheiden.

Erstgenannte bieten im Rahmen von Kofinanzierungen durchaus Möglichkeiten für Kulturaktivitäten. Sylvia Ammann *(KUPF Oberösterreich)* wies in ihrem Beitrag auf die Bedeutung von Kulturprojekten in der Regionalentwicklung hin, wobei solche besonders durch Vielseitigkeit, oder besser, durch einen breiten Wirkungsgrad Chance auf Förderungen haben. Der große Vorteil in diesem Förderungsbereich ist die Durchführungsautonomie der Mitgliedsländer, ein Umstand, der vor allem den Projektablauf wesentlich erleichtert. Ansprechpartner sind hier die zuständigen regionalen EU-Büros.

Eigenständige EU-Kulturprogramme fördern einen prozentuellen Anteil am Projektgesamtbudget, erfordern einen enormen formalen Aufwand während der Antragsphase sowie während der Laufphase und verlangen einen entsprechend großen Denkrahmen bei der Projektdefinition. Partnerschaften sind notwendige Voraussetzung. Die hohen bürokratischen Anforderungen an die Durchführenden, vor allem an die Projektleiter, verlangen nach erfahrenen Partnern, umso mehr da eine Verdichtung dieser Rahmenbedingungen zu erwarten ist (Wolfgang Modera, *AEC)*. Diese hohen bürokratischen Ansprüche der EU-Kommission sind das einzige probate Mittel, um die zunehmende Flut an Anträgen zu beurteilen. Die Juroren stehen unter Druck und müssen innerhalb eines engen Zeitraumes arbeiten (Romana Staufer, *AEC)*. Diesen Umstand sollte man bei der Entwicklung und Formulierung von Projekten bedenken.

Die Form ist wichtig. Die Unterlagen müssen umfangreich ausgearbeitet sein, eine prägnante Kurzfassung ist allerdings notwendig, da durch sie der erste und möglicherweise auch einzige Eindruck vermittelt wird (Sigrid Hiebler, *Cultural Contact Point BKA)*. Die Formvorgaben sind bis hin zur Unterschrift in blauer Tinte (Unterscheidung von Kopie) strikt einzuhalten. Als günstig erweisen sich die Übernahme von „Reizworten" aus dem Maßnahmenkatalog, Beistel-

lung von Übersetzungen, und das Herausarbeiten des „europäischen Mehrwertes" (d.h. möglichst viele europäische Bürger sollten von dem Projekt profitieren oder Anteil daran haben). Von der Praxis, Projektbudgets sehr überhöht zu erstellen, sollte abgegangen werden (Romana Staufer, *AEC).*

Cultural Contact Point: Diese Beratungsstellen haben die Aufgabe, in den einzelnen Mitgliedsstaaten über Europäische Kulturpolitik und Kulturprogramme zu informieren und Hilfestellung bei Zugang und Teilnahme an diesen Programmen zu geben. Für zeitgenössische Kunst ist ein CCP (Sigrid Hiebler) im Bundeskanzleramt untergebracht, für das „kulturelle Erbe" ist der CCP im BMUKA (Liselotte Haschke) zu kontaktieren. Dort sind Programmbekanntmachungen sowie Primärinformationen erhältlich.

Das neue Rahmenprogramm „Kultur 2000": Mit dem Kommissionsvorschlag von Mai 1998 wurden für die EU-Kulturpolitik neue Inhalte geschaffen. „Volkstümliche Kultur", „Industrielle Massenkultur", „Alltagskultur" sind neue Definitionen, die zur Entfaltung der Kulturen der Mitgliedsstaaten, zur gleichzeitigen Hervorhebung des gemeinsamen kulturellen Erbes und zur Erforschung gemeinsamer Werte und Wurzeln anregen sollen (Gemeinsamer Standpunkt EG Nr. 26/1999, Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaft C 232/25, 13.8.1999). Es gibt in Zukunft keine Aufteilung nach Kulturbereichen, vielmehr werden Projekte auf Grund ihres kulturellen Beitrags ausgewählt. Die Festlegung, dass Kunst und Kultur sowohl ein Wirtschaftsfaktor als auch ein Faktor der sozialen und staatsbürgerlichen Integration ist, wirkt insofern ermutigend, da somit eine Höherbewertung kultureller Anliegen im gesamteuropäischen Förderungsbereich zum Ausdruck gebracht wird.

Die **Diskussionszusammenfassung** erbrachte den Wunsch nach einer Vernetzung der Informationsstellen in Österreich, wobei die verschiedenen Büros auf Landesebene erste Schritte setzen müssen, sodass schließlich der Bund aktiv werden kann. Obendrein gewünscht wurden eine brauchbare Aufbereitung des Informationsmaterials (Beispiel: Förderungskatalog des Landes Kärnten), ein generell intensiverer Informationsaustausch und die Zusammenführung der Projektantragsteller um Parallelentwicklungen zu vermeiden und Synergien zu nützen. ICOM Österreich möchte sich bemühen, die genannten Anregungen im Rahmen des Möglichen zu verfolgen.

Informationsadressen:

- www.cordis.lu Infos 5. Rahmenprogramm, Calls (Antragstermine)
- www.bit.ac.at Internationale Forschungs- und Technologiekooperation
- www.bmuk.gv.at Programme, CCP, Partnersuche

Matthias Beitl

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 101–146*

Literatur der Volkskunde

KOHLBERGER, Alexandra (Hg.): *KulturGeschichteN. Festschrift für Walter Pötzl zum 60. Geburtstag (zugleich 26. Jahresbericht 1997/1998/1999).* Augsburg, Selbstverlag des Heimatvereins für den Landkreis Augsburg e.V., 1999, 2 Bände, 1082 Seiten, zahlr. Abb., Farbtaf., Grafiken, Kartenskizzen, Baupläne.

„KulturGeschichteN": Die Versalien im Titel der umfangreichen, zweibändigen Festschrift für Walter Pötzl, Professor für Volkskunde an der Katholischen Universität Eichstätt seit 1983/84 und ehrenamtlicher Kreisheimatpfleger des Landkreises Augsburg ab 1984, verdeutlichen gleich auf den ersten Blick sowohl den weitgefächerten Inhalt der Festschrift als auch die breitgestreuten Interessenslagen des Jubilars: Kirchen- und Klostergeschichte, Kultgeschichte, religiöse Volkskunde, ortsgeschichtliche Studien, Volkslebensforschung, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Sachvolkskunde, Kunstgeschichte, Biografie- und Quellenforschung (so die Zuordnung der Schriften Walter Pötzls in der dem 2. Band anhängigen Bibliografie). Mit dem sorgfältig bedachten Buchtitel beabsichtigte die vom Heimatverein des Landkreises Augsburg mit der Herausgabe der Festschrift betraute Schülerin und Assistentin Walter Pötzls jedoch noch ein Drittes: die thematisch differenten Beiträge von 45 in verschiedensten Forschungs- und Berufsfeldern tätigen Autoren und Autorinnen (Volkskundler, Historiker, Kunsthistoriker, Archäologen, Politologe, Techniker, Architekt, Lehrer, Landeskundler, Heimatpfleger etc.) unter einen, den Texten möglichst gerecht werdenden Begriff zu subsumieren.

So reichen denn auch die Beiträge in ihrer zeitlichen Dimension von der frühen Bronzezeit bis in unsere Gegenwart. In ihrer thematischen Ausrichtung (Band 1) lassen sich Erhebungen zur Geologie (E. Bauer), Vor- und Frühgeschichte sowie Frühmittelalter-Archäologie (O. Schneider, G. Nitsch, R. Linke, U. Gruber), Studien zur Wirtschaftsgeschichte und Industriedenkmalforschung (L. Fleiner, W. Ruckdeschel) bis hin zu Bau-, Haus- und Interieurforschung im Säkular- und Sakralbereich ausmachen (G. Simnacher, R. Tredt, M. Würmseher, G. Schmid, B. Mayer, K. Kosel, I. Gabor, W. Scharrer, R.-I. Stempfle, P. Schlegl, W. Zimmermann). An letztere schließen sich Erkundungen zum Wallfahrtswesen, zu Bildstöcken und Heiligen an (H. Roth, H. Flachenecker, K. Wahl, R. Wagner, A. Schmid).

Eine weitere Schwerpunktsetzung (Band 2) erfolgte mit sozialwissenschaftlicher Blickstellung auf das karge Leben von Angehörigen der unterbäuerlichen und mittelbäuerlichen Gruppierungen: Landpfarrer, Dienstboten, Lehrer, Viehhirten und sonstiges, in Physikatsberichten beschriebenes „Volk" (A. Till, M. Veit, W. Haderthauer, G. Willi, G. Reißer). Den biografischen Interessen des Jubilars zollten schließlich einige Autoren mit der Aufbereitung von Soziogrammen zu Familien-und Hausgeschichten Tribut (A. Hartmann, F. Markmiller, Th. Finkenstaedt), den religiösen sind, abgesehen von jenen bereits erwähnten „klassischen" Texten zur Sakralkultur, Beiträge u.a. zu politisch unbeständigen bis katastrophalen Zeiten gewidmet (St. Miedaner, H. Witetschek, W. Brückner, Chr. Daxelmüller, H. Hürten). Darüber hinaus finden sich, wie nicht anders bei einer derart seitenreichen Sammelpublikation zu erwarten, Texte differenter Ausrichtung zur Volkskultur: zum Alltag der „kleinen Leute", zu Bräuchen und Ritualisierungen, zu Phänomenen gegenwärtiger Festkultur, zu Sagen, Kalenderblättern, Briefwechsel etc. (W. Hartinger, A. Konrad, A. Kohlberger, S. Doering-Manteuffel, R. Heydenreuter, H. Heller, K. Maier, P. Fried, R. Merz).

Neben der Fülle an anregenden Texten, selbst wenn der Leser nicht in der hessisch-pfälzischen Region beheimatet ist, besticht in der vorliegenden Publikation vor allem die Breite an ausgewerteten Quellenmaterialien, haben doch die meisten der Autorinnen und Autoren in Bedacht auf Walter Pötzls historische Ausrichtung und „Liebe" zu den Archivalien ihre Themen ausgewählt und aufbereitet. Schon ein flüchtiger Blick genügt, um die für eine wissenschaftliche Analyse von Kulturerscheinungen grundlegende Bedeutung von speziellen Kartenmaterialien, archäologischen Fundstücken, Gemeindeakten, Protokoll- und Rechnungsbüchern, Verordnungen, Circularen, Notariatsakten, Gerichts- und Beschwerdeprotokollen, Nachlassinventaren, Grundsteuerbüchern und -katastern, Bauplänen, Pfarrmatrikeln, Mirakelbüchern und sonstigen Dokumenten in Pfarrarchiven etc. vor Augen zu führen und bewusst zu machen.

Insgesamt besehen ist diese Festschrift sowohl ein Gewinn für die in der Heimat- und Regionalforschung Tätigen als auch für die im universitären Fach historisch orientiert Forschenden. Für Walter Pötzl jedoch ist die von der Herausgeberin sehr sorgsam betreute Jubiläumsgabe sicherlich eine Freude und Ausdruck seiner Wertschätzung innerhalb der Kollegenschaft: im und auch außerhalb des Faches.

Gertraud Liesenfeld

HENGARTNER, Thomas: *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen.* Berlin, Dietrich Reimer Verlag, 1999, 373 Seiten.

Dass ‚Stadt' eine in der Volkskunde lange, allzu lange Zeit ‚vernachlässigte Größe' sei, diese Feststellung gehörte bis in die Neunzigerjahre hinein in den Kanon von Vorwörtern und Einleitungen kulturwissenschaftlicher und kulturanthropologischer Studien, die Stadt, genauer: Großstadt, zum Thema machten. Doch wirkte, darauf verweist Thomas Hengartner, diese Rede vom Desiderat durchaus nicht immer als Auftakt. Im Gegenteil: Deren stereotype Wiederholung führte oft genug zur Stagnation der Fachdiskussion um dieses Forschungsfeld. Hengartner setzt denn auch hier in seiner forschungsgeschichtlichen Untersuchung an, die einen Bogen spannt von den „frühen Blicken auf städtische Alltage" eines Lorenz Westenrieder oder eines Justus Möser bis hin zu kulturanthropologischen Problemstellungen unserer Tage, – er baut auf die andere, die entgegengesetzte Perspektive; gerade auch, weil ihm an einer besseren als bislang zu beobachtenden Vernetzung dieser Forschungen gelegen ist. Ihm geht es um die systematische „Präsentation und Diskussion der bisherigen Ergebnisse stadtvolkskundlichen Arbeitens ..." (S. 25). Dabei plädiert er für die neuerliche (und sorgsamere) Lektüre gerade auch von Standardtexten sowohl im Fach als auch in den Nachbardisziplinen und empfiehlt, diese „auf eine mögliche Relevanz für und Übertragbarkeit auf heutiges Arbeiten hin zu befragen" (S. 30).

Thomas Hengartner bietet hierzu zwei Zugänge an, die sich überschneiden und ergänzen: In einem ersten Teil der Studie beschreibt und analysiert er, wie das Themenfeld Stadt in der deutschsprachigen Volkskunde, von einzelnen Protagonisten zwar, aber doch immer wieder aufgegriffen und bearbeitet wurde; im zweiten Teil erläutert er Modellüberlegungen, wie sie in den Sozialwissenschaften entwickelt wurden, Modellüberlegungen, die von einigem Einfluss waren auf die Diskurse von Wissenschafts- und auch Alltagskulturen. Zunächst arbeitet er jene Forschungsleitlinien heraus, die den Blickwinkel der meisten Stadtvolkskunden auf so spezifische Art und Weise verengten: Es war das Dorf, das man in der Stadt suchte. „Volkskultur im städtischen Kontext begann insofern zu interessieren, als sie als tradiertes und auch in der Stadt gelebtes Gemeinschaftsgut zu ermitteln war." (S. 57) Es handelte sich also oftmals um eine bloße Verlängerung der kanonischen Fragestellungen in den urbanen Bereich hinein. Auch wenn Leopold Schmidt 1940 programmatisch eine eigenständige Stadtvolkskunde einforderte und wenn Hermann Bausinger 1961 aufzeigte, wie der Begriff der Volkskultur den zeitgenössischen Gegebenheiten zu öffnen wäre, so waren es bis hinein in die Siebzigerjahre die quasi dörflichen Stukturen in städti-

schen Lebenswelten, die die Volkskunde, zumal in der Stadtteilforschung, interessierten. Dahinter stand nicht selten unreflektiert und unausgesprochen jene Großstadtskepsis, wie sie im volkskundlichen Umfeld insbesondere von Max Rumpf, aber auch von Willi Hellpach und Adolf Bach formuliert wurde. Bis zu einer empirischen Kulturforschung heutigen Zuschnitts waren es vor allem Umwege, die die volkskundliche Stadtforschung bestimmten: „Vom Dorf in der Stadt zu urbanen Orten". Und dies waren, wie Thomas Hengartner betont, bis in das letzte Jahrzehnt, zumeist vereinzelte und nur in Ausnahmen von theoretischer Reflexion begleitete Wege; als solche Ausnahme streicht er die stadtbezogenen Arbeiten am Frankfurter Institut für Kulturanthropologie heraus; in einem Annex an dieses Kapitel verweist er auf die Bedeutung der Chicago School.

Einer, wie er im Allgemeinen feststellt, „Diskrepanz zwischen der Forschungspraxis und theoretischer Reflexion" (S. 171) versucht Hengartner im zweiten Teil des Buches zu begegnen. Hier diskutiert er nicht nur Klassiker der soziologischen Diskussion zu Stadt und Großstadt, wie einschlägige Texte von Georg Simmel und Max Weber, sondern er stellt auch unbekanntere Entwürfe, wie etwa diejenigen von Emile Durkheim zu Arbeitsteilung und Stadtentwicklung und von Louis Wirth zu städtischer Verfasstheit vor. Vor allem anderen aber setzt er sich intensiv mit theoretischen Positionen und Modellen auseinander, wie sie zwar im Fach ausgearbeitet, jedoch nicht oder kaum weiterverfolgt wurden. So reformuliert er Helge Gerndts Thesen von 1985 zur Strukturanalyse der Stadt als einem kulturellen Wirkgefüge. Im Schwerpunkt sind es strukturorientierte Sichtweisen – „Die Stadt als Einheit der Vielfalt" –, die der Autor im zweiten Teil des Bandes, hier wiederum im Rückgriff insbesondere auf Frankfurter Arbeiten und in der Rezeption angloamerikanischer Ansätze der Kultur- und Sozialanthropologie, diskutiert, kritisiert und weiterentwickelt.

Für Thomas Hengartner steht das Zusammenwirken von Raum, Mensch und materieller Kultur im Zentrum der Stadtforschung. Volkskundliches Programm ist danach die Erforschung „alltagskulturell-lebensweltlicher Muster von Urbanität, eines urbanen Lebensstils" (S. 25). Zumal die Frage nach dem sozialen Gebrauch der Stadt, wie sie in der Nachfolge etwa von Pierre Bourdieu kulturanthropologische Ansätze stellen und wie sie zuletzt von Elisabeth Katschnig-Fasch in empirischen Forschungen umgesetzt wurde, ist für Hengartner von entscheidender Bedeutung für eine zeitgemäße Untersuchung urbaner Lebenswelten und Daseinsformen. In einem, den Text abschließenden Ausblick beschäftigt er sich mit der Problematik des Begriffs der Urbanität, als einer nicht zuletzt auch wissenschaftskulturellen Konstruktion; dennoch betont er die Notwendigkeit, diese Kategorie (ähnlich wie im Übrigen diejenige des gender) im Fach zu etablieren. In Ergän-

zung zu Gottfried Korffs Diskussion einer „inneren Urbanisierung" schlägt er hier den Begriff von einer „inneren Urbanisiertheit" vor, „nicht um auszudrücken, daß damit die Prozeßlichkeit ein Ende hätte, sondern, daß sie sich in einem weiteren, qualitativ anders gelagerten Stadium befindet und als mentales Verhaltensdispositiv zu fassen ist" (S. 332). Freilich könne und solle diese Kategorie keine der „Größe des Ausschlusses" (S. 328) sein, weder in räumlicher noch in lebensweltlicher Hinsicht.

Einschließlich dieser Schlussskizze zu möglichen künftigen Perspektiven der Untersuchung urbaner Räume und Gruppen überzeugt Hengartners Darstellung zur Forschungsgeschichte und -problematik. Sie ist als Handbuch im besten Sinne des Wortes zu empfehlen. Das Buch bietet dem Neueinsteiger eine hilfreiche Zusammenstellung und einen guten Überblick. Die präzisen Paraphrasen und Interpretationen bisheriger Forschungspraxis regen gleichzeitig dazu an, gewohnte Perspektiven zu überprüfen und sich auf neue Sichtweisen und Lesarten einzulassen. Das scheint mir zumal im Hinblick auf den Begriff der Urbanität notwendig, über den oft genug Bilder von Ganzheiten und Ideale von Lebensstilen (von einem Lebensstil) festgeschrieben werden, wie sie den Wirklichkeiten von pluralisierten und ausdifferenzierten Gesellschaften kaum entsprechen können. Sind es doch „Moving Targets" (Gisela Welz), mit denen wir es als Kulturwissenschaftler zu tun haben.

Klara Löffler

MADERTHANER, Wolfgang, Lutz MUSNER: *Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900.* Frankfurt am Main–New York, Campus-Verlag, 1999, 283 Seiten.

1977 erschien „Das andere Tübingen". Das Interesse des Autorenteams galt der Kultur und Lebensweise der „Unteren Stadt" im 19. Jahrhundert – wobei schon die topografische Bezeichnung auf die Sozialstruktur schliessen lässt. Das „andere" meint das Dörfliche, die Gegend, aus der die „Ureinwohner" kamen, um die sich die akademische Geschichtsschreibung bisher nicht gekümmert hatte: „Es geht uns um die Vielen und vermeintlich Namenlosen, die ‚einfachen Leute', die mehr schlecht als recht von ihrer Hände Arbeit gelebt, und dennoch ihre eigene Kultur geschaffen haben ..." so die Autoren im ersten Absatz. In den Achtzigerjahren kreiert die Wiener Tourismuswerbung den Slogan „*Wien ist anders*" – es lebe der Unterschied zu herkömmlichen Touristenattraktionen und zu anderen, um die Urlaubergunst konkurrierenden Weltstädten! An die Welt der ‚einfachen Leute' dürfte man dabei weniger gedacht haben.

1999 beschreiben nun Wolfgang Maderthaner, Stadtarchivar und Geschäftsführer des Vereins für die Geschichte der Arbeiterbewegung, und Lutz Musner, Wissenschaftssekretär des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften, „das andere Wien um 1900". Sie betiteln ihr Buch „Die Anarchie der Vorstadt". Es handelt allerdings überwiegend von den Vororten – den 1890 bis 1892 eingemeindeten Stadtbezirken 11 bis 19 – ausserhalb der Gürtelstrasse, Favoriten und Floridsdorf. Üblicherweise übersehen Kulturleute und Fremdenverkehrsmanager, die sich mit der Wiener Moderne beschäftigen, diese Orte und ihre Menschen. Maderthaner und Musner hingegen machen das Randständige zum Mittelpunkt einer komplexen wissenschaftlichen Abhandlung. Primärquellen, Polizeiprotokolle und Parteiarchive ergänzen sie durch Beobachtungen zeitgenössischer Literaten. Die Autoren beginnen den Lokalaugenschein in klassischen Proletariervierteln des 16. Bezirks. Ihr erster Eindruck: „Das soziale Elend war und ist ... hinter einer Fassade von beeindruckender Schönheit verborgen ... Die Zinskasernen der Ottakringer-, Thalia-, Kopp- und Herbststrasse ... sind ... wahre Prachtbauten, die den berühmten Ringstrassenpalais in vielen Fällen nur um weniges nachstehen."

Vor Jahrhunderten war Neulerchenfeld berühmt-berüchtigt als „des Heiligen Römischen Reichs grösstes Wirtshaus": Von den 156 Häusern hatten 103 eine Schankberechtigung und 83 übten sie aus. Mit fortschreitender Industrialisierung Wiens wies Neulerchenfeld – wie die angrenzenden Gebiete von Ottakring, Hernals und Fünfhaus – einen hohen Anteil an Substandardwohnungen mit dichter Belegung und hohem Untermieteranteil auf. Fabriksansiedlungen bewirkten bereits um 1870 einen teilweise städtischen Charakter jener Bezirke. Im Weltausstellungsjahr 1873 sprach ein Berliner Schriftsteller von einem „Mittelding zwischen einer Fabriksstadt und einem Dorf", mit einer „lärmenden Bevölkerung und viel Staub". Der Gast erlebte die VolkssängerInnen in den Gasthöfen und Liederhallen und das vielzitierte Phäakentum als eigentümlichen Gegensatz zur Industriekultur.

„Die zeitversetzte, späte Blüte des Volkssängertums, die in einer offensichtlichen Ungleichzeitigkeit zur rapiden urbanen Entwicklung der Hochgründerzeit steht, verweist auf den Widerspruch von Stadtgestalt und Bewusstsein. In ihr manifestiert sich das ‚Dorf im Kopf', wo dieses als Stadtsignatur gar nicht mehr vorhanden ist. ... Indem sie [die Volkssänger] Widerstand, Subversion und Ironie gegen die Ratio der Moderne setzen, schaffen sie einen Mythos von Gemeinschaft, bevor sich diese in die Anonymität des Grossstadtlebens auflöst. Sie repräsentiert eine Kultur des Übergangs", konstatieren Maderthaner und Musner. Sie thematisieren die Übergänge vom *Feudal-Popularen* zur *Popularmoderne* und zur Massenkultur: Vorstädte und Vororte als Zonen verdünnter Urbanität, als Graubereiche oder

gar „dunkle Kontinente". Den Bürgern erschien dieses andere Wien bedrohlich, *„voller Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, das der Domestizierung und Zivilisierung durch das Zentrum bedarf"*. Doch Prostitution wie Protest (z.B. die Hungerrevolte in Ottakring 1911) liessen sich nicht so leicht unter polizeiliche Kontrolle bringen. Die komplizierte Entwicklung mündet in die „Transgression des Populären", personifiziert durch Karl Lueger und Franz Schuhmeier.

Helga Maria Wolf

HALWACHS, Dieter W., Florian MENZ (Hg.): *Die Sprache der Roma. Perspektiven der Romani-Forschung in Österreich im interdisziplinären und internationalen Kontext.* Klagenfurt, Drava, 1999, 392 Seiten.

Wie schon der Titel sagt, steht bei diesem Werk die Sprachwissenschaft im Vordergrund. Es sind hier die Ergebnisse eines internationalen Symposiums publiziert worden, das im November 1997 in Österreich stattfand. Allerdings wird die im Untertitel angesprochene Interdisziplinarität sehr deutlich, weshalb das Werk sowohl ethnologisch, historisch als auch musikwissenschaftlich äußerst interessant ist. Es existiert in Österreich eine intensive interdisziplinäre Zusammenarbeit jener Wissenschafter, die sich mit Romathemen beschäftigen (HistorikerInnen, VolkskundlerInnen, SoziologInnen, EthnomusikologInnen, PolitikwissenschaftlerInnen). Es ist ein kleiner Kreis „Eingeweihter", die fast alle früher oder später bei der zentralen Persönlichkeit der österreichischen Romaforschung, nämlich Mozes F. Heinschink, Romanes gelernt haben. Denn Romanes ist nicht bloß weltweites Verständigungsmittel der Roma, existent in vielen verschiedenen Varianten, sondern auch Ausdruck von Lebenseinstellungen, Wertvorstellungen und Ausdruck von Identität. Deshalb nützten EthnologInnen, SprachwissenschaftlerInnen, PsychologInnen, PolitikwissenschaflterInnen, PädagogInnen und EthnomusikologInnen die Gelegenheit, sich von Mozes F. Heinschink in die Grundlagen des Romanes einführen zu lassen. Einige von ihnen sind in diesem Band mit Beiträgen vertreten, allerdings wurde der Kreis wesentlich durch internationale Ansätze erweitert.

Die Sprache ist der Ausgangspunkt des Buches und so sind die sprachwissenschaftlichen Beiträge auch zahlreich. Man bekommt ein sehr umfassendes und fundiertes Bild vom gegenwärtigen Stand der internationalen „Romani-Forschung", eine Bezeichnung für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Sprache der Roma. Zwei Beiträge sind bestimmten Variantengruppen des Romanes gewidmet (von Viktor Elšik, Milena

Hübschmannová, Hana Šebková und Norbert Boretzky). Peter Bakker (The Northern Branch of Romani: Mixed and Non-mixed Varieties) bietet eine Lösung des äußerst komplexen Problems der Klassifizierung der Romanidialekte weltweit an: Er führt eine als innovativ anzusehende neue Gliederung in vier Gruppen ein – in die nördlichen, zentralen, vlach und südbalkanischen Varianten, eine Gliederung, die auf aktuellen Forschungsergebnissen beruht. Da die Sprache der Roma vorwiegend eine mündlich tradierte Sprache ist, ist die Frage der Kodifizierung zu einem zentralen Problem geworden. Dieses Problem der Verschriftlichung generell behandelt Yaron Matras (Sprachplanung und Spracheinstellung im Romanes), indem er zunächst einen Überblick über die verschiedenen Ansätze gibt und eine funktional-pragmatische Betrachtungsweise vorschlägt.

Auf Österreich bezogen, deshalb für mich besonders interessant, sind die Beiträge von Heinschink/Cech und des Herausgebers Halwachs. Mozes F. Heinschink und Petra Cech (Verschriftungsprobleme bei der Kodifizierung der österreichischen Lovara-Dialekte) gehen auf eben diese Probleme der Kodifizierung eines österrreichischen Romanes-Dialektes ein, nämlich jenes der Lovara. Insbesondere die Wahl des Zeichensatzes stellt hier ein großes Problem dar, da einige Lovara aus Ungarn zugewandert sind, sich deshalb des ungarischen Zeichensatzes bedienen wollen, andere aber bereits seit vielen Generationen in Österreich leben, weshalb für sie der deutsche Zeichensatz ansprechender ist. Dieter W. Halwachs (Romani in Österreich) gibt einen soziolinguistischen Überblick über die fünf größten Romagruppen in Österreich (Sinti, Burgenland-Roma, Lovara, Kalderaš und Arlije), außerdem eine sehr wertvolle Zusammenschau der Wissenschaftsgeschichte der österreichischen Romaniforschung. Diese hat durch den Autor selbst wesentliche Impulse in mehreren Sprach-Projekten erfahren, deren bekanntestes jenes der Kodifizierung des „Roman" der Burgenlandroma ist. Das Projekt ist anwendungsorientiert angelegt und dient als Grundlage für den Sprachunterricht in der Schule.

Jener Teil des Buches, der sich mit allgemeineren sozial- und kulturwissenschaftlichen Themen befasst, bringt drei Beiträge von österreichischen WissenschafterInnen, jeder in seinem Fachgebiet äußerst fundiert und für ein Gesamtbild von den Roma in Österreich unverzichtbar. Sozialgeschichte, Literatur und Musik sind die Themen. Erika Thurner (Von einer sozialen Randgruppe zu einer anerkannten Minderheit), als Historikerin eine der Ersten, die sich mit der Verfolgung der Roma in nationalsozialistischer Zeit in Österreich auseinander gesetzt hat, zeichnet die Entwicklung der Roma und Sinti im Österreich der Zweiten Republik nach, insbesondere die Änderung des rechtlichen Status und die damit einhergehende Entwicklung eines neuen ethnischen Bewusstseins. Selten habe ich in komprimierter Form das

Wesentliche so schlüssig zusammengefasst gesehen. Beate Eder-Jordan (Die Morgendämmerung der Worte. Themen und Bilder in der Lyrik der Roma) ist vergleichende Literaturwissenschafterin und ebenfalls die Erste ihres Faches, die sich in Österreich mit Romaliteratur auseinander gesetzt hat. Diesmal widmet sie sich der Lyrik und gibt anhand von Werkanalysen dreier völlig unterschiedlicher Romadichter Antworten auf die Frage, inwieweit es zulässig ist, Literatur der Roma ethnisch zu interpretieren und sich Einsichten über Kultur und Lebensweise durch diese Kunstform zu erwarten. Christiane Fennesz-Juhasz (Musik der Roma. Zur aktuellen Quellenlage und zum Stand der Forschung) ist Ethnomusikologin und hat über mehrere Jahre die „Sammlung Heinschink" im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bearbeitet und archiviert. Diese Sammlung stellt eines der weltweit bedeutendsten Kompendien zur Sprache und Kultur der Roma dar und enthält Musikdokumente in großer Zahl aus verschiedensten Ländern. Anhand dieser Sammlung wie auch unter Einbeziehung der aktuellen internationalen Forschung gibt Fennesz-Juhasz einen überzeugend kompakten Überblick über Gattungen und Stile der verschiedenen Romamusiken, ergänzt durch vier Liedbeispiele. Dass die Musik eine der wesentlichsten kulturellen Ausdrucksformen vieler Romagruppen ist, wird auch hier einmal mehr hervorgehoben.

Dieses Buch ist für die „Romani-Forschung" ein unverzichtbarer Beitrag. Die besondere Qualität dieser Publikation liegt aber darin, dass sie durch ihren interdisziplinären Ansatz für die verschiedensten Fachgebiete von Interesse ist.

Ursula Hemetek

FUCHS, Bernhard: *Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteure – Typisierung und Realität.* (= Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 12). Wien, Institut für Volkskunde der Universität Wien, 1998, 235 Seiten, mit 9 s/w-Abb.

Der Erfolg einer kulturwissenschaftlichen Untersuchung hängt zu einem grossen Teil von der Auswahl des Themas ab. Ein begrenztes Problem – das kulturelle Phänomen der Kolportage – wird als Chiffre für die sozialpolitische Reformbedürftigkeit der Gesellschaft analysiert. Die konkrete Migrationsforschung ist als Teil der Untersuchung internationaler Arbeitsmigration in einem breiten Kulturgeschichtskontext eingebunden.

Das Buch von Bernhard Fuchs, 1998 erschienen, hat auch Widerhall gefunden – in wissenschaftlichen Reihen[1] wie auch in der Presse[2].

Was diese Untersuchung auszeichnet ist das Bemühen um Selbstreflexivität. Als notwendige Voraussetzung wird die Person des Wissenschaftlers zum Objekt der Reflexivität gemacht, werden die sozialen und persönlichen Anstösse gezeigt. Durch die Ichform wird Emphatie oder Differenz betont, die Position des Beobachters in der Beobachtung wird deutlich gemacht. Gleichzeitig unterzieht der Wissenschaftler seine eigene Position derselben kritischen Analyse, der das Objekt unterzogen wird.

Für mich ist die sozialpolitische Praxisorientiertheit der Untersuchung von besonders hoher Bedeutung. Bernhard Fuchs analysiert historisch die rechtlich-ökonomischen Rahmenbedingungen, die in den Sechzigerjahren eine „klassische Aussenseiterarbeit" und den Studentennebenjob der Nachkriegszeit zu einer „Ausländerarbeit" werden liessen. Die Untersuchung ist jedoch gegenwartsbezogen – es wird die Struktur der Machtverhältnisse aufgezeigt: Einerseits sind Kolporteure als „freie Unternehmer" von der österreichischen Sozialgesetzgebung ausgenommen, gleichzeitig sind sie von den Zeitungsunternehmen völlig abhängig, weil die Aufenthaltsgenehmigung an ihre Tätigkeit als Zeitungskolporteure gebunden ist. Damit zeigt der Wissenschaftler die gesellschaftlichen Probleme auf, die nach praktischen Lösungen verlangen. Nicht nur als sein Recht, mehr noch als seine Pflicht betrachtet der Verfasser die Forderung nach Gleichstellung, die „letztlich dazu beitragen soll, humanere Lebensbedingungen zu schaffen" (S. 21).

Der Autor sieht es als Aufgabe der kulturwissenschaftlichen Forschung, einen Beitrag zu einem Bewusstseinsbildungsprozess zu leisten. Und diese Aufgabe erfüllt er in zwei Richtungen. Weil Migranten als „rational denkende Personen" respektiert werden, wendet sich Fuchs gegen den „Miserabilismus", den er als ethnozentrische Forschungsperspektive ablehnt. Gleichzeitig stellt er diesen als soziales Phänomen dar, indem er die Förderung von „Miserabilismus" als eine soziale Strategie der Betroffenen selbst offen legt. Die Widersprüchlichkeit der Position der Zeitungskolporteure – rechtliche Rahmenbedingungen, die segregative Wirkung von Ethnizität, das weitgehende Fehlen gewerkschaftlicher Traditionen in nichtsäkulären Gesellschaften etc. – erschwert ihre politische Mobilisierung. Besonders bedeutend ist der rein instrumentelle Charakter dieser Arbeit für Zeitungskolporteure selbst, eine Identifikation würde eine Festschreibung bedeuten und wird daher nicht angestrebt. Diese Widersprüchlichkeit wird auch sehr reflektiert vom Verfasser problematisiert und führt zur Einsicht, „daß eine Veränderung ihrer Situation nicht unbedingt im Interesse der Zeitungskolporteure liegt" (S. 23). Dennoch impliziert die Stellungnahme von Bernhard Fuchs und seine Kritik der Politik des „Vereins für Zeitungskolporteure" die Forderung nach konsequentem politischen Engagement der Zeitungskolporteure selbst.

Die marginale Position der Zeitungskolporteure und die völlig ungleichen Möglichkeiten, die soziale Wirklichkeit verändern zu können, dürfen aber nicht unterschätzt werden. So sehe ich zum Zweiten die Funktion dieses Buches in einem Bewusstseinsbildungsprozess, darin, dass es die komplexe Problematik der Zeitungskolporteure an die österreichische Öffentlichkeit trägt. In der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Fremdwahrnehmung untersucht Bernhard Fuchs einerseits die Stereotypen, die Migranten von den Menschen des Aufnahmelandes und von anderen Ausländern entwerfen. Da „die Aufnahmegesellschaft die größte Macht besitzt, Wirklichkeit zu setzen" (S. 25), legt der Wissenschaftler besonderen Wert auf das Heterostereotyp vom Zeitungskolporteur. In der kritischen Analyse der meist typisierenden Wahrnehmung der Kolporteure unterscheidet Bernhard Fuchs drei grundsätzliche Haltungen gegenüber den Fremden: Die xenophile Perspektive, die vom Binnenexotismus geprägt ist, die Zeitungsverkäufer auf ihre Position festschreibt und eine Scheinakzeptierung darstellt; die miserabilistische Sichtweise, die der Kritik der eigenen Gesellschaft entspringt und die ein politisches Potenzial enthält, obwohl sie die Arbeitsmigranten nur eingeschränkt als „die Opfer" der Aufnahmegesellschaft wahrnimmt; letztlich die xenophobe Haltung, bei der die Fremden für allgemeine gesellschaftliche Probleme verantwortlich gemacht werden – in der Ablehnung der Fremden versucht man eine Pseudo-Stabilität herzustellen.

Das Buch ist eine fundierte Kritik der aggressiven Wirtschaftspolitik – konkret der Politik der Vertriebsgesellschaften, insbesonders des Unternehmens „Mediaprint" – die zu einer ungerechten Sozialpolitik führt. Durch das Aufzeigen von Missständen in der Koordination und Beschlussfassung von Gesetzen wird eine harte Kritik an der österreichischen Sozialgesetzgebung geübt.

Die Idee einer politisch neutralen Kulturwissenschaft ist eine Fiktion, nicht selten eine interessengeleitete Fiktion. Der Autor ist sich bewusst, dass wissenschaftliche Forschung ihre Berechtigung nicht von politischen Forderungen ableiten muss und nur dazu dienen soll, deren Berechtigung zu bestätigen (S. 20). Erst der ganzheitliche Ansatz der volkskundlichen Arbeit erlaubt es, die gesellschaftlichen Probleme, die sich in sozialen und kulturellen Konflikten auswirken, zu begreifen (S. 21).

Das Phänomen der ausländischen Zeitungskolporteure wird nicht isoliert, sondern im Rahmen der internationalen Arbeitsmigration betrachtet. Die moderne Arbeitsmigration ist gesellschaftsbedingt, beruht aber auf einer individuellen Entscheidung. Für ein angemessenes Verständnis geht der Autor aus von einer Perspektive, die das Wechselspiel zwischen einem komplexen Bedingungsgefüge und den Situationsdeutungen und Handlungsorientierungen der Einzelnen thematisiert, die sich in diesem Gefüge befinden.

Es wird Stellung genommen zu grundlegenden Begriffen in der Sozial- und Kulturwissenschaft – Ethnizität, Zwischenwelt, Identität. Die Alltags-

welt der Zeitungsverkäufer wird detailliert dargestellt, eine Männerwelt, die grundsätzlich in ihrer Raum- und Zeitstruktur von den rechtlichen Bestimmungen und von den Arbeitsbedingungen geprägt ist.

Die Politik der Vertriebsgesellschaften, einerseits durch Schaffung möglichst grosser kultureller Heterogenität die politische Mobilisierung zu verhindern, andererseits das gleichzeitige Bestreben durch ethnische Bündelung die Verwaltung der Kolportage zu vereinfachen, führt dazu, dass die zwei großen Sprachgruppen der Kolporteure, Araber/Ägypter und Südasiaten/„Inder", in verschiedene religiöse Gruppen – ägyptische Moslems, Kopten, Moslems aus Pakistan und Bangladesh, Hindus und Sikhs aus Indien – zerfallen. Dazu kommen auch die sozialen Unterschiede, verbunden mit Ausbildung, Besitz, Sozialisation in Großstädten oder im ländlichen Bereich etc.

Der Rolle der ethnischen Nischenökonomien und der Sozialsysteme der ausländischen Bevölkerung selbst wird hier nachgegangen; ein Kulturvergleich, der die differentia specifica der Normen und Werte unter den verschiedenen Auslandsgruppen, sowie zwischen ihnen und der österreichischen Gesellschaft aufzeigt, wird zwar nicht unternommen, ist und kann aber auch nicht Ziel dieser Arbeit sein.

Der Vielfalt der gestellten Fragen entspricht auch eine grosse Vielfalt der benutzten Quellen und Methoden: umfangreiches rechtliches Material, unterschiedliche Medienzeugnisse, (lebensgeschichtliche) Interviews und Befragungen, teilnehmende Beobachtung, die die „verstehende Methode" und die Methode der „Verfremdung" beinhaltet. Das macht das Buch nicht nur interessant, sondern auch angenehm und abwechslungsreich in der Lektüre.

Nur weil die Untersuchung einen hohen wissenschaftlichen Wert hat, kann sie auch relevant und im konkreten Sinne politisch sein – als Kritik jener Formen von Mystifizierung und Herrschaft, die uns daran hindern, wirklich politische Akteure zu sein. Bernhard Fuchs nimmt den Migranten als einen Herausforderer von Kulturen wahr. Nicht der Wandel wird als Gefahr betrachtet, „die Bedrohung geht von denjenigen aus, die weiter an den ‚Mythos des Bewahrens' glauben" (S. 8). Dadurch wird auch seine Untersuchung zu einer Herausforderung – für Zeitungskolporteure, für PolitikerInnen, für uns alle.

Anelia Kassabova-Dintcheva

Anmerkungen

1 Rezension von Bonacker, Kathrin: Bernhard Fuchs. Freundlich lächelnde Litfaßsäulen. Zeitungskolporteure – Typisierungen und Realität. In: Zeitschrift für Volkskunde, 95 (1999), H. 2, S. 303–304.

2 Kolporteure: Freundlich lächelnde Litfasssäulen. In: Augustin, September 1998, Heft 33, S. 5; „Freundlich lächelnde Litfaßsäulen". In: Standard, 23. September 1998.

ROLLER, Franziska: *Hilfe als Herrschaft? Über den Umgang mit Kranken in einer protestantischen Missionsanstalt.* (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 15). Tübingen 1995, 149 Seiten, Abb.

Die Tübinger Kulturwissenschaftlerin Franziska Roller brilliert in einer Publikation jüngeren Datums[1] als postmoderne Geschmacksexpertin. Doch ihre 1993 abgeschlossene Magisterarbeit ist eine ethnohistorische Studie über ein deutsches Lepraasyl in der niederländischen Kolonie Surinam am Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Vielseitigkeit der Autorin zeigt sich nicht erst in diesem Themenwechsel, sie ist auch an der Vielfalt der Perspektiven in ihrer 1995 veröffentlichten Abschlussarbeit erkennbar. Anhand eines Fallbeispieles wird der Zusammenhang von Mission und Kolonialismus erklärt und das Konzept der totalen Institution spezifiziert, überdies wird ein bemerkenswerter Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Gesundheits- und zur Frauenforschung geleistet.

Bewunderungswürdig erscheint diese kreative Auseinandersetzung mit dem Thema vor allem im Bewusstsein der dürftig erscheinenden Quellenlage: Es werden ausschließlich die schriftlichen Dokumente der Herrnhuter Mission analysiert. (Eine Interpretation der Bildquellen wird kaum vorgenommen; sie besitzen eher illustrativen Charakter. Die Bildtexte sind knapp.) Die Missionsberichte waren zum größten Teil dazu bestimmt, wohltätige Spender zu gewinnen und zu behalten. Die Perspektive bestimmen Missionare, die an der Spitze der Hierarchie stehen. Und sie haben die Informationen durch ihr protestantisch-patriarchalisches Weltbild gefiltert, sie haben vieles unterschlagen, manches bewusst und manches unbewusst verfälscht. Ein Zitat aus dem Brief eines Missionars zeigt drastisch die schwierige Quellenlage: „‚Bethesda' [so der Name des Asyls, B. F.] ist Dir ja bekannt, und ich glaube auch andererseits schreiben zu müssen, unbekannt. Über so mancher Arbeit ist und wird ein dünner oder dicker Schleier gebreitet, und nur der, der einmal Gelegenheit hat, praktisch in alles hineinzuschauen, hat das nüchterne Urteil." (S. 97)

Freilich ist es der Autorin nicht möglich, in alles hineinzuschauen, nichtsdestoweniger hat sie ein nüchternes Urteil. Auf solche Verschleierungsstrategien hinzuweisen, ist bereits ein bedeutendes Unterfangen. Die kritische Hermeneutik erlaubt auch Annahmen, was sich dahinter verbirgt. Und – und diese Tatsache wird dem Leser die längste Zeit vorenthalten – schließlich gibt es auch Risse im Schleier, welche Einblicke in das Leben auf der Missionsstation gewähren, jenseits der klischeehaften Idealvorstellungen. Diese Zeugnisse, die lebhaft verdeutlichen, wie das System der totalen Institution durch die Taktiken der Diakonissen und der Insassen ebenso umgangen wird, wie durch das abweichende Verhalten der Anstaltsleitung

selbst, überraschen und beeindrucken den Leser. Anfangs klang die Situationsbeschreibung für mich konventionell: protestantische Ethik verknüpft mit Kolonialismus und Rassismus, Eurozentrismus und patriarchalem Denken, was ist schon anderes zu erwarten? Doch von Beginn an urteilt Franziska Roller nüchtern, fast möchte ich sagen: distanziert. Aber ihr Anliegen ist es im Gegenteil, bestehende Distanz zu überwinden, um Nähe zur sozialen Wirklichkeit zu gewinnen. Was ihr dann auch, durch das rhetorische Prinzip der Steigerung geschickt verstärkt, überraschend gelingt.[2] Nach und nach zeichnet sie ein differenzierteres Bild. Und durch den protestantischen Schleier hindurch zeichnen sich sogar die Intentionen und Deutungen der kreolischen Insassen ab.

Die Kulturkontaktsituation wird als eine Konfrontation unterschiedlicher Krankheitsvorstellungen erklärt. Die europäischen Konzepte von Lepra, Morbus Hansen, sind *archaisch*. Und hier ist dieses häufig überstrapazierte Eigenschaftswort tatsächlich angebracht. Auf Grund des Verschwindens der Krankheit aus Europa beruhen die europäischen Konzepte auf biblischen und mittelalterlichen Vorstellungen von Aussatz als sozialem Stigma. Die niederländische Kolonialgesetzgebung sah eine Internierung der an Morbus Hansen Erkrankten vor. Im Gegensatz zum Regierungsasyl erfolgte die Aufnahme in das protestantische Asyl immer freiwillig. In der Mission wird der Zugang zur Krankheit vom Neuen Testament geprägt: Die am Aussatz Leidenden werden vom Heiland erhöht, ihr Schmerz macht sie gleichzeitig zu einem Sinnbild der Passion. Ihnen zu dienen, bedeutet einen Dienst am Herrn.

Diese liturgische Instrumentalisierung der Krankheit besitzt Vorrang vor medizinischen Konzepten. Die Therapie bestand vorrangig in einer intensiven Hygiene, die von moralisierenden Ideen der Konstitutionaltheorie des 19. Jahrhunderts bestimmt war. Doch auf Grund der relativen Gleichgültigkeit der Missionare gegenüber einer Heilung in dieser Welt, wurden auch schmerzhafte Experimente zugelassen. Zugelassen wurden aber ebenso Heilpraktiken, die der traditionellen kreolischen Kultur entstammten. Doch das kreolische Krankheitsverständnis machte keine Isolation der Kranken erforderlich, die Ursache wurde im Verzehr tabuisierter Speisen gesehen. Die Speisegebote waren jedoch sehr kompliziert, da das Tabu individuell war und von Fall zu Fall differierte. Als ein Beispiel für die Taktiken der Insassen wird angeführt, dass sie sich um Mitarbeit in der Küche bewarben, um in den Genuss kreolischer Speisen zu gelangen. Im Zusammenhang mit diesem Krankheitskonzept, das auch bei den christlichen Kreolen vorherrschte, besitzt die Nahrung eine essenzielle Bedeutung.

Den psychisch überaus belastenden Dienst an den Kranken leisteten nicht die Missionare, sondern ausschließlich die Diakonissen. Ihre Tätigkeit wurde zum Zeichen mütterlicher Liebe stilisiert. Die Menschen in der Anstalt

wurden zur Familie erklärt. Gleichzeitig verboten die christliche Sexualmoral und das europäische Krankheitskonzept die Gründung oder den Bestand echter Familien. Im Regierungsasyl hingegen waren Partnerschaften möglich. Der Alltag in der konfessionellen Anstalt wurde einer strengen Disziplin unterworfen und Zusammenkünfte waren ausschließlich religiöser Natur, abgesehen von den Essenszeiten. Es bestand strenge Geschlechtertrennung; die Arbeiten wurden dem europäischen Rollenmodell entsprechend zugeteilt. Auf das Bild der Familie stützte sich auch die Hierarchie: Der Vater an der Spitze war der Missionar, die Insassen waren die Kinder. Darin zeigt sich auch ein kulturgradualistisches und rassistisches Konzept. Obwohl es im Widerspruch zum Missionsgedanken steht, spielt rassistisches Denken eine Rolle. Die protestantische Arbeitsethik korrespondiert mit Vorstellungen vom „faulen Neger". Der Versuch, ein liturgisches Arbeitsverständnis durchzusetzen, misslingt, gearbeitet wird gegen Bezahlung. Dieses Zugeständnis wird zwar widerwillig – aber angesichts der Tatsache, dass viele Insassen Familienmitglieder finanziell unterstützen müssen – schließlich doch gemacht.

Der Vergleich zwischen dem Herrnhuter Asyl und dem nahe gelegenen Regierungsasyl verdeutlicht die unterschiedlichen Prinzipien dieser totalen Institutionen. Während im Regierungsasyl die Staatsmacht durch bewaffnete Polizisten symbolisiert wird, vertraut man im protestantischen Asyl auf eine moderne Herrschaftsform. Im Gegensatz zum feudalen Modell von körperlichem Zwang und offener Gewalt, beruht hier Herrschaft auf Disziplin und Moral auf Grund verinnerlichter Werte. Das Ziel der Alltagspraxis ist es, ein innengeleitetes Individuum zu produzieren. Dies gelingt nicht reibungslos, obwohl ausschließlich Christen in das konfessionelle Asyl gehen – und zwar freiwillig. (Asiaten sind nur im Regierungsasyl zu finden.) Nicht wenige verweigern sich der europäischen Zivilisation, und sie wechseln über in das Regierungsasyl. Sie dulden äußeren Zwang, dürfen aber ihre innere – und sogar vergleichsweise große äußere – Freiheit behalten. Dieser Punkt verdeutlicht ein unerfreuliches Element des Zivilisationsprozesses sehr eindrücklich.

Freilich existieren beide Herrschaftsformen nicht isoliert. Die Nähe des Regierungsasyls bedeutet eine unausgesprochene Drohung und erleichtert das Funktionieren der Missionsstation. Die Herrnhuter bekennen sich aus Prinzip loyal zu jeder weltlichen Herrschaft; die deutschen Missionare strengen sich besonders an, ihre Loyalität zum niederländischen Königshaus zu beweisen, um in der niederländischen Kolonie wirken zu dürfen. Sie leisten auch einen Beitrag zur Formung ergebener Untertanen. So beantwortet Franziska Roller die im Titel gestellte Frage und zeigt in vielfältiger Weise, wie Hilfe als Herrschaft wirkt.

Ein Beispiel für das Versagen des Systems dieser Anstalt möchte ich dem Leser nicht vorenthalten, da es mir insbesondere für Ethnografen besonders

lehrreich erscheint: Ein rührender und reißerischer Bericht über das Lepraasyl – für die Spendensammlung in Europa gedacht – geriet in die falschen Hände und rief den entrüsteten Widerstand der Kranken hervor. Sie wollten nicht als „die Elendsten der Elenden", als hilflose Opfer und arme Kinder dargestellt werden. Der für den Text verantwortliche Missionar erfuhr in Abwesenheit von dem Aufruhr, den sein Machwerk hervorgerufen hat. Er zog es vor, der Station auch weiterhin fern zu bleiben.

Beim Sprechen über andere ist Vorsicht angebracht. Die beschriebenen und somit konstruierten anderen im hier besprochenen Text, die Missionare der Herrnhuter Brüdergemeinde, sind bekannt dafür, ihre Archive für ethnohistorische Arbeiten großzügig zur Verfügung zu stellen. Auch leisteten Herrnhuter Missionare bedeutende ethnologische und linguistische Arbeit – freilich mit dem Ziel der Evangelisierung. (Der Vergleich mit anderen Herrnhuter Missionen war im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten, würde aber das Spezifische der Situation in Surinam deutlich machen.) Ich wäre neugierig, wie Herrnhuter über das nüchterne Urteil dieses Buches dächten.

Bernhard Fuchs

Anmerkung

1 Roller, Franziska: Abba, Barbie, Cordsamthosen. Ein Wegweiser zum prima Geschmack. Leipzig 1997.

2 Franziska Rollers Stil ist wirklich wohltuend, einzig die häufigen Tippfehler lassen einen beim Lesen stocken. Ich erwähne das nur, weil ich es hier besonders bedauerlich finde. Dass Bücher schlecht lektoriert werden, ist ja eine verbreitete Tatsache. Gleich eine weitere Kritik an die Adresse der Herausgeber: Dass es sich um eine Magisterarbeit handelt, ist der Publikation nicht zu entnehmen.

MULVEY, Kate, Melissa RICHARDS: *Beauty & Mode. Frauenschönheit im 20. Jahrhundert.* Aus dem Englischen von Waltraud Götting. Berlin, Ullstein Verlag, 1999 (engl.: 1998), 209 Seiten, zahlr. Farb- u. s/w-Abb.

POSCH, Waltraud: *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit.* Frankfurt am Main–New York, Campus Verlag, 1999, 233 Seiten.

GENUS. Münsteraner Arbeitskreis für gender studies (Hg.): *Kultur, Geschlecht, Körper.* Münster, Agenda-Verlag, 1999, 316 Seiten, einige s/w-Abb.

HERSEY, George L.: *Verführung nach Maß. Ideal und Tyrannei des perfekten Körpers.* Aus dem Amerikanischen von Yvonne Badal. Berlin, Siedler Verlag, 1998 (amerikan.: 1996), 240 Seiten, zahlr. s/w-Abb.

Mode und Schönheit sind Themen, die nicht nur in Frauenzeitschriften und Lifestylemagazinen breiten Raum einnehmen, sondern seit den Neunzigerjahren auch seitens der Kulturwissenschaften verstärkte Aufmerksamkeit

erfahren – was sich gerade auch in der Frauen- und Geschlechterforschung manifestiert. Hier haben die Fragen nach den kulturellen Konstruktionen von Geschlechtlichkeit, Männlichkeit und Weiblichkeit ein besonderes Interesse am Körper entstehen lassen. Dabei wird der Körper nicht mehr als biologische „Tatsache" aufgefasst, sondern vorrangig als Produkt sozialer Verhältnisse und kultureller Bedeutungszuschreibungen. Mode und Schönheit erhalten in diesem Zusammenhang ein besonderes Gewicht, da sie der geschlechtsspezifischen Gestaltung und Inszenierung des Körpers dienen, also ein wichtiges Mittel zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechter-Ordnung sind.

Während Bücher über Mode und Schönheit lange ein eher „unseriöses", bestenfalls populärwissenschaftliches Image besaßen und vielfach nur als unterhaltsame „Damenlektüre" oder Legitimation für Männer zur Betrachtung nackter Frauenkörper galten, sind diese Themen nun verstärkt Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, und es mehren sich die einschlägigen Veröffentlichungen – gerade auch im Bereich der Gender Studies und der Cultural Studies, die in ihrer Beschäftigung mit Mode und Schönheit über eine Beschreibung der sich wandelnden Kleidungsformen und Schönheitsideale weit hinausgehen. Im Folgenden sollen vier neuere Publikationen besprochen werden, die jeweils unterschiedliche Zugänge zum Themenkomplex Mode – Schönheit – Körper – Geschlecht repräsentieren.

Beauty & Mode. Frauenschönheit im 20. Jahrhundert der beiden Journalistinnen Kate Mulvey und Melissa Richards steht für das mittlerweile bereits als „klassisch" zu bezeichnende Genre der populär aufgemachten und weitgehend deskriptiven Modegeschichte. Wie in den meisten anderen Publikationen dieser Art, erfolgt auch hier eine Beschränkung des Themas auf das weibliche Geschlecht. Die Verknüpfung von Frauen und Schönheit erscheint so selbstverständlich, dass sie offensichtlich keiner Begründung oder Reflexion bedarf. Was Mulveys und Richards Geschichte weiblicher Schönheit und Mode von vielen ähnlichen Veröffentlichungen unterscheidet, ist das Bemühen, der Komplexität des Themas wenigstens in Ansätzen gerecht zu werden. Auch wenn viele wichtige Aspekte fehlen (u.a. eben eine Auseinandersetzung mit der Frage, was Mode und Schönheit für die Geschlechterordnung bedeuten), so entsteht bei der Lektüre doch ein Eindruck von den vielfältigen Einflüssen auf das Modegeschehen, von der Verwobenheit der Schönheitsvorstellungen mit der jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Situation oder von den Auswirkungen der Massenmedien auf Kleidermoden und Schönheitsnormen. Der fehlende wissenschaftliche Anspruch der Publikation manifestiert sich u.a. auch in dem – zumindest in der deutschen Ausgabe – fehlenden Literatur- und Quellenverzeichnis (lediglich die Bildquellen sind angeführt).

Der reich und schön bebilderte Band eignet sich trotz aller Mängel recht gut für einen ersten Überblick auf das Modegeschehen der letzten hundert Jahre. Beginnend mit den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts werden Jahrzehnt für Jahrzehnt – jeweis unterteilt in die Sparten „Leben & Zeit", „Bekannte Gesichter", „Film & Medien", „Mode", „Haar & Hüte", „Kosmetik", „Formen & Dessous" sowie „Arbeit & Spiel" – wichtige Trends und Ereignisse präsentiert. Dieser systematische Aufbau erlaubt einerseits das leichte und schnelle Auffinden gewünschter Informationen, andererseits stellt sich hier natürlich einmal mehr die Frage, inwieweit es sinnvoll ist, die Vergangenheit in durch runde Jahreszahlen markierte Phasen einzuteilen.

Mit weiblicher Schönheit beschäftigt sich auch Waltraud Posch, obwohl dies am Titel ihres Buches – *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit* – nicht erkennbar ist. Erst nach einigen Seiten wird deutlich, dass sich die Autorin auf weibliche Schönheit konzentrieren will, da Schönheit seit dem 18. Jahrhundert als wichtiges Element von Weiblichkeit gilt. Posch repräsentiert mit ihrem Buch einen Zugang zu Weiblichkeit und Schönheit, der in den Anfängen der neuen Frauenbewegung, also in den Sechziger- und Siebzigerjahren, verbreitet war und damals eine wichtige politische Funktion besaß: die Entlarvung des Schönheitskultes als ein Instrument der Frauenunterdrückung. Abgesehen davon, dass diese Entlarvung bereits vor einigen Jahrzehnten stattgefunden hat und Posch in dieser Hinsicht nichts Neues erzählt, basieren ihre Ausführungen großteils auch auf bereits bekannten Publikationen. Sie hat lediglich zusätzlich noch einige aktuelle Frauen- und Männermagazine einer recht oberflächlichen Analyse unterzogen (die Männer kommen letztlich also doch noch vor, da auch sie – laut Posch – immer stärker den Schönheitsdiktaten unterworfen sind).

Posch, die Soziologie, Medienkunde und Erziehungswissenschaften studiert hat, in einem Frauengesundheitszentrum arbeitet und als Journalistin tätig ist, gliedert ihr Buch in vier große – jeweils mit zahlreichen Unterkapiteln versehene – Abschnitte: „Schönheit im kulturhistorischen Kontext", „Schönheit im sozialpsychologischen Kontext", „Die Erschaffung des schönen Körpers" und „Konsequenzen". Obwohl die Autorin den konstatierten Kult um die Schönheit in einen historischen Kontext zu stellen bemüht ist, mangelt es ihr deutlich an (kultur-)historischer Kompetenz – was sich nicht zuletzt an ihrem inflationären Gebrauch von Begriffen wie „immer" und „nie" sowie an zahlreichen weiteren pauschalisierenden Behauptungen zeigt. Hier ein Häppchen Venus von Willendorf, da ein bisschen Korsett und Schnürmieder, dort eine Prise chinesischer Lotusfuß, garniert mit Magersucht und Facelifting – eine Sammlung von Hinweisen auf in irgendwelchen Zusammenhängen irgendwo auftretende Körperformen und

Körperverstümmelungstechniken: Das macht noch keinen kulturhistorischen Kontext aus. Ähnliches gilt für die anderen Kapitel des Buches.

Posch tritt zwar mit wissenschaftlichem Anspruch auf, ihr Buch ist insgesamt jedoch eher den Sparten Ratgeberliteratur und Enthüllungsjournalismus zuzuordnen. Sie weist zwar darauf hin, dass Schönheitspflege auch positive und kreative Seiten besitzt, doch sie warnt die Frauen davor, Schönheit zum alleinigen Lebensinhalt zu machen. Auch wenn Posch betont, dass sie Frauen in Hinblick auf Schönheit nicht lediglich als Opfer betrachten will, verfällt sie doch immer wieder in genau diese Betrachtungsweise. Frauen erscheinen letztlich doch als ferngesteuerte Wesen, die gegen ihre eigenen und eigentlichen Bedürfnisse und Wünsche agieren. Um die Frauen vor der Tyrannei der Schönheit zu bewahren, hält sie Tipps parat wie: „Größeres Bewußtsein hilft, die schädlichen Wirkungen des Schönheitskultes zu verringern" oder „Außerdem können wir eines immer tun: uns verweigern" (S. 206).

Auch wenn Posch auf zahlreiche wichtige Fakten und Zusammenhänge hinweist (z.B. die wirtschaftliche Bedeutung der Kosmetikindustrie, die gesundheitliche Problematik bestimmter Schönheitsnormen, berufliche Zwänge zu attraktivem Äußeren), so rennt sie mit missionarischem Eifer doch Türen ein, die bereits vor Jahren bzw. Jahrzehnten aufgestoßen wurden. In diesem Sinne mag ihre Publikation als eine Zusammenfassung von Untersuchungen und Positionen aus dem Umfeld der Frauenbewegung aufgefasst werden – durchaus von Nutzen für jene, die sich einen Überblick über die einschlägige Diskussion verschaffen wollen. Allerdings sei Sprachempfindsamen eine Warnung mitgegeben: Posch schreibt in einem derart holprigen, phrasenhaften und redundanten journalistischen Stil mit Hang zu „originellen" und „spritzigen" Formulierungen, dass vielleicht doch eher die Lektüre der von ihr ausgiebig referierten älteren Publikationen zu empfehlen ist – auch deshalb, weil in diesen oft bedeutend differenzierter argumentiert wird.

Einen im Kontext der Gender Studies entwickelten Blick auf Frauen, Mode und Schönheit wirft Gesa Kessemeier in ihrem Aufsatz „Und wo Schleifenenden flattern, beginnt das Reich alles Weiblichen". Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920 bis 1929, der in dem von genus. Münsteraner Arbeitskreis für gender studies herausgegebenen Sammelband *Kultur, Geschlecht, Körper* erschienen ist. Dieser Sammelband basiert auf Vorlesungsreihen und Kolloquien zur interdisziplinären Geschlechterforschung, die 1997 und 1998 an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster durchgeführt wurden. Er enthält theoretische Beiträge und Fallstudien zum Verhältnis von Geschlecht und Kultur sowie Körper und Geschlecht aus verschiedenen kulturwissenschaft-

lichen Disziplinen (u.a. von Herta Nagl-Docekal, Marie-Luise Angerer und Thomas Kühne). Da sowohl in der Geschlechterforschung als auch in den Kulturwissenschaften der durch Kleidung geschlechtlich markierte und inszenierte Körper einige Aufmerksamkeit erfährt, ist es naheliegend, dass der vorliegende Sammelband auch einen Beitrag zu diesem Thema enthält. Die Historikerin Kessemeier geht von einer engen Wechselbeziehung zwischen Mode und Körper aus: Die Kleidung prägt geschlechtsspezifische Körperbilder, sie schafft (nach Gertrud Lehnert) einen zweiten „fiktiven Körper", der auch die Darstellung und Wahrnehmung des nackten, als „natürlich" verstandenen Körpers prägt. In Anlehnung an neuere konstruktivistische Ansätze in der Modeforschung, den Gender Studies und den Kulturwissenschaften fragt Kessemeier am Beispiel der Mode der Zwanzigerjahre nach dem Bild der „Neuen Frau", nach dem Prozess der Naturalisierung des damaligen weiblichen Idealbildes sowie nach Definitionen und Legitimationen der Kategorien „männlich" und „weiblich" in der Mode der Zwanzigerjahre. Sie kommt dabei zu dem Ergebnis, dass trotz einer – vor allem von den männlichen Zeitgenossen durchaus als revolutionär empfundenen – Veränderung des weiblichen Kleidungsstils, die Zuschreibungen geschlechtlich gebunden blieben: Eine sachlich-funktionale Kleidung wurde nach wie vor mit dem Attribut „männlich" versehen, auch wenn sie von Frauen getragen wurde. Es kann laut Kessemeier keineswegs von einem radikalen Bruch oder gar einer Neudefinition geschlechtsspezifischer Kleidungsnormen gesprochen werden. Darin unterscheidet sich ihre Einschätzung von Mode und Körperlichkeit der Zwanzigerjahre von jener in der populärwissenschaftlichen Literatur verbreiteten, wo von den Zwanzigerjahren häufig pauschal als einer Zeit die Rede ist, in der sich die Situation der Frauen wie ihre Kleidung grundlegend geändert habe.

Von *Ideal und Tyrannei des perfekten Körpers* handelt *Verführung nach Maß* des Kunsthistorikers George L. Hersey. Er zeichnet die Vermessung und Standardisierung des Körpers seit der griechischen Antike nach – damals hatte der Bildhauer Polyklet in einer Schrift mit dem bezeichnenden Titel *Kanon* seine Vorstellungen vom perfekten Körper fest gehalten und damit das einflussreichste menschliche Proportionierungssystem der abendländischen Kunst geschaffen. Hersey spürt diesen als ideal beschriebenen Körpermaßen bis in die Gegenwart nach und findet sie selbst in Comicfiguren wie Batman wieder. Der Autor beschäftigt sich einerseits mit den kulturellen und politischen Einflüssen der durch Kunst, später v.a. durch Massenmedien und Populärkultur vermittelten Idealtypen von Körpern, andererseits beschäftigt ihn die Frage nach biologischen Ursprüngen der Schönheitsideale. So interessieren ihn z.B. Parallelen zwischen Balzritualen von Tieren und Verführungskünsten von Menschen. Wohlweislich legt er

sich in der Beantwortung solcher Fragen nicht wirklich fest, sondern lässt vieles offen. Obwohl der Verdacht immer wieder aufkommt, wäre es falsch, dem Autor einfach plumpen Biologismus zu unterstellen. Seine Studie zeigt gerade auch jene fatalen Folgen auf, die aus Körpervorstellungen resultierten, in denen ein Zusammenhang zwischen Körperform und Charakter, zwischen der Schönheit bzw. Hässlichkeit des Körpers und dem gesellschaftlichen Wert des Menschen hergestellt wurde und die zu Eugenik, Rassenhygiene und Vernichtung „schlechten Erbmaterials" geführt haben.

Kleidung versteht Hersey als „Geschlechtskartographie", sie bedecke den Körper mit einer Kartografie der Geschlechtsorgane, in dem diese durch die Kleidung besonders betont werden. Damit knüpft er an eine Tradition in der Beschäftigung mit Mode und Schönheit an, in der die Bedeutung von Kleidung und Körpergestaltung etwas einseitig auf die Hervorhebung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale reduziert wird. Anders als in den Cultural Studies und Gender Studies, in denen die Konstruktion von Geschlecht bzw. von Männlichkeit und Weiblichkeit durch Kleidung und Körpergestaltung gerade in ihrer Komplexität und in ihren unterschiedlichsten kulturellen Bedeutungen untersucht wird, scheint Hersey den geschlechtlichen Aspekt von Kleidung und Schönheit v.a. im Kontext der Fortpflanzung zu sehen, zumindest begibt er sich mit seinen Ausführungen in die Nähe solcher nicht unproblematischer Argumentationsmuster.

Susanne Breuss

HEIDRICH, Hermann: *Frauenwelten: Arbeit, Leben, Politik und Perspektiven auf dem Land.* (= Arbeit und Leben auf dem Lande, 7). Bad Windsheim, Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 1999, 390 Seiten.

Nachdem sich bislang die kulturwissenschaftliche Reihe des „Ausstellungsverbundes" der Technik- und Agrargeschichte widmete, geht es im neuesten Band der Reihe „Arbeit und Leben auf dem Lande" um „Frauenwelten". Damit ist das Programm des Sammelbandes, der eine gleichnamige Ausstellung begleitete, – zumindest teilweise – umrissen. *Arbeit* steht an erster Stelle, man konzentriert sich auf rurale Gebiete; *Frauenwelten* scheinen etwas anderes, gesondert zu Behandelndes zu sein, etwas, das im Bisherigen, also im Technik- und Agrargeschichtlichen, nicht selbstverständlich inbegriffen war. Wenn in der Einleitung der Herausgeber Hermann Heidrich formuliert, dass, ergänzend zur Ausrichtung der früheren Bände, es nun entschieden um Alltagsgeschichtliches zu tun sei, könnte das heißen, dass zudem Technisches und Agrarisches hier getrennt vom Alltag gesehen wor-

den war. In Ausstellung und Sammelband, so heißt es weiter, solle nicht nur „die Bäuerin", sondern „das ganze Spektrum der auf dem Land lebenden Frauen" thematisiert werden, dies vor allem angesichts der Tatsache, dass in Deutschland nur fünf Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig sind. Das macht neugierig und lässt auf Vielfalt hoffen. Der Herausgeber betont einleitend außerdem, dass Grundlage aller Beiträge der Ansatz sei, Frauen als handelnde Subjekte wahrzunehmen und die Eigenwertigkeit und Eigenständigkeit „weiblichen Verhaltens", das veränderbar und verändernd sei, herauszustreichen.

Heide Inhetveen stellt im ersten Artikel Agrarpionierinnen als Übermittlerinnen von Kenntnissen und Wissen, auch als Erfinderinnen und Innovatorinnen vor. Die erst jüngst entdeckten Geschichten dieser Frauen stehen im krassen Gegensatz zum vielfach reproduzierten Image der fortschrittsskeptischen, konservativen Landwirtinnen – so kann dieser Aufsatz allgemeiner als Exempel für erfolgreiches Hinterfragen und Infragestellen von geschlechtsstereotypen Bildern gelesen werden. Die Autorin rekonstruiert am Beispiel mehrerer agrarwissenschaftlicher Pionierinnen verschiedener Epochen die Entwicklung technischer Innovationen und des Wissenstransfers und beschreibt zugleich gesellschaftliche, politische und ökonomische Bedingungen weiblicher Karrieren in diesem Feld. Mit der Darstellung „der Landfrau" in der bildenden Kunst in vier Jahrhunderten setzt sich Eva-Maria Klein auseinander und kommt zum Schluss, dass „die Landfrau" dort ausschließlich als „Bäuerin" verstanden wird. Klein macht auf die Idealisierung und Ideologisierung der Bilder aufmerksam und zeigt, dass Marktbedingungen, Kundenorientierung und Mode den Hintergrund für die stereotypen Darstellungen bilden. Der Aufsatz bietet einen gut lesbaren ersten Überblick über historische Formen der Darstellung dieses Topos von der frühneuzeitlichen Grafik an; die Interpretationen sind nicht immer stringent.

Dass die typisch weibliche Aussteuer ein historisch junges Phänomen (19. Jahrhundert) ist, legt Andrea Hauser dar. Sie zeichnet die interessante Geschichte der Feminisierung dieses Transaktionsprozesses nach, interpretiert ihn als Aussage über Geschlechter- und Generationenbeziehungen, als Form der Repräsentation, der sozialen Kontrolle sowie der – zunehmend spezifisch weiblichen – Erziehung. Die Kulturwissenschaftlerin bezieht damit symbolische und materielle, gesellschaftliche und individuelle Bedeutungen ein. Erwähnt wird auch die Rolle der Volkskunde in diesem historischen Vorgang, in dem das Phänomen Aussteuer im unklaren Bereich zwischen Mythos und Wirklichkeit angesiedelt wird. Ausschließlich im landwirtschaftlichen Bereich bleibt auch der nächste Artikel, der von regionalen Unterschieden bäuerlicher Arbeitsteilung handelt; Günter Wiegelmann stellt sie auf Basis einschlägiger Karten aus dem Atlas der Deutschen Volkskunde

dar. Ein Kapitel Vereinsgeschichte folgt mit dem Text von Beate Krieg. Der Deutsche Landfrauenverband ist der größte Zusammenschluss von Frauen im ländlichen Raum Deutschlands; Krieg legt bei ihrer Erläuterung der Geschichte den Schwerpunkt auf die Qualifizierungsprogramme, die seit der Gründungszeit des ersten landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins (1898) wichtiges Anliegen der Landfrauenbewegung waren. Detailreich werden die treibenden Kräfte des ländlich-hauswirtschaftlichen Schulwesens, die Historie des Verbandsemblems (einer Silberbiene), die Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeitssituation für Frauen auf dem Lande etc. behandelt. An vielen Stellen böten sich Ansatzpunkte zu (ideologie-)kritischer Betrachtung, die eigentlich nicht aufgegriffen werden. Gewissermaßen als Vertiefung schließt ein Beitrag über die Anfänge des ländlich-hauswirtschaftlichen Bildungswesens an. Mit den Wirtschaftlichen Frauenschulen des Reifensteiner Verbandes wird ein innovativer Schultyp der Weimarer Republik vorgestellt. Ortrud Wörner-Heil beschreibt ausführlich dieses zur Jahrhundertwende moderne Berufsbildungssystem für „die weibliche Jugend" – allgemeinere Aussagen sind nur durch eigene Interpretationsleistung der Leserin/des Lesers herauszufiltern.

Einen wohlabgewogen kritischen Standpunkt, der bis zu dieser Stelle des Öfteren vermisst wird, nimmt Gudrun Silberzahn-Jandt ein, wenn sie über Frauen auf dem Land im Nationalsozialismus schreibt. Sie versucht, der Verschiedenheit der Frauenleben und der Alltage während der NS-Diktatur gerecht zu werden, präsentiert die Strukturen als komplexe und die Spielräume als wechselnde. Die Autorin vermittelt, wie sehr der Blick auf Nebensächlichkeiten zur Relativierung und Differenzierung beitragen kann und weist in diesem Zusammenhang auf die Vorzüge lebensgeschichtlicher Erzählung als Quelle hin.

Diesem ersten, „allgemeineren Teil" folgen Fall- und Regionalstudien. Die Gliederung ist nicht wirklich plausibel, in vielen der bereits vorgestellten Artikel werden kleinräumige Bezüge hergestellt und auch in den Mikrostudien des zweiten Teils finden sich auf ein größeres Ganzes zu übertragende Erkenntnisse. Mit dem Beitrag von Marita A. Panzer über Landlehrerinnen in Bayern wird endlich ein nicht dezidiert bäuerlicher Bereich angesprochen. Beginnend mit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verfolgt sie anhand von Interviews mit ehemaligen Lehrerinnen und belletristischer Literatur Geschichte und Geschichten zum „Fräulein", vereinzelt bis in die Fünfzigerjahre unseres Jahrhunderts. Aufschlussreich ist die differenzierte Diskussion von den Lehrerinnen anempfohlenen Leitbildern. Daran schließen biografische Anmerkungen über eine Diakonisse aus Württemberg (nochmals Silberzahn-Jandt) an. Am Lebenslauf, an der beruflichen Karriere der Gemeindeschwester verdeutlicht die Autorin, dass innerhalb

des rigide organisierten Diakonissenwesens das Ausleben von Individualität in gewissem Maß möglich war. Später im Band kommen nochmals Diakonissen vor; auf Basis von fünf Interviews wird dort dem Selbstverständnis und der Herkunft der Schwestern nachgegangen. Es stellt sich heraus, dass für die Frauen, die meist aus christlichen, kinderreichen bäuerlichen Haushalten stammten, die Entscheidung zu dieser Lebensform Chance der Selbstfindung und ansatzweisen Befreiung bot. Ein wenig skeptisch stimmt, dass nach diesen Darstellungen deren Leben in großer Harmonie, im Einklang mit Gott und der Welt verlaufen.

Dem vorhin erwähnten Porträt folgt ein weiteres, mit dem der Sammelband wiederum an Vielfalt gewinnt. Elisabeth Plößl schildert das Leben, vielmehr die politische Tätigkeit einer aus dem Arbeitermilieu stammenden Gemeinderätin im schwäbischen Bobingen. Plößl analysiert den Prozess des Einstiegs Anna Müllers in die Politik kurz nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur als persönliches, privates Ereignis, vielmehr sieht sie auch strukturelle Hintergründe und Verhältnisse – etwa dass sich den Frauen in jener Umbruchphase allein durch ihre politische Unbescholtenheit Chancen boten, gerade zu dieser Zeit politische Ämter zu übernehmen.

Der nächste Text führt in die Gegenwart – Marion Bejschowetz-Iserhoht befasst sich mit türkischen Arbeiterinnen einer Fischkonservenfabrik in Schleswig-Holstein. Sie betrachtet die Frauen als Gruppe, geht jedoch auf einzelne Persönlichkeiten ein. Die Erzählungen und Erfahrungen der Frauen werden in gesellschaftliche und historische Kontexte eingebettet. Seltsam mutet aber an, dass, obwohl die Autorin auf die schwierigen Arbeitsbedingungen eingeht (acht Frauen füllen etwa beim Handverlesen im Akkord 22.000 Fischdosen täglich), sich dennoch Anklänge an Idyllen finden: Wenn die Arbeiterinnen am Wasserhahn Kübel anfüllen, dann „wirkt das wie eine Versammlung am Dorfbrunnen. Stoppt das Band, wegen erforderlicher Reinigung oder einer Panne, bleibt Zeit für ein Lied aus der Heimat, das im Lachen endet, wenn der Text nicht mehr vollständig erinnert wird" (173). Wolfgang Ott, der einzige Mann der neben Günter Wiegelmann in diesem Band vertreten ist, schreibt über Feuerwehrfrauen in Vergangenheit und Gegenwart. Kerstin Werner widmet sich den Erzählungen von ehemaligen Wanderarbeiterinnen aus dem Hessischen Hinterland. Auf spannende Art und Weise interpretiert sie die immer wiederkehrenden Erzählmuster unter anderem als Wege der Verarbeitung physischer und psychischer Belastungen des Unterwegsseins oder als Möglichkeit der Weitergabe von Wissen an Jüngere. Daran reihen sich eine biografische Skizze über eine Frau, die eine im Familienbesitz befindliche Mühle übernahm und leitete, und ein Aufsatz über die „letzten" Tiroler Landhebammen. Der letztgenannte Text hat seltsam pathetischen Charakter und gerät geradezu zum Plädoyer für

Hausgeburt. Daphne Schlorhaufen berichtet von der guten alten Hebammenzeit, in der „nach alter Sitte" (214) Frauen Frauen halfen – mit geheimem Wissen der Frauen, das in unserer technisierten, rationalen Welt verloren zu gehen droht.

Christiane Cantauw beschreibt Formen der Säuglingsfürsorge um die Jahrhundertwende und interpretiert wohl ziemlich einseitig, dass die Beratungsstellen auf eine verbesserte (militärische) Schlagkraft des deutschen Staates hin arbeiteten. In einem weiteren Artikel behandelt Cantauw das Thema um Mutter und Kind. Sie beleuchtet mit dem Thema Muttersegen, der Segensspendung anlässlich des ersten Kirchgangs der Wöchnerin, der diese wieder rein und gesellschaftsfähig macht, nun eine andere Facette. Lebensgeschichtliche Interviews zum Thema Muttersein als soziale Rolle belegen, wie widersprüchlich und tabubeladen kirchliche Rollenerwartungen an Frauen sind.

Nach einer Interpretation einer Sterbebildersammlung, ergänzt durch Erinnerungsmedaillen, Plaketten und Mitbringseln aus Wallfahrtsorten, aus dem Nachlaß einer verstorbenen Bäuerin, kehrt das hauswirtschaftliche Schulwesen wieder. Britta Oehlke beschäftigt sich mit weiblichen Lehrlingen in ländlichen Hauswirtschaften und vermittelt dabei unkritisch ein Bild vom blühenden Bauernstand im Deutschland der Dreißigerjahre. Im nächsten Beitrag „Die Eigenart des Haushalts im Kriege" werden vor allem mit Hilfe landwirtschaftlicher Fachliteratur aus der Zeit des Ersten Weltkrieges Kriegsauswirkungen auf die berufliche Identität von Frauen in der Landwirtschaft Schleswig-Holsteins referiert. Die Analyse fällt ein wenig platt aus, unangenehm ist, dass oft die Terminologie der Quellen übernommen wird. Dem folgt ein Kapitel Technikgeschichte: subjektive Erinnerungen von Frauen, die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren Auto und Schlepper fuhren, vermitteln Unterschiede zwischen den jeweiligen Fahrgefühlen. Über die Auswertung „textiler Zeitungsanzeigen" (303) aus zwei konfessionell ausgerichteten Zeitungen (protestantisch/katholisch) wird dem Konsum- und Kleidungsverhalten von Frauen zwischen 1834 und 1914 im preußischen Lingener Land nachgespürt. Nach der Interpretation einer Fotoserie, die Ausdruck der Leidenschaft der Fotografin und Bildberichterstatterin Erika Groth-Schmachtenberger (1906–1992) für Trachtenfotografie ist, nochmals ein Text von Beate Krieg. Am Beispiel der Arbeitshose „Lotte" und der Gefrierfolie recherchiert sie, inwieweit Zentralgenossenschaften durch ihr Warenangebot Anfang der Fünfzigerjahre Modernisierungsschübe in Landhaushalten auslösten. Der darauf folgende Artikel zum Frauenturnen in den Zwanziger- und Dreißigerjahren ist der einzige, der ganz der Freizeit gewidmet ist. Als Quellen dienen Interviews mit ehemaligen Turnerinnen und Aufzeichnungen eines Turnwarts; neben der Geschichte des 150-jähri-

gen Turnvereins Wertheim, macht der Text Geschlechterbeziehungen explizit – was durchaus nicht selbstverständlich ist.

Die Quellenlage zu Lebensabend und Altersversorgung im 19. Jahrhundert ist schlecht, reich allein der Bestand an Übergabeverträgen und ähnlichen Dokumenten zum Erbrecht. Diese Quellen, so Andrea Heinzeller in ihrem Artikel, geben keine Auskunft über das tägliche Leben, doch im Vergleich wird die Vielfalt der Möglichkeiten und Ausformungen deutlich. Überdies enthalten die Verträge Hinweise auf Einstellungen gegenüber hohem Lebensalter, Hinweise auch auf die wirtschaftliche Situation und auf verbriefte Strategien – etwa alter Frauen, sich möglichst ihr Recht zu sichern. Am Ende des Sammelbandes steht ein Aufsatz über ökologische Landwirtschaft in der Region Brandenburg heute. Sechs Frauen wurden zu ihrer Lebens- und Arbeitssituation, zu Ausbildung, Wirtschaft und Rollenbildern und zu ihren Leitgedanken befragt. Wie schon vorher am Beispiel der Gemeinderätin Müller wird auch hier offenbar, wie Frauen Phasen des Umbruchs positiv für sich nützen, nützen müssen. Die Autorin Dagmar Neuland-Kitzerow ist methodisch sehr sorgfältig vorgegangen, hat in ihrer Analyse die Standpunkte und Interpretationen ihrer Gesprächspartnerinnen einbezogen, ein Quäntchen Ideologiekritik hätte dennoch nicht geschadet. Frauen werden da zu sehr in die Nähe zu Boden und Natur und dem natürlichen Umgang damit gebracht – vielleicht auf Grund der präsentierten Selbstdarstellung, in dieser Hinsicht wäre eine Interpretation aus kritischerer Distanz vermutlich ergiebiger gewesen. Zu allerletzt stellt Christel Köhle-Hezinger die Frage „Wer wird Landfrau – heute?" und sucht Antworten in eigenen Erfahrungen aus der Erwachsenenbildung im ländlichen Raum.

Wie in diesem letzten Beitrag werden also der einleitenden Ankündigung zum Trotz im Sammelband „Frauenwelten" vorwiegend Themen aus dem bäuerlichen Milieu aufgegriffen; der tatsächlichen Vielfalt wird kaum Raum gegeben. Die Artikel sind zum Teil sehr detailliert, manchmal – obwohl kurz – etwas langatmig und wiederholend; hin und wieder gehen ausführliche Beschreibungen auf Kosten der Analysen. Frauenwelten, so vermitteln die 27 Beiträge nahezu einhellig, sind vor allem von Arbeit und Pflicht geprägt – ob im religiösen Bereich oder auf dem Bauernhof, in Familie wie im Gemeinderat, als Diakonisse und bei der Feuerwehr – die Frauen auf dem Land scheinen „[z]um Dienen berufen" (245).

Nikola Langreiter

GORGUS, Nina: *Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières.* (= Internationale Hochschulschriften 297). Münster u.a., Waxmann, 1999, 336 Seiten, 48 s/w-Abb.

Mit der Kritik des Konzeptes Ethnizität und der Krise der Repräsentation in der Anthropologie hatten auch die Museen für Volkskunde ihre Bestände und Präsentationsprinzipien zu überdenken. National zugerichtete Binnenethnografie, wie sie den Gründungsintentionen der vor rund hundert Jahren geschaffenen Anstalten entsprochen hatte, konnte zumindest in den meisten westeuropäischen Ländern keine adäquaten Erzählungen mehr bieten; Besucherschwund und eine zunächst vor allem intern formulierte Kritik ließen die Kustoden zunehmend an ihren Beständen und Ordnungskriterien zweifeln. Plädoyers für eine Neuorientierung wollten seit den Siebzigerjahren nicht mehr verstummen – sie verlangten einerseits nach mehr „Alltag" und Gegenwartsbezug, andererseits ganz grundsätzlich nach einem erweiterten, aus der Engführung nationaler und regionaler Folklore befreiten Kulturbegriff.

Unter öffentlichen Beschuss geriet gar das Pariser Musée des Arts et Traditions populaires (ATP): ob seiner Beschränkung auf die traditionelle ländliche Kultur wurde es gescholten, ein „Königreich der Spitzenhaube und des Pflugs" zu sein – und das Festhalten an der alten Dauerausstellung nach Konzepten der Sechzigerjahre war dabei ein zentraler Kritikpunkt. Vielleicht ist es nur auf den ersten Blick ein Paradox, dass nun gleichzeitig mit der Suche nach neuen Traditionen für die europäischen Volkskundemuseen mit Georges Henri Rivière (1897–1985) jene schillernde Gestalt der europäischen Museologie mit einer intellektuellen Biografie gewürdigt wird, dessen Ideen und Konzepte der obsolet gewordenen Institution ihren Stempel aufgedrückt haben. Nina Gorgus, in Tübingen ausgebildete Empirische Kulturwissenschafterin, hat in ihrer als Dissertation angenommenen Studie den Versuch unternommen, Rivières Leistungen nicht nur einer kritischen Würdigung zu unterziehen, sondern mit den Koordinaten einer Ethnologie und Museologie Frankreichs und mit gezielten Ausgriffen auf die deutsche Situation sich einer Kultur des Volkskundemuseums in diesem Jahrhundert anzunähern. Das gelingt trotz oder gerade dank des das persönliche Moment stark betonenden biografischen Zugangs.

Gorgus lotet zunächst Rivières Umfeld im Paris der Zwanzigerjahre aus, seine „années folles" zwischen Jazz und Surrealismus, in einem insgesamt kunstbegeisterten und vielseitig kreativen Milieu, in dem es sich gut „acteur" und „observateur" (Rivière) gleichzeitig sein ließ und in dem beharrlich an der praktischen und theoretischen Weitung des Kunstbegriffes gearbeitet wurde. Rivières erste Ausstellung war denn zwar keine ethnogra-

fische, aber eine mit ethnografischen Objekten („Les arts anciens de l'Amérique", 1928), und damit kündigt sich bereits eine Richtung an, die sich in der Mitarbeit an der Surrealismus und Ethnologie verknüpfenden Zeitschrift *Documents* (1929–1931) konkretisieren und die auch Rivières (zumindest frühe) Museografie bestimmen sollte. Aus den Dokumenten zu Rivières Jahren als Assistent am Musée d'Ethnographie im Trocadéro arbeitet Gorgus die Entwicklung einer ethnomuseologischen Ästhetik heraus, und sie zeigt, wie sich in der Konzentration auf das Objekt, der Abkehr vom Ensemble und der fächerförmig entfalteten Reihe zu Gunsten der abstrahierten Leitlinie der zeitgleiche Paradigmenwechsel in der Ethnologie, verkörpert vor allem durch Marcel Mauss, spiegelt. Auch eine andere Schiene verfolgt Gorgus intensiv, die Allianz zwischen dem Primitiven und dem Populären, die sich wie ein roter Faden durch die kulturpolitischen Aktivitäten der Dreißigerjahre zieht und die sowohl die internationale ethnografische als auch die zeitgenössische Museumsszene geprägt hat. Sie ist ein ideologienübergreifendes Phänomen und hat Rivière zum viel beschäftigten Mann und zentralen Regisseur einschlägiger Aktivitäten im Rahmen und im Gefolge der Pariser Weltausstellung von 1937 gemacht. Die Rolle von Folklore und Ethnografie in den (Wechselschritten der) nationalen Modernisierungsstrategien der europäischen Staaten hat damals quer durch die Systeme zu neuen und durchaus vergleichbaren museografischen Realisierungen geführt: Einige von ihnen hatte Rivière auf seinen ausgedehnten Reisen kennen gelernt; besonders angetan zeigte er sich etwa 1936 von den Stuben des Tiroler Volkskunstmuseums (1929), die ihm als Höhepunkt einer „exposition réaliste" erschienen.

In bedachter Analyse zeichnet Gorgus die Gratwanderung nach, auf die sich Rivière mit seinem Verständnis von Ethnografie und Folklore begeben hatte und die das 1937 gegründete ATP in den Jahren des Zweiten Weltkriegs in einigen Punkten mehr als nur nahe an die Rhetorik des Vichy-Regimes herangebracht hat: ein Identitätskonzept, in dem das Ländliche Ausgangspunkt nationaler Erneuerung werden sollte, hat das Museum zum Profiteur der Politik gemacht und ihm seine umfangreichsten Sammlungs- und Dokumentationsprojekte beschert. Rivière, ein politisch etwas naiver Kopf, erscheint dabei als ästhetischer Pragmatiker, und auch nach 1945 hat er die theoretische Diskussion der Volkskultur als dem die einschlägigen Museen definierenden Gegenstand anderen überlassen – etwa Marcel Maget, der von Kriegsende bis 1962 das „Laboratoire d'Ethnographie française" am ATP leitete und besonders um die Systematisierung und Reflexion ethnologischer Feldarbeit bemüht war. Von den veränderten rhetorischen Vorzeichen einmal abgesehen, hatte sich ansonsten im Palais Chaillot nicht sonderlich viel bewegt, und wohl zu Recht unterstreicht daher Gorgus vor allem Rivières

Bedeutung für die museale Praxis – denn hier liegen zweifelsohne seine Hauptverdienste. In der Museografie konnte er konsequent seine in den Dreißigerjahren grundgelegte Formensprache weiterentwickeln, die nach dem Umzug des Museums in den Bois de Boulogne und der Einrichtung der Schausammlung im Nouveau Siège dem ATP den Ruf eintrug, eine „Kathedrale des Nylonfadens" zu sein: von hier nahm die Verbreitung des „Stil ATP" mit seinen reduktionistischen Szenarien und vor dunklem Hintergrund schwebenden Exponaten seinen Ausgang. Auch in seinen museologischen Vorlesungen an der École du Louvre und später an der Pariser Universität stellte er das Einrichten von Museen in den Mittelpunkt, die Grundidee einer Zweiteilung in eine „exposition réaliste" (bzw. später „écologique") und eine „exposition systématique" variierte er dabei jeweils zeitgemäß. Als Funktionär im Rahmen des International Council of Museum ICOM betonte er die bildungspolitischen Aspekte und machte sich für die Professionalisierung des internationalen Museumswesens stark.

Wenn Gorgus ein besonderes Augenmerk Rivières Kontakten zu deutschen Museen widmet, dann leistet sie dabei ganz nebenbei nicht nur einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Internationalität nationaler Konzeptionen in den Dreißiger- und Vierzigerjahren, sondern bereitet auch argumentativ vor, was sie in einem Kapitel zur „Erfindung des Écomusée" schließlich zur Ausführung bringen und zur Diskussion stellen kann: Dabei geht es um Entwürfe von Museen der Nahwelt und um die Frage der Verwandtschaft des deutschen „Heimatmuseums" mit dem vergleichsweise jungen „Écomusée" – und damit ist die Studie inmitten der aktuellen, wenn auch nicht durchgängig intensiv geführten, so doch zweifellos notwendigen Debatten um einen Museumstyp, der seine alten Paradigmen nicht unbeschadet wird hinter sich lassen können. Anders gesagt: Es ist fraglich, ob die konsequente Umsetzung der Rede von den „Kulturen im Plural" den angesprochenen Gattungen noch mehr lässt als das enge Feld reflexiver Museologie.

Dass sich solche Fragen, dass sich die aktuelle Situation der kulturhistorischen Museen überhaupt aus der Ideen-, fast möchte man sagen: Mentalitätengeschichte des Sammelns und Präsentierens so genannt volkskundlicher Sachzeugnisse ableiten lassen, ist das Verdienst dieser Studie. Sie ist weit mehr als nur eine – als solche höchst angenehm zu lesende – Biografie jenes Mannes, der annähernd ein halbes Jahrhundert dieser Geschichte mitgeschrieben hat und dabei trotz seiner legendenhaften Berühmtheit bisher ein weitgehend Unbekannter geblieben ist.

Bernhard Tschofen

OBRECHT, Andreas J.: *Die Welt der Geistheiler. Die Renaissance magischer Weltbilder.* Mit Beiträgen von Barbara Wolf-Braun und Sigrid Awart. Wien–Köln–Weimar, Böhlau-Verlag, 1999, 288 Seiten.

65% der deutschen Bevölkerung würden bei einer unheilbaren Krankheit auf die Methoden medizinischer Laien vertrauen. 70% glauben, dass es Menschen gibt, die helfen können, wenn die Ärzte aufgegeben haben. 11% der SchweizerInnen haben sich schon einmal in eine solche Behandlung begeben und 58% waren mit dem Erfolg zufrieden. Drei von vier ÖsterreicherInnen, die bei GeistheilerInnen Hilfe suchen, sind überzeugt, dass es ihnen danach besser geht. Über die HeilerInnen, die hier zu Lande tätig – und stets dem Vorwurf der Kurpfuscherei ausgesetzt – sind, gibt es nun ein aktuelles, aufschlussreiches und anregendes Buch.

Der Grazer Ethnologe und Soziologe Andreas J. Obrecht und ein interdisziplinäres Forschungsteam haben sich 1996 bis 1998 mit der „Welt der Geistheiler" beschäftigt. Projektmitarbeiter waren die Ethnologin Ute Moos und die Ethnosoziologin Sigrid Awart, die die Interviews führten, die Politologin Judith Veichtlbauer als Supervisorin, der Soziologe Axel Belschan und Barbara Wolf-Braun als Co-Autorin. Ihre Arbeit stellt in Österreich die erste konsequente kultursoziologische Auseinandersetzung mit dem weit verbreiteten Phänomen der „Renaissance magischer Weltbilder" dar. In einer mächtigen okkulten Welle mischt sich alpenländische „Volksweisheit" mit Praktiken aussereuropäischer archaischer Kulturen und esoterischen Versatzstücken: Wer wollte nach der wissenschaftlichen Anerkennung des Placebo-Effekts noch von „Aberglauben" sprechen?

Das Buch ergreift weder Partei für die Geistheilung noch gegen sie. Dass es in einschlägigen Läden beworben wird, widerspricht seiner Seriosität keineswegs. Dies ist eher als Erfolg der vertrauensbildenden Massnahmen des Forschungsteams zu sehen. Anfangs zeigten sich die Alternativpraktiker skeptisch. Mit 150 wurde Kontakt aufgenommen, ein Fünftel gab Interviews. Obwohl sie anonym bleiben, kann man sich ein Bild von ihnen machen. Katholische Priester und Ärzte, LehrerInnen, TherapeutInnen, Handwerker, sozial und ökologisch Engagierte kommen in ausgewählten Zitaten zu Wort.

Zunächst stellt der Band drei „Lebensgeschichten von Geistheilern" vor: Die ehemalige bulgarische Journalistin Maria D., die Kontakte zur akademischen Medizin pflegt, den Tiroler Gesundbeter Rupert S. und Sanna J., die inzwischen nach Finnland heimgekehrte „matrische Schamanistin". Der zweite grosse Abschnitt widmet sich Traditionen, Voraussetzungen, Wegen, Zielen und Grenzen der Geistheilung. Eine Geschichte der magischen und religiösen Heilkunde, sowie ein Artikel über „Neue Spiritualität" und ein

zusammenfassendes Nachwort runden das Thema ab. Das Werk fasziniert nicht nur wegen seines Inhalts, sondern auch durch die wertschätzende „verdichtete Schreibweise" – ein Lesevergnügen, ganz ohne den berühmt-berüchtigten Fachjargon. Es legt die Arbeitsbedingungen klar und macht die persönlichen Erfahrungen der Interviewerinnen transparent (Sigrid Awart: Begegnungen in einem aussergewöhnlichen Forschungsfeld). Man darf sich schon auf den zweiten Band freuen. Er wird den Heilungsuchenden gewidmet sein.

Helga Maria Wolf

BECKER, Siegfried, Susanne STOLZ (Hg.): *Himmelsbotin – Honigquell. Kleine Kulturgeschichte der Bienenhaltung in Oberhessen.* Begleitbuch zur Ausstellung im Hinterlandmuseum Schloss Biedenkopf 1.4.–30.9.1999. Marburg, Jonas-Verlag, 1999, 136 Seiten, 33 s/w-Abb.

Siegfried Becker, im Fach bekannt als Autor einiger exquisiter Studien zur Haltung von Bienen und anderem Getier, hat zur vorliegenden Publikation lediglich die Einleitung beigesteuert. Aus ihr erfährt man, dass man es zu tun hat mit dem Teil eines Studienprojektes, angesiedelt am Marburger Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung, in dessen Zentrum die Erstellung einer Ausstellung zur Bienenzucht in Oberhessen gestanden hat. Der vorliegende Begleitband liefert Basisinformationen zu regionalspezifischen Aspekten der Imkerei in Oberhessen und einiges an kulturgeschichtlichem Hintergrundwissen zur Haltung von Bienen und deren metaphorischer Verwendung in Kunst, Religion und Erziehung.

Dem außerhessischen Imker ist diese Bienenzuchtregion allenfalls bekannt durch Heinrich Freudenstein, den Propagator der Winterfütterung mit Rübenzucker und den Erfinder einer weit verbreiteten Warm-Beute mit kleinem Wabenmaß, geeignet besonders für Frühtracht-Imker. Das vorliegende Bändchen bietet ihm einige Aufsätze zu regionalen Spezifika *(Julia Wackerbarth)*, zu naturkundlichen Vorgängen *(Günter Raab, Sarah Jäger)*, zur Entwicklung der Imkerei *(Gabi Bretscher, Sylvia Ackermann und Beate Rudolph)*, zur Lebensphilosophie bzw. Mentalität der Imker *(Bernd Stübing)*, zur Metaphorik und Symbolik rund um die Biene *(Sonja Theiss, Ulf Sölter, Cornelia Schütz)* und zur ideologischen Vereinnahmung der Imkerei und deren Organisationen *(Anke Muth sowie Volker Haefele und Marco Jung)*.

Daraus sieht man, dass das Thema in umfassender Weise durchstrukturiert ist, wie sich das für einen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Zugriff

gehört: von den biologisch-naturräumlichen Gegebenheiten wird ebenso gehandelt wie von den ökonomischen Möglichkeiten und Zwängen, der Lebenswelt der Akteure und den geistig-ideologischen Sublimierungen und Indienstnahmen. Da es sich durchwegs um Erstlingsarbeiten im Rahmen eines Studienprojektes handelt, wird man wohl die Ansprüche auf wissenschaftliche Fragestellung und konsequente Durchführung nicht zu hoch stellen dürfen (in dieser Hinsicht sehe ich bei etlichen Aufsätzen Mängel), vor allem da offensichtlich in der Regel Kurzfassungen von an und für sich längeren Abhandlungen vorliegen. Viel entscheidender ist die systematische Durchdringung eines komplexen ethnografischen Themas, die Einübung eines Analyseverfahrens, das zu den unverzichtbaren Arbeitsweisen unseres Faches gehört. Wer die Publikation unter diesem Aspekt zur Hand nimmt, wird nicht nur belohnt durch die Kenntnis einer Reihe interessanter Details zum Leben der Bienen und deren „Väter", sondern auch durch ein Muster volkskundlicher Grundlagenarbeit.

Walter Hartinger

GEFU-MADIANU, Dimitra (Ed.): Ανθρωπολογική Θεωρία και Εθνογραφία. Σύγχρονες τάσεις *[Anthropologische Theorie und Ethnografie. Rezente Tendenzen]*. Athen, Hellenika Grammata, 1998, 672 Seiten, ISBN 960-344-613-0.

Der umfangreiche Band ist aus einem Seminar an der Panteios-Hochschule für Politikwissenschaften in Athen unter internationaler Beteiligung hervorgegangen und gibt einen Überblick über die Tendenzen der Achtzigerjahre in der New Anthropology, wie sie sich vor allem in Amerika entwickelt hat. Hauptmerkmale dieser keineswegs unwidersprochenen Richtung sind die Abkehr von kulturholistischen Theorien, das Aufgeben der Ziele objektiver und wertfreier Beobachtung, von Arbeitsbegriffen wie Struktur und Funktion, der Zweifel an der Beschreibbarkeit von „Wirklichkeit" (das Beschriebene ist ein Text über die Wirklichkeit), das Einbringen des Beobachter-Ichs (westlicher Provenienz) in das Beobachtete, Klärung der politischen Ziele der Beobachtung (uneingestandener Kolonialismus, Überlegenheit westlicher Kultur), Selbstbeschränkung auf die Beschreibung von Interaktionsprozessen zwischen Beobachtendem und Beobachteten, die Abklärung der Ziele der ethnologischen Tätigkeit (warum, für wen, wozu), die in eine Kulturkritik münden soll. Diese Literarisierung und Reduzierung der „einfühlenden Beobachtung" der Feldforschung auf emotionelle und reflektorische Innen-Protokolle der untersuchenden Instanz hat vielfach zu interessanten Arbeiten

geführt, die genussvoll als eine Art gehobenerer und anspruchsvollerer Reiseroman in Ichform zu lesen sind, in der methodischen Übertreibung und Systematisierung der spät- oder postmodernen Dilemmata sich aber hart am Rande einer wie immer verstandenen Wissenschaftlichkeit bewegen. Im vorliegenden Band ist diese Reaktion auf die forcierte und als implizite Kulturkritik am Westen ideologisierte Ich-Begrenzung auf das Erlebnisprotokoll im fremden Kulturfeld festgehalten, da einige Arbeiten an einem Minimum von „Positivismus" als Grundlage wissenschaftlichen Arbeitens festhalten und für die einfühlende Beobachtung weiterhin eine Lanze brechen.

Die 15 zum Teil umfangreichen Beiträge, ursprünglich meist in Englisch verfasst und von Rania Astrinaki ins Griechische übersetzt, mit Fußnoten und einer Bibliografie versehen, bewegen sich, neben rein theoretischen Auseinandersetzungen, in einem Paradigmenfeld von Island bis Madagaskar, haben aber einen gewissen Schwerpunkt im mediterranen Raum und speziell in Griechenland. Es handelt sich um Originalbeiträge, die bis auf zwei Ausnahmen noch nicht veröffentlicht worden sind. Auf den Prolog der Herausgeberin (S. 7 ff.) folgt (1.) die Einleitung: „Vom holistischen Ansatz zu den Teilwahrheiten" (S. 11–66), die den theoretischen Rahmen des postmodernen Paradigmenwechsels mit James Clifford und George Marcus (Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography, Berkley etc. 1986) absteckt und die einzelnen Beiträge analytisch nach Inhalt und Zielsetzung vorstellt. Als zweiter Beitrag folgt George Marcus selbst mit „Metakritik der Ethnografie" (S. 67–108), wo die neuen Beschränkungen der New Anthropology übersichtsmäßig festgehalten sind (Anfangsschwierigkeiten bei der Übersetzung der Terminologie, die im Griechischen oft erst nachgebildet werden muss und nicht ohne weiteres verständlich ist, werden mit Hilfe von Fußnoten der Übersetzerin überwunden). Der dritte Beitrag beschäftigt sich mit dem „Film als Ethnografie und Kulturkritik" und stammt von Michael Fischer (S. 109–152). Einen rein theoretischen Beitrag liefert (4.) Leonora Skuteri-Didaskalu mit dem Titel „Unter Beobachtung ... Texte und Subjekte anthropologischer Protokolle" (S. 153–206), wo mit Beispielen aus der ethnografischen Literatur die Grundaxiome der Objektivitätsanzweiflung diskutiert werden. 5. Maurice Bloch geht am Beispiel Madagaskar auf die Erzählweisen des anthropologischen Berichts ein: „Zeit, Erzählungen und die Vielfalt der Darstellungen der Vergangenheit" (S. 207–233). Auf die bekannte Kontroverse um die Verehrung Kapitän Cooks bei indonesischen Eingeborenen als Gottheit, die indonesische Ethnologen als Mythos qualifizierten, beschäftigt sich Efthymios Papataxiarchis in seinem Beitrag (6.): „Begegnungen im Pazifik. Struktur und Ereignis in der Geschichte der Anthropologie" (S. 235–272). Am Titel bereits erkenn-

bar ist die Position von Peter Loizos (7.): „Der Tod des Positivismus ist eine Übertreibung" (S. 273–295), wo an drei Fallbeispielen im Sinne des common sense für eine neue Form des Positivismus die Lanze gebrochen wird. Gegen die neueren Entwicklungen wendet sich auch Adam Kuper (8.): „Ethnografie der Eingeborenen, politische Würde und der Plan einer kosmopolitischen Anthropologie" (S. 297–336), wo er die neue Rolle des Anthropologen als bloßem Vermittler von politischen Forderungen der Eingeborenen beschreibt, als genaue Umkehrung der imperialistischen Optik. Die Widersprüchlichkeit einer „Anthropologie der Eingeborenen" behandelt Kirsten Hastrup (S. 337–363) in einem Feldforschungsbericht aus Island. Auf die anthropologische Forschung im eigenen Kulturfeld geht Dimitra Gefu-Madianu (10.) ein: „Selbstreflexion, Alterität und Anthropologie zu Hause: Dilemmata und Auseinandersetzungen" (S. 365–435). Mit Informationsverweigerung setzt sich Marina Iosifidu in ihrer Studie über ein griechisches Nonnenkloster auseinander (11.): „Macht und Wissen in kulturellen Darstellungen: Gedanken aus Anlass einer Feldforschungsstudie" (S. 427–475). Michael Herzfeld, heute Professor für Anthropologie an der Harvard University und führender Feldforscher in Griechenland, führt den Begriff der „Poetik" ein: Regelsysteme, die individuell gehandhabt werden können, in der nonverbalen Kommunikation (12.): „Die soziale Poetik: Aspekte der griechischen Ethnografie" (S. 477–518). Auf Sexusrolle in Frauenbewegung und Mädchenschulen im Griechenland des 19. Jahrhunderts geht Alexandra Bakalaki (13.) ein: „Reden auf das Geschlecht und Darstellungen der kulturellen Eigenheit im Griechenland des 19. und 20. Jahrhunderts" (S. 519–581). Das Phänomen der Mehrsprachigkeit in Nordgriechenland und die situative Handhabung der Einzelsprachen untersucht Jane Cowan (14.): „Idiome der Zugehörigkeit: Multilinguale (Ver)Bindungen der regionalen Identität in einer griechischen Kreisstadt in Makedonien" (S. 582–618). Dem weiteren mediterranen Raum wendet sich der letzte Beitrag (15.) aus der Feder von Henk Driessen zu: „Das Mediterrangebiet als Herausforderung für die Kulturanthropologie und die Schaffung einer mediterranen Ethnografie" (S. 619–646). Es ist interessant zu bemerken, dass die mediterrane vergleichende Volkskunde/Ethnografie/Anthropologie viel weniger ausgeprägt auftritt als die Balkanologie, obwohl durchaus gleichartige Merkmale existieren wie Polyglossie, gemeinsames Kulturfundament, historische Differenzierung usw. Der Band schließt mit Angaben zu den Artikelschreibern (S. 647 ff.) sowie einem Namensindex (S. 653 ff.).

Walter Puchner

AVDIKOS, Evangelos: Από τη Μαρίτσα στον 'Εβρο. Πολιτισμικές συγκλίσεις και αποκλίσεις, σε μια παρέβρια περιοχή *[Von Maritsa zum Ebros. Kulturelle Übereinstimmungen und Differenzen im Ebros-Becken in Griechisch-Thrakien]*. Alexandropuli, Gemeinde Tycheros, 1998, 311 Seiten, zahlreiche Abb. auf Taf. und im Text, Karten.

Der Verfasser ist 1991 erstmals mit einer Monografie über die Stadt Preveza in Westgriechenland hervorgetreten (vgl. meine Besprechung in ÖZV XLVI/95, 1992, S. 565–568); seine neue Fallstudie führt uns in den äußersten Osten Griechenlands, in das Ebros-Becken an der Grenze zur europäischen Türkei, ehemals Ost-Thrakien. Die Bewohner des Dorfes Tycheros und der Siedlung Phylakto – die Gemeinde hat diese äußerst gefällig aufgemachte Monografie, auf ockerfarbigem Papier mit braunem Buchstabensatz, finanziert, womit sich Selbstdarstellung und wissenschaftliche Feldstudie auf das glücklichste verbinden –, sind Flüchtlinge aus diesem Raum; die Bewohner von Phylakto sind Ostthrakier, die Einwohner von Tychero Arvaniten (albanisch sprechende Thrakier) vom gegenüberliegenden Flussufer, die nach dem Bevölkerungsaustausch von 1922 in den ehemals türkischen Dörfern angesiedelt wurden. Der Titel der Untersuchung ist symbolisch: Maritsa ist der bulgarische Name des Ebros-Flusses; der Wechsel von einem Ufer auf das andere, seit 1922 Grenzfluss zwischen Griechenland und der Türkei, bedeutete für die Bewohner letztlich eine Wanderung vom Osten nach dem Westen. Avdikos untersucht die beiden unterschiedlichen Gemeinden, die heute zusammengelegt sind, im Zeitraum von 1922 bis 1998 und verwendet mit großem Geschick, wie schon in seiner Monografie über Preveza, alle nur möglichen Quellen in Verbindung mit selbst aufgenommenen Tiefeninterviews. In einer Kombination verschiedener Methoden, historischen, humangeografischen, volkskundlichen, soziologischen, kulturanthropologischen zeichnet er ein vielschichtiges Bild einer Kommunität in ihrer historischen Entwicklung in einem problematischen Grenzgebiet nach, das zu den eher vernachlässigten Zonen Griechenlands zählt, in dem sich die historischen Kulturlinien aber mehrfach überschneiden.

Auf die Einleitung (S. 9 ff.), die auch die Vorgeschichte dieser Arbeit aufrollt, folgen zwei Hauptkapitel: das Erste zeichnet die historische und kulturhistorische Entwicklung der Kommunität nach, das Zweite ist eher volkskundlich orientiert und geht auch detailliert auf die gegenwärtige Regionalidentität ein. Die Studie hebt mit einer Analyse des thrakischen Raumes an und fährt mit der Geschichte der beiden Dörfer fort (S. 23 ff.): der Aussiedlung und Neuansiedlung (S. 30 ff.), die Errichtung des Flusswalls in den Fünfzigerjahren (S. 40 ff.), die den Getreideanbau erlaubte, und die Geschichte des Dorfes in zwei Epochen gliedert: die Zeit des Maisbrotes und die Zeit des Getreidebrotes. All dies ist in einer kunstvollen Weise

nacherzählt und arrangiert, mit Bibliografie belegt, mit Fotografien dokumentiert, mit Interviewausschnitten verlebendigt, ja sogar ganze Interviewprotokolle in Dialogform führen in Geschichte und Individualgeschichte der Bewohner ein. Die Person des Verfassers tritt, anders als in der „narzisstischen" New Anthropology, hinter den Dokumenten zurück und ist nur im Arrangement der Dokumentenkategorien greifbar, als Manipulator und Regisseur der durchaus nicht poesiefreien Erzählung.

Es folgen Angaben zur Hausarchitektur (S. 45 ff.) und Siedlungsstruktur, zur Bevölkerung (S. 51 ff.) – zu den Arvaniten kamen noch griechische Flüchtlinge aus Bulgarien und dem kleinasiatischen Pontus-Gebiet –, zur ökonomischen Organisation der Kommunität (S. 54 ff. Feldverteilung, Agrartätigkeit, Handarbeit, der Friseur). Im Kapitel über die „Zeit des Getreidebrotes" werden die Folgen der Errichtung des Flusswalls diskutiert (S. 73 ff.), der Zuckermelonenanbau (S. 77 ff.), die übrigen Feldfrüchte, die Folgen der Auswanderung nach Deutschland, neue Formen des Anbaus wie Spargel und Brombeeren (S. 96 ff.), der Krämerladen (S. 100 ff. mit Warenlisten), der Fotograf (S. 105 ff.), Markt und Außenverbindungen (S. 109 ff.), die Zusammenlegung der Dörfer (S. 116 ff.). Ein farbiger Fototeil stellt heutige Handarbeiten aus dem Dorf vor: Stickereien, Trachten, Marmeladen.

Der zweite Teil „Tradition und Erneuerung" setzt mit den Bräuchen des Lebenszyklus ein, zuerst der Hochzeit (S. 139 ff.), Trauungszeremonie und Zivilheirat (S. 152 ff.), Familienstruktur und Besitz (S. 164 ff.), Geburt und Namensgebung (S. 168 ff.), Tod und Begräbnis (S. 173 ff.), fährt mit dem kirchlichen Festkalender fort, den Kirtagen (S. 177 ff.), den ekklesialen Bräuchen und ihrem Kontext (S. 187 ff.) und schließt mit den Themen Unterhaltung (S. 199 ff.), Innovationen und Freizeit (S. 209 ff. Grammofon etc.), rezentes regionales Selbstbewusstsein (S. 220 ff.), Tradition als Selbstdarstellung (S. 226 ff. Trachten- und Tanzverein), kulturelle Identität (S. 238 ff. trotz der unterschiedlichen Sprache Zusammenlegung der beiden Dörfer, Theatervorstellungen von Laienspielern). Der Wechsel des Flussufers 1922 erwies sich im Laufe des 20. Jahrhunderts für die Dorfbewohner als ein Gang von Ost nach West, denn die einstige Maritsa wurde zum Grenzfluss Ebros, ein Gang vom Halbmond in die Europäische Union (S. 261 ff.). Der genussvoll zu lesende und durchzublätternde Band ist von einer Bibliografie beschlossen (S. 275–290) und einem allgemeinen Index (S. 291–309) sowie einer Liste der Informanten (S. 310 f.). Ethnografisch-volkskundliche Fallstudien können eine spannende und unterhaltsame Lektüre sein. Nach der Lektüre dieses Buches fühlt man sich ein wenig dieser Kommunität zugehörig und betrachtet mit Sympathie ihren Werdegang und ihre Zukunft. Kann sich ein wissenschaftlicher Autor mehr wünschen?

Walter Puchner

Tanzlust: empirische Untersuchungen zu Formen alltäglichen Tanzvergnügens. Projektgruppe ‚Tanzen' am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Projektleitung: Ute Bechdolf. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1998. 229 Seiten.

Unter dem Schlagwort ‚Tanzlust' ist eine Gruppe von Tübinger Studenten in einer dreisemestrigen Projektarbeit dem Phänomen des alltäglichen Tanzens – vorwiegend in der näheren Umgebung, also im städtischen Milieu – nachgegangen. Das Ergebnis war eine respektable Ausstellung mit Film, sowie ein Buch, bereichert durch einige Gastautoren. Die Forscher waren ihrer Aussage nach zunächst überrascht, wie vielen Leuten das Tanzen Spaß macht, ob nun die Freude an sportlicher Betätigung dahinter steht, die intensivierte Wahrnehmung des eigenen Körpers, die Verlockung erotischer Bewegungen, die Erfahrung von Transzendenz und Spiritualität. Tanz würde von vielen heute als Gegenwelt erlebt, heißt es in der Einleitung von Ute Bechdolf und Monique Scheer. Gefragt wurde von der Forschergruppe nach den „tieferliegenden Sinnkonstruktionen und Deutungsmustern, die den Spaß untermauern und ihm je nach Tanzform seine spezifischen Konturen verleihen." „Dem ‚Wesen des Tanzes' (so es dieses geben sollte) wollen wir uns nicht nähern, sondern seiner Funktion im Leben der Tanzenden und den kollektiv konstruierten Deutungsmustern, die sich um diese beliebte Freizeitaktivität ranken. Tanzen wird hier als eine rhythmisch geregelte Bewegung zur Musik betrachtet, eine kulturelle Praxis, die gegenwärtig von einem Großteil der Bevölkerung – zumindest sporadisch – in ihrer Freizeit betrieben wird und somit von sozialen Verhältnissen sowie kollektiven Mustern und Werten abhängig ist." (S. 110) Im Blick waren Freizeitvergnügen und Unterhaltungskultur, weshalb u.a. der professionelle Bühnentanz und andere Show-Tänze nicht Gegenstand dieser Untersuchung waren. Was blieb, war genug. Gearbeitet wurde mit Methoden der empirischen Sozialforschung wie Fragebögen, Kurzbefragungen, Tiefeninterviews und teilnehmenden Beobachtungen. Die Beiträge im Einzelnen behandeln das Tanzcafé, Aufforderungsrituale und Körperlichkeit im Paartanz, oral history-Notizen einer tanzenden Seniorin (Gaby Reichel, Monika Sauer), Männer im Konflikt mit der Tanzlust (Michael Marek), die Vermittlung von Kindertänzen (Ellen Staudenmaier, Steffen Walz), Nachforschungen einer Bühnentanzpädagogin zur Motivation von Freizeit-BühnentänzerInnen (E. Hollister Mathis), ‚Stehblues-Parties' („Der Stehblues ist eine rhythmische Form der Umarmung"; Ulrich Hägele), die Vermittlung exotischer Tänze von Salsa bis Tango in Tübingen (Ivonne Launhardt, Martina Schuster, Tanja Wedel), Bauchtanz bei deutschen Frauen (Monique Scheer), Volkstanzgruppen im Raum Tübingen und bei Deutschen in Südbrasilien (Sabine Kiefer), die Vermittlung

bulgarischer Volkstänze in Deutschland, Österreich und der Schweiz (Gergana Panova), Kreistanz von Frauen für Frauen (Sandra Schönbrunner), Tanz in der Disco (Anja Rützel, Jan Michael Zinnäcker, Heiko Berner, Harald Rechberger), Techno (Daniel Wittinger, Franz-Xaver Baur, Annabelle von Girsewald, Kristin Pauli, Christine Skwara, Almut Sülzle) und Breakdance (Daniel Wittinger und Jorgos Zagouras). Alle Beiträge sind höchst lesenswert, teilweise spannend und amüsant, und gehen weit über das hinaus, was man sich von Berichten aus der Feldforschung erwartet, indem sie die Ergebnisse ausführlich reflektieren. Wo diese Reflexionen die Kernbereiche der Kulturwissenschaften (Altersklassen, Schichten, Geschlechterspezifik, Alltagskultur, Jugendkultur, Freizeit, Gegenwelten...) verlassen, kann dieses Verfahren an seine Grenzen stoßen, wie z.B. im Beitrag über den Tanzunterricht bei Kindern, wo die Kenntnis der musikpädagogischen Diskussion zum Thema sicher dienlich gewesen wäre. Die Abrechnung mit der rein essenzialistischen Sicht des Tanzes in der traditionellen Tanzforschung (S. 11) hat wohl ihre Berechtigung. Denn sicher ist die Symbolsprache des Tanzens nicht ‚naturgegeben', sondern sowohl historisch als auch nach Schicht, Ethnizität, Geschlecht, Alter und Lebensstil verschieden. Gerade deshalb schiene es höchst wünschenswert, nun auf der in Tübingen so wunderbar aufbereiteten Grundlage musikalisch-bewegungsmäßige Studien aufzubauen, die im Detail die stilistischen, aufführungspraktischen und gestaltbildenden musikalischen und tänzerischen Phänomene im Vergleich zeigen. Denn selbstverständlich existieren Musik und Tanz nicht losgelöst von ihrem Kontext; zu zeigen, wie sie ihn spiegeln, wäre jetzt die Aufgabe der Musikethnologie.

Es sei noch angemerkt, dass das Forschungsteam die wunderbare Idee gehabt hat, nach Abschluss der Arbeit mit einer Wanderausstellung in einem Bus die erforschten Tanzorte der Reihe nach zu besuchen und überall ausgewählte Ergebnisse des vorliegenden Bandes vorzustellen. Wer das permanent schlechte Gewissen des Feldforschers kennt, der seinen Gewährsleuten oft viel verspricht und wenig hält, wird sich in Zukunft daran ein Beispiel nehmen können.

Gerlinde Haid

Buchanzeigen

FREVERT, Ute, Heinz-Gerhard HAUPT (Hg.): *Der Mensch des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M., New York, Campus Verlag, 1999, 386 Seiten.

Dieser vorwiegend von Historikern und Historikerinnen verfasste Sammelband portraitiert 14 „Sozialtypen" (welche sicher auch als „Kulturtypen" zu bezeichnen wären), die das 20. Jahrhundert kennzeichnen: der Arbeiter (Richard Bessel), die Hausfrau (Merith Niehuss), der Star (Ricarda Strobel), der Sportler (Christiane Eisenberg), der Tourist (Hasso Spode), der Journalist (Jörg Requate), der Wissenschaftler (Rudolf Stichweh), der Intellektuelle (Dietz Bering), die Jugendlichen (Christina Benninghaus), die Rentnerinnen und Rentner (Christoph Conrad), der Funktionär (Thomas Mergel), der Konsument (Heinz-Gerhard Haupt), Menschen im therapeutischen Netz (Peter Gay) und der Soldat (Thomas Kühne) – geplant war auch ein Beitrag über die Suffragette, der jedoch nicht rechtzeitig fertig wurde. Der Auswahl dieser Figuren liegt die Hypothese zu Grunde, dass im Unterschied zum 19. Jahrhundert nicht mehr allein die sozio-ökonomischen Positionen Lebenslagen und Lebensperspektiven von Individuen bestimmen, sondern auch andere Faktoren der Selbst- und Fremdzuordnung wichtig werden. Mit Massenkultur, Verwissenschaftlichung, Individualisierung, Konsumorientierung und Bürokratisierung entstanden neue gesellschaftliche Gruppen, für die weniger die soziale Herkunft als die berufliche Funktion prägend ist. Dabei ist das ausgehende 20. Jahrhundert durch eine zunehmende Pluralität von Lebensstilen charakterisiert, was einen wesentlichen Unterschied zur Situation zu Beginn des Jahrhunderts bedeutet.

Den in sich abgeschlossenen und v.a. Westeuropa fokussierenden Beiträgen zu den oben genannten Sozialtypen ist ein einleitendes Kapitel vorangestellt, in dem in einem Überblick wesentliche Entwicklungen und Prozesse des 20. Jahrunderts nachgezeichnet werden und die Frage der Periodisierung zur Sprache kommt. Während vom „langen" 19. Jahrhundert gesprochen wird, gilt das 20. als „kurzes" Jahrhundert, zumindest wenn die politische Ebene die Periodisierung bestimmt: Sein Beginn wird mit der bolschewistischen Oktoberrevolution 1917 angesetzt, sein Ende mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Herrschaftsblocks und dem Fall der Berliner Mauer 1989. Stehen langfristige gesellschaftliche und mentale Veränderungen als Bezugsgrößen im Mittelpunkt, so ist es laut Frevert und Haupt sinnvoller, das 20. Jahrhundert schon in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen der Massengesellschaft beginnen zu lassen und bereits in den Sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine Phase intensiver Veränderungen anzusetzen sowie die von Jürgen Habermas so genann-

te „neue Unübersichtlichkeit" der letzten Jahre miteinzubeziehen. Als Charakteristikum des 20. Jahrhunderts nennen die Herausgeber Vielschichtigkeit und Unbestimmtheit: nicht *eine* Entwicklung, sondern immer auch ihr Gegenteil charakterisieren das 20. Jahrhundert, das nur schwer auf eine Formel zu bringen ist und von Eric Hobsbawm als Zeitalter der Extreme bezeichnet wurde. (SB)

KEIM, Gerhard: *Magic Moments. Ethnographische Gänge in die Konsumwelt.* Frankfurt am Main–New York, Campus Verlag, 1999, 306 Seiten, einige s/w-Abb.

Die vorliegende Studie beschäftigt sich am Beispiel des traditionsreichen Stuttgarter Kaufhauses Breuninger mit der zeitgenössischen Einkaufskultur. Aus der Sicht des Empirischen Kulturwissenschaftlers – die Arbeit entstand als Tübinger Dissertation – erkundet Keim ein Terrain, das von volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Seite her bislang wenig erforscht wurde, weshalb der Autor seine Untersuchung in mehrfacher Hinsicht als Pionierarbeit versteht und ihr explorativen Charakter zuschreibt.

Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Beschreibung des Kaufhauses Breuninger, einer „Ortsbeschreibung für Unkundige". Dann folgt ein Kapitel zum theoretisch-methodischen Bezugsrahmen der Arbeit, in dem es um Forschungsdesign, methodische Konzeption, Quellenkritik und Forschungspraxis sowie um die Kategorien Konsum, Alltagshandeln und Raum geht. Das Hauptkapitel widmet sich dem Kaufhaus Breuninger. Hier wird das Kaufhaus als Museum und als Theater betrachtet. Themen sind u.a.: Anweisungen zur Anschauung und Handhabung der Waren im Kaufhaus, Schaufenster, Preis-Gestaltung, Ästhetik des Günstigen, Musikberieselung, Kunden und Verkäufer, Inszenierung von Öffentlichkeit und Images von Waren. Ein kurzes Kapitel über die „Zwischenräume des Kaufhauses" schließt die Untersuchung ab.

Im Mittelpunkt der Arbeit steht das Einkaufserlebnis als alltagspraktische Aneignung und Nutzung von Räumen. Aus der Mikrosicht eines begrenzten Untersuchungsfeldes analysiert Keim – entlang der Frage, wie Waren und Menschen zueinander finden – das Verhältnis zwischen konsumräumlichen Strukturen und ihren Nutzungen, er erfasst und beschreibt die Feinheiten einer alltäglichen „Kunst des Handelns". Um die „flüchtige Alltagswelt des Konsums im Spannungsfeld zwischen dem Raum und seiner praktischen Nutzung" (S. 11) ethnografisch zu erfassen, kombiniert Keim qualitative Interviews mit Kaufhauskunden und Experten, teilnehmende Beobachtung und beobachtende Teilnahme, mental maps und Introspektion miteinander. (SB)

SIVRY, Sophie de, Philippe MEYER: *Die Kunst des Schlafs. Eine kleine soziale, symbolische, medizinische, poetische und liebevolle Geschichte des Schlafs*. Unter Mitarbeit von Jean-Yves Patte und mit einem Vorwort von Michel Jouvet. 2. überarb. Aufl. Wien–München, Verlag Christian Brandstätter, 1997 (franz.: 1995), 128 Seiten, zahlr. Farb-Abb.

Gegliedert in die Kapitel „Sich schlafenlegen", „Einschlummern und Einschlafen", „Traumgesicht und Traumschau", „Modernes Traumleben" und „Erwachen" widmet sich dieser schön gestaltete Band in Text und Bild dem Schlaf – also etwas sehr Alltäglichem (oder vielmehr Allnächtlichem). Trotz seiner Alltäglichkeit übt der Schlaf eine große Faszination aus, davon zeugen gerade auch die künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Schlaf, wie die Abbildungen von Werken aus verschiedenen Zeiten und Kulturen eindrücklich zeigen. Sophie de Sivry (Herausgeberin und Autorin) und Philippe Meyer (Philosoph und Medizinhistoriker) nähern sich dem Schlaf von unterschiedlichsten Seiten. Sie betrachten ihn nicht nur als biologisches, sondern vor allem auch als kulturelles Phänomen. Der Text beschäftigt sich mit dem Schlaf in Medizin, Religion, Philosophie, Mythologie, Aberglauben, Kunst, Literatur und Psychoanalyse. Thematisiert werden die Orte des Schlafs ebenso wie Schlafzimmersitten, Einschlafrituale, Weckmethoden, Schlaflosigkeit oder Traumwelten. Diese kleine Geschichte des Schlafs macht die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit der Kultur des Schlafens bewusst. (SB)

BEHNKE, Cornelia, Michael MEUSER: *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen, Leske und Budrich, 1999, 92 Seiten.

Auch im wissenschaftlichen Alltag kann es immer wieder passieren, dass die Begriffe Frauenforschung und Geschlechterforschung durcheinander geraten. Dies erklärt sich vor allem anderen aus der gemeinsamen Geschichte beider Ansätze. So erläutert die vorliegende Einführung in die Geschlechterforschung systematisch deren Herkommen aus der Frauenforschung. Da wird zunächst die Entwicklung theoretischer und (wissenschafts-)politischer Positionen nachgezeichnet: Von den Anfängen der Frauenforschung, die Parteilichkeit und Empathie zur Voraussetzung ihres Arbeitens erklärte, bis hin zur Praxis einer konstruktivistisch orientierten Forschung, die Weiblichkeit und Männlichkeit aus kritischer Distanz, als soziale Konstruktionen diskutiert. In einem weiteren Hauptkapitel wird der Zusammenhang zwischen einer frauen-, später genderspezifischen Forschungspraxis und den Prinzipien qualitativer, insbesondere biografischer Methoden thematisiert.

Im zweiten Teil des Bandes führen die beiden Autoren vor, wie qualitative Verfahren in der Geschlechterforschung eingesetzt werden können. Am Beispiel des Forschungsprojekts „Kollektive Orientierungen von Männern im Wandel der Geschlechterverhältnisse" zeigen sie die einzelnen Forschungsschritte auf von der Organisation und Durchführung von Gruppendiskussionen bis hin zur Interpretation des Materials. Zumal in diesen so selbst- wie methodenkritischen Einlassungen bietet der Band nicht nur einen fundierten Überblick über die Entwicklung der Geschlechterforschung, er stellt darüber hinaus auch einen wichtigen Beitrag zur interdisziplinären Methodenkritik dar. (KL)

HUGGER, Paul (Hg.): *„Trostlos, aber verflucht romantisch". Notizen aus den ersten „Diensttagen" 1939/40.* (= Das Volkskundliche Taschenbuch, 16). Zürich, Limmat Verlag, 1999, 107 Seiten, s/w-Abb.

Drei verschiedene Quellenbereiche sind es, die für diesen Themenband über die Zeiten der Mobilmachung in der Schweiz zusammengestellt wurden. Der Beginn des Zweiten Weltkrieges wird hier aus der subjektiven Sicht Einzelner dargestellt: anhand von Privatfotos, von Auszügen aus einem Tagebuch und von autobiografischen Aufzeichnungen. Sämtliche Texte sind Zufallsfunde vom Flohmarkt; im Vorwort geht Herausgeber Paul Hugger auf diese heute so typische Überlieferungs- bzw. Fundsituation von biografischen Materialien ein.

Sowohl das Tagebuch eines jungen Soldaten als auch die Aufzeichnungen einer jungen Frau im Militärdienst sind sehr sorgfältig und ohne Auslassungen ediert. Den Manuskripten ist jeweils eine kurze Einführung, zum einen von der Historikerin Simone Chiquet und zum anderen von der Volkskundlerin Katharina Kofmehl-Heri, vorangestellt. Beide befassen sich mit dem historischen Kontext der Schriften wie auch mit der individuellen Schreibsituation. Zwischen den beiden Dokumentationen illustrieren Fotofolgen (aus der Sammlung Herzog, Basel) den Dienstalltag von Soldaten; wären da nicht die Uniformen, so ließen sich diese Fotos als ganz undramatische Szenen aus Arbeit und Freizeit deuten. (KL)

DOUER, Alisa: *Wien Heldenplatz. Mythen und Massen 1848–1998.* Mit einem historischen Essay von Herbert Haupt. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Wien, Mandelbaum, 1998, 130 Seiten, 105 s/w-Abb.

Am genauesten lässt sich der in Deutsch und Englisch abgefasste Band als Album charakterisieren. In dessen Zentrum stehen ausgewählte Schwarz-

weißfotos, die, versehen mit einer kurzen Bildlegende, die Geschichte des Heldenplatzes in den letzten 150 Jahren dokumentieren: Wie dieser in den politischen Inszenierungen der Habsburger Monarchie, des Nationalsozialismus, der Zweiten Republik zur Bühne wurde. Auf die spezifische Auswahl der Fotos – sie stammen aus der Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek – wird nicht näher eingegangen. Der dem Fototeil vorangestellte Essay des Historikers Herbert Haupt beschränkt sich auf eine knappe Chronik der Ereignisse. Die spezifische Rolle und Karriere dieses, so Jörg Mauthe: „absurden Platzes" in der Geschichte der Konstruktion(en) österreichischer Identität bleiben weitgehend unterbelichtet. (KL)

HONOLKA, Harro, Irene GÖTZ: *Deutsche Identität und das Zusammenleben mit Fremden. Fallanalysen.* Opladen, Westdeutscher Verlag, 1999, 265 Seiten.

Verhandlungen über den Umgang der Deutschen mit Fremden finden sich allenthalben in den Kommentaren eines aufklärerisch-kritischen Journalismus. Mit repräsentativen Umfragen zu nationalistischen Haltungen in Deutschland ist man zumal dann schnell zur Hand, wenn es gilt, Überfälle und Angriffe auf Ausländer zu erklären. Nationalbewusstsein wird dann oftmals gleichgesetzt mit Ausländerfeindlichkeit. Diesem Kurzschluss versucht die vorliegende Studie, der Abschlussbericht zu einem durch die Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt, entgegenzuwirken.

In ihren Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen nationaler Identität und individueller Wahrnehmung von Fremden bedienen sich Harro Honolka und Irene Götz der qualitativen Methodik von lebensgeschichtlichen Befragungen. Eine Auswahl von 21 (insgesamt waren es 40) Fallportraits ist im zweiten Teil des Buches zusammengestellt; in den einzelnen Portraits wird ausführlich auf die jeweilige Lebensgeschichte wie auch auf die Befragungssituation Bezug genommen. So selbst- wie methodenkritisch betonen die beiden Autoren den explorativen Charakter ihres Vorgehens. Doch zeichnen sich spätestens in der Lektüre der Fallportraits die Vorteile offener gegenüber standardisierter Befragung ab. Da den Befragten mehr Raum und Freiheit für ihre Erzählung gelassen wird, sind es nicht nur schnelle Statements, die abgegeben werden, auch Gleichzeitigkeiten und Ambivalenzen in der individuellen Auseinandersetzung mit Thema und öffentlicher Diskussion werden deutlich.

Die beiden Autoren sprechen in ihrer Zusammenschau der Ergebnisse von den „gemischten Gefühlen", wie sie die Einstellungen Deutscher gegenüber

Fremden bestimmen. Sie verweisen auf die Besonderheiten deutscher Selbstdistanzierung nach 1945, auf die Spezifik und Problematik des Sprechens von Deutschen über sich selbst und über ihr Verhältnis zu Fremden – als ein Sprechen, das nicht zuletzt abhängig ist von sozialer Situation und individueller Biografie und damit immer wieder auch Veränderungen und Variationen unterworfen ist. (KL)

WIESCHIOLEK, Heike: „... *ich dachte immer, von den Wessis lernen heißt siegen lernen!" Arbeit und Identität in einem mecklenburgischen Betrieb.* Frankfurt am Main–New York, Campus Verlag, 1999, 230 Seiten.

Ein wesentliches Moment in Politik und Rhetorik deutscher Selbstverständigung war und ist das Thema Arbeit. So kann es nicht verwundern, dass nun gerade auch in den gegenwärtigen innerdeutschen Annäherungen und Auseinandersetzungen vor allem anderen der je unterschiedliche Umgang mit Arbeit und Wirtschaft es ist, der im Zentrum der Diskurse steht. Von der Rückständigkeit der DDR-Wirtschaft, von einem besonderen Volkscharakter der ehemaligen DDR-Bürger, deren mangelnder Initiative und fehlender Arbeitsmoral ist da auf westdeutscher Seite oftmals die Rede.

Die Autorin setzt an diesem Punkt an. In ihrer Dissertation stellt sie die Gegenfrage nach der spezifisch ostdeutschen Sicht auf die Veränderungen im Arbeitsleben seit der Wende 1989. Empirische Basis ihrer Analysen ist eine Feldforschung: Heike Wieschiolek arbeitete 1994 als Praktikantin und Ethnologin in einem mecklenburgischen Betrieb für Schiffselektronik, einem früheren Kombinat, das 1992 neu gegründet wurde. In einem ersten Kapitel zum methodischen Vorgehen erläutert die Autorin diese Doppelrolle, auch die schwierigen Balancen, als „Wessi" unter „Ossis" zu arbeiten.

In vier großen Themenblöcken legt sie die Ergebnisse von Beobachtungen und Befragungen, von Literatur- und Quellenstudien vor. Sie macht die von ihr so genannten „ostdeutschen Diskurse" zum Thema, die Haltung der Betriebsangehörigen gegenüber der Vergangenheit in der DDR, gegenüber der Wende, dem Westen, den Westdeutschen, gegenüber der Gegenwart. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die kulturellen Modelle von Arbeit, wie sie – immer in Wechselwirkung mit denjenigen der Westdeutschen – in Erzählungen und Kommunikationsstilen der ostdeutschen Belegschaft aufscheinen. So untersucht die Autorin exemplarisch „Grußformen als Ausdruck sozialer Beziehungen" oder auch „Wirtschaftsphilosophien", die im Betrieb diskutiert werden. In einem Schlusskapitel wendet sich Wieschiolek nochmals den Unterschieden zwischen ost- bzw. westdeutschen Arbeits- und

Lebensstilen zu und fragt nach den Hintergründen des zu beobachtenden ostdeutschen Beharrens auf Differenz und einer ganz eigenen Geschichte zu Zeiten einer ständig sich verändernden Arbeitssituation. (KL)

RUOFF, Arno, Eugen GABRIEL: *Die Mundarten Vorarlbergs. Ein Querschnitt durch die Dialekte des Landes.* Mit einem Katalog des Tonarchivs der Mundarten Vorarlbergs. (= Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek, Bd. 3). Wien 1998, 190 Seiten, Abb., Tonträger (CD).

Von der in Tübingen angesiedelten Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland" werden seit langem auch die Vorarlberger Mundarten sprachwissenschaftlich untersucht und dokumentiert. Die Ergebnisse sind bislang in einer Form präsentiert worden, die einem relativ kleinen Fachkreis verpflichtet war. Mit der vorliegenden Publikation, die auch über die Vorarlberger Literarische Gesellschaft, den Franz-Michael-Felder-Verein, vertrieben wird, ist nunmehr ein publizistischer Schritt hin in eine breitere Öffentlichkeit getan.

Den Hauptteil des Buches bilden die Transkriptionen kommentierter Aufnahmebeispiele aus verschiedenen Gemeinden Vorarlbergs, die durch eine beigelegte CD akustisch ergänzt sind. Darauf vorbereitet werden Leserin und Leser durch allgemein verständliche Erläuterungen zur Mundart insgesamt, ihren spezifischen Erscheinungsformen in Vorarlberg und methodischen und technischen Anleitungen. Ergänzt werden diese durch Fotografien und Karten aus dem Vorarlberger Sprachatlas, wodurch die Mundarten in ihrem kulturellen Kontext zusätzlich erklärt werden. (CS)

HIRSCHMUGL, Anton: *Die Okarina.* (= Sätze und Gegensätze. Beiträge zur Volkskultur). Gnas, Weishaupt-Verlag, 1998, 95 Seiten, s/w-Abb.

Es ist wohl nicht untypisch, dass wir die Okarina von Weihnachtsmärkten her kennen, seltener allerdings als veritables Blasinstrument erkennen. Der Autor der Studie, einer Magisterarbeit, verweist auf dieses (Forschungs-)Defizit. Ausgehend von Gesprächen mit dem Südtiroler Franz Kofler, einer zentralen Figur in der Volksmusikszene des Alpenraumes, konnte Anton Hirschmugl vielfältige Kontakte knüpfen zu Okarinabauern und -spielern; er beschreibt in seiner Untersuchung Formen und Herstellung dieses Instrumentes.

Vor allem anderen aber rekonstruiert der Autor die Geschichte des Okarinaspielens, wie sie im Ort Budrio in der Emilia Romagna ihren Ausgang nahm. Ganz ähnlich wie im Übrigen in der Geschichte anderer Instrumente und Genres, die wir heute als ‚Volksmusik' zu deklarieren gewohnt sind, ist die Karriere der Okarina als Requisit der Volksmusik eng verknüpft mit der Entwicklung des Tourismus und mit frühen Phasen europäischer Gebirgsbegeisterung. Denn schon 1847, so weist Hirschmugl nach, spielte eine Gruppe aus Budrio im Londoner Crystal Palace mit der Okarina auf, als „The Mountaineers of the Apennins". Auch in anderen Metropolen Europas konnten solche Gruppen auf ein interessiertes Massenpublikum zählen. Der Autor spannt einen Bogen von diesem regelrechten Okarina-Boom in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zur ‚Entdeckung' der Okarina nach 1945, deren kurzer Geschichte in der alpenländischen Volksmusik. (KL)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 147–164*

Eingelangte Literatur: Winter 1999/2000

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

5. Konference českých, bavorských a saských muzejních pracovníků, Liberec 18.–20 září 1996 = 5. Tagung böhmischer, bayerischer und sächsische Museumsfachleute, Reichenberg, 18.–20. September 1996. (= Museum-Bulletin-Muzeum, Nr./č. 5). Liberec/München, Asociace českých a moravskoslezských muzeí a galerií/Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Landesstelle für Museumswesen in Sachsen, o.J., 124 Seiten, Abb. a. Tafeln. Texte in dt. u. tschechischer Sprache. (Inhalt: **York Langenstein,** Grußwort. 3–6; **Oldřich Palata,** Das nordböhmische Museum in Reichenberg als traditionelles und neuzeitliches Dokumentations-Zentrum von Textilsammlungen. 7–14; **York Langenstein,** Historische Textilproduktion und Textilmuseen in Bayern. 15–38; **Nina Bažantová,** Digitalisierung mittelalterlicher Textilien aus den tschechischen Sammlungen. 39–42; **Dietlinde Peter,** EDV-gestützte Sammlungsdokumentation mit dem Datenbankprogramm HIDA in Sachsen. 43–49; **Alexander Weißmann,** Erhaltung von Textilien im Museen. 50–53; **Jana Schmidtová,** Restaurierung von Museumstextilien aus tschechischen Sammlungsbeständen. 54–57; **Pavla Hradilová,** Konservierung aus textilen und kombinierten Materialien. 58–63; **Karolína Pirklová,** Regeln für die Pflege textiler Sammlungen in Museen. 64–70; **Zdenka Kuželová,** Interpretation dreidimensionaler Textilien. 71–75; **Katharina Metz,** Textil- und Kunstgewerbesammlung Chemnitz. 76–84; **Jaromír Jermář,** Die Sammlung volkstümlicher Textilien der Barbara Hoblová im Bezirksmuseum/Okresní muzeum in Jungbunzlau/Mladá Boleslav. 85–89; **Andreas Ley,** M-M-M. Mode-Museum-München. Sammlung, Präsentation und Perspektiven. 90–95; **Stanislava Zindulková,** Städtische Mode. 96–98; **Gisela Rabe,** Bewahrung bedeutender Traditionen einer zusammengebrochenen Industrie. 99–105; **Barbara de Groot,** Barocke Prunkbetten. Ausgewählte Beispiele aus bayerischen Schlössern. 106–111; **Andrea Kluge,** Der Stoff, aus dem die Mode ist. Geschichte und Archiv

der Neuen Augsburger Kattunfabrik (NAK). 112–121; **Wolfgang Henning,** Einige Erläuterungen zur Erweiterung und Umbenennung des Großschönauer Museums. 122–123).

Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung „Tempolinsen und P2". Berlin-Brandenburg, be. bra verlag, 1996, 145 Seiten, Abb. ISBN 3-930863-13-8.

Alóba Babátólá, Eva Steinhauser, Kinderlieder der Yorùbá = Yorùbá Children's Songs. Yorùbá–Deutsch–Englisch. Herausgegeben von Ursula Hemetek, Institut für Volksmusikforschung an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. 1. Auflage. Frankfurt am Main, Brandes & Apsel/Südwind, 124 Seiten, Abb., Noten, Musik CD. ISBN 3-86099-165-6.

Alsheimer Rainer (Hg.), Internationale Volkskundliche Bibliographie/International Folklore Bibliography/Bibliographie Internationale d'Ethnologie für das Jahr 1996 mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. und der Universität Bremen. Bonn, Dr. Rudolf Habelt GMBH, 1999, LV; 345 Seiten, 7930 Eintragungen.

Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. Herausgegeben vom Institut für Österreichische Dialekt- und Namenlexika (vormals Kommission für Mundartkunde und Namenforschung). Bearbeitet von Isolde Hausner und Elisabeth Schuster. 11. Lieferung: N-(Naarn) – Reichersberg. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, S. 777–856. ISBN3-7001-2858-4.

Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg. Dritter Band: Lieferung 56, Moste – Myrtentinktur. Lahr/Schwarzwald, Moritz Schauenburg Verlag Gmbh & Co. KG, 1997, S. 673–713. ISBN 3-7946-0504-7.

Badisches Wörterbuch. Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg. Vierter Band: Lieferung 57, N – narri(ch)t. Lahr/Schwarzwald, Moritz Schauenburg Verlag Gmbh & Co. KG, 1999, S. 1–32. ISBN 3-7946-0524-1.

Bedal Konrad, Sabine Fechter, Hermann Heidrich (Hg.), Haus und Kultur im Spätmittelalter. Berichte der Tagung „Ländliche Volkskultur im Spätmittelalter in neuer Sicht" des Fränkischen Freilandmuseums vom 24. bis 26. April 1996. (= Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, 10; Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim, 30). Bad Windsheim, Fränkisches Freilandmuseum, 1998, 240 Seiten, Abb., Graph., Tab., Pläne. ISBN 3-87707-522-3.

Bennett Gillian, „Alas, Poor Ghost!" Traditions of Belief in Story and Discourse. New, Expanded, and Extensively Revised Edition of *Traditions*

of Belief: Women and the Supernatural. Logan, Utah State University Press, 1999, 223 Seiten. ISBN 0-87421-277-4.

Berger Walter, Die Schloßblechformen an den Weinkellern im Mittel- und Ostteil des niederösterreichischen Weinviertels. Wien, E. Berger, 1999, 108 Seiten, Abb., Karten.

Boretzky Norbert, Die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Südbalkanischen Romani-Dialekten. (= Studien zur Tsiganologie und Folkloristik, 27). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Wien, Peter Lang, 1999, 294 Seiten, Tab., Karten. ISBN 3-631-35070-8.

Boris Podrecca, Poetik der Unterschiede = The Poetics of Difference. Dritte erweiterte Auflage ... anläßlich der gleichnamigen Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Wien 1999. Wien, Museen der Stadt Wien, 1999, 99 Seiten, Abb. ISBN 3-85202-142-1.

Bornträger Ekkehard W., Borders, Ethnicity and National Self-determination. (= Ethnos, 52). Wien, Wilhelm Braumüller, 1999, 110 Seiten, Tab. ISBN 3-7003-1241-5.

Cavagno Wolfgang, 10 Jahre Dorferneuerung in der Gemeinde Dorfbeuern. Eine Analyse der sozio-ökonomischen und kulturellen Entwicklung der Gemeinde Dorfbeuern seit dem 2. Weltkrieg und insbesonders seit dem Beginn der Dorferneuerung im Jahr 1985. Im Auftrag des Salzburger Bildungswerks/Schule der Dorf- und Stadterneuerung und in Kooperation mit der WissenschaftsAgentur an der Universität Salzburg. o.O., o.J., 48 Blätter, Abb., Graph., Tab.

Chagall, Kandinsky, und ... Das russische Experiment. Zeichnungen und Aquarelle aus dem Puschkin-Museum 1900–1930. 253. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, [1999], 128 Seiten, Abb.

Ciglenečki, Marjeta, Polona Selinšek, Zbirka orožja na ptujskem gradu. Ptuj, Pokrajinski muzej, 1999, 303 Seiten, Abb.

Daum Helga, Advent im Wandel der Zeit. Baden, Pfarre St. Stephan, [1999], 50 Seiten, Abb.

De Biasi M. L., Il Sudtirolo nella storia. Le antiche radici della cultura tirolese. Bolzano/Bozen, Casa Editrice Athesia, 1999, 252 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 88-8266-025-7.

Denscher Bernhard, Österreichische Plakatkunst, 1898–1938. Wien, Christian Brandstätter Verlag, 1992, 208 Seiten, Abb. ISBN 3-85447-347-8.

Der Fischer Weltalmanach 2000. Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1999, 1404 Spalten, Graph., Tab., Karten. ISBN 3-596-72200-1.

Dicziunari Rumantsch Grischun. Publichà da la Società Retorumantscha. 137. Faschicul: Lantschetta I – Laschar. Cuoira, Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun, 1999, S. 449–512, Abb., Karte.

Docekal Josef, Heinz Brunner (Zusammengestellt), Österreichs Wirtschaft im Überblick 1999/2000. Die österreichische Wirtschaft und ihre internationale Position in Grafiken, Tabellen und Kurzinformationen. Wien, Verlag ORAC, 1999, 72 Seiten, Graph., Tabellen.

Donner Josef, Auf springt der Quell, Band 1. Wasser im Stadtbild – ein Wiener Brunnenlexikon. I. Bezirk. 1. Auflage. Wien, ÖVGW, 1998, 146 Seiten, Abb.

Doppler Elke, Künstlerinnen in Österreich. Aus der Sammlung des Historischen Museums der Stadt Wien. 256. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1999, 132 Seiten, Abb.

Dopsch Heinz, Karl Brunner, Maximilian Weltin, Österreichische Geschichte: 1122–1278. Die Länder und das Reich. Der Ostalpenraum im Hochmittelalter. Wien, Ueberreuter, 1999, 620 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-8000-3525-1.

Döring Alois (Hg.), Von Kleidern und Menschen. Kleidungsgewohnheiten an Rhein und Maas im 19. und 20. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, VIII, 339 Seiten, Abb. ISBN 3-412-07099-8. (Inhalt: **Gitta Böth,** Die Kleidung – ein Forschungsfeld der Volkskunde. Eine Einführung mit Augenmerk auf das Rheinland. 3–29; **Gabriele Harzheim,** Vom handwerklichen Produkt zur Massenware. Die Fertigung von Textilien in der Phase der Frühindustrialisierung. 33–71; **Christiane Syré,** Ein Beitrag zur Geschichte des Gewebewandels unter dem Einfluß der Baumwolle im 18. und 19. Jahrhundert. 72–96; **Ingo Konrads,** Von der Garnnahrung zum Gummiband. Die Gold-Zack Geschichte. 97–111; **Luk Indesteege,** Kleding van de Belgisch-Limburgers in de 19de eeuw. 115–128; **Kitty Jansen-Rompen,** Aangekleed ... gaat uit! Vrouwenkleding in Limburg 1850–1950. 129–142; **Idilkó Klein-Bednay,** Die Hennefer Schneidermeisterin Helene Dornbusch. Eine Fallstudie zum Kleidungswandel zwischen 1932 und 1957. 143–168; **Klaus Freckmann,** Ein Gespräch über Neues und Trends. 169–182; **Peter Weber,** Kommunionkleidung in der Ahr-Eifel. Ihr Wandel im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. 185–216; **Annette Remberg,** Ganz weißgewandet, wie's der Jungfrau ziemet. Zu Geschichte und Wandel der Hochzeitsmode. 217–231; **Fritz Schellack,** Hunsrücker Tracht. Ein Beitrag zur Geschichte einer idealisierten Kleidungsform. 245–268; **Klaus Freckmann,** Trachtenrezeption im nördlichen Rheinland. 269–286; **Gisela Albrod,** Hüte. Kopfbedeckungen und ihre Geschichte(n). 289–309; **Nadine Maquet,** Le jeu de l'éventail. 310–318; **Fritz Schellack,** Knöpfe. 319–334.)

Dröge Kurt, Das ländliche Bett. Zur Geschichte des Schlafmöbels in Westfalen. (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde, 18). Detmold, Landschaftsverband Westfa-

len-Lippe/Westfälisches Freilichtmuseum Detmold, 1999, 359 Seiten, Abb. ISBN 3-926160-29-2.

Eatough Andrew, Central Hill Nisenan Texts with Grammatical Sketch. (= University of California Publications in Linguistics, 132). Berkeley/Los Angeles/London, University of California Press, 1999, 121 Seiten. ISBN 0-520-09806-4.

Eckhel Nerina, 80 godina Etnografskog muzeja. Zagreb, Etnografski muzej, 1999, unpag., Abb. ISBN 953-6273-16-0.

Einsichten. Bonn, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1999, 40 Abb.

Emmendörfer-Brößler Claudia, Feste der Völker – ein multikulturelles Lesebuch – 70 Feste aus vielen Länder und Religionen. Einleitung von Eva Demski. Herausgegeben vom Amt für multikulturelle Angelegenheiten. Frankfurt am Main, VAS, 1999, 269 Seiten, Abb. ISBN 3-88864-284-1.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 9, Lieferung 3. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1999, Spalten 961–1440. ISBN 3-11-015452-8.

Festschrift zur 600 Jahr-Feier der Marienkirche in Kötschach. Mit Beiträgen von P. Gilbert Damphousse, Univ.-Prof. Alfred Reichling, P. Hugo M. Körbel, Peter Thalhammer (†) und Christian Lederer. Klagenfurt, Verlag Johannes Heyn, 1999, 176 Seiten, Abb. ISBN 3-85366-925-5.

Feuer – nicht Asche. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Vereines für Geschichte der Arbeiterbewegung. Wien, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, o.J., 179 Seiten, Tab., Abb. a. Tafeln.

Fletcher Anthony, Stephen Hussey (Ed.), Childhood in question. Children, parents and the state. Manchester, Manchester University Press, 1999, 177 Seiten. ISBN 0-7190-5394-3. (Inhalt: **Anthony Fletcher, Stephen Hussey,** Introduction. 1–14; **Anna Davin,** What is a child? 15–36; **Ralph Houlbrooke,** Death in childhood: the practice of the „good death" in James Janeway's *A token for Children.* 37–56; **Elizabeth A. Foyster,** Silent Witnesses? Children and the breadkown of domestic and social order in early modern England. 57–73; **Julie Gammon,** „A denial of innocence": female juvenile victims of rape and the English legal system in the eighteenth century. 74–95; **Heather Shore,** Home, play and street life: causes of, and explanations for, juvenile crime in the early nineteenth century. 96–114; **Elizabeth Buettner,** Parent-child separations and colonial careers: the Talbot family correspondence in the 1880s and 1890s. 115–132; **Louise A. Jackson,** Family, community and the regulation of child sexual abuse: London, 1870–1914. 133–151; **Lynn Abrams,** Lost childhoods: recovering children's experience of welfare in modern Scotland. 152–171.)

Franke Thomas-Michael, Horst Moritz, Erfurt 1960–1980. Impressionen einer Sozialistischen Bezirksstadt. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 20. März bis 8. Juni 1997. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 9). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1997, 44 Seiten, Abb. ISSN 0947-952X.

Friedrichsmeier Helmut (Hg.), Das versunkene Bosnien. Die photographische Reise des k.u.k. Oberleutnants Emil Balcarek durch Bosnien-Herzegowina 1907/08. Historische Einleitung: Erwin A. Schmidl. Graz/Wien/Köln, Verlag Styria, 1999, 190 Seiten, Abb. ISBN 3-222-12725-5.

Fröhlich Johann, Dorferneuerung in Neukirchen. Eine Bilanz. Salzburg, 1997, 49 Blätter, Graph., Tab.

Furter Martin, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt. (= Die Bauernhäuser der Schweiz, 25). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1999, 466 Seiten, Abb., Graph., Tab., Pläne, Karten.

Gamerith Werner, Donau-Auen. Naturreichtum im Nationalpark. Mit Beiträgen von Bernd Lötsch und Reinhold Gayl. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1999, 269 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2251-0.

Games Alison, Migration and the Origins of the English Atlantic World. (= Harvard Historical Studies, 133). Cambridge/London, Harvard University Press, 1999, 322 Tab., Karten. ISBN 0-674-57381-1.

Geburtshilfe und Geburtsmedizin einst & heute. Eine Veranstaltungsreihe des Pathologisch-Anatomischen Bundesmuseums Wien, Oktober 1998. Thaur/Wien, Thaur, 1999, 96 Seiten, Abb. ISBN 3-85400-094-4. (Inhalt: **Marion Stadlober-Degwerth,** Von der Geburtshilfe zur Geburtsmedizin. 8–13; **Sophie Steixner,** Moderne Hausgeburtshilfe in Wien, 14–18; **Regine Ahamer,** Gebären und geboren werden. 19–21; **Sonia Horn,** Wiener Hebammen um 1700. 22–38; **Anton Schaller,** Hausgeburtshilfe in den Alpenländern zwischen Romantik und Realität. 39–48; **Marion Stadlober-Degwerth, Gert Hasenhütl,** Geburtshilfliche Objekte aus den Sammlungen des Pathologisch-Anatomischen Bundesmuseums. 49–93.)

Gehart Alois, Rauchenwarth im Wandel der Zeit. Geschichte eines Dorfes. 1. Auflage. Rauchenwarth, Gemeinde Rauchenwarth, 1998, 632 Seiten, Abb., Tab.

Goody Jack, The European Family. An Historico-Anthropological Essay. Oxford/Malden, Blackwell Publishers Ltd., 2000, 209 Seiten. ISBN 0-631-20156-4.

Grafschafter Kurt, So ist's Brauch in Kärnten. Alte und neue Kärntner Brauchkultur im Jahresablauf mit Texten aus „Lebendiges Brauchtum in Kärnten" von Matthias Maierbrugger. Klagenfurt, Verlag Johannes Heyn, 1999, 272 Seiten, Abb. ISBN 3-85366-899-2.

Gröwer Karin, Wilde Ehen im 19. Jahrhundert. Die Unterschichten zwischen städtischer Bevölkerungspolitik und polizeilicher Repression. Hamburg–Bremen–Lübeck. (= Lebensformen, 13). Berlin/Hamburg, Dietrich Reimer Verlag, 1999, 373 Seiten, Graph., Tab., Karte, Tab. i. Anhang. ISBN 3-496-02677-4.

Hagel Joachim, Solidarität und Subsidiarität – Prinzipien einer teleologischen Ethik? Eine Untersuchung zur normativen Ordnungstheorie. (= Salzburger Theologische Studien, 11). Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1999, 391 Seiten. ISBN 3-7022-2226-X.

Hantschk Andreas, Michael Jung, Forschungsschiff *XARIFA*. Ein Meilenstein der modernen Meeresökologie. Mit Beiträgen von Horst Ackermann, Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Bernd Lötsch. (= Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum Wien, NF 24). Wien, Naturhistorisches Museum, 1999, 100 Seiten, Abb. ISBN 3-900275-70-X.

Heine Günther, Das Werkzeug des Schreiners und Drechslers. Hannover, Verlag Th. Schäfer, 1990, 239 Seiten, Abb. ISBN 3-88746-228-9.

Herr Alexander, Der 100jährige Kalender. Nach Abt Mauritius Knauer. Weyarn, Seehamer Verlag GmbH, 1998, 184 Seiten, Abb. ISBN 3-932131-61-4.

Hochmuth Andreas, Kommt Zeit, kommt Rad. Eine Kulturgeschichte des Radfahrens. Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1991, 143 Seiten, Abb. ISBN 3-215-07528-8.

Hofmann Michael, Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.), Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften, Schriften, Bd. 6). Marburg, Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft e.V., 1999, 223 Seiten, Graph. ISBN 3-929425-21-1. (Inhalt: **Karl-Werner Brand,** Lebensstile und Umweltmentalitäten. Ein kulturelles Kontextmodell zur Analyse von Umwelthandeln im Alltag. 19–43; **Volker Hielscher,** Ökologischer Wohlstand durch weniger Arbeitszeit? Zur Lebensführung von Industriebeschäftigten unter veränderten Arbeitszeit- und Einkommensbedingungen. 45–64; **Regina Bittner,** Sparsames Leben. Ambivalenzen des Umwelthandelns in ostdeutscher Arbeiterkultur. 65–86; **Astrid Segert, Irene Zierke,** „... daß wir die Zukunft mitbedenken". Akteure nachhaltiger Entwicklung in einer ostdeutschen Region. 87–117; **Georg Kneer, Dieter Rink,** Milieu und Natur. 121–144; **Gudrun Silberzahn-Jandt,** Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von haushälterischem Handeln und Müllkultur. 145–169; **Cordula Ratajczak,** Zum unterschiedlichen subjektiven Sinn ökologischen Handelns. Zwei ethnographische Fallbeispiele aus Ostdeutschland. 171–188; **Jasmine Scheck,** Ökologisches Handeln und soziales Milieu. Eine ethnographische Studien in drei Familien. 189–202; **Klaus Schriewer,** Imker im Widerstreit mit dem modernen Naturschutz. Zur kulturellen Relativität ökologischen Handelns. 203–221.)

Holek Wenzel, Meine Erfahrungen in Berlin Ost. Eingeleitet und herausgegeben von Rolf Lindner. (= alltag & kultur, 2). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1998, 222 Seiten, Abb. ISBN 3-412-03997-7.

Hörandner Editha (Hg.), „Nur eine Frage der Zeit". 16 Fallstudien zum Älter- und Altwerden. (= Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Sonderband 1999). Graz, Arbeitsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1999, 375 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-901674-05-5. (Inhalt: **Gerald Schöpfer,** Vorwort. 11; **Editha Hörandner,** Vorwort. 13; **Editha Hörandner,** „Alt wird man wohl, wer aber klug? 15–24; **Marianne Schaden,** Lebensübergänge. 25–48; **Michaela Steinböck,** Coole Oldies kurbeln die Wirtschaft an. Ältere Menschen und Werbung. 49–68; **Dorothea Ferner,** Was der alte Mensch braucht. 69–86; **Maria Figner,** Subjektives Älterwerden – Zum Erleben der Befindlichkeit. 87–113; **Lieselore Meyer,** Der alte Mensch und sein Haustier. Über das Leben alter Menschen mit Tieren in städtischen Haushalten am Beispiel der Landeshauptstadt Graz. 115–135; **Margit Suntinger,** Endlich Zeit? Von älteren Menschen und ihrem Umgang mit der freien Zeit. 137–157; **Annemarie Kneissl,** Altersgerechtes Bauen und Wohnen zwischen Anspruch und Erfahrung. 159–179; **Wolfgang Wehap,** „Wie lange noch nah & frisch? – Zur Problematik von Seniorenmobilität und Nahversorgung. 181–206; **Elisabeth Färber,** Ist ein Heim ein Zuhause? 207–228; **Ursula Schimanofsky,** Stichwort „Generationenvertrag", Zauberwort „Betreuungseinrichtungen". Der alte Mensch und das Kind in unserer Gesellschaft. 229–257; **Irmgard Pachernigg,** Alt werden im ländlichen Raum. 259–283; **Eva Payer,** Alt werden am Bauernhof. Eine Untersuchung zur Lebenssituation von Altbauern. 285–307; **Julia Poelt,** „... daß du spürst: das Kind mag mich". Chancen und Probleme im Verhältnis von Großeltern und Enkelkindern. 309–341; **Annemarie Mandić,** Der Alltag Hochbetagter. Leben, Pflege, Sterben. 343–358; **Hannelore Höfler, Klaus Höfler,** Das Altsein ertragen, auch das ist eine Leistung oder der alte Mann und das Mehr. Ein lebensgeschichtliches Fallbeispiel im urbanen Raum. 359–375.)

Jeggle Utz, Judendörfer in Württemberg. 2., erweiterte Neuauflage. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 90). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1999, 347 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karte. ISBN 3-932512-05-7.

Jobst Vinzenz (Red.), Köttmannsdorf 1142–1992. Köttmannsdorf, Gemeinde Köttmannsdorf, 1992, 239 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Johler Birgit, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter (Red.), 2000: Zeiten/Übergänge. Zur Konstruktion der Jahrtausendwende. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 74). Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1999, 55 Seiten, Abb. ISBN 3-900359-87-3.

Johler Reinhard, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen (Hg.), Ethnische Symbole und ästhetische Praxis in Europa. Tamás Hofer zum 70. Geburtstag am 21. Dezember 1999. (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 17). Wien, Selbstverlag des Instituts für Volkskunde, 1999, 142 Seiten, Abb. ISBN 3-902029-00-5. (Inhalt: **Reinhard Johler, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen,** Einleitung. 6–10; **Bjarne Stoklund,** Ästhetisierung des Ethnischen – Nationalisierung des Ästhetischen. Die Rolle der Bauernhäuser und Bauernstuben (1850–1914). 11–30; **Bo Lönnqvist,** Ethnische Kodierung als „symbolisches Kapital". Titelblätter finnlandschwedischer Volkskalender 1885–1995. 31–51; **Konrad Köstlin,** Die ästhetisierte Ethnie: Konsumheimat. 52–75; **Christine Burckhardt-Seebass,** Gedanken zur Dauerhaftigkeit des Schweizer Chalets. 76–95; **Peter Niedermüller,** Visualisierung, Ästhetisierung, Ritualisierung. Die Politik der kulturellen Repräsentation im Postsozialismus. 96–107; **Tamás Hofer,** Historisierung des Ästhetischen. Die Projektion nationaler Geschichte in die Volkskunst. 108–134; **Konrad Köstlin,** Ethnizität – Deuter und Deutungen: ein Resümee. 135–142.)

Johler Reinhard, Moderne, Antimoderne und die Erfindung von Tradition in Wien (und Iglau) zur Jahrhundertwende. Sonderdruck aus: Ch. Glanz (Hg.), Wien 1897. (Musikleben. Studien zur Musikgeschichte Österreichs, 8). Frankfurt am Main u.a., Lang, 1999, 85–106.

Josef Braun. Fotografie 1901–1910. Brno, Etnografický Ústav MZM, 1999, 86 Seiten, Abb. ISBN 80-7028-134-0.

Kapeller Elfriede, Die spätgotische Kirchentür in Irrsdorf. Porta ecclesiae – porta paradisi. Kirchenportal und Paradiespforte. (= Monographische Reihe zur Salzburger Kunst, 9; Jahresschrift, 45). Salzburg, Carolino Augusteum, Salzburger Museum für Kunst und Kulturgeschichte, 1999, 149 Seiten, Abb. ISBN 3-901014-62-4.

Kaspar Peter Paul, Wohl zu der halben Nacht. Zeichen und Symbole um Advent und Weihnachten. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1994, 84 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-1941-2.

Kiste, Kutsche, Karavan. Auf dem Weg zur letzten Ruhe. Eine Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur, Kassel, 18. September 1999 bis 30. Januar 2000. Kassel, Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, 1999, 207 Seiten, Abb. ISBN 3-924447-17-9.

Knecht Michi (Hg.), Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. (= alltag & kultur, 5). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 347 Seiten, Abb. ISBN 3-412-05799-1.

Kniescheck Christian, Historische Ausstellungen in Wien 1918–1938. Ein Beitrag zur Ausstellungsanalyse und Geschichtskultur. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd.

810). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1998, 288 Seiten, Abb.

Köck Michaela, Das deutsche Lied. (= Eckart-Schrift, 151). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1999, 108 Seiten, Abb., Noten.

Kraml Amand, Krippenausstellung im Stift Kremsmünster – Katalog. (= Naturwissenschaftliche Sammlungen Kremsmünster; Berichte des Anselm Desing Vereins, Nr. 30). Kremsmünster, Anselm Desing-Verein der Sternwarte Kremsmünster, 1995, 15 Seiten, Abb.

Krauts-Fritz-Piefkes ...? Deutschland von außen. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 19. November 1999 bis 26. März 2000. Bonn, Bouvier Verlag, 1999, 166 Seiten, Abb.

Ländliches und Kleinstädtisches Bauen und Wohnen im 20. Jahrhundert. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Verbindung mit dem Freilichtmuseum am Kiekeberg – Kreismuseum des Landkreises Harburg vom 19.–23. Juni 1995. Arbeitskreis für Hausforschung. (= Jahrbuch für Hausforschung, 46; Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg, 26). Marburg, Jonas Verlag, 1999, 358 Seiten, Abb., Graph., Tab., Pläne. ISBN 3-89445-228-5.

Lange Ulrike, Glauben Daheim. Zeugnisse evangelischer Frömmigkeit/Zur Erinnerung. Zimmerdenkmale im Lebenslauf. (Unter Mitarbeit von Holger Heine, Andrea Linnebach, Reiner Sörries und Janette Witt.) Kassel, Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., 1994, 252 Seiten, Abb., Abb. a. 16 Tafeln. ISBN 3-924447-09-8.

Leinweber Ulf, Baukästen! Technisches Spielzeug vom Biedermeier bis zur Jahrtausendwende. Mit Beiträgen von Beate Bickel, Karl Debik, Otto und Renate Hahn, Peter Lingens, Tobias Mey, Werner Wind und Regina Wolf. (= Schriften zur Volkskunde, 7). Kassel und Wolfratshausen, Staatliche Museen Kassel und Edition Minerva Hermann Farnung, 1999, 351 Seiten, Abb. ISBN 3-928127-64-0.

Leinweber Ulf, Die kleine Figur. Geschichte in Masse & Zinn. Mit Beiträgen von Albert Kneuttinger, Dietmar Peter, Ernst Schnug, Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel, Hessisches Landesmuseum, Torwache, 4. August 1985 bis 5. Januar 1986. (= Schriften zur Volkskunde, 3). Kassel, Staatliche Kunstsammlungen Kassel, 1998, 359 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-87816-057-7.

Lengyel Zsolt K., Ulrich A. Wien (Hg.), Siebenbürgen in der Habsburgermonarchie. Vom Leopoldinum bis zum Ausgleich (1690–1867). (= Siebenbürgisches Archiv, Folge 3, Bd. 34). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 244 Seiten. ISBN 3-412-05998-6. (Inhalt: **Paul W. Roth,** Das Diploma Leopoldinum. Vorgeschichte, Bestimmungen. 1–11; **Robert J. W. Evans,** Religion und Nation in Ungarn 1790–1849. 13–45; **Harald Heppner,** Habs-

burg und die Siebenbürger Sachsen (1688–1867). Zum Thema politische Kultur. 47–59; **Ambrus Miskolczy,** Das Revolutionsjahr 1848/1849 in Siebenbürgen. Mythen und Modelle. 61–72; **Camil Mureşanu,** Zur Nationalitätenfrage im Siebenbürgen des Neoabsolutismus. 73–86; **Zsolt K. Lengyel,** Siebenbürgen im Neoabsolutismus 1849–1860. Betrachtungen zu den staatsorganisatorischen Prinzipien. 87–118; **Gábor Sipos,** Die oberste Kirchenleitung der Reformierten Kirche in Siebenbürgen (1690–1713). 119–133; **Ernst Chr. Suttner,** Die Kirchenunion in Siebenbürgen 1697–1761. Das Bemühen um Sakramentengemeinschaft zwischen Schwesterkirchen degeneriert zur Konversion orthodoxer Christen zum Katholizismus. 135–150; **Joachim Bahlcke,** Status catholicus und Kirchenpolitik in Siebenbürgen. Entwicklungsphasen des römisch-katholischen Klerus zwischen Reformation und Josephinismus. 151–180; **Karl Schwarz,** „Providus et circumspectus". Der siebenbürgisch-sächsische Kirchenrechtspraktiker Joseph Andreas Zimmermann. 181–207; **Marianne Klemun,** Naturwissenschaftliche Vereine und Gesellschaften als Informationsträger zwischen Wien und Hermannstadt. 209–220; **Heinz Heltmann,** Der Beitrag österreichischer Botaniker zur botanischen Erforschung Siebenbürgens im 19. Jahrhundert. 221–237.)

Löther Andrea, Prozessionen in spätmittelalterlichen Städten. Politische Partizipation, obrigkeitliche Inszenierung, städtische Einheit. (= Norm und Struktur, 12). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 400 Seiten, Graph., Tab., Karten. ISBN 3-412-04799-6.

Maderthaner Wolfgang, Harald Troch, Archive der Arbeiterbewegung. (= Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Reihe B: Ausstellungskataloge, 58). Wien, Wiener Stadt- und Landesarchiv (MA 8), 1999, 21 Seiten, Abb.

Meiners Uwe, Christoph Reinders-Düselder (Hg.), Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Begleitband zu einer gemeinsamen Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg, Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Altonaer Museums-Norddeutsches Landesmuseum, Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig, Kulturhistorischen Museums Magdeburg. Cloppenburg, 1999, 375 Seiten, Abb. ISBN 3-923675-75-5.

Merkel Ina (Hg.), „Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation. Briefe and das DDR-Fernsehen. Mit einer Einführung von Ina Merkel und Felix Mühlberg. (= alltag & kultur, 4). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1998, 221 Seiten, Abb. ISBN 3-412-04898-4.

Moritz Marina (Hg.), Goethe trifft den gemeinen Mann. Alltagswahrnehmungen eines Genies. [anläßlich der Ausstellung „Goethe trifft den gemeinen Mann. Alltagswahrnehmungen eines Genies" im Museum für

Thüringer Volkskunde Erfurt vom 1. August 1999 bis 28. Februar 2000]. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 255 Seiten, Abb. ISBN 3-412-15198-X

Murmeltiere. (= Stapfia, 63; Kataloge des OÖ. Landesmuseums, NF 146). Linz, Land Oberösterreich, 1999, 206 Seiten, Abb., Graph., Karten. ISBN 3-85474-044-1.

Mutschelknaus Katja, Kaffeeklatsch. Mit Beiträgen von Vincent Klink, Frank Lang, Margit G. U. Ernestus und Angelika Martius. Ulm, Süddeutsche Verlagsgesellschaft, 1998, 72 Seiten, Abb. ISBN 3-88294-250-9.

Nelson John R., American folk toys. Easy-to-build toys for kids of all ages. Newtown/CT, Taunton Press, 1998, 167 Seiten, Abb. ISBN 56158-221-2.

Niederstätter Alois (Hg.), Zwischen Bodensee und Alpen – Die Verkehrslandschaft Vorarlberg. Ein Exkursionsführer. Bearbeitet von Karlheinz Albrecht, Thomas Klagian, Werner Matt, Alois Niederstätter, Manfred Tschaikner, Christoph Volaucnik. (= Exkursionen des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, 15). Linz, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, 1999, 88 Seiten, Abb., Graph., Karten. ISBN 3-900387-45-1.

Nußknacker und Weihnachten. Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, Oktober 1999 – Januar 2000. Malbork, Schloßmuseum in Malbork, 1999, 6 Seiten, Abb. a. 9 Tafeln.

Ogris Tomaž, Mojca Ramšak (Red.), Na poti v vas. Kultura na Radišah skozi 90 let/Unterwegs ins Dorf. Streifzug durch 90 Jahre Kultur am Radsberg. Klagenfurt/Celovec, Drava, 1994, 86 Seiten, Abb. ISBN 3-85435-233-6.

Pentikäinen Juha (Ed.), „Silent as Waters We Live". Old Believers in Russia and Abroad. Cultural Encounter with the Finno-Ugrians. (= Studia Fennica Folkloristica, 6). Helsinki, Finnish Literature Society, 1999, 139 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 951-746-034-1.

Petzold Leander, Einführung in die Sagenforschung. Konstanz, UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH, 1999, 238 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-87940-682-0.

Pinselkunst – Nadelkunst. Die k. & k. Fachschule für Kunststickerei. (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, NF 144). Linz, Land Oberösterreich, [1999], 39 Seiten, Abb. ISBN 3-85474-042-5.

Pöttler Viktor Herbert, Mit Tradition und Innovation. Ausgewählte Schriften, Aufsätze und Vorträge. (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 22). Graz, Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, 1999, 462 Seiten, Abb., Pläne, Abb. auf Tafeln. ISBN 3-9500651-4-8.

Powischer Johann, Märchen des deutschen Sprachraums und deren Illustration bis 1950. Aus der Sicht einer Sammlung. Wien, 1999, nicht

redigiertes Typoskript nach handschriftl. Erstaufzeichnung. 524 Seiten, Abb., 2 Bände.

Rosemann Gertrud, Krippenfiguren aus Industrieproduktion. Hanau-Wilhelmsbad, Hessisches Puppenmuseum, 1992, 40 Seiten, Abb.

Schadwinkel Hans-Tewes, Günther Heine, Das Werkzeug des Zimmermanns. Mit einer Einführung „Das Zimmerhandwerk" von Manfred Gerner. Hannover, Verlag Th. Schäfer, 1986, 253 Seiten, Abb. ISBN 3-88746-070-7.

Schaffer Nikolaus, Theodor Ethofer. Künstler, Kavalier, Kosmopolit. Katalog zur Sonderausstellung anläßlich seines 150. Geburtstages im Carolino Augusteum. 24. September bis 28. November 1999. (= Monographische Reihe zur Salzburger Kunst, 19). Salzburg, Carolino Augusteum, Salzburger Museum für Kunst und Kulturgeschichte, 1999, 144 Seiten, Abb. ISBN 3-901014-65-9.

Scherrer Walter, Wirtschaftliche Effekte der Dorf- und Stadterneuerung im Bundesland Salzburg. Endbericht. Im Auftrag des Salzburger Bildungswerks/Schule für Dorf- und Stadterneuerung und in Kooperation mit der WissenschaftsAgentur an der Universität Salzburg. Salzburg, 1997, 70 Seiten, Graph., Tab.

Schmidinger Heinrich (Hg.), Religiosität am Ende der Moderne. Krise oder Aufbruch? Im Auftrag des Direktoriums der Salzburger Hochschulwochen als Jahrbuch herausgegeben. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1999, 295 Seiten. ISBN 3-7022-2253-7. (Inhalt: **Stéphane Moses,** Fragen zur Zukunft der Religion im 21. Jahrhundert. 11–25; **Hansjürgen Verweyen,** Offenbarungsglaube – trotz Vernunftkritik, geschichtlicher Relativität und religiösem Pluralismus? 26–50; **Marie-Theres Wacker,** Der biblische Monotheismus – seine Entstehung und seine Folgen. 51–92; **Helmuth P. Huber,** Religiosität als Thema der Psychologie und Psychotherapie. 93–123; **Otto Kallscheuer,** Der Einfluß der Religionen aus politikwissenschaftlicher Sicht. Realität-Chancen-Gefahren. 124–162; **Helen Schüngel-Straumann,** Feministische Re-Vision der Religion. 163–192; **Karl Gabriel,** Formen heutiger Religiosität im Umbruch der Moderne. 193–227; **Alois Halbmayr,** Polytheismus oder Monotheismus? Zur Religionskritik der Postmoderne. 228–264; **Miklós Tomka,** Religiöser Pluralismus in Gesellschaft und Kirche. 265–290.)

Schmuck Carolin, Der Friedhof St. Lazarus in Regensburg und sein geplantes reformatorisches Bildprogramm. Mit einem Beitrag von Reiner Sörries: Der Friedhof St. Lazarus im Kontext einer reformationszeitlichen Friedhofskultur und der Frühgeschichte protestantischer Ikonographie. (= Kasseler Studien zur Sepulkralkultur, 7). Kassel, Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., 1999, 91 Seiten, Abb. ISBN 3-924447-16-0.

Schneider Ingo (Hg.), Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag.

Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Wien, Peter Lang, 1999, 765 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-631-34651-4. (Inhalt: **Ingo Schneider,** Vorwort. 11–13; **Maja Bošković-Stulli,** Die Erzählungen der Stadt Dubrovnik. 15–23, **Nils-Arvid Bringéus,** Von der Glockensage zum Gemeindewappen. 25–39; **Dagmar Burkhart,** Schriftlichkeit – Mündlichkeit. Am Beispiel des bosnischen Prosaautors Meša Selimovi . 41–54; **Linda Dégh,** Collecting Legends Today – Welcome to the Bewildering Maze of the Internet. 55–66; **Viera Gašparíková,** Ján Kollár's Attitude Towards the Slovak Folktales. 67–74; **Veronika Görög-Karady,** Variations sur un Thème. Les Conjoints Animaux en Afrique (AaTh 400–459). Etude Comparative. 75–84; **Jawaharlal Handoo,** Folklore, Male Bias and Discourse of Power. 85–91; **Galit Hasan-Rokem,** Homo Viator et Narrans Judaicus. Medieval Jewish Voices in the European Narrative of the Wandering Jew. 93–102; **Henni Ilomäki,** The Human Animal-Ego in Folklore and Literature. 103–115; **Gotthilf Isler,** O Deine schönen Haare! Volkssagen von der Liebe zur Wilden Frau und die Problematik in der heutigen Ehe. 117–127; **Heda Jason,** „God Bless You!". The Legend of Curse and Redemption. 129–144; **Gabriela Kiliánová,** Sagen heute. Zum Sagenrepertoire in Erzählgemeinschaften der Gegenwart. 145–156; **Ildikó Kríza,** Supranational Hero in Central-East European Folk Tradition. 157–167; **Günther Mahal,** Ein intertextueller Mordfall. Bemerkungen zu Robert Nyes „Faust" – Roman. 169–180; **Paul Neubauer,** Die „Captivity Tales" Neuenglands als erste eigenständige amerikanische Erzählgattung. 181–191; **Siegfried Neumann,** Zwischen Antike und Gegenwart. Bemerkungen zur Geschichte des mündlichen Erzählens. 193–202; **W. F. H. Nicolaisen,** How Celtic are Celtic Folk-Narratives? 203–211; **Guntram A. Plangg,** Ortsnamen als Personenbezeichnungen in Tiroler Sagen. 213–218; **Zuzana Profantová,** Historische Genres im Prozeß der Mythenbildung in der Slowakei. 219–228; **Aurelio Rigoli,** Unpublished Works of Guiseppe Pitrè and Salvatore Salomone Marino. 229–241; **Lutz Röhrich,** Der Vogel Gryf. Ein alemannisches Märchen. 243–256; **Rudolf Schenda,** „... daß meine Haußfrauw Bein- und Armbrüche glücklich hat geheilet". Medizingeschichte in Konflikt- und Kooperations-Geschichten. 257–272; **Ingo Schneider,** Giftmord oder Unglücksfall. Zur Motivgeschichte von Erzählungen über vergiftete Kleider. 273–290; **Aliza Shenhar,** The Folkloristic Roots in S. Y. Agnon's „The Lover's Wedding". 291–307; **Vilmos Voigt,** Aus Deutschland über Österreich nach Ungarn. Der Grimmsche Einfluß auf das ungarische Volksmärchen. 309–320; **Donald Ward,** Welcoming the Enemy into Heaven. From Loki to Marcus Daly. 321–331; **Olivia Wiebel-Fanderl,** „Er hatte einen Spenderausweis". Rechtfertigung als Motiv von Transplantationserzählungen. 333–350; **Albrecht Classen,** Außenseiter der Gesellschaft im späthöfischen Roman, Volksbuch und Volkslied. Eine literar-soziologische und

ethnologische Untersuchung. 351–366; **Heinrich L. Cox,** Der niederländische Sprichwortschatz in seiner Stellung zum deutschen und französischen Sprichwortthesaurus. Eine lexikalisch vergleichende Vorstudie. 367–383; **Wolfgang Mieder,** „Die ganze Menschheit muß den Krebsgang antreten". Redensartliches in den Aphorismen und Essays von Erwin Chargaff. 385–400; **Ulrich Müller,** „Wahrhaftige Historie vom ärgerlichen Leben des spanischen Ritters Don Juan und wie ihn zuletzt ††† der Teufel geholt" (1854). Überlegungen und Faksimile-Abbildungen zum vermutlich letzten deutschen „Volksbuch". 401–417; **Heinz Rölleke,** „Du bist mein, ich bin dein". Zu einer geprägten Redewendung in literarischer und volksläufiger Überlieferung. 419–427; **Giovanni B. Bronzini,** Der Teufel als andersartige und ambigue Gestalt. Entsetzen und Reiz. 429–443; **Ronald Grambo,** Magical Riding in Norwegian Formulas. A Contribution to the Understanding of Archaic Soul Conceptions. 445–452; **Bengt af Klintberg,** Die Langtüttin. 453–463; **Gottfried Kompatscher,** Bergmännlein und Rübezahl im „Tyrolischen Adler" des Matthias Burglechner von 1619. 465–475; **Claude Lecouteux,** Der wiederkehrende Bäcker. 477–484; **Felix J. Oinas,** The Knocker. 485–487; **Norbert H. Ott,** Travestien höfischer Minne. Wildleute in der Kunst des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. 489–511; **Siegfried Becker,** Die Braut Europas: Zur kulturellen Semantik eines Filmmärchens. 513–528; **Lubica Droppová,** On the Issues of the Comparative Study of Songsheets in Europe. 529–537; **Helmut Fischer,** Serielles Erzählen in Printmedien. 539–549; **Mariela Hristova,** Straßenpuppentheater in Bulgarien – heute. 551–558; **Walter Salmen,** Jüdische Musikanten in Österreich. Materialien zur Geschichte einer Disharmonie. 559–564; **Stefaan Top,** Zwei Jahrhunderte Bänkelsängertradition in Flandern (1750–1950). 565–579; **Werner Wunderlich,** „Der Genuss dieses Kunstwerkes erfordert eine reingestimmte Seele ..." Tradition und Rezeption der Herrscherethik in Mozarts Oper „La clemenza di Tito". 581–604; **Renaat van der Linden,** Wallfahrtsfähnchen und Legenden in Flandern. 605–616; **Patricia Lysaght,** Charity Rewarded. A Biblical Theme in Irish Tradition, with Glimpses of Medieval Europe. 617–645; **Ilona Nagy,** Studien zur folkloristischen Erforschung des apokryphen Thomasevangeliums. 647–658; **Siegfried de Rachewiltz,** Alpine Speisesitten zwischen Mythos und Realität in Reiseberichten aus Tirol. 659–674; **Gabriella Schubert,** Die biblische Schöpfungsgeschichte in einer bulgarischen Volkserzählung. 675–683; **Dietrich Thaler,** Armut und Not in Sage, Legende und Recht. Dargestellt anhand einiger Tiroler Beispiele. 685–696; **Kincső Verebélyi,** Dörfliche Fastnacht in Ungarn. 697–705; **Heidrun Wozel,** Volksfeste in Sachsen. Dokumentation einer Projektarbeit. 707–714; **Ernst Ziegler,** „Erzittre Welt, ich bin die Pest ...". Sonderrecht in „Prestenläufen und Sterbenszeiten" am Beispiel der Stadt St. Gallen. 715–734.)

Schultke Dietmar, „Keiner kommt durch". Die Geschichte der innerdeutschen Grenzen. 1945–1990. 1. Auflage. Berlin, Aufbau Taschenbuch Verlag, 1999, 208 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-7466-8041-7.

Siller-Runggaldier Heidi, Paul Videsott, Rätoromanische Bibliographie 1985–1997. (= Romanica Ænipontana, XVII). Innsbruck, Institut für Romanistik der Leopold-Franzens-Universität, 1998, 150 Seiten. ISBN 3-901217-27-4.

Skizzen aus der Lausitz. Region und Lebenswelt im Umbruch. Herausgegeben vom Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin & Sorbisches Institut/Serbski institut Bautzen. (= alltag & kultur, 3). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1997, 312 Seiten, Abb. ISBN 3-412-06997-3-4.

Sommer Manfred, Sammeln. Ein philosophischer Versuch. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1999, 452 Seiten. ISBN 3-528-58279-8.

Sprute Rosemarie, Hirtenanbetungen von Jacopo Bassano. Annäherung an ein religionspolitisches Selbstverständnis. (= Europäische Kulturstudien, 10). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 188 Seiten, 69 Abb. a. Tafeln. ISBN 3-412-00699-8.

Stanzel Franz K. (Hg.), Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung von Ingomar Weiler und Waldemar Zacharasiewicz. Heidelberg, Universitätsverlag C. Winter, 1999, 324 Seiten, Abb. ISBN 3-8253-0784-0. (Inhalt: **Franz K. Stanzel,** Zur literarischen Imagologie. Eine Einführung. 9–41; **Franz Grieshofer,** „Die Tracht der Kleidung". Bemerkungen zur Darstellung der europäischen Nationen auf der „Völkertafel". 45–60; **Herbert Tatzreiter,** Sprache und Schreibung der „Völkertafel". 61–74; **Dirk Rupnow,** Laconicum Europae Speculum, Stereotype ohne Schimpf und Vorurteil? 75–95; **Ingomar Weiler,** Ethnographische Typisierungen im antiken und mittelalterlichen Vorfeld der „Völkertafel". 97–118; **Waldemar Zacharasiewicz,** Klimatheorie und Nationalcharakter auf der „Völkertafel". 119–137; **Ulrich Schulz-Buschhaus,** Der Völkervergleich in der Allegorie – Graciáns *El Criticón* und Boccalinis *I Ragguagli di Parnaso*. 139–153; **Hans Hinterhäuser,** Tugenden und Laster des Spaniers im Wandel der Jahrhunderte. 157–168; **Edward Reichel,** „Heimath der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten" – Frankreich und der Franzose. 169–181; **Wolfgang Brückner,** Die Welschen. 183–194; **Franz K. Stanzel,** „Deutschland. Aber wo liegt es?" 195–209; **Waldemar Zacharasiewicz,** Charme à la Anglaise – Zum Bild des unruhigen Welt-Weisen aus England. 211–224; **Otto Gschwantler,** Stereotype, historische Erfahrung und aktuelles Wissen im Schwedenbild der „Völkertafel". 225–249; **Hubert Orowski,** Die Polen: Torso einer politischen Adelsnation. 251–264; **Peter Ötvös,** Aktualisierung alter Klischees: Die Ungarn auf der „Völkertafel". 265–282; **Wolfgang Eismann,** Der barbarische wilde Moskowit. Kontinui-

tät und Wandel eines Stereotyps. 283–297; **Zoran Konstantinović,** „Tirk oder Griech". Zur Kontamination ihrer Epitheta. 299–314.)

Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1998. Wien, Magistrat der Stadt Wien – Geschäftsgruppe Finanzen, Wirtschaftspolitik und Wiener Stadtwerke, 1999, 400 Seiten, Graph., Tab., Karten. ISSN 0259-6083.

Studeny Christine, Potschn und Stiefl oder der Dinge neuer Sinn. Reportage im Rahmen einer Projektarbeit des Institutes für Volkskunde der Universität Wien (Leitung: Dr. Gertraud Liesenfeld). Wien, 1999, unpag., 21 Abb. a. Tafeln.

Svejda-Hirsch Lenka, Kulturförderung. Neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft, Kultur und Staat am Beispiel des Basler Museumsprojektes „Wohl & Sein". Basel, Schwabe & Co., 1998, 136 Seiten, Graph., Tab., Fragebögen. ISBN 3-7965-1077-9.

Thaler Jürgen (Hg.), Kaspar Moosbrugger – Rudolf Hildebrand. Briefe 1869–1894. (= Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins, 1999). Lengwil am Bodensee, Libelle Verlag, 1999, 299 Seiten. ISBN 3-909081-17-7.

Todorova Maria, Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt, Primus Verlag, 1999, 360 Seiten. ISBN 3-89678-209-6.

Trübswasser Walter, „Hiatabuam, riegelt's eich ...". Der Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug. 1. Auflage. Perchtoldsdorf, Marktgemeinde Perchtoldsdorf, 1999, 175 Seiten, Abb. ISBN 3-901316-17-5.

Utvary Inge, Vom „Stoaklopfer" zum Bergarbeiter. Arbeits- und Lebenswelt der Veitscher Magnesit-Bergarbeiter. (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, NF 2). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1999, 218 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 3-631-32331-X.

Vorwärts zum 30. Jahr. Es geht seinen Gang. Leipzig 1979–1989. Stadtmuseum Leipzig, Altes Rathaus, Ausstellung, 8. September 1999 bis 27. Februar 2000. [Leipzig, Stadtmuseum, 1999], unpag., Abb.

Weiermeier Peter (Hg.), Der Vogel Selbsterkenntnis. Aktuelle Künstlerpositionen und Volkskunst. Innsbruck, Tiroler Volkskunstmuseum und Zürich/New York, Edition Stemmle, 1998, 151 Seiten, Abb. ISBN 3-908161-0. (Inhalt: **Wolfgang Brückner,** Volkskunst und Moderne. 113–115, **Jean-Hubert Martin,** Neubetrachtung der Vergangenheit: Künstler und alte Objekte. 117–121; **Saul Ostrow,** Kulturelle Konservierungspolitik. 123–128; **Marie-Louise von Plessen,** Volk und Kunst = Volkskunst? Eine Betrachtung der Randzonen. 129–130; **Beat Wyss,** Zur Selbsterkenntnis: Kunst als Erbin der Alchemie. 131–138.)

Weißl Daniela, Dorfkultur oder Kultur im Dorf? Kulturelle Aspekte der Dorferneuerung bzw. die „kulturelle Dorferneuerung" im Land Salzburg anhand von fünf Fallbeispielen. Studie. Im Auftrag des Salzburger Bildungs-

werks/Schule der Dorf- und Stadterneuerung und in Kooperation mit der WissenschaftsAgentur an der Universität Salzburg. Salzburg, 1997, 86 Blätter.

Wiener Luxus Guide 2000. Wien, Milde Verlag Ges.m.b.H., 1999, 240 Seiten, Abb. ISBN 3-901205-12-8.

Wolf Andrea, Wandel & Beharrung. Aspekte zum Leben im Zeitalter des Historismus in Österreich. Begleitbroschüre zur 24. Europarat-Ausstellung in Wien: Der Traum vom Glück. Die Kunst des Historismus in Europa, 13. September 1996 bis 6. Jänner 1997. Wien, Österreichische Kulturdokumentation, Internationales Archiv für Kulturanalysen, 1996, 159 Seiten, Abb. ISBN 3-901360-05-0.

Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Herausgegeben von Neue Gesellschaft für Bildende Kunst. 2. Auflage. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1996, 239 Seiten, Abb. ISBN 3-412-08396-8.

Zemanek Heinz, Unser Kalender. Von uralter Tradition zu wissenschaftlicher Vorbildlichkeit. Ein wahrhaft katholischer Kalender. (Schriften der Wiener Katholischen Akademie, 12). Wien, Wiener Katholische Akademie, 1995, 47 Seiten, Abb., Tab.

Zirkovitsch Martin, Wulkaprodersdorf eine Gemeinde stellt sich vor = Vulkaprodrštof, Selo se predstavlja. Wulkaprodersdorf, Gemeinde Wulkaprodersdorf, 1992, 467 Seiten, Abb., Graph., Tab., Noten, Karten.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Matthias Beitl
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Dr. Andreas C. Bimmer
Institut für Europäische Ethnologie
Philipps-Universität Marburg
Biegenstraße 9
D-35037 Marburg

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Univ.-Ass. Dr. Bernhard Fuchs
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Gerlinde Haid
Institut für Volksmusikforschung
Universität für Musik und darstellende Kunst
Anton-von-Webern-Platz 1
A-1030 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Hartinger
Institut für Volkskunde
Universität Passau
Innstraße 25
D-94032 Passau

Dr. Ursula Hemetek
Institut für Volksmusikforschung
Universität für Musik und darstellende Kunst
Anton-von-Webern-Platz 1
A-1030 Wien

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Birgit Johler
Puchbaumgasse 53/21
A-1100 Wien

Univ.-Ass. Dr. Reinhard Johler
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Sanja Kalapoš
Gymnasiumstraße 85/372
A-1190 Wien

Dr. Anelia Kassabova-Dintcheva
Ebendorferstraße 87
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Stangersdorf 20
A-8403 Lebring

Elisabeth Kreuzwieser
Alserstraße 33
A-1080 Wien

Mag. Nikola Langreiter
Große Sperlgasse 37a/21
A-1020 Wien

Dr. Gertraud Liesenfeld
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Univ.-Ass. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Prof. Dr. Peter Ochsenbein
Stiftsbibliothek
Postfach
CH-9004 St. Gallen

Mag. Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Veronika Plöckinger
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Christine Poier
Oeverseestraße 55/1
A-1150 Wien

Magdalena Puchberger
Pezzlgasse 6/1/5
A-1170 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Mag. Brigitte Rauter
Schönbrunner Allee 17
A-2330 Vösendorf

Mag. Christian Stadelmann
Hainfelderstraße 47
A-3040 Neulengbach

Maria Takacs
Untere Augartenstraße 4/3
A-1020 Wien

Univ.-Ass. Dr. Bernhard Tschofen
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Dr. Helga Maria Wolf
Hardtgasse 7/25
A-1190 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 167–181*

Wohnen ausgestellt – Leben in der Platte

Eine Nachlese

Konrad Köstlin

In diesem Beitrag können zum einen die anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „Leben in der Platte" angestellten Überlegungen zur lebensweltlichen Bedeutung des Wohnens als eines (nicht nur in der ehemaligen DDR) zwischen Privatheit und Öffentlichkeit stehenden Phänomens „nachgelesen" werden. Zum anderen wird ein kommentierender Einblick in das während der Ausstellung aufliegende Besucherbuch gegeben, dessen Eintragungen Reaktionen eines Museumspublikums vermitteln, das – auch dies eine Folge der Musealisierungstendenzen unserer Zeit – immer mehr daran gewohnt ist, die persönlichen Lebensumstände und privaten Erfahrungen in Bezug zum Gezeigten (und als Maßstab seiner Bewertung) zu setzen und sich darüber – in diesem Falle aus Gründen ganz verschiedener Zuständigkeit auffallend ausführlich – auch zu äußern.

Daß die von Wenzel Müller gestaltete Ausstellung „Leben in der Platte" über den Alltag der DDR[1] eine große Resonanz beim Publikum gefunden hat, ist erfreulich. Daß sich die meisten Besucher kaum darüber verwundert gezeigt haben, dieses „Leben" fern von der ehemaligen DDR gezeigt zu finden, und das Wiener Volkskundemuseum als einen fast selbstverständlichen Ausstellungsort angesehen haben, ist bemerkens- und bedenkenswert. Jedenfalls scheint das Publikum den Wechsel von der historischen Volkskultur zur zeitgenössischen Alltagskultur und ihren populären Genres – legitimerweise? – recht unbeschwert von fachinternen theoretischen Skrupeln akzeptiert zu haben: „Im Volkskundemuseum könnte es ruhig öfter solche Ausstellungen geben + auch daß am Samstag + Sonntag länger offen ist, ist toll!"[2]

1 Müller, Wenzel: Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR der 70er und 80er Jahre (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 73). Wien 1999.

All das mag eine Nachlese bereits rechtfertigen – wobei das Wort „Nachlese" hier aus zwei Gründen steht. Einmal ist nach dem anläßlich der Ausstellungseröffnung am 16. September 1999 gehaltenen Vortrag „Wohnen ausgestellt" mehrfach gefragt worden: Hier ist er nun nachzulesen und bildet den ersten Teil dieses Textes. Wichtiger aber ist mir der zweite Aspekt und Abschnitt des Folgenden, in dem ein Einblick in das Besucherbuch geboten wird. Ein solcher Einblick lohnt schon allein deshalb, weil er Aufschluß darüber gibt, wie das Publikum auf die Ausstellung reagiert hat. Und wenn auch ein Besucherbuch selbstverständlich kein absolut verläßlicher Indikator und sein Inhalt – ähnlich den an Wallfahrtsorten ausgelegten Büchern – eine bestimmten Konditionen unterliegende Textsorte ist: die Aufforderung, sich darin einzutragen, gibt doch der Artikulation von tatsächlich existierenden Bedürfnissen Raum, und solcherart vermag das Besucherbuch einen Kontakt zwischen Museum und Publikum nicht nur zu simulieren, sondern auch zu repräsentieren. Daß es einschlägigen Assoziationen relativ freien Lauf läßt und den Besucher dazu animiert, seine „Meinung" niederzuschreiben, macht seine Betrachtung als ein zeitgeschichtlich-lebensweltliches Dokument zusätzlich reizvoll.

I. Wohnen – ausgestellt

1. Räume der Privatheit?

Wohnen ist – wenn auch nicht in seinem komplex-prozessualen Charakter – seit Anbeginn volkskundlicher Museologie ein zentraler Gegenstand der Präsentation gewesen. Die repräsentative Sphäre, durch „Volkskunst" akzentuiert, hat – man denke etwa an dekorierte Möbel – vor allem im Wohnbereich ihren Platz gefunden, ja, sie geht im Prozeß der Zivilisation mit dem einher, was Peter R. Gleichmann als „Verhäuslichung" charakterisiert hat. Die auf Otto Lehmann zurückgehenden Stubenfolgen im Altonaer Museum in Hamburg etwa oder jene im Volkskunstmuseum in Innsbruck zeigen diese Beziehung auf; was sie freilich nicht zeigen, ist, daß in diesen repräsentativen Räumen – auch wenn das Publikum sie als Wohnzimmer wahrnimmt – im modernen Sinne des Wortes nicht „gewohnt" worden ist. Dagegen steht dieses Wohnen in der Moderne – und darauf gründet sich auch

2 Besucherbuch des Österreichischen Museums für Volkskunde.

das Interesse der Besucher – zentral für das „eigene Leben": Wohnen steht – pars pro toto – für den gesamten Lebensvollzug.

Beim Ausstellen des Wohnens funktioniert – auf einer ganz alltagspraktischen Weise – der Vergleich mit dem eigenen Alltag, ja, er funktioniert nicht nur, hier drängt er sich auf. Denn die Besucher der Museen wohnen alle in irgendeiner Weise, und alle verstehen sie ihre Wohnung als „intim", als Raum der Kreativität, des „Eigenen", als Ausdruck ihrer Identität: „Was am stärksten wohl das große Publikum ergreift, ist das Erlebnis des Intimen, Übersichtlichen, Menschlichen, also das, was in starkem Gegensatz zu vielem steht, was wir in unserer eigenen Zeit erleben, wo alle Dimensionen und Maße zu gross – oder auch zu klein zu werden scheinen."[3] Kurz: Beim Wohnen und gerade beim Wohnen lassen sich Bezüge zur eigenen Lebenswelt herstellen.

Das Freilichtmuseum in Alt-Schwerin in Mecklenburg-Vorpommern ist ein besonderes Museum. Alt-Schwerin war bis 1945 ein adeliges Gut gewesen, wurde nach dem Krieg enteignet und zuerst nach dem Motto „Junkerland in Bauernhand" als Dorf in kleine Bauernstellen zerteilt, um dann in den 50er Jahren zur LPG transformiert zu werden. Das Herrenhaus selbst wurde zum Altenheim. Alle Geräte und Baulichkeiten wurden, sobald man sie nicht mehr brauchte, dem Museum zugeschlagen: Windmühle, Mähdrescher und Pflüge, die ersten russischen Traktoren und die alte Schule. So wuchs das Museum ständig und schob das immer moderner werdende Dorf gewissermaßen vor sich her.

In diesem Freilichtmuseum in Alt-Schwerin wurde in den 70er Jahren zum Zwecke der Dokumentation aus einer Katenreihe, einer Art ländlichem Reihenhaustyp also, eine Familie in eine neue Wohnung „umgesetzt". Die gesamte Wohnung, Mobiliar, Wäsche, Geschirr, Wandschmuck, die Habe also, wurden dem Museum zugeschlagen und damit das ländliche Arbeiter-Wohnen der 70er Jahre fürs Museum eingefroren. Lediglich das Original des Hochzeitbildes durften die Eheleute behalten, im Museum wurde es durch eine Kopie ersetzt. Das ist freilich ein Verfahren, das uns irritiert, weil uns solch ein Eingriff in das Privatleben unzulässig erscheint, weil Wohnen in unserer Lebenswelt zum Persönlichsten und auch zu einem der wenigen Orte der Kreativität geworden ist. Diese Vorgangsweise läßt sich aber auch als Folge eines modernen und recht vordergründigen Au-

3 Valen-Sendstad, Fartein: Die Sandvigschen Sammlungen. Wegweiser durch das Freiluftmuseum Maihaugen. Lillehammer 1960, S. 13.

thentizitätsfetischismus interpretieren.[4] Der nämlich sucht sich auf diese Weise einer Kritik zu entziehen, die meint, das bisherige Verfahren der Präsentation des Wohnens in Volkskundemuseen als Idealisierung des Historischen geißeln zu können. Die Idylle stellt sich freilich auch beim sogenannt Authentischen ein. Und damit ist sie nicht mehr nur ein Problem der Präsentation, sondern auch der Prädisposition der Besucher und Besucherinnen. Denn natürlich sind Wohnen und Inventar in Volkskunde-Museen immer schon ausgestellt, sind Stuben und Küchen nachgebaut worden. Und ihre Verstehbarkeit, Durchschaubarkeit und ihre Wiederentdeckung in den verschiedenen heimeligen Retro-Stilen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hat den bürgerlich geprägten Blick auch ohne verklärendes Zutun der Museologen in eine prästabilierte Harmonie gewiesen.

Gerade am Beispiel des Wohnens ist darüber unter dem Stichwort der Ganzheitlichkeit, das Adelhart Zippelius als Chance des Freilichtmuseums im Umlauf gebracht hat, über zwei Jahrzehnte debattiert worden. Hier in der Laudongasse, in der Dauerausstellung des Hauses, läßt sich – glücklicherweise, ohne daß ein Versuch zur Ganzheitlichkeit unternommen worden wäre – eines erkennen: Das Wohnen wird zur Gegenwart hin immer weniger öffentlich und konventionell, immer weniger regional bestimmbar – und damit zugleich auch immer persönlicher und individueller. Man denke etwa (um beide Trends zusammen zu sehen) an die Zurschaustellung persönlicher Erinnerungsstücke und Souvenirs und an die auf dem Fließband hergestellten Fabrikmöbel, auf denen oder in denen sie positioniert sind.

Wohnen in der Moderne wird – und das ist die andere Seite – deutlich hochpolitisch traktiert: „Wohnbau mit Gesinnung", mit diesem Motto war etwa die Ausstellung „Wohnen in Wien" anno 1987 überschrieben. Das ist nicht mehr die oberschichtliche Repräsentation, jene repräsentative Form, in der Lebensstil und Herrschaftsform miteinander korrespondiert haben: das ist verordnete Gesinnung, die sich wie weiland John Ruskin vornimmt, die Menschen über den Umweg des Ästhetischen zu verbessern. Stellt man das Wohnen im Museum aus, dann versucht man einerseits, das Private zu dokumentieren, hat aber zugleich immer die Gesellschaft im Blick: Die Größe der Wohnung und die Zahl der Räume etwa zeigt, wie sich die

4 Das Freilichtmuseum Kommern etwa hat sich gleich nach der Wende eine Wohnausstattung gesichert, und 1999 ist das Bild eines Studenten durch die Presse gegangen, der seine gesamte Habe einem Volkskundemuseum überlassen hat.

Gesellschaft die Familiengröße denkt. Die Frankfurter Küche der Grete Schütte-Lihotzky z.B. atmet einerseits das ergonomische Prinzip, das Sigfried Giedion auf die Kombüse der Schiffe und die enge Küche der Speisewagen der amerikanischen Eisenbahnen zurückführt. Zugleich aber steht das Bild einer neuen Frau dahinter: Denn diese Küche reflektiert die Idee aus August Bebels „Die Frau und der Sozialismus", in der die – berufstätige – Frau als durch Gemeinschaftsküchen weitgehend von der Kocharbeit entlastet geschildert wird: sie wärmt das Essen nur mehr und nützt Halbfertigprodukte. Die relative Bedeutungslosigkeit dieser Frankfurter Küche in diesem Gesellschafts- und Frauenbild, andererseits aber auch ihre industriell-ergonomische Modernität ist, wenn man ihre Positionierung und Größe ansieht, augenfällig.

Als im Jahre 1985 das Wohnen der „Wilden 50er" Jahre auf der Schallaburg ausgestellt wurde – wie das Altschweriner Beispiel und wie die heutige Ausstellung über die Platte nah an der Gegenwart –, da baute man dort idealtypisch Einrichtungen der 50er Jahre nach, die es vermutlich in dieser Stil-Reinheit nie gegeben hat. Denn Wohnen und Einrichten sind nicht erst in der Postmoderne ein Kompositionsvorgang, der die Stile miteinander verbindet; und gerade der Stil der 50er Jahre hat sich ja auch im Beigestellten und Zufälligen geäußert. Dennoch gab es Einrichtungsstücke wie etwa die Schrankwand, die typisch für diese Dekade der „langen 50er" (Werner Abelshauser) waren und die als Leitfossile Auskunft über die Lebensweise geben. Dazu gehört auch die sogenannte „Durchreiche" zwischen Küche und Eßplatz, die demonstriert, welche Rollen der Hausfrau zugedacht waren: Das Essen sollte im Verborgenen der Küche zubereitet und dann auf der Küchenseite der Durchreiche abgestellt werden; die Arbeit der Hausfrau – die dann, so die Idee und die Vorgabe der Architektur, die Küchenschürze ablegte und, nunmehr „adrett" gekleidet, von der Wohnseite die von ihr in der Küche zubereiteten Speisen auftrug –, die Küchen- und Hausarbeit also, sollte unsichtbar bleiben.

Solche Zweiteilung erinnert an die Architektur der Bahnhöfe des 19. Jahrhunderts, deren industrieller, qualmender und dampfender Teil eisenbewehrt ins wilde Land wies, der Stadt aber mit seiner repräsentativen Fassade ein gezähmtes, bürgerliches Bild repräsentativer Palastarchitektur bot. Die „Sperre" im Innern des Gebäudes, an der die Fahrkarten kontrolliert wurden, trennte diese beiden Welten und war zugleich ein Übergang von der Wildheit des Landes zum Gezähmten der Zivilisation, eine andere Art „Durchreiche".

Ähnlich ist auch die Wohnungstüre eine Sperre: hinter ihr, so scheint es, hat das Öffentliche seine Macht verloren. In der Wohnung gelten andere Regeln als am Arbeitsplatz oder im öffentlichen Raum. Hinter der verschlossenen Tür tut sich manches; so haben – belustigt wahrgenommen – bereits in den 80er Jahren erotische Fotografien aus der DDR ihren Weg in linke Fotopublikationen des Westens gefunden. Privat und nicht konform – oder doch, weil allgegenwärtig – auch dies: Auf dem Fernsehgerät standen, wie auf einem Altar im Herrgottswinkel, Kaffeedosen und andere Verpackungen für Waren aus dem Westen neben dem Urlaubssouvenir vom Plattensee. Wer an die ewig wiederholten Filmrecherchen von Elisabeth T. Spira denkt, mag erkennen, daß auch die westliche Welt des Privaten bunt, kreativ und deshalb oft auch höchst befremdlich ist. Vielleicht ist deshalb Wohnen für die Lebenswelt so wichtig, und vielleicht lernen wir aus ihr, die DDR und ihre normierte Wohnung als eine Welt voller Überraschungen nach und nach zu würdigen und zu entschlüsseln, neu zu lesen: das Leben in der DDR-Platte nicht nur nach dem Links-rechts-Raster politisch zu verstehen, sondern das industrialisierte Bauen und Wohnen auch als eine Form sich modernisierender Gesellschaften zu würdigen.

2. Die Gesellschaft in der Wohnung

Architekturgeschichlich gesehen nämlich waren die Plattenbauten der DDR fortschrittlich, und die Menschen, die darin wohnten, galten als privilegiert und waren es auch. Die nachholende Geschichtsschreibung macht die Wohnbauten zu Nischen-Orten, an denen man „Mensch" sein durfte, aber auch zu Orten, an denen die sozialistische Menschengemeinschaft verwirklicht schien. Hier war Platz für Aktivitäten des Gemeinsinns; hier trafen sich Zirkel, Gesprächskreise, und – hier wurde abgehört. Über die Systeme hinweg lassen sich Ähnlichkeiten feststellen: „Kleine Fluchten" gibt es überall. Wenn die Wohnung privat sein soll, dann kann das Parteilokal im Wohnblock eine Bedrohung sein, denn hier drängt sich die Macht zumindestens symbolisch in den Bereich des Privaten.

Die Platte ist „typisch DDR" – dem westlichen Blick jedenfalls, der dabei durchaus einäugig die graue Massenarchitektur des kapitalistischen Westens übersieht. In der Platte – so die Annahme – zeige sich hochsymbolisch DDR-Alltag und DDR-Ideologie und damit

auch der Unterschied zum Westen. Aber – und abgesehen von der höchst fortschrittlichen industriellen Herstellung der Häuser, die die Architekten der späten Moderne wie Le Corbusier vorgedacht haben: das serielle Produkt Wohnung referiert unsere Moderne. Die westlichen, kapitalistischen Wohnbauten müssen sich, zumal nach dreißig, vierzig Jahren, die gleiche Kritik gefallen lassen: ihre Familienfeindlichkeit wie ihre Standardisierung und eine Unbeweglichkeit, die dem wechselnden Bedarf neuer Familienformen oder der von Wohngemeinschaften nicht nachkommen kann, und Barrieren in die Alltage der Menschen baut.

Die Platten-Wohnbauten waren repräsentativ, sie sollten, wie alle gelenkte Bauplanung, staatlichen Akzentsetzungen folgen und gesellschaftliche Leitbilder verwirklichen. Plattenbauten entstanden nicht nur auf der grünen Wiese – wie in Lütten-Klein bei Rostock, das schon zu DDR-Zeiten für seine hohe Selbstmordrate bekannt gewesen ist, oder in Lichtenhagen, das nach der Wende unrühmlich durch rechtsradikale Ausschreitungen bekannt wurde –, sondern sie wurden mit Bedacht in die Zentren der Städte gesetzt. Die Plattenbauten stehen deshalb am Alexanderplatz in Berlin ebenso wie am Fucikplatz (Pirnaischer Platz) in Dresden. Hier, in Dresden, dessen zerstörte Innenstadt vollständig enteignet wurde, sind 100.000 neue Wohnungen gebaut worden; die Reste der alten Bebauung wurden für diese Neubauten weggeräumt.

Solches geschah nicht zufällig. Im Wohnen etabliert sich eine Gesellschaft, darin sucht sie ihren Ausdruck. Politisch symbolisiert der staatliche Wohnbau gesellschaftliche Orientierungen. Die Mächtigen der DDR haßten das bürgerliche Wohnen, das sie als privatistisch und die Menschen isolierend ansahen. Sie versuchten, ähnlich wie die Wiener Sozialisten der Ersten Republik, das individualistische „Häuselbauen" zu unterbinden. Auch die gerühmten und bis heute für die Einheimischen reservierten und gehüteten Wiener Wohnbauten verdanken ihre Geburt der Zerstörung; nicht nur das alte Erdberg wurde niedergelegt, um dem „Roten Wien" Platz zu machen, auch andere Vorstädte mußten daran glauben. Die Welt sollte durch das neue Wohnen besser werden. Eine Wiener Sozialdemokratin hat das 1933 auf einem Kongreß in Würzburg in fast sakralen Tönen formuliert: „Wenn Christus in Wien auf die Welt gekommen wäre, hätte er nicht auf Stroh liegen müssen, weil ihm das rote Wien Windeln gegeben hätte, weil die rote Gemeinde christlicher ist als die katholische oder die protestantische." Umgekehrt und andererseits: auch wer das Bausparen des Einzelnen fördert, verfolgt damit ein

gesellschaftspolitisches Ziel: dem Bürger mit seinem Eigenheim ein Genügen zu verschaffen.

3. Unsere Maßstäbe: fremde Blicke – Blicke des Befremdens

Gottfried Korff hat einmal mitgeteilt, daß im Freilichtmuseum Kommern Besucher aus den USA ganz erstaunt darüber gewesen waren, daß die früheren Bewohner aus diesen netten Häusern nach den USA ausgewandert seien. Im Freilichtmuseum Stübing haben sich ältere Frauen, die auf einem Gemeindeausflug das Museum besuchten, glücklich geschätzt, die alten Häuser mit Feuerstellen und knappstem sanitären Inventar, die sie nun besuchsweise aufsuchten, gegen moderne Häuser mit bequemen Installationen eingetauscht zu haben. Am selben Tag und am selben Ort haben junge grün-intellektuelle Frauen die mit Geranien ausgestatteten Bauernhäuser reizend und wunderbar gefunden und begonnen, sich virtuell in ihnen einzurichten und sie zu beziehen. In Rumänien stand eine ältere Frau vor ihrem wunderschönen spätbarocken Vorstadthaus inmitten eines blühenden Gartens und bedauerte, nicht in einem der modernen Hochhäuser zu wohnen; sie beklagte, daß Ceaucescu nicht mehr dazugekommen sei, auch sie mit einer komfortablen Wohnung im Hochhaus zu versorgen. Und es ist – als ein letztes Beispiel – daran zu erinnern, daß die Wohnhäuser der Jahrhundertwende, oft schlecht und billig gebaut, dem reinsten kapitalistischen Kalkül von Bauunternehmern und Spekulanten folgend, heute – darauf hat Hans-Friedrich Geist aufmerksam gemacht – als zutiefst humane, leidenschaftlich gepriesene, gesuchte und hoch bezahlte Architektur gelten. Maßstäbe und Blicke können sich ändern.

4. Eine andere Welt?

Die DDR war auch die Welt einer ausdrücklich und gewollt anderen Sprache, die Welt der „Sättigungsbeilage", der „Plaste und Elaste aus Schkopau", wie die Reklame auf den Brücken der Transitstrecke mitteilte, von „Broiler", dem Hähnchen, und der „Grilletta", einer Mischung aus Hamburger und Frikadelle (Fleisch-Laberl, -Pflanzl, -Küchle). Es war ein Land, in dem die Bockwurst 39 Pfennige kostete, die Welt einer Gaststättenkultur, in der man im „Gastmahl des Meeres" vom Ober „plaziert" wurde, eine Welt, in der das Kollektiv in

den durch Stühle oder Seile abgetrennten Teilen des Restaurants auch bei dringendem, aber eben ungeplantem Bedarf nicht bediente. Es war das Land, in dem es auf der Speisekarte des Interhotels in Halle „Für unsere kleinen Gäste" die „Kleine Abendplatte Pittiplatsch" – so der Name einer Fernsehfigur – gab. Und es ist das Land des Ampelmännchens und des Rechtsabbiegepfeils geblieben und das des gesamtdeutschen Sandmännchens geworden.

Das Land der geplanten kollektiven Sicherheit, sei es für Studium oder Beruf, ist es nicht mehr. Umso wichtiger wird das familiäre Privatleben – auch dies wird in den Plattenbauten gelebt. Ein Teil dieser Bauten ist modernisiert, wer die Mieten bezahlen kann, wohnt dort, wohnt dort weiter; wer sie nicht bezahlen kann, wohnt in Plattensiedlungen, die sich dem Klischee des lange eingeübten westlichen Blicks erst heute annähern: Sie sind entweder aufwendig renoviert und dadurch teuer oder sie sind verkommen, sind grau und nur noch jede dritte oder vierte Wohnung ist bewohnt. An ihnen findet dieser westliche Blick heute seine späte Wirklichkeit. Aufschwung Ost und Abbruch Ost stehen fast überall nebeneinander, Hauswand an Hauswand.

In der Volkskammer hat vor zehn Jahren Margot Honecker bekannt gegeben: „Die Saat ist aufgegangen." Sie meinte damit die dekadente westliche Pop-und Konsumkultur, die das Scheitern der DDR verursacht habe. Nach dieser Lesart habe der Westen damit erst sich selbst verrückt gemacht und dann weitererzählt, es gäbe außer Arbeit noch etwas anderes im Leben – ein anderes Leben nämlich.

1983 hat Udo Lindenberg sein Lied vom „Sonderzug nach Pankow" nach der Melodie des Glenn-Miller-Stücks „Chattanooga Choo-Choo" gesungen und darin ironisch seiner Vermutung Ausdruck verliehen, „Honni", so nannte er im Lied Erich Honecker, würde sich – Stichwort: anderes Leben – ins Klo einschließen, eine Lederjacke anziehen und heimlich Westmusik hören. Das war wohl nicht so, und Udo Lindenbergs Wunsch nach einem Treffen mit Honecker (mit dem er durchaus sympathisierte) ist auch erst spät in Erfüllung gegangen. Dabei hat ihm Lindenberg eine Lederjacke mitgebracht und Honecker, der ehemalige Trommler in einem saarländischen Arbeiterorchester, sich mit einer Schalmei revanchiert.

Pop und Rock and Roll galten als Gefahr für die Ordnung – das galt übrigens für Ost und West; obwohl dort Frank Schöbel und hier Peter Alexander und Udo Jürgens mehr Gehör fanden als Karat und die Puhdys oder eben Udo Lindenberg. Rock als Gefahr für die

Ordnung: heute klingt das fast lächerlich. Aber auch im Westen hat man von Kulturverfall und Auflösung der Ordnung geredet, und der Rock galt als die Musik der Aufsässigkeit („Saat der Gewalt") und derer, die das Leben im Staat kritisierten.

Vergleichsmöglichkeiten gibt es also durchaus. Und insofern läßt sich natürlich auch fragen, wieweit das Wohnen das Leben ist und wieweit sich der gesellschaftliche Kontext in die Wohnwelt einmischt. Gewiß, Günther Gaus' These von der Nischengesellschaft DDR ist nicht falsch. Doch läßt sie sich nicht auf jenen Staat DDR beschränken. Es könnte ja doch sein, daß der Bedarf nach „Nischen" der Bedarf einer modernisierten Welt ist, die sich den Zumutungen von außen, woher immer sie kommen, zu entziehen sucht.

II. Das Besucherbuch

Wenn das so ist, dann liegt der Vergleich mit der Ausstattung des „privaten" Bereichs nahe. Und ein solcher Vergleich wurde denn auch von vielen jener Besucher angestellt, die im ausgelegten Besucherbuch die Ausstellung auf insgesamt 67 Seiten kommentiert haben. Fast immer haben sie sich, ihre Person und ihr persönliches Leben in einen Bezug zu dem in der Ausstellung Gezeigten gebracht. Keine Frage, der Vergleich stand im Vordergrund; und wenn es auch in der Regel zunächst der Ost-West-Vergleich gewesen ist, mit dem begonnen wurde, so trat dieser doch in den – zuweilen bemerkenswert ausführlichen – Eintragungen zumeist zugunsten allgemeiner wie spezifisch ästhetischer Reminiszenzen und Reflexionen – Reflexionen auch über die Rolle der Erinnerung im eigenen Leben – in den Hintergrund.

Eine Wienerin (geb. 1940) hat „viel Vertrautes aus meinem ‚Alltagsleben' gefunden": „Obwohl ich von Österreich bin, habe ich die Kleidermode auch getragen, wahrscheinlich nicht so lange." Eine Besucherin aus Leipzig fragt sich, ob absichtlich „nur DDR-Mode aus den 70er Jahren gezeigt wurde, um darzustellen, wie altmodisch und stillos man in der DDR war. Wo sind die tollen Kinderbücher, die es im Osten gab?" Und ein Potsdamer schreibt: „Schade, daß überwiegend nur die 60er und 70er Jahre ausgestellt sind [...] In den 80er Jahren war auch die DDR moderner." Ein anderer Besucher spricht geradezu von einer Unfairness dieser Art zeitlicher Schwerpunktset-

zung in der Ausstellungsgestaltung: „1970/80 war das Design auch im Westen anders." Diese Art Eintragungen zeigt, daß die Menschen über ihren alten Staat (den sie deswegen nicht lieben müssen) nichts kommen lassen wollen – um so ineins ihre Biographie, ihr gelebtes Leben von dem Ruch permanenter Rückständigkeit zu befreien. – Das knüpft an eine Kritik, wie sie bereits gegenüber ähnlichen Ausstellungen, die es nach zehn Jahren Bundesrepublik in den fünf neuen Bundesländern allerorten gab, laut geworden ist: „So altmodisch sind wir nicht gewesen", konnte man in einer Ausstellung über den DDR-Alltag im Historischen Museum in Dresden 1999 mehrfach lesen. Ein Besucher attestiert im übrigen der Wiener Ausstellung, „weitaus objektiver als eine mit fast gleichem Inhalt in Halle an der Saale" zu sein.

Es scheint zwar so zu sein, daß die prägnanten, plakativen und damit einer Ausstellung zugänglichen Konturen jene älteren DDR-Muster sind, die eine signifikante Andersartigkeit aufweisen. Dennoch findet sich immer wieder die Bemerkung, daß die Ausstellung einen „Blick auch in unsere eigene Vergangenheit" biete. Der Unterschied in Deutschland-West und Deutschland-Ost sei größer als hier am Ausstellungsort, so wird vermutet, und deshalb sei in Wien der „Zeitabstand in der Entwicklung nicht so weit." Ja, man fühlt gar „in mancher Beziehung eine Erinnerung an die unmittelbare Zeit nach 1945": „Ich bewohne eine Wohnung in Sievering", schreibt ein ehemaliger DDR-Bürger, „mit Armaturen aus den 70ern", und auch die Werbung und Auslagen seien (in der DDR) so wie in den Wiener Außenbezirken. „Auch die Menschen untereinander haben noch die Gemütlichkeit und den Flair des Zusammenlebens." Ein anderer bemängelt, daß „die ausgestellten Exponate [...] genausogut an einen Wiener Gemeindebau erinnern." Und wieder einem anderen fehlt der „Bezug zur DDR [...] diese Ausstellung hätte genausogut eine Periode in Österreich zeigen können." – In dieselbe Kerbe, wenngleich wohlwollender, schlägt diese Eintragung: „Zwar im Westen aufgewachsen, dennoch zahlreiche Erinnerungen, die beim Anblick der Exponate wieder wachgerüttelt werden. Durch die Musik marschierend durch die Ausstellung getragen, ist sie ein Genuß." Eine andere lobt ebenfalls die Ausstellung, meint aber, „authentischer wäre es gewesen mit dem Odeur des DDR-typischen Desinfektionsmittels".

Gerade beim Thema Wohnen und Alltag drängt sich der Vergleich auf: „Die Exponate unterscheiden sich nicht so sehr von den Alltagsgegenständen der 70er Jahre, mit denen ich aufgewachsen bin." Doch

dieser Vergleich trägt auch weiter: „I am from California – This looks like my grandmother's apartment. She lived in Venice during the 1950's." Und dann dreht die Besucherin ab: „Mexico is much worser than East Germany! If you think this is sad – better never go to Mexico." – „Ich bin ebenfalls Amerikaner, und weiß trotzdem, daß keiner die DDR ‚sad' findet", steht darunter – als Ehrenrettung?

Mehrfach werden die ernsten Gesichter auf den Fotos mit dem System – „einem Staat, dessen wichtigste Erfindung offenbar ‚Plaste' gewesen ist" – in Verbindung gebracht. Und am 18. September schreibt ein Besucher: „Auch die Wiener lachen mit den Mundwinkeln nach unten, oder? Und das Totalitäre lieben sie auch! Und wie! (3.10.99!)" – ein immerhin bemerkenswerter Vorgriff auf die Wahl am 3. Oktober 1999. – Im weiteren dann wieder Überlegungen, die an die Wahrnehmung eines exotischen Volksstammes erinnern: „Trotz der Einfachheit, denk ich mir, waren sie glücklich." Auch solche Vermutungen zeigen, daß vor allem verglichen wird: ästhetisch und politisch. „Jedoch war das Leben in den ‚Nischen' auch sehr bunt und phantasievoll, da wäre auch noch eine Ergänzung nötig", schreibt ein Wiener – er hatte vielleicht gerade den Leander Haußmann-Film „Sonnenallee" gesehen, der ein anarchisches und buntes DDR-Leben voller Spielräume zeigt. „Um Vieles ists doch schad!", wird notiert, „war nämlich auch schön so", und: „Schade um dieses Land!" Und eine „Einwohnerin einer Platte" kritisiert, daß die „‚ostdeutsche' Lebenskultur sich nicht nur auf Einzwängen-Lassen und Konsumgenossenschaft" beschränkt habe. Und: „Ich für meine Person habe in diesem ‚unmenschlichen System' – wie der Einführungstext dieser Ausstellung die DDR betitelt – eine sehr unbeschwerte und keineswegs unterdrückte Kindheit erlebt". So schreibt eine 22jährige; und auch drei Frauen „aus Leipzig und jetzt wohnhaft in Wien" – die jugendlich mit ihren Vornamen zeichnen und mit dem Motto der Jungen Pioniere „Seid bereit! – Immer bereit!" grüßen – „erlebten eine unbeschwerte, wunderschöne Kindheit in der DDR; so daß wir es auch verschmerzen konnten, keine ‚Barbie' besessen zu haben. Aber wir sind doch froh, daß die Mauer weg ist ...". Für eine (geflüchtete) DDR-Bürgerin ist die Ausstellung eine „Erinnerung an eine tolle Kindheit, nette Leute und vor allem Zusammengehörigkeitsgefühl. [...] Als original Plattenkind war es einfach wunderbar und amüsant die Dinge zu sehen, die mich 10 Jahre meines Lebens begleiteten. Ich erinnere mich nur an sehr schöne Zeiten. [...] Für mich ist die Ausstellung ein Ausflug in die Kindheit".

Einem Wiener wieder vermittelte die Ausstellung den Eindruck, „daß manche Ideen der DDR gar nicht einmal so schlecht waren – wenn nicht das System der Unterdrückung gewesen wäre"; denn die „Idee, jedem Bürger seine Wohung [...] zu einem leistbaren Preis" zu verschaffen, sei „schließlich nicht einmal bei uns Realität". Und in analogem Gedankengang vergleicht ein Schweizer Besucher mit dem Zürcher Aussenviertel Schwamedingen, wo Wohnungen „mindestens genau so hässlich" seien wie in der DDR, „nur mit dem einen grossen Unterschied, dass für eine Schwamedinger Wohnung bis zu 3/4 eines Familieneinkommens draufgehen." Manche Eintragungen sind in diesem Zusammenhang von lapidarer Prägnanz: „Kein Unterschied zur Großfeld-Siedlung"; und: „hier hatte ich auch nicht viel mehr." Kritik wie Sympathie sind dabei nur zu deutlich verteilt: „Die tendenziösen Texte der Aussteller klammern aus, daß eine Wohnung z.B. in Kaisermühlen genauso ausschaut(e), aber in der DDR weniger kostete."

Eine 1975 geborene Sächsin hat in der Ausstellung „ein Stück meiner Identität" wiedergefunden: „Habe 18 Jahre in der Platte gelebt. Das Schöne daran war, daß man sich auch bei Freunden in der Wohnung sofort zu hause fühlte, weil überall die gleichen Möbel und ‚Schmuckstücke' rumstanden. Am wichtigsten war meiner Meinung nach das Zusammengehörigkeitsgefühl, was ich heute sehr vermisse." Letztere Bemerkung ist der Tenor einer Reihe von Eintragungen: „Ich vermisse die Gesellschaftsform DDR nicht", schreibt eine vor zehn Jahren geflüchtete Frau, „aber manchmal mehr Menschlichkeit hier." Und auch sie hebt hervor: „Irgendwie waren doch fast alle Leute gleich – jeder hatte die gleiche Einrichtung und für jeden gab es die gleichen Artikel im Konsum zu kaufen." Carmen, die einundzwanzig Jahre in Halle/Saale gelebt hat und jetzt in Wien wohnt, grüßt „mit sozialistischem Gruß ‚sei bereit!'" und fügt an: „aber die ‚Platte' und die Leute aus dem Osten waren und sind gut." Gegrüßt wird im Besucherbuch – ironisch oder nicht – auch mit „Freundschaft!". Und nur die Einschriebe „Völker höret die Signale" und „Beim nächsten Mal wird es gelingen!" hat ein dritter Besucher mit dem Bemerken „Arschloch" durchgestrichen.

„Auffallend viele ‚ostzonale' Besucher in dieser Ausstellung" erkennt ein West-Deutscher: Man fahre offenbar „nach Wien, um sein vergangenes Land und Leben zu betrachten." Auffällig ist in der Tat, wie viele ehemalige DDR-Bürger sich in das Buch eingeschrieben haben; auffällig auch, wie man die Kompetenz, ein Urteil zu fällen, begründet: Man gibt die Jahre an, die man in der DDR, in der Platte

verbracht hat, skizziert seine Beziehung zur DDR: „Meine Mutter stammt übrigens aus Sachsen"; „durch Heirat Ausreise nach Wien"; „war selbst oft drüben zu Besuch" (eine Wienerin). Man erzählt seine Lebensgeschichte: „Vor 10 Jahren Flucht aus der DDR mit meiner damals 6jährigen Tochter. Sie mit ihren 17 Jahren findet diese typischen DDR-Gegenstände ziemlich lustig; weit entfernt." Einige Wiener wieder erzählen von den Schikanen, denen sie bei ihren Reisen ausgesetzt gewesen sind – „ich bin heute noch böse, daß mir beim jährlichen Verwandtenbesuch meine Comic-Hefte immer weggenommen wurden" –, und stellen eben damit zugleich ihre Kenntnisse unter Beweis, die sie bei dienstlichen und privaten Reisen – „ich hatte (und habe) Verwandte im Osten" – in die DDR erworben haben.

Ein Österreicher, „der die DDR selbst mehrmals erlebt hat", freut sich zwar, „daß so viele Gegenstände erhalten blieben", hat aber „trotz nostalgischen Rückblicks eines damaligen ‚Westlers' [...] auch viele unangenehme Erinnerungen an diesen dreckigen Rest Deutschlands." Ein anderer Österreicher, aus Leipzig 1946 nach Wien gekommen, teilt die Bezeichung „Arbeiterintensivhaltung" für die Bauten mit. Und ein Brandenburger schreibt ausführlich über das „Einweckglas DDR", in welchem „eine saures Früchtchen über 40 Jahre heranreifte." In diesem Zusammenhang wird mehrfach kritisiert, daß der Überwachungsapparat in der Ausstellung ausgeklammert wird und damit die Angst vorm Nachbarn, die Relation Ostmark/Westmark: „Es war nicht nur nostalgisch schön!"

Schließlich weist ein knapper Eintrag auf einen Höhepunkt der nationalen Fußballhistorie Österreichs: „AUT – DDR 3:0 – 89 Danke!" Gemeinsamkeit und Vergleich: Ostdeutschland sei Österreich näher als Westdeutschland. „Zwischen Österreich und D-Ost gibt es seltsam viele Gemeinsamkeiten", meint ein Sachse. „Die DDR war der bessere Teil von Deutschland". Die DDR wird als „preußisches Österreich" bezeichnet. „Für nicht allzu sensible Naturen blieb es aber durchaus erträglich", meint ein anderer und verweist auf Errungenschaften wie Grundversorgung, öffentliche Verkehrsmittel und ähnliches. In den Ausstellungstexten sei die politische Einstellung – leider – unschwer zu erraten. „Wie toll ist doch alles bei uns in Österreich (gewesen) oder?" „Ich war angenehm überrascht über die nicht verfälschende Darstellung vom Leben in der DDR. War nämlich auch schön und so ..."

Immer wieder ist im Besucherbuch die Verwunderung über die Tatsache formuliert worden, daß die eigene Lebenswelt bereits mu-

sealisiert wird, daß „Geschichte" so nah ans eigene Leben heranrückt und daß die banalen Gegenstände des vergangenen und wohl auch gegenwärtigen Alltags im Museum präsentiert werden können. Gegenstände, die man selbst noch besitzt, sind gleichzeitig im Museum zu finden. Die These Hermann Lübbes, daß die Vergangenheit immer näher musealisiert an uns heranrücke, wird augenfällig – und sie wird aufmerksam wahrgenommen. Die Besucher, von der ausgestellten „Sache DDR" ebenso betroffen wie von der Beobachtung der schnellen Musealisierung ihrer Alltage überrascht, akzeptieren das Bewahren der Alltagskultur, die – als eigene Vergangenheit – ihrer Banalität entrückt und dabei geradezu sakralisiert wird. Das gilt nicht nur für die untergegangene DDR, die in ganz neuer Weise in unsere Gegenwart hineinlebt. In die Materialität der Alltagsgegenstände wird hochsymbolisch neuer Sinn hineingesehen, wie sich etwa am Revival der Markenprodukte der DDR erkennen läßt. Die „Tempo-Linsen" etwa, in der Ausstellung zentral positioniert, sind inzwischen in Form eines Gesellschaftsspiels in den Buchläden der neuen Bundesländer zu finden.

Auch in der Konfrontation mit den Objekten des „alten" Alltags im Museum wird Geschichte runderneuert[5], entstehen neue Geschichten. Sie zeigen auch, wie schwierig es ist, einen Alltag, der eben zehn Jahre nicht mehr existiert, zu rekonstruieren – im Museum und im Kopf. Bleibt die Frage, ob solche Rekonstruktion hilfreich und notwendig ist, und wieweit schon durch die bloße Thematisierung dieses Alltags ein Diskurs weitergetragen wird.

Konrad Köstlin, Exhibited Living. Life in the "Platte" (prefabricated housing). Some Afterthoughts

In this contribution, on the occasion of the opening of the exhibit "Life in the 'Platte'," one can "read" various considerations about the significance of living between private and public lifeworlds (and not just in the former GDR). At the same time, insight is provided through the commentaries made about the entries written into the visitor's book (available at the exhibit). The reactions of the visitors, a consequence of the "museumification" tendencies nowadays, show people are becoming more and more used to expressing their personal circumstances and experiences in relation to what they see exhibited. Such written reactions are not only a measure of how the exhibit is valued, but in this case are notably explicit and reflect the wide range of responsibilities and competencies visitors had.

5 Köstlin, Konrad: 50 Jahre DDR. Runderneuerte Geschichten vom Alltag. In: Müller, Wenzel: Leben in der Platte (wie Anm. 1), S. 19–36.

Neuerscheinung

nichts tun.
vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen
Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 116 Seiten, 87 Farbabbildungen, Format 13,0 x 23,0, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 75)
ISBN 3-900359-89-X

Das Schwierigste, was man sich als Zeitgenosse vornehmen kann, ist das Nichtstun. Es ist keineswegs einfach, sich von der Moral der Arbeitsalltage frei zu machen. Das kleine Format, die eher unspektakulären kleinen Freuden sind es da vor allem, die man sich gönnt. Dazu bedienen wir uns spezifischer Dinge und Orte. Daß und wie Dinge und Orte unser Nichtstun ‚kultivieren', davon handelt diese Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung vom 8. Juni bis 5. November 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Vom Spazieren, Promenieren und Flanieren ist hier die Rede, vom Herumfahren, vom „Drahn" und Warten, vom Blaumachen, Pausieren, Entspannen und vom Genießen, Ruhen, und Sinnieren. Der Kosmos dreht sich um die kleinen Freuden, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten und in den Stadt- und Gefühlslandschaften Wiens (aber nicht nur dort) beobachten lassen.

Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler (Hg.)
hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags.
Wien, Löcker, 2000. – 160 Seiten, 15 Abbildungen,
Format 13,0 x 23,0, brosch.
ISBN 3-85409-326-8

Außergewöhnlich und selbstverständlich, beliebig und liebgewonnen – widersprüchlich, das sind die kleinen Freuden, wie wir sie in unseren Alltagen suchen und finden. Ein Kompendium von Auftakten, Interventionen, Fundstücken und Gedankenstrichen, das Gleichzeitigkeiten, und Mehrdeutigkeiten im Blick hat und zuläßt, das ist dieses Buch. Eingeladen, ihre Ideen und Bilder von freien Zeiten und Räumen – jenseits standardisierter Freizeiten – zu entwickeln, haben hier Autoren und Autorinnen, Künstler und Wissenschaftler ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Die Beliebigkeit (nehmen wir den Begriff ruhig einmal beim Wort) ist das Merkmal der kleinen Freuden. Eine kleine Freude, dies kann der Wunsch sein oder auch die Wunscherfüllung, dies kann das Wählenkönnen sein, im Gegensatz zum Entscheidenmüssen. Die Beliebigkeit und das Wählenkönnen sind auch das (Lust-)Prinzip dieses Lesebuches.

Ausstellungskatalog und Anthologie können gemeinsam erworben werden zum Sonderpreis von
ATS 398,—/DM 56,56/EURO 28,92 (exkl. Versand)

Einzelpreis Katalog:
ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand)
ATS 230,—/DM 32,68/EURO 16,71 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Anthologie:
ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand)
ATS 230,—/DM 32,68/EURO 16,71 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 183–214*

Mitteilungen

Drachen – gestern und heute

Vom Wandel eines Feindbildes*

Lutz Röhrich

Von allen Ungeheuern des Märchens, der Sage und der Mythologie ist der Drache das schrecklichste. Wo immer er auftritt, ist er der stärkste und gefährlichste Widersacher eines Helden. Anschauliches Beispiel einer Drachenkampf-Erzählung ist das Grimm'sche Märchen von den zwei Brüdern (KHM 60):

Der Held kommt in eine Stadt, die ganz mit schwarzem Trauerflor ausgehängt ist. Er erkundigt sich nach dem Grund und erfährt, daß am folgenden Tag die Königstochter einem Drachen ausgeliefert werden müsse, der vor der Stadt auf einem Berg wohnt und alljährlich eine reine Jungfrau verlangt. Der König hat dem, der den Drachen besiegt, seine Tochter zur Frau versprochen, und er soll auch nach seinem Tod das Reich erben.

Es handelt sich um einen besonders furchtgebietenden, schwer zu besiegenden Drachen, denn er hat sieben Köpfe. Warum gerade sieben? Es könnten ja auch zehn, hundert oder auch nur drei sein – Zahlen, die im Märchen eben eine Vielzahl umschreiben. Daß der Drache gerade sieben Köpfe hat, scheint aber kein Zufall. Er steht damit in der ikonographischen Tradition des Drachen aus der Apokalypse, wo die Siebenzahl der Drachenköpfe einen besonderen Sinn hat. Der Drache symbolisiert dort nämlich das römische Reich mit seinen sieben Provinzen.

Daß der Drachensieger die von ihm befreite Jungfrau heiratet und, da sie eine Königstochter ist, auch noch König wird, entspricht den vereinbarten Bedingungen und den Erwartungen eines Märchens. Heutzutage mutet es freilich ein bißchen frauenfeindlich an, wenn die Frau nur einfach eine Trophäe ist und nicht weiter hinterfragt wird, ob ihr der Drachenbesieger

* Dieser Beitrag bringt die gekürzte Fassung eines Vortrags, den Prof. Dr. Lutz Röhrich anlässlich der Generalversammlung 2000 des Vereins für Volkskunde in Wien am 30. März 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde gehalten hat. Der Vortrag fand begleitend zur Sonderausstellung vom 29. Februar bis 21. Mai 2000 des Österreichischen Museums für Volkskunde und der Österreichischen Gesellschaft für Chinaforschung „Drache. Majestät oder Monster" statt.

Abb. 1: Albrecht Dürer, Drache der Apokalypse. Aus dem Holzschnittwerk „Die heimliche Offenbarung Johannis"

Abb. 2: Tristans Kampf mit dem Drachen. Terraverdemalerei, Anfang 15. Jahrhundert, Schloß Runkelstein bei Bozen, Sommerhaus, Tristanzimmer. Postkarte

auch sympathisch ist und sie ihn liebt. Sie hat ihn zu nehmen. So sieht es das Recht des Siegers in einer heroischen Welt vor, in der die Drachenkämpfe zuhause sind. Schlimmer noch für das arme Mädchen: Ein Betrüger hat sich die Rechte des vom Kampf ermatteten Drachensiegers angemaßt, das Mädchen erpreßt und zur Heirat gezwungen. Fast kommt es dazu. Der Betrüger hat zum Beweis seines Erfolgs dem Drachen die sieben Köpfe abgeschnitten, die er vorweisen kann. Aber die sieben Drachenköpfe haben keine Zunge. Die kann nur der wirkliche Drachentöter vorlegen, denn er hatte sie dem toten Ungeheuer herausgeschnitten. Die Zungen sind das Wahrzeichen seines wirklichen Sieges. Diese Episode bewirkt nicht nur eine spannende Ausgestaltung der Drachenstory, die sonst schnell erzählt wäre. Auch andere Erzähler haben sie sich nicht entgehen lassen. So z.B. Gottfried v. Straßburg in seinem Tristan, der sich ebenfalls mit Hilfe der Drachenzungen gegenüber seinem betrügerischen Rivalen zu legitimieren weiß. Aber was soll das Herausschneiden der Drachenzungen? Auch hier stoßen wir auf älteste Glaubensschichten des Drachenkampfes. Das erlegte Untier soll gänzlich tot und auch nicht mehr in der Lage sein, noch zu sprechen oder etwa Hilfe herbeizuholen. Schon aus der archaischen griechischen Vasenkunst kennen wir solche Helden, die mit Hilfe einer Sichel einem sterbenden Untier die Zunge herausschneiden, um es an Rache- oder Hilferufen zu hindern. Das scheint ältester Jägerbrauch gewesen zu sein.

Zur selben altertümlichen Schicht gehören auch die Tiere, die dem Helden helfen, den Drachen zu besiegen. Natürlich müssen das starke Tiere sein. Aber ein Löwe ist es z.B. auch in der mittelalterlichen Überlieferung von Heinrich dem Löwen, der auf einer Kreuzfahrt im Orient Zeuge eines erbitterten Kampfes zwischen einem Drachen und einem Löwen wird. Es ist keine Frage, für wen sich der Held entscheidet: Der Drache ist ein Bild des Bösen, des Teufels, der Löwe dagegen ein edles Tier, das auch Christus symbolisiert. So befreit Heinrich den Löwen, der ihm als dankbares Tier bis in seine Heimat folgt und schließlich sein Wappentier wird. Noch heute steht er in dieser Funktion als Denkmal in der Burg von Braunschweig.

So zeigt gerade das einzige wirkliche Drachentötermärchen der Grimmsammlung eine Fülle altartiger Motive: Menschenopfer, Jungfrauenbefreiung, hilfreiche Tiere, die Drachenzungen. Und alle diese Motive lassen sich in den Drachenkampferzählungen über das Mittelalter bis in die antike Welt in eine heroische Frühzeit zurückverfolgen.

Unsere Erinnerung an Drachen wird natürlich nicht nur von Märchen-Reminiszenzen gespeist, sondern auch von solchen der Heldensage: Siegfried ist der Drachenheld aus unseren Kinder- und Jugendbüchern. Das Nibelungenlied läßt sich jedoch eigenartigerweise die ausführliche Schilderung eines Drachenkampfes entgehen. Aber sie kommt in anderen – älteren –

Abb. 3: Heinrich der Löwe im Kampf mit dem Drachen. Miniatur 1474, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. poet. fol 4

Siegfriedüberlieferungen voll zur Geltung (Lied vom hürnen Seyfried, Völsunga- und Thidreks-Saga), woraus sie übrigens auch Richard Wagner für seinen Ring des Nibelungen bezogen hat, wo bekanntlich der Drache Fafnir auf offener Szene von Siegfried erschlagen wird. Fafnir bewacht den Hort – und Gold und Geld ist (neben der Liebe) die andere große Motivation eines Helden, den Kampf gegen das Ungeheuer zu wagen. Die Erlegung des Ungeheuers hat für Siegfried allerdings auch noch andere folgenreiche Nebenwirkungen: Er badet sich im Drachenblut und wird dadurch ‚gehörnt', d.h. mit einer Hornschicht überzogen, die ihn unverwundbar macht, bis auf eine kleine Stelle am Rücken, die ihm später zum Verhängnis wird. Und Siegfried erlernt durch das Drachenblut auch die Sprache der Vögel zu verstehen, die ihn weiter leiten und warnen.

Nun ist Siegfried bei uns zwar der bekannteste, aber keineswegs der einzige Drachenbesieger aus mittelalterlich-heroischer Welt. Der Drachenkampf wurde zum Inbegriff des mittelalterlichen Heldenlebens überhaupt und gehört zum typischen Modell einer heroischen Biographie. In der Epoche um 1200 war einfach kein rechter Mann, wer nicht wenigstens einen Drachen erlegt hatte. In diesem Sinn sind auch Wigalois, Lanzelot, Tristan, Heinrich der Löwe, König Ortnit, Wolfdietrich, König Artus u.a. Drachenbezwinger. Im 13. Jahrhundert steigert sich dies noch ins Phantastische: Im Wunderer-Epos muß Dietrich von Bern bis zum Jüngsten Tag gegen Drachen kämpfen, und sogar nach seinem Tod erschlägt er täglich drei davon. Auch die Helden der Antike werden in der Rückschau mittelalterlicher Dichter zu Drachenkämpfern: Achilles oder Alexander der Große.

Die Blütezeit der heroischen Epik des Hochmittelalters fiel zusammen mit der Ausbreitung der Georgslegende. Der heilige Georg – bis heute unbestritten der bekannteste Drachensieger der Legende – hatte nach seinen früheren Überlieferungen nichts mit Drachen zu tun, sondern er war ein Märtyrer. Erst im 12. Jahrhundert trat der Drachenkampf hinzu und wurde schnell zur bekanntesten Begebenheit der Georgslegende. Sie folgt genau unserer oben skizzierten Märchenstruktur mit dem einzigen Unterschied, daß der hl. Georg die vom Drachen befreite Königstochter nicht heiratet, sondern ihrem Vater zurückgibt. Eine Liebesgeschichte paßte schlecht zu einem christlichen Heiligen. Umso mehr aber der Kampf gegen das Böse, das der Drache symbolisiert. Insgesamt kennt die katholische Kirche über 60 verschiedene Drachenheilige. Die Überwindung eines Drachen gehört zu den miracula, d.h. der Drache wird immer mit göttlicher Hilfe auf wunderbare Weise getötet, sei es mit einem geweihten Schwert, einer Lanze, durch das Vorhalten eines Kruzifixes oder durch Kreuzeszeichen und Gebet. Darum kennt die Legende auch weibliche Drachenkämpfer wie z.B. die hl. Margarete von Antiochien. Aber der einflußreichste Drachenkämpfer der christlichen Welt blieb doch der hl. Georg. Er ist nicht nur der Patron der ganzen christlichen Ritterschaft, der Schutzheilige zahlreicher Adelsfamilien (wie z.B. auch des englischen Königshauses), zahlreicher Städte (z.B. Freiburgs, St. Georgens) und Kirchen. Entsprechend oft ist er auch abgebildet worden. Vielfach führte die bildliche Darstellung des Drachenkampfes in den dem hl. Georg geweihten Kirchen zur Lokalisierung neuer Drachensagen. Worms, Wormingford, Wurmlingen, Drachenfels etc. sind solche Ortsnamen, die an Drachenüberlieferungen anschließen. Aber auch Klagenfurt soll seinen Namen bekommen haben von den Klagen, die man dort wegen der Tyrannei eines Drachen hörte. Und die Stadt Geldern am Niederrhein hat nach der Sage ihren Namen von den gellenden Schreien eines Drachen bei seinem Todeskampf erhalten.

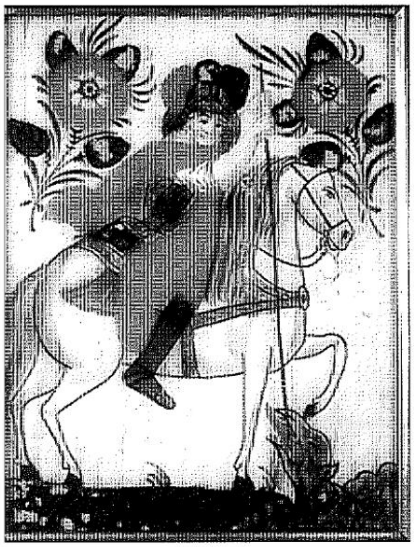


Abb. 4: Heiliger Georg, Hinterglasbild, Fürstenhut, Hochböhmerwald, Österreichisches Museum für Volkskunde. Foto: Helena Bakaljárová
Abb. 5: Heilige Margaretha, Andachtsbild, Österreichisches Museum für Volkskunde, Foto: Helena Bakaljárová

Nun befinden wir uns im Bereich der Sage, und zu ihrer Wesensbestimmung gehört ja die Glaubwürdigkeit, ihre Anbindung an Ort und Zeit. So merkwürdig es klingt: Gerade eine so phantastische Figur wie die des Drachen hat lange Zeit volle Glaubwürdigkeit beansprucht. Drachensagen sind noch ins 19. und beginnende 20. Jahrhundert für wahr gehaltene Volkserzählungen. Die hauptsächliche Stütze seiner Glaubwürdigkeit erfuhr der Drache aber durch die Bibel selbst, denn was in der Hl. Schrift stand, konnte ja nicht falsch sein. Die biblischen Drachenvorstellungen gehen auf babylonische Überlieferungen zurück. Am deutlichsten sind die Zusammenhänge bei Daniel 14,23–28, wo von der Verehrung eines hl. Drachen bei den Babyloniern erzählt wird. Daniel tötet den Drachen, den er auf Befehl des Königs anbeten soll, „ohne Schwert und Stecken", indem er ihm Kuchen aus Pech, Fett und Haaren in den Rachen wirft und ihn so zum Bersten bringt.

Die jüdische Überlieferung hat hier den babylonischen Mythos übernommen und eine Prophetenlegende daraus gemacht. Den Babyloniern zum Ärgernis wird erzählt, daß der Drache der Götze der Babylonier gewesen und von dem jüdischen Propheten getötet worden sei. Die biblische Drako-

logie basiert weiterhin auf der alttestamentlichen Schilderung des feuerspeienden und mit giftigem Atem ausgestatteten Leviathan des Buches Hiob (40,25–41,26), vor allem aber auf der symbolischen Bedeutung, die der Drache durch die Apokalypse (12,9) erhalten hat, wo er als Allegorie des Teufels figuriert: Der Drache verfolgt das Erlöserkind und seine Mutter, wird aber vom hl. Michael besiegt. Er und die Seinen werfen den großen Drachen, die alte Schlange, aus den Himmeln (Apk. 12,7–9). Seit der karolingisch-ottonischen Zeit wurde der hl. Michael in der Kunst als Bekämpfer des höllischen Drachen dargestellt. Während der hl. Georg der ritterliche Drachenkämpfer zu Pferde ist, tötet Michael den Drachen mit dem Schwert und hält den Schild am linken Arm; er durchsticht den Drachen mit der Lanze und steht zugleich auf ihm in der Geste des Triumphators.

Aus ungezählten Georgs- und Michaelsdarstellungen hat sich uns eingeprägt, wie ein Drache auszusehen hat. Dabei haben sich zwei ursprünglich getrennte Vorstellungen miteinander vermischt: auf der einen Seite die einheimische von riesigen Schlangenwürmern (Lindwurm, Tatzelwurm etc.), auf der anderen Seite die kleinasiatische von einem Mischwesen aus Krokodil und Raubvogel. Kunst und Literatur der europäischen Oberschichten übernahmen die mischgestaltigen Wesen, während die Drachenwürmer im Bereich des Volksglaubens angesiedelt blieben. Der ältere Kriechdrache des mittelhochdeutschen Epos wird schließlich immer mehr durch den Flugdrachen, das geflügelte Krokodil, abgelöst. Doch haben sich die Drachenvorstellungen immer mehr einander angenähert. Obwohl der Drache ein monströses Fabel- und Phantasiewesen ist, kombiniert er doch Eigenschaften mehrerer real existierender Tiere. Die Kombination dieser Fähigkeiten ist nicht zufällig: Der Drache ist das mythische Wesen, das sich in allen vier Elementen bewegen kann: Er kann fliegen, schwimmen, gehen oder kriechen. Vor allem das Krokodil ist sein reales Vorbild. Von ihm hat der Drache auch die weiche, verwundbare Unterseite, den Schuppenpanzer, den Kamm auf dem Rücken. Auch die gewaltige Kraft des Drachenschwanzes läßt sich am ehesten vom Krokodil ableiten. Mit ihm umschlingt der Drache seine Gegner und sucht sie zu erdrücken, er wühlt als Seedrache mit seinem Schwanz das Wasser auf und verursacht eine Überschwemmung, oder er schlägt als Wetterdrache mit seinem Schweif in die Wolken und bewirkt ein Unwetter. Hauptmerkmale sind weiter eine Vielzahl von Köpfen, feurige Augen, feuriger Rachen, giftiger oder glühender Atem. Schon der Leviathan des Buches Hiob speit Feuer, und diese Beschreibung ist später auch für den Teufel verwendet worden. Gift, Rauch, Dampf, Gestank etc. sind ebenso Attribute des Teufels.

Alle diese Vorstellungen haben auch in Märchen und Sagen ihren Niederschlag gefunden. Und in der Folklore treten auch noch ganz andere Züge

Abb. 6: „Von den Trachen". Aus: Conradus Gesner: Das Schlangenbuch. Zürich 1598, S. 35

hinzu. In einer nicht geringen Zahl von Märchen sind Drachen Verwandlungsgestalten von Menschen. Sie kommen besonders in den Varianten von Amor und Psyche und vom Tierbräutigam vor: Die jüngste Tochter muß einen Drachen heiraten. Nach der Durchbrechung des Sichttabus verläßt der Drachenmann seine Frau und fliegt davon. In den Kreis der Tierbräutigamerzählungen gehört insbesondere das berühmte dänische Märchen vom König Lindwurm: Einem Königspaar wird nach langer Zeit der Kinderlosigkeit und nach dem Gebrauch tabuisierter magischer Konzeptionsmittel ein Sohn in Gestalt eines Lindwurms geboren. Erst die Partnerschaft mit einer liebenden Frau wandelt ihn in einen Menschen. Im singenden, springenden Löweneckerchen (KHM 88) steht der Löwe als Tierbräutigam im Kampf mit einem Lindwurm, der eine verzauberte Königstochter ist. Andere Märchen ersetzen den Drachen durch Riesen, Trolle etc. Deshalb gibt es Kontaminationen mit diesen Ungeheuern. Oft ist es nur die Bezeichnung Drache, die übrigbleibt. Selbstverständlich sind auch Drache und Teufel auswechselbar. So erscheint der Drache gelegentlich in den Varianten zum Märchen vom Teufel mit den drei goldenen Haaren (KHM 29), wenn der Held Haare vom Haupt eines Drachen holen muß. Ein feuriger Drache tritt auch im Märchen vom Rätsel des Teufels (KHM 125) auf. Er kommt zu den

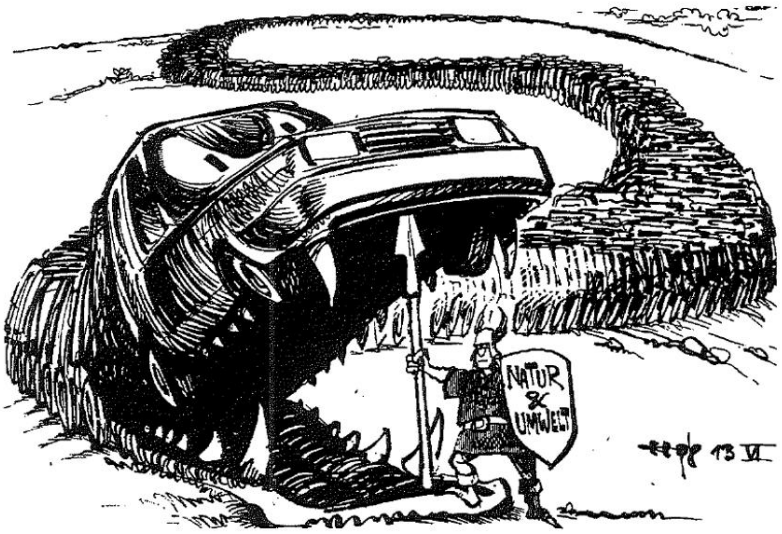


Abb. 7: „Siegfried am Brenner". Aus: Badische Zeitung, 13. Juni 1998

Deserteuren, die sich versteckt halten, und hilft ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm sieben Jahre dienen. Dieser Drache ist der Teufel.

Die Vielfältigkeit seines Auftretens erschwert eine generelle Deutung des Drachen. Der Drache ist ein zu vieldeutiges Symbol, als daß eine einseitige Interpretation ihm gerecht werden könnte. In erster Linie ist er ein Symbol für alles, wovor Menschen Angst empfunden haben, Angst vor Gewalt und Vergewaltigung, Angst vor Nahrungsentzug und Verdursten, Angst vor dem Bösen und dem Teufel. Drachen symbolisieren Macht, Herrschaft, Hindernisse, Probleme, das Böse, die Sünde. Vor allem sind sie Sanktionsfiguren von Tabus. Sie stellen sich vor die Erfüllung eines Wunsches oder Triebes: Als Schatzhüter verhindern sie die Realisierung des eigenen Reichtums. Drachen behindern Wasser, Regen und unterbinden dadurch Fruchtbarkeit und Nahrung. In christlichem Sinne – als Teufel – machen sie echten Glauben, Zutritt zur Kirche, zum Taufwasser etc. unmöglich. Als Jungfrauenbewacher verwehren sie den Zugang zum Wunschpartner und zur sexuellen Triebbefriedigung. Kurz: Drachen sind repressive Figuren. Der Mensch, der Neues wagen will, muß den Drachen besiegen können. Noch moderne Cartoonisten stellen oft alle nur möglichen politischen oder sozialen Proble-

me wie Inflation, Ölkrise, Regierungskrisen, Arbeitslosigkeit, Bildungsnotstand etc. im Bild eines Drachen dar, mit dem Politiker als moderne Drachenkämpfer fertig werden müssen. Pharmazeutisch-industrielle Werbung hat den Rheumadrachen, den Zahnschmerzdrachen oder den Schnupfendrachen erfunden, gegen die sie die rechte Medizin anbietet. Alle diese Weiterbildungen zeigen den Drachen als einen Repräsentanten von realen Problemen. Drachen haben sich schließlich bis in die Moderne in Comics und Science-Fiction-Literatur fortgepflanzt. Auch vor der Technik machten sie nicht Halt: In Computerspielen müssen sie aufgespürt und vernichtet werden. Und sie haben selbst die mittlerweile schon wieder abflauende Dinosaurierwelle spielend überlebt. Danach wären also Drachen die Zeiten überdauernde, gleichbleibende Symbolfiguren für immer wieder neue Probleme und Ängste. V. J. Propp sah im Drachentötermärchen den Prototyp aller Zaubermärchen überhaupt. Und in der Tat sind die Märchenhelden und -heldinnen alle irgendwie Drachentöter, Ritter, Erlöser oder aber Opfer von ‚Drachen', Gerettete, Befreite.

Hier könnte unsere Betrachtung zu Ende sein, obwohl sie das Drachenthema keineswegs erschöpfend behandelt hat. Nicht einbezogen wurde der menschengestaltige Drache des balkanischen, insbesondere des neugriechischen Märchens, nicht die Bedeutung des Drachensymbols in der Alchemie oder auch in der Emblematik und Heraldik. Es wurde ausgeklammert die ‚Naturgeschichte' des Drachen, d.h. die Art und Weise, wie die Naturkundigen von Plinius über Konrad Gesner bis zu Athanasius Kircher den Drachen ‚zoologisch' beurteilt haben. Und was hier noch nicht einmal andeutungsweise vorgetragen wurde, ist vor allem die Bedeutung des Drachen für den Alten Orient, aus dem schließlich unsere Drachenvorstellungen kommen und auch nicht die Bedeutung für den Fernen Osten. Während in der westlichen und nahöstlichen Mythologie der Drache ein grausames Ungeheuer darstellt, Feind der Götter und Heroen, ist der chinesische Drache ein positiv aufgefaßtes Wesen. Aussehen und Auftreten sind nicht normiert, und seine Verwandlungsmöglichkeiten sind nahezu unbegrenzt. Gemeinsam ist dem europäischen Drachen und seinen orientalischen Parallelen die Verbindung mit dem Wasser. Der Drache ist in China das Symbol des Meeres, woher die Regenwolken kommen. In den Mythen ist seine Haupttätigkeit, fruchtbringenden Regen zu veranlassen: man kann ihn geradezu als eine Art Regengott bezeichnen. Seit der Sung-Zeit (960–1279) wird der Drache auch zum Symbol der kaiserlichen Herrschaft. Einige der früheren Kaiser stammen der Sage nach von Drachen ab. Der ehrerbietigste Titel für den Kaiser war ‚der echte Drache', der kaiserliche Stuhl war der ‚Drachensitz' oder ‚Drachenthron', die Feder des Kaisers der ‚Drachenpinsel', das kaiserliche Wappen ein roter Drache etc. Vier Drachen beschützen

die Kaiserstadt Peking, die voll ist von Drachen-Symbolen und -Porträts in Architektur und Plastik. Noch heute wird in China beim „Drachentanz" eine bis zu 20 m lange Drachenattrappe und Papierschlange durch die Straßen geführt, eine Reminiszenz an alte Regen- und Fruchtbarkeitsbräuche. Diese Vorstellungen prägen auch das Bild des Drachen im chinesischen Märchen. Da gibt es z.B. den Drachenkönig, der den Helden in seinem Unterwasserpalast als Gast aufnimmt und ihn reichlich beschenkt. Auseinandersetzungen mit Drachen sind nicht nur über die ganze Erde verbreitet, sondern sie finden sich auch in den Erzählgattungen aller Kulturen: im Mythos, im Märchen, in der Sage und in der Legende. Drachenkämpfe sind ein wichtiger Beweis für die Zusammenhänge von Märchen und Mythos, denn bevor der Drache eine Figur des Märchens und der Volkssage wurde, war er primär eine Gestalt des Mythos und der heroischen Dichtung.

Abb. 8: Vase mit Darstellung eines Drachentanzes, Qing-Dynastie (1644–1911), Sammlung Kaminski, Foto: Elisabeth Truxa

Der „Drache" als Stadtwappen von Ljubljana/Laibach und in reicher Erzähl-Überlieferung in den mehrsprachigen Südost-Alpen

Leopold Kretzenbacher

Abb. 1: Einer der vier Flügeldrachen-Basilisken als Wahrzeichen der Stadt Ljubljana/ Laibach auf der „Drachenbrücke" (zmajski most).
Aufnahme: Leopold Kretzenbacher, 1998.

Abb. 2: „Lindwurm von Klagenfurt/Kärnten" und „Der Basilisk von Wien" als Motive der Briefmarkenserie „Sagen und Legenden aus Österreich". Österreichische Staatsdruckerei 1997 (Lindwurm) und 2000 (Basilisk)

Der „Drache" als Fabeltier, von mancherlei Mythen, Sagen und sogenannten „Erlebnisberichten" umspielt, steht für unser Abendland seit der Antike und zumal auch seit den frühen griechisch-lateinischen Bibeltexten in erstaunlich hohem Kenntnisgrade. Freilich wird er oft mit dem so benannten „Lindwurm" oder auch mit dem Basilisk irrtümlich gleichgesetzt. Man hat sie alle immer wieder erzählerisch, auch gerne bildgestaltend ins Gefahrenbewußtsein der Menschen gerückt. Zu streng wissenschaftlicher Forschung über die Vielzahl der weltweit als „bestehend" geglaubten, gefürchtet oder bewunderten „Drachen" wie auch des Basilisken oder des „Lindwurmes" kam es erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und das besonders zu dessen Ausgang im Zusammenklang mit großen Ausstellungen etwa zu München und zu Wien. Dazu traten besondere Monographien.[1] Breitenwirksam erwiesen sich aber im Zeitalter einer blühenden Philatelie die Kleinstbilder von Drachen und deren „Verwandten", den Basilisken. So z.B. 1997 die von der Österreichischen Postverwaltung in der Serie „Sagen und Legenden aus Österreich" herausgegebene 6,50 S-Briefmarke mit dem „Lindwurm von Klagenfurt" und nun im Millenniumsjahr 2000 die 10 S-Marke mit dem „Basilisken" von Wien, ausgehend von einer Erzählung des Wolfgang Lazius in dessen *Vienna Austriae* von 1546.[2]

Neben der Bedeutung von „Drache, Lindwurm, Basilisk" und ähnlichen Fabeltieren in den Ausstellungen und deren Begleitschriften und Fachvorträgen zur geschichtlichen Allegorese, gelegentlich auch der Bibelexegese,[3] steht aber auch die Funktion dieser Fabeltiere als besonderes „Stadtsymbol", als „Wappentier", wenn man so weit in der Rang-Zuordnung gehen darf. So hat ein besonderer „Drache" (slowen. *zmaj*), auch als Stadtwappen von Ljubljana/Laibach „Bild geworden", bis heute überlebt.

Oft war ich in meinem Wanderleben zumal für eine „Volkskundliche Feldforschung im Alleingang“[4] in Laibach/Ljubljana eingekehrt. Heute ist es die Hauptstadt des 1991 selbständig gewordenen Staates Slowenien. Einst war es Hauptstadt und Regierungssitz des Kronlandes Krain, mit der Steiermark und Kärnten und mit Kleinbesitzungen der Habsburger in Istrien und im Görzischen verbunden zur Länderdreiheit „Innerösterreich“ (1564–1619). Nicht weit von der Stadtmitte mit dem „Dreibrückenplatz“ führt die moderne „Drachenbrücke“ *(zmajski most)* über die Ljubljanica. An beiden Enden schauen je zwei eherne „Drachen“ grimmig auf den dort so lebhaften Auto- und Fußgängerverkehr (Abb. 1). Diese „Drachenbrücke“ wurde erst 1901 nach Plänen von Giorgio Zaninovich erbaut.[5] Eine gewisse Abhängigkeit des Bild-Gedankens vom monumentalen „Lindwurm“ als Stadtwappen von Klagenfurt ist wohl anzunehmen.

Immerhin bleibt es bedeutsam, daß ein großer, wohl gar der größte Kenner und Berichterstatter über das alte Herzogtum Krain, Johann Weichard Freiherr von Valvasor (1641–1693), schon im Jahre 1689 in seinem monumentalen Vier Bände-Werk „Die Ehre des Herzogtums Krain“[6] die Rede auf den Drachen als Wappentier gebracht hatte. Das freilich nur allzu knapp[7]:

> *Ehe wir noch /von gemainer Statt Laybach / die Feder abziehen / müssen wir auch ihre Wapen ein wenig betrachten: Führt demnach selbige einen weißen Thurn / auf welchem ein grüner Lindwurm (oder auch crocodil) sitzt. Welches zielen kann auf denjenigen sogenannten Lindwurm oder Drachen / den Jason / als Urheber dieser Stadt / überwunden: Und ist dieses ein Sinnbild der Wachtsamkeit.*

Das ist nicht gerade viel an Aussage. Aber es fügt sich noch ein Wappen-Bildchen dazu auf einem sehr großen (96,4 x 32,5 cm), mehrfach gefaltet eingelegten Kupferstich *Die Havbt Stadt Laybach im Dem Hertzogthumb Crain*. Neben dem Landeswappen (Adler mit Schwert und Zepter, zweiköpfig und gekrönt) eben auch das Stadt-Wappen: die zweigeschossige Burg *(Thurn)* mit dem Flügeldrachen zuoberst in einem von zwei *putti* getragenen Medaillon. Noch über diesem Medaillon schwebt ein weiterer *putto* mit einer Posaune und einem flatternden Tuche daran; darauf liest man mit einiger Mühe die Inschrift in Antiqua: *Viuat / Emona*. Dieses *Emona* ist der lateinische, aus der Antike überlieferte Name der einstmaligen Römersiedlung zu Laibach/Ljubljana.

Laibach/Ljubljana ist vermutlich um 1220 zur Stadt erhoben worden.[8] Ab 1230, besonders eben im 13. Jahrhundert, tritt dieses städtische Gemeinwesen (deutsch *gemain)* unter den adeligen Spanheimern und dem Deutschen Orden in das hellere Licht der Stadtgeschichte. Von 1280 rührt ein Stadtsiegel her. Doch von dem ist heute nur noch ein Pergamentstück erhalten.[9] Von einem „Drachen“ ist auf den frühen Siegeln mit der Beischrift *sigillum*

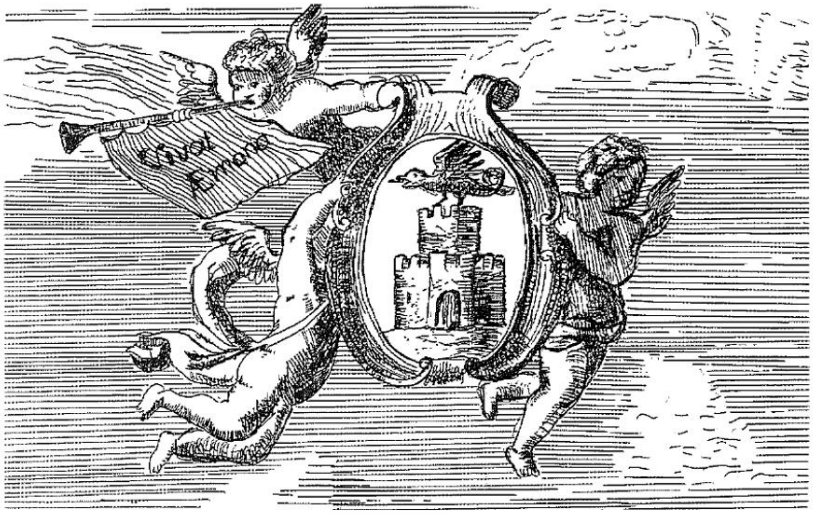


Abb. 3: Kupferstich-Ausschnitt aus „Die Ehre des Herzogtums Krain" von Johannes Weichard Valvasor, Laibach–Nürnberg 1689: Wappen der Stadt Ljubljana mit Turm und Drachen. Auf dem Posaunenwimpel des darüber schwebenden *putto* die Inschrift: *Viuat Emona.*

civitatis Laybacensis auch nicht eine Spur erhalten. Freilich wollte man gelegentlich auf derlei Siegeln etwa aus den Jahren 1442 bis 1446 ein Kriechtier, einen *lintwurm*, erkennen durch einen Vergleich mit „Drachen"-Siegeln Albrechts IV. (Herzog von Österreich 1337–1404) oder des Königs Sigismund (1368–1437, ab 1433 deutscher Kaiser). Gesichert als frühes Stadtwappen sind aber nur Text und Kupferstich-Wappenmedaillon bei Johann Weichard Valvasors Werk von 1689.[10]

Man kann hier daran denken, daß in der langen Suche nach einer glaubhaften Etymologie für den Stadtnamen von Klagenfurt solcherart argumentiert wurde, daß die „Furt der Klage" eine Verbindung haben könne zu einem Stadtsiegel aus dem 13. Jahrhundert, das einen *lintwurm* als Symbol zeigt. Wenn Sümpfe im Süden der Stadt nach (eher märchenhaften) Erzählungen die verschollenen Wanderer „verschlungen" haben sollen, so mag man Ähnlichkeiten der Landschaft mit dem einstmals weit ausgedehnten „Laibacher Moor" (slowen. *barjè* für „Morast, Sumpf") in Erwägung ziehen.[11]

Schließlich wurde das erst vor kurzem renovierte, wirklich monumentale Wahrzeichen auf dem Neuen Platz der Landeshauptstadt Klagenfurt, der berühmte „Lindwurm", bereits 1582 an Ulrich Vogelsang in Auftrag gege-

ben. Darnach erst wurde er von dessen Bruder Andreas nach 1590 vollendet, aber erst ab 1624 zum Brunnen umgestaltet.[12]

Es ist aber des weiteren nicht zu verkennen, daß es im Mehrsprachenraum der Südostalpen eine solche Dichte von Überlieferungen zu gefährlich aus den Wassern aufsteigenden Fabeltieren (Drache, Lindwurm, Basilisk, Schlange usw.) gibt wie kaum sonstwo in unseren Breiten. Damit hat sich der slowenische Volkskundler und Literarhistoriker Ivan Grafenauer (1880–1968) im Besonderen mit reichen Textproben seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zumal aus Krain und der historischen Untersteiermark (Štajerska) wie aus dem Konfin zum Kroatischen und dem Madjarischen eingehend befaßt.[13] Nicht vergessen soll auch sein, daß weithin in Slowenien jedes Flaschenetikett und jeder „Bierdeckel" der größten Brauerei des Landes, der *pivovarna Union* zu Ljubljana, den „Drachen" als Stadtwappen stilisiert zeigt, auch wenn er nicht immer als solcher verstanden wird.

Anmerkungen

1 Sammer, Marianne: Der Basilisk. Zur Natur- und Bedeutungsgeschichte eines Fabeltieres im Abendland. München 1998; Bericht über die Eröffnung der Ausstellung: Zeitschrift „Literatur in Bayern" Nr. 51 vom März 1998, S. 45–47; 10 Farbbilder. – Kaminski, Gerd, Barbara Kreissl: Drache. Majestät oder Monster, mit dem Drachenhoroskop des daoistischen Abtes Liebliches Meer. (= Berichte des Ludwig Boltzmann Institutes für China- und Südostasienforschung, Nr. 37). Wien 2000. Eine Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde und der Österreichischen Gesellschaft für Chinaforschung. Wien, 29. Februar–21. Mai 2000.

2 Gottschall, Klaus: Abhandlung Dauerbriefmarke „Lindwurm von Klagenfurt/Kärnten" und „Der Basilisk von Wien" aus der Briefmarkenserie „Sagen und Legenden aus Österreich". Beiblatt für Sammler, 1997 und 2000.

3 Vgl. z.B. Kretzenbacher, Leopold: Hagios Demetrios von Thessalonike und die Skorpione. Zur frühmittelalterlich historisch-legendären Textgrundlage für eine bulgarische Ikone des 18. Jahrhunderts. (= Südost-Forschungen, 42. Jg.). München 1983, S. 281–288, 1 Tafel (Neudruck München 1989). – Ders.: Der Skorpion als Judenzeichen zwischen Bayern und der Steiermark. (= Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1997). München 1997, S. 97–113, 2 Figuren im Text, 4 Abb. auf 3 Tafeln.

4 Kretzenbacher, Leopold: Ethnologia Europaea. Studienwanderungen und Erlebnisse auf volkskundlicher Feldforschung im Alleingang. (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, XXXIX. Band). München 1986.

5 Enciklopedija Slovenije, Bd. 6. Ljubljana 1992, S. 244; dort auch (S. 243) ein kleines Farbbild mit einem der vier Bronze-„Drachen", die als „inoffizielle Symbole" der Stadt Ljubljana gelten.

6 *Die / EHRE / Deß / Hertzogthums Crain: / Das ist / Wahre / gründliche, und recht eigendliche Belegen- und Beschaffenheit dieses / in manchen alten und neuen Geschichts= / Büchern zwar rühmlich berührten / doch bishero nie annoch / recht beschriebenen / Römisch -Keyserlichen herrlichen Erblandes ... Historisch-Topographische Beschreibung / ... von / Johann Weichard Valvasor / Freyherrn /*

Einer hochlöblichen / Landschafft in Crain Hauptmann im Unteren Viertheil / und der Königlich=Englischen Societät in England / Mitgliede ... Laybach ANNO M DC LXXXIX ... bey Moritz Endter, Buchhändlern in Nürnberg.

7 Facsimile-Nachdruck München, Verlag DDr. Rudolf Trofenik; Redaktion und Nachwort Branko Reisp. München 1971; unsere Textstelle III. Theil, S. 705; das Faltblatt zwischen S. 666 und 667. Umzeichnung von Frau Oberrestaurator i.R. Maria Leiner, Graz, 2000.

8 Zur Geschichte und Kultur von Ljubljana vgl. aus jüngster Zeit Enciklopedija Slovenije, Bd. 6. Ljubljana 1992, S. 218–266.

9 Otorepec, Božo: Srednjeveški pečati in grbi mest in trgov na Slovenskem (Mittelalterliche Siegel und Wappen der Städte und Märkte Sloweniens). Ljubljana 1988, S. 73–96, S. 317. Für freundliche Wissenschaftshilfe danke ich auch hier meiner slowenischen Kollegin Frau Prof. Dr. Zmaga Kumer, Ljubljana.

10 Nur angedeutet noch eine weitere Frage: Valvasor hatte 1689 gemeint, dieser „Drache" (er schreibt „Lindwurm" oder *crocodil)* sei jener, den Jason (der Argonaut) „besiegt" habe. In Kolchis, der antiken Küstenregion an der östlichen Schwarzmeerküste, soll Jason vom König Aietes (dessen „Goldenes Vlies" er schließlich rauben wird) den Auftrag erhalten haben, „feuerschnaubende Stiere mit ehernen Füßen vor den Pflug zu spannen", aber auch „Drachenzähne" in die Furchen zu säen und dann mit den daraus emporwachsenden „gepanzerten Männern zu kämpfen". Beides gelingt ihm mit der Zaubersalbe der Tochter des Aietes, Medea. Nachts raubt Jason das „Goldene Vlies". Dazu hatte Jason wiederum mit einem Zaubermittel der Medea den Wächter, den „hundertäugigen Drachen", eingeschläfert. Jason gilt als der sagenhafte Stadtgründer von Laibach/Ljubljana. Der „Drache" ist dort Sinnbild der Wachsamkeit. Vgl. dazu: Hunger, Herbert: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Wien, 5. Auflage 1958, S. 45–48 s.v. Argonauten. – Das alles hat jedoch nichts mit der mittelalterlichen Deutung der Drachen, Basilisken, Schlangen u.ä. als Sinnbild des Bösen, Dämonischen, Sündigen, Satanischen, gelegentlich des Todes zu tun. Vieles davon gründet sich bereits auf Aussagen der alttestamentlichen Bibel. Vgl. z.B. Isaias 11,8; 59,5; Psalm 90,13: *Super aspidem et basiliscum ambulabis, et conculcabis leonem et draconem.* – Zur Jason-Emona-Ljubljana-Laibach-Frage kurz Anm. 11.

11 Otorepec, wie Anm. 9, S. 93 nach Dinklage, Karl: Siegel und Wappen der Kärntner Städte und Märkte. (= Zeitschrift Genealogica et heraldica, Bd. II). Wien 1972, S. 461–471, bes. S. 464. Nach der Überlieferung verschlingt der Drache im Moor südlich der Stadt die sich dort verlierenden Wanderer. Die Einrichtung einer Kapelle für St. Georg den Drachentöter auf der Burg zu Ljubljana/Laibach muß jedoch keineswegs nach solchen Überlieferungen erfolgt sein. – Dazu neuerdings 2000: Kaminski und Kreissl, wie Anm. 1, darin Beitl, Klaus: Drachen in Österreich. Zwischen niederer Mythologie und Städtesymbolik: Der „Lindwurm" von Klagenfurt in Kärnten. S. 166–172; zur Jason-Frage ebenda S. 172f.

12 Dehio für Kärnten. Wien 1976, S. 295.

13 Grafenauer, Ivan: Zmaj iz petelinjega jajca (Der Drache aus dem Hahnen-Ei). (Academia scientiarum et artium slovenica; Classis II: philologia et litterae. Dissertationes II). Ljubljana 1956, S. 3–23. Für eine Ablichtung danke ich Frau Magistra Helena Ložar-Podlogar, Ljubljana.

Ein Votivbild beginnt zu sprechen

Votivbildstudien 3: Votivbild aus der Maria-Heimsuchungs-Kapelle in Bayerbach an der Rott, BA Griesbach (Niederbayern), 1761

Klaus Beitl

Die in den vergangenen siebziger Jahren von dem damals auch auf dem Gebiet des Kunstsachbuches initiativen Salzburger Residenz Verlag in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde hervorgebrachte, bisweilen in mehreren Auflagen, auch als Taschenbücher erschienene und heute noch immer nachgefragte Buchreihe „Zeugnisse ..." der Volkskunst wurde von den Autoren insbesondere als eine „Schule volkskundlicher Interpretation" verstanden. Die thematisch jeweils begrenzten Bildmonographien[1] bedienten sich stets einer Auswahl von volkskundlichen Gegenständen der von den Kustoden betreuten eigenen Museumssammlungen. Die erarbeiteten „Geschichten" zu den einzelnen Objekten gehorchten dem von einem namhaften Kollegen, dem ehemaligen Direktor der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien, treffend formulierten Postulat, daß es die eigentliche Aufgabe – damals noch!? – der wissenschaftlichen Kustoden sei, sich zu dem ihnen anvertrauten Sammlungsgut „etwas einfallen" zu lassen. Da sind die Kompetenz und Kunst des Museologen angesprochen, die vorerst und zumeist „stummen" Sachzeugnisse fachgerecht wieder zum Sprechen zu bringen. Diese Arbeit und Leistung stützt sich methodisch auf die volkskundlich-semiologische „Lektüre des Objektes".[2]

Für eine solche verstehende „Lektüre" von Dingen stellt die Kunstgattung der in ihrer ursprünglichen Intention stets als individualisiert zu betrachtenden, narrativen gemalten Votivbilder ein bevorzugtes Feld dar. Als Danktafeln für Errettung aus Krankheit, Bedrängnis und Unglücksfall, als Verlöbnistafeln zur Einlösung eines Gelübdes oder als Bittafeln „erzählen" sie in ihrem kodifizierten drei- bis vierteiligen Bildaufbau von Kultobjekt, Kultsubjekt, intendiertem Kultanlaß und Bildinschrift von den Beweggründen und der frommen Haltung ihrer Stifter.

Derartige Sachverhalte offenbaren sich vorzüglich, wenn der am Wallfahrtsort in situ befindlichen oder belassenen Votivtafel nicht nur eine integrierte erläuternde Inschrift eigen ist (wie dies für Votivtafeln des 16. und 17. Jahrhunderts zumeist die Regel war), sondern in den handschriftlichen oder gedruckten „Mirakelbüchern" einzelner Wallfahrtsstätten die Anlaßfälle erlangter „Guttaten" und Wunder ausführlich berichtet werden.[3]

Anders ist zu verfahren bei der Interpretation der Votivtafeln, die – herausgelöst aus ihrem ursprünglichen Kontext, nur allzu oft unzulänglich dokumentiert, vielfach vermittelt durch Kommissionäre usw. – in den Bestand musealer Kollektionen gelangt sind. Bisweilen können Datierungen, Orts- und Namensnennungen für die Bestimmung von Votivbildern hilfreich sein. Im übrigen werden sich die Votivbildanalyse und -deutung auf die hierfür entwickelten Verfahrensweisen und das zur Verfügung stehende Instrumentarium stützen müssen: vergleichende ikonographische Erschließung der Gnadenbilder; zeit-, landschafts- und sozialspezifische realienkundliche Zuordnung der Kleidung der Votanten und der dargestellten Sachgüter; Ortsbestimmungen unter Zuhilfenahme von topographischen Wallfahrtshandbüchern usw.

Der Treffsicherheit derartiger indirekter Erschließungen des den Votivbildern innewohnenden konkreten Inhalts haftet unter solchen Umständen oftmals eine gewisse Unschärfe an. Doch kann die auf vorläufiger Erkenntnis beruhende Veröffentlichung zur Erschließung zusätzlicher Quellen führen: wie etwa die Mitteilung des Wissens kenntnisreicher Experten oder die Aufhellungen anhand weiterführender Fachliteratur... Diesbezügliche Erfahrungen konnte ich im Anschluß an die Veröffentlichung von Votivbildkommentaren in meinem hier genannten Buch machen.[4] Die oftmals bestätigte Einsicht des Sammlers und Museographen, daß man einen präzisen Katalog erst erstellen kann, wenn man vorab einen Katalog bearbeitet und veröffentlicht hat, findet sich hier einmal mehr bestätigt.

Und wie damals zwei „Solisten" aus dem vielstimmigen „Chorus" der aus dem Sammlungsbestand des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien für die Wiedergabe in Bild und Wort ausgewählten 48 Votivtafeln im nachhinein ihre Stimme erhoben haben, begann unlängst ein drittes Bild für sich zu „sprechen". Es handelt sich um das Votivbild mit der Inv.-Nr. ÖMV 52.793, das mit folgender Inventarnotiz versehen wurde (siehe Abbildung):

Christus an der Geißelsäule, Maria Heimsuchung, Votantin.
Öl auf Holz, aufgenagelte braune Rahmenleiste. Oben auf Wolken vor gelbem Hintergrund zwei Gnadenbilder, links Christus an der Geißelsäule, rechts Mariä Heimsuchung (Maria mit Elisabeth, die Leiber eng aneinander). Unten in Kulissenraum mit rotem Boden Votantin kniend in Tracht, mit schwarzer Haube und mit Rosenkranz als Attribut. Links Schriftfeld: *Barbara Maysenbergerin weberin zu Peyerbach, verlobt sich anhero. Willen sie drey wochen ein wegen* (wehen) *Fuss gehabt, sosie ihr zuflucht genommen ist besser worden. 1761.*
Aus der Heimsuchungskapelle in der Nähe von Passau (Niederbayern); die Wallfahrerin kam vermutlich aus Bayerbach Rott, BA. Griesbach Rottal (Niederbayern) oder aus Peuerbach, BH. Grieskirchen (Oberösterreich); datiert 1761. h = 24 cm, b = 19 cm.[5]

Abb.: Votivbild der „Barbara Maysenbergerin, Web(e)rin zu Peyerbach" aus der Wallfahrtskirche Maria Heimsuchung in Langwinkl, Gem. Bayerbach an der Rott, BA Griesbach, Bayern, dat. 1761. [Slg. Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien, Inv. Nr. 52.793]

Die relative „Treffsicherheit" dieser Bildbestimmung war begünstigt durch den einigermaßen expliziten Erklärungstext auf der Votivtafel. Die verbliebene Unsicherheit in der örtlichen Zuschreibung war bedingt durch die nicht eindeutig zuzuordnende Angabe der Provenienz der seinerzeitigen Votantin aus zwei möglichen, weil ähnlich lautenden Orten im Einzugsbereich der nachgewiesenen Wallfahrtsstätte im niederbayerisch-oberösterreichischen Grenzgebiet von Passau.

„Kommissar Zufall" konnte nun unlängst die völlige Aufklärung des Sachverhaltes erbringen. Herr Helmut Voggesberger, Vereidigter Buchprüfer, Steuerberater, Rechtsbeistand, Landwirtschaftliche Buchstelle, in D-94060 Pocking (Niederbayern) ist, auf welchem Weg auch immer, auf die Bildquelle und die Textstellen in meinem Buch gestoßen und hat alsbald telefonischen Kontakt mit dem Museum in Wien gesucht. Hieraus ist ein Briefwechsel hervorgegangen, der mit Datum des 26. November 1998 vollends zur Entschlüsselung des historischen Bild- und Sachzeugnisses geführt hat und der deshalb hier in extenso wiedergegeben werden soll:

> *... Der Heimatort meiner Frau ist Bayerbach in der Nähe von Passau. Die dortige Nebenkirche in Langwinkl ist eine Wallfahrtskirche Maria Heimsuchung, die 1640 errichtet wurde. Ich darf Ihnen hierzu aus dem Buch „Die Kunstdenkmäler von Bayern – Bezirksamt Griesbach" die entsprechenden Kopien fertigen, die die Geschichte dieses Gotteshauses näher darstellen* (Die Kunstdenkmäler von Bayern – Bezirksamt Griesbach).[6] *Am Schluss* (S. 186) *dieser Ausführungen ist vermerkt, dass sich in dieser Kirche zahlreiche Votivtafeln aus dem 17. Jahrhundert befunden haben.*
>
> *Die Existenz des Christus an der Geisselsäule, der auf diesem Votivbild abgebildet ist, ist in einem Aufsatz erwähnt, den ich Ihnen gleichfalls in Kopie beifügen darf. Wie Sie daraus entnehmen können, hat der örtliche Wirt die Figur des Wies-Heilandes um 1756 in diese Kirche gewidmet* (Walter Hartinger: Dem Pfarrer zum Trotz).[7]
>
> *Aus einer Ahnentafel, die meiner Frau vorliegt, ist ersichtlich, dass in der Tat im Jahre 1739 eine Barbara Fischer einen Franz Maysenberger geheiratet hat und dass diese den Beruf der Weber ausgeübt haben. Im übrigen trägt die Votantin ganz eindeutig die Rottaler Tracht, die in der gleichen Ausführung auf Abbildungen dieser Zeit zu finden ist. Der Hausname „Maysenberger" gilt noch heute auf dem Elternhaus meiner Frau.*
>
> *Damit dürfte mehr als eindeutig erwiesen sein, dass dieses Votivbild aus der Maria-Heimsuchungs-Kapelle in Bayerbach an der Rott stammt und dass dieses von einer Vorfahrin meiner Frau gestiftet wurde.*

In der öffentlichen Sammlung des Wiener Volkskundemuseums konnte somit ein nunmehr „sprechendes" familiäres Erinnerungsstück stellig ge-

macht werden, wie umgekehrt die Identität eines historischen kulturellen Sachgutes eine dokumentierte Aufhellung erfahren hat. Der Wunsch der korrespondierenden Gewährsleute, das Originalbild und zugleich seine bediensteten „Behüter" gelegentlich eines Besuches in Wien kennenzulernen, erfreut sich der Gegenseitigkeit.

Anmerkungen

1 Die auf den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien beruhenden Bildmonographien im Salzburger Residenz Verlag waren im einzelnen: Schmidt, Leopold: Hinterglas. Zeugnisse einer alten Hauskunst. Salzburg 1972; ders.: Zunftzeichen. Zeugnisse alter Handwerkskunst. Salzburg 1973; ders.: Volksmusik. Zeugnisse ländlichen Musizierens. Salzburg 1974; Beitl, Klaus: Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst. Salzburg 1974; ders.: Liebesgaben. Zeugnisse alter Brauchkunst. Salzburg 1974; ders.: Landmöbel. Zeugnisse alter Handwerkskunst. Salzburg 1976; ders.: Volksglaube, Zeugnisse religiöser Volkskunst. Salzburg 1978. Auf der Sammlung des Spielzeugmuseums des Salzburger Landesmuseums Carolino Augusteum hingegen fußt in derselben Buchreihe: Kutschera, Volker: Spielzeug. Spiegelbild der Kulturgeschichte. Salzburg 1975.

2 Beitl, Klaus: Dinge als Zeichen. In: Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundekongreß in Regensburg vom 6.–11.10.1981, hg. von Konrad Köstlin und Hermann Bausinger (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 1). Regensburg 1983, S. 291–303. Pötzl, Walter: Prosopographie und Volkskulturforschung. In: Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Hg. von Dieter Harmening und Erich Wimmer. (= Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, Bd. VIII). Würzburg 1990, S. 111–127.

3 Ein beredtes Beispiel unter zahlloser anderer Fachliteratur konnte ich darstellen anhand einer gemalten Votivtafel des Jahres 1755 aus der Wallfahrtskirche zu U.L. Frau von Tschagguns im Montafon (Vorarlberg), die sowohl in Bild und Bildtext als auch in dem 1757 gedruckten Tschaggunser Wallfahrts- und Mirakelbüchlein den Anlaßfall eines familiären Unglücks im wasserführenden Kanal einer Mühle schildert; vgl. dazu Beitl, Klaus: Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten. Inventarisierung und Interpretation des Gegenwartsbestandes. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1963, Bregenz 1964, S. 70–142; nochmals ausführlich in: ders., Votivbilder (wie Anm. 1), S. 5–9.

4 Beitl, Klaus: Votivbildstudien: 1. Votivbild aus dem ehem. Benediktinerinnenkloster Sonnenburg (Südtirol), 1679; 2. Votivbild aus der Schatzkammerkapelle des Minoritenklosters in Graz. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 29 (78), Wien 1975, S. 104–118.

5 Beitl, Votivbilder (wie Anm. 1), S. 139, dazu Abb. 16 mit Kommentar auf S. 66–67. Zur Provenienz der Votivtafel Inv.-Nr. 52793 im Sammlungsbestand des Österreichischen Museums für Volkskunde vermerkt das Inventarbuch: *Angekauft in der 3. Deutschen Kunst- und Antiquitätenmesse München 1958.* Mit dem Zusatz: *In der 3. Deutschen Kunst- und Antiquitätenmesse führten die beiden*

Kunsthändler Elisabeth Staab (Scholl) und Johann Keller Votivbilder (zusammen 6 Stück) von dieser Wallfahrt.

6 Eckardt, Anton: Die Kunstdenkmäler von Bayern: Bezirksamt Griesbach. Mit einer historischen Einleitung von Hans Ring (Die Kunstdenkmäler von Bayern, IV: Die Kunstdenkmäler von Niederbayern, 21). München 1929 (unveränderter Nachdruck: München–Wien 1981), S. 182–186 [Langwinkl].

7 Hartinger, Walter: Dem Pfarrer zum Trotz – Tanz am Osterdienstag. Bayerbach im Rottal 1756. In: Der Storchenturm. Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg 46/47. Dingolfing 1989, S. 114–124. Dieser Beitrag über den einstigen Streitfall in Bayerbach im Rottal zwischen dem Wirt Joseph Mayrhofer und dem örtlichen Pfarrvikar Paul Prucker wegen der Anstößigkeit eines festtäglichen Tanzvergnügens schließt mit dem Hinweis (S. 121): *Freilich mag ihn* [den Wirt] *schon das Gewissen deswegen gedrückt haben, daß er den Gottesdienst versäumte und mit seinem Beruf eben doch Veranlassung war für mancherlei unrechte Handlung. Er leistete Ersatz, indem er die Figur des Wiesheilands in die Kirche stiftete; wir haben damit ein Bausteinchen für die Ausbreitung der Verehrung dieses Gnadenbildes vor uns, die sich damals über den gesamten süddeutschen Raum ausbreitete.*
Zur Verehrung des „Wiesheilands" in Steingaden vgl. Finkenstaedt, Thomas und Helene: Der Wiesheiland. Seine Devotional-Kopien und verwandte Andachtsbilder des Christus an der Geißelsäule. München–Würzburg 1981; dazu auch Finkenstaedt, Thomas: Bemerkungen zur Ausbreitung der Verehrung des Wiesheilands insbesondere in Niederbayern. In: Der Storchenturm (w.o.) 46/47, 1989, S. 109–113.

Neue Entwicklungen im Matreier Klaubauf-Laufen

Gustav Reingrabner

Vom 31.10. bis 3.12.1999 fand im Matreier Kessler-Stadl eine Ausstellung mit dem Titel „Original. Matreier Klaubauf" statt, die nicht beworben wurde, von der man seitens der Veranstalter auch keine Berichte in Hörfunk oder gar Fernsehen wollte, zu der aber ein instruktiver Katalog erschienen ist, der in seinem Vorwort die Absicht der Ausstellung wiedergibt: „Leider führt die Entwicklung dieses alten Brauchtums, auf das wir mit Recht sehr stolz sind, nach überliefertem Matreier Vorbild von vielen Ostiroler Gemeinden wieder belebt, auch zu Fehlentwicklungen. Möge die ‚Original Matreier Klaubaufausstellung' dazu beitragen, daß die Klaubaufhochburg Matrei von schädlichen Einflüssen frei bleibt und daß sie den eigenständigen geschichtlichen Weg des Brauchtums aufzeigt!"[1]

Die Ausstellung präsentierte dann eine imposante Zahl von „Larven", und zwar sowohl – einige vergleichsweise – recht alte, dann aber solche seit der Zwischenkriegszeit fast in lückenloser Reihe, wobei die zeitgeschichtlichen Bezüge mancher Larven-Formen deutlich geworden sind. Und dann wird in der Ausstellung auf die Gegenwart hingewiesen; die jüngst einsetzenden Veränderungen im Erscheinungsbild der „Kleibeife" (= Mehrzahl) werden wenigstens angedeutet.

Daß im Mittelpunkt der Ausstellung die verschiedenen Larven stehen, die man als „original" bezeichnet, beweist auch der kleine Katalog, der am Eingang zur Ausstellung verkauft wurde. Alle Exponate sind in diesem Heft mit Farbbildern vertreten. Dazu kommen aber noch kurze, wohl aber durchaus als treffend einzuschätzende Bemerkungen über die Geschichte des Klaubauf-Laufens und seiner Entwicklung, die von Personen stammen, die selbst in führender Weise an der Organisation des jährlichen Klaubauf-Laufens beteiligt sind. Das, was in der Ausstellung und im Katalog deutlich wird, ist der Versuch einer gewissen Kanonisierung der Erscheinungsformen, wie sie sich seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts herausgebildet haben. Das wird als das „Original" angesehen, an dem die jüngere Entwicklung gemessen wird. Und da stellen sich ganz sicher Fragen – freilich, eines wird gerade in solchen Bemühungen deutlich: Zum Unterschied von vielen, gewissermaßen mumifizierten Krampus-, Rauhnacht- und Winter-Bräuchen in den Alpenländern stellt das Matreier Klaubauf-Laufen einen lebenden Brauch dar, bei dem es nach wie vor Veränderungen gibt. Wie alle Veränderungen sind sie jedoch ambivalent oder werden mindestens so empfunden – nicht immer muß es eine „Verbesserung" sein, was da neu

wird. Damit steht man ja auch vor einer grundsätzlichen Frage: Was bedeutet bei einem Volksbrauch eine Verbesserung? Ist dabei nicht jede Form als unmittelbar zu sich selbst anzusehen und daher als „original" zu akzeptieren? Geht es nunmehr um eine neue Form des Rigorismus, der weniger authentisch, aber nicht weniger streng sein möchte als die – bis in die Gegenwart andauernden – „obrigkeitlichen" Bemühungen, das Klaubauf-Laufen abzuschaffen oder wenigstens zu domestizieren?

Der Katalog stellt die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung des Klaubauf-Laufens nicht. Diese wird aber zwangsläufig nicht vom Tisch bleiben können, und zwar auch deshalb nicht, weil man da und dort meint, unter Umgehung der Feststellung der Ursprünge und Absichten so etwas wie eine Standardisierung des Brauches festschreiben zu können.

Bis in die Zwischenkriegszeit galt in der Forschung das Klaubauf-Laufen – wie viele Bräuche – vielfach als Teil heidnischer Traditionen.[2] Die damalige Volkskunde war – wie das dann dort in vulgär-wissenschaftlichen Ausführungen, die über Massenmedien teilweise auch heute noch willfährige Verbreitung finden – grundsätzlich davon überzeugt, daß derartige, letztlich als „sinnlos" (zweckfrei) erscheinende Bräuche ihren Ursprung nur in – vielleicht vom Christentum überformten oder in den Dienst genommenen – heidnischen Bräuchen und religiösen Absichten haben können. Darin zeigte sich zunächst eine Tendenz, die auch in der Urgeschichtsforschung beheimatet war: alles das, was man nicht rational oder funktional erklären konnte, wies man dem magisch-religiösen Bereich zu, wobei sich im Christentum keine Motive für die Entstehung fanden. In bestimmten Teilen der Volkskunde verband sich das dann noch mit einem nicht unerheblichen Anteil an deutschnationaler Überzeugung: die altgermanischen Bräuche konnten – so meinte man – vom Christentum doch nicht gänzlich überwunden werden! Da gehörte das Klaubauf-Laufen, wie alle Winterbräuche, auch hinein. Das Wort „Klaubauf" wurde demgemäß vom Gotischen abgeleitet – siedlungsgeschichtliche Rücksichten brauchte man ja keine zu nehmen!

Der Verhaltensforscher Otto Koenig war es, der diesen „Mythos", allerdings ohne Kenntnisnahme vor allem jüngerer volkskundlicher Literatur, zu zerstören unternahm.[3] Er untersuchte – wie Volkskundler auch – Vergleichsbräuche und bemühte sich, diese je länger desto deutlicher mit Hilfe seiner kulturethologischen Methode zu erklären. Und siehe da, von dem germanisch-heidnischen Treiben blieb wenig genug übrig. Erste Blicke in die Geschichte des Brauches (es gibt kaum ältere Belege dafür) machten das ganz deutlich. Freilich war es nun ein anderes Element, das bei Koenig in den Vordergrund trat. Es war das Element der von Paarbildung und Ritualisierung der geschlechtlichen Begegnung bzw. dem Kampf dagegen gekennzeichneten Verhaltensformen. Dazu kam das Element des Lärmes in seiner

Ambivalenz von Einschüchterung und Stärkung, damit aber auch als Teil des Imponiergehabes der Kleibeife. Das stellte Koenig in mehreren Veröffentlichungen, aber auch in einer Reihe von Filmen heraus. Zusätzlich bemühte er sich, die physiologische Seite des Brauches, also die körperliche Beanspruchung der dabei Mitwirkenden, aufzuzeigen.

Er stellte seine Überlegungen bzw. Untersuchungen zu einem Zeitpunkt an, zu dem sich bereits – neuerlich – gewisse Veränderungen im Brauch abzeichneten, die seither erheblich deutlicher geworden sind. Diese sind in einem ganz hohen Maße durch Äußerlichkeiten bedingt worden, etwa durch die „moderne" Einrichtung der Häuser, deren Fußböden und Möbel die Umstände des Klaubaufbesuchs, und zwar nicht nur das „Tischziachn", nicht mehr ohne schwere Beschädigungen und Zerstörungen aushalten können. Die Tätigkeit der Kleibeife verlegte sich also mehr und mehr auf die Straße – dort war sie immer schon auch angesiedelt gewesen, nun aber begann dieser Faktor deutlich zu überwiegen.

Angestellte Vergleiche zeigten die Parallelitäten, aber auch die Unterschiede zu anderen in Tirol bzw. den Ostalpenländern üblichen Krampusbräuchen. Die Entwicklung in Matrei zeigte aber doch zweierlei an Differenzen:

a) Das Matreier Brauchtum nahm an Extensität und Teilnehmerzahl zu, anderswo kam es zu einem Stillstand oder gar zu einer Auflösung.

b) Das Matreier Brauchtum vermochte mit neuen Entwicklungen fertig zu werden und sie zu integrieren; anderswo erstarrten die Bräuche.

Trotz mancher Darlegungen und – oft wortreicher – Ausführungen blieben jedoch bei Koenig eine Reihe von Fragen zum Klaubauf-Laufen offen. Einige seien genannt: 1. die nach seinem Ursprung, 2. die nach den verwendeten und verarbeiteten Elementen, 3. der sozialgeschichtliche Ort, 4. die Formen des Verlaufs und ihrer Fortentwicklung. Bei Koenig hat man in diesem Zusammenhang fast den Eindruck, daß er die ihm bekannt gewordene Form als die ursprüngliche oder wenigstens nunmehr voll entfaltete Form des Brauchtums angesehen hat. Den oben genannten Fragen ist die Forschung in den letzten Jahrzehnten nicht sehr intensiv nachgegangen. Ergänzend wäre allmählich eine neue Dokumentation der seit 1975/80 vor sich gegangenen Veränderungen erforderlich. Diese brächte zwar vermutlich keine grundlegend neuen Aufschlüsse über die Ursprünge, bewiese aber immerhin doch wohl ein Mehrfaches:[4]

— Jede punktuelle Beschreibung der aktuellen Abläufe trifft nur auf eine bestimmte Zeit zu, in der der Brauch geübt wurde, vermag ihn aber nicht kontingent in seiner Gesamtheit und seiner Entwicklung zu definieren oder abzugrenzen.

— Äußerliche Einflüsse, aber auch die Tätigkeit einiger (weniger) führender Persönlichkeiten bestimmten ständige Veränderungen in einer nicht

genau vorhersehbaren oder zu erwartenden Weise. Der Konditionierungsrahmen ist jedoch so vielgestaltig, daß zu unterschiedlichen Zeiten differente Entwicklungen möglich sind.

— Wenn man von den – seit einiger Zeit gegebenen – Versuchen der kommerziellen Auswertung absieht, kommt dem Brauch heute keine unmittelbare Abzweckung zu, die über ein Element der Festlichkeit (in eigenartiger Form) hinausginge.

— Dafür erweist sich der Brauch als ein immer deutlicher hervortretendes Merkmal Matreier (oder „Mattinger") Identitätsbildung, das über einzelne Altersgruppen hinweg bedeutsam ist und zunehmend zu einem prägenden Element der Individualität des Marktortes geworden ist.

Bei etwaigen Nachfragen nach Entstehung und Verlaufsformen des Klaubauf-Laufens wird man vermutlich über einige Beobachtungen nicht hinaus kommen, die Grundfragen werden nur teilweise beantwortet werden können. Daher soll es im Folgenden auch mit einigen Hinweisen sein Bewenden haben:

a) Das Brauchtum hat einen Nährboden, auf dem es sich heraus entwickelt hat. Es hat in sich sodann verschiedene Elemente aufgenommen, die von den Beteiligten als Material nützlich und brauchbar empfunden wurden. Es hat eine Bedeutung („Sitz im Leben") gehabt, die freilich aus mehreren Komponenten zusammengesetzt war, wobei sich die Gewichtung dieser – anscheinend recht unterschiedlichen – Komponenten immer wieder gewandelt hat. Das Klaubauf-Laufen hat auf äußerliche Gegebenheiten ebenso Rücksicht genommen, wie es beinahe wellenförmigen Schwankungen im Bereich seiner – sozialen – Bedeutung und in seinem Umfang ausgesetzt war. Auch die Formen haben gewechselt, wobei in diesem Zusammenhang, zu bestimmten Zeiten, persönliche Vorstellungen von besonderem Einfluß gewesen sein dürften. Wie weit unmittelbar religiöse, magische oder ideologische Faktoren wirksam geworden sind, oder zeitweise an der Formung des Klaubauf-Laufens beteiligt waren, wird man mit größter Vorsicht zu überlegen haben. Freilich haben die Formen immer wieder Gelegenheit geboten, daß einzelne Teilnehmer am Brauch auch persönliche Wünsche und Absichten – wenigstens andeutungsweise – verwirklichen konnten.

b) Daß grundsätzlich das alte Nikolausbrauchtum dabei Pate gestanden hat, wobei diverse Nikolaus-Spiele das Material geboten haben, erscheint einleuchtend und wird auch kaum bestritten. Wie weit sich dabei der Gedanke gehalten hat, daß das Christentum, in diesem Fall also „der Nikolaus", ältere, also heidnische Vorstellungen überwunden hat, wird man wohl kaum exakt nachweisen können. Dabei dürften vermutlich die aus den verschiedensten Heiligenviten (die bekanntlich seit dem Spätmittelalter sorgsam gesammelt wurden) bekannten Vorstellungen, daß sich ein solcher Heiliger

allerlei Dämonen, Geister und Verkörperungen des Bösen bzw. des unerlösten Menschen dienstbar zu machen vermochte, für die Figur des Klaubauf und ihre Ausformung von besonderer Bedeutung gewesen sein.

c) Daß es im Brauchtum, dessen gegenwärtigen Verlauf zu beschreiben hier nicht erforderlich erscheint, weil es dazu gute Darlegungen gibt, persiflierende Elemente gibt, kann ebenso sozialgeschichtliche wie kirchliche Vorstellungen karikierende Wurzeln haben. Verschiedene abgesunkene Vorstellungen kirchlicher Moral begegnen sowohl im Lied wie im volkstümlichen Spiel immer wieder in einer ironisierten oder auf den Kopf gestellten Form. – Dabei muß nicht gleich die Hl. Familie als Vorbild herhalten, wenn es um Lotter und Litterin im Klaubauf-Laufen geht. Die Sozialkritik ist dabei wohl auch nur ein – freilich nicht unwichtiger – Teil der Voraussetzungen. Viel mehr geht es um allgemeine Ironisierung.

d) Männerbünde im „altgermanischen" Sinne sind als unmittelbare Wurzel des Brauches sicher nicht anzunehmen, wohl aber im Blick auf die Trägerschaft, die sich aus den standesmäßigen, auch nach Kategorien der Lebensgestaltung gegliederten Formen der dörflichen Lebensweise ergebenden Formen und Verhaltensweisen entwickelt hat. Anderswo sind „Burschenschaften" bekannt, die ganz spezifische Aufgaben im Dorf und im Zusammenleben der Menschen haben. Derartige Elemente sind wohl auch in Matrei spür- und erkennbar, wobei aber allgemein wirksame Funktionen als spezifisch sozialkritische Absichten zur Erklärung herangezogen werden sollten.

e) Denn die meisten Heischebräuche sind nicht lediglich sozialkritische oder unterschichtenspezifische Formen, sondern hängen mit der angedeuteten Position der – ledigen – Burschen im Ort (und in den Familien) zusammen. Daß sich da und dort derart gesellschaftskritische Verhaltensweisen damit verbunden haben, ist sicher nicht ausgeschlossen, sondern eher zu vermuten. Zur Erklärung reichen sie aber wohl doch nicht ganz aus.

f) Die verschiedenen alpenländischen Nikolausbräuche stellen in einem nicht unbeträchtlichen Ausmaß die zu einem gewissen Maße säkularisierten Formen der – in Gegenreformation und Barock – wieder belebten Formen der frommen Beurteilung der Lebensführung dar. Gute Werke seien für die Erlangung des Heils notwendig; in diesem Sinne wurden die Beschlüsse des Konzils von Trient landläufig und vulgär interpretiert – der Nikolaus hat das im jährlichen Spiel in oder vor der Kirche so gehandhabt. Als die Spiele dann aus der Kirche vertrieben wurden, ist die Verflachung dieses theologischen Gedankens noch deutlicher geworden.

g) Man sollte nicht übersehen, daß „die Kirche" zu derartigen „Verkündigungsspielen" immer ein ambivalentes Verhältnis hatte. Da war einerseits die Bemühung, die Verkündigungsinhalte so deutlich und volksnah wie nur

möglich zu präsentieren, andererseits gab es die Angst, daß die eigentliche Botschaft der Verkündigung in dem präsentierten, überaus bunten Gewand untergehen könnte. Daher hat man immer wieder – nicht zuletzt unter dem Salzburger Erzbischof Hieronymus Colloredo – solche Spiele aus der Kirche verbannt. Das Volk hat aber durch lange Zeit nicht darauf verzichten wollen. Sie wurden durch die Verbannung gewissermaßen säkularisiert und gehorchten nun nicht mehr den Gestaltungsprinzipien kirchlicher Spiele, auch wenn grundlegende Elemente und Formen desselben erhalten blieben.

h) Das Erscheinungsbild der Kleibeife von Matrei wurde seit etwa 1930 ganz deutlich von den neuen Larven (Masken) bestimmt. Hier ist der Einfluß eines oder weniger Männer bestimmend gewesen. Nunmehr wurde das Tragen von Larven gewissermaßen Vorschrift, dazu sollten es auch noch solche sein, die ein gewisses Mindestmaß an künstlerischer Qualität und Originalität aufwiesen. Seit einigen Jahren gibt es jedoch keinen Schnitzer mehr, der in gleicher Weise (und gleich wohlfeil) solche Masken anfertigt. Eine neue Entwicklung ist daher unausweichlich und auch bereits feststellbar.

i) Aus einer Veranstaltung junger Burschen ist das Klaubauf-Laufen längst eine solche aller Altersschichten geworden. Auch Honoratioren des Ortes lassen es sich in der Gegenwart nicht nehmen, wenigstens am letzten Abend des Laufens einige Zeit als Kleibeife mitzumachen. Und daß es immer wieder Frauen gegeben hat – und gibt –, auch wenn es nur wenige sind, die sich die Maske anlegen, ist bekannt. Zu gewissen Zeiten galt die Bewahrung der Anonymität der Kleibeife als vorrangig, vielleicht eben als Zeichen der „Burschenzugehörigkeit", vielleicht auch angesichts von Rügeverhalten geistlicher und weltlicher Obrigkeiten, vielleicht auch als Schutz vor Racheakten, sicher auch als Deckung für die – dem Moralkodex nicht völlig entsprechende – Handlungsweise. Heute ist dies nicht mehr so wichtig. Eine Verschnaufpause führt nicht selten dazu, daß vom Klaubauf die Larve über den Kopf hinaufgeschoben wird.

j) Die äußeren Umstände (Hauswände, Schneemangel, geparkte Autos) führen dazu, daß nicht nur in den Häusern, sondern auch auf der Straße die absolute Spontaneität der Kleibeife gebremst werden muß. Die Bezirkshauptmannschaft Lienz steht in einem ständigen Kampf mit diesem Brauchtum – jährliche Aufrufe in den lokalen Zeitungen künden davon ebenso wie immer wieder auftretende Bemühungen, eine Art „Registrierung" der Kleibeife zu erreichen. Dem „Ordnerwesen" kommt daher seit einiger Zeit besondere Bedeutung zu – damit aber auch dem Nachdenken über das Laufen.

k) Freilich hat auch die enorme Zunahme der Zahl der Kleibeife, die nur zum Teil daraus erklärt werden kann, daß die Läufer aus den Fraktionen (Ortsteilen) auch in den Marktort kommen, obwohl sie hier nach wie vor nicht gerne gesehen sind, zu dieser Zunahme der Bedeutung der Ordnerdien-

ste geführt. Man muß – so hat man entdeckt – unbedingt bestimmte Formen einhalten, damit das Laufen noch tragbar bleibt und akzeptiert wird.

l) Wenn auch die Gestalt des Klaubauf gegenüber den anderen Figuren des Nikolausbrauchtums eine gewisse Verselbständigung durchgemacht hat, wobei bei anderen Figuren sichtlich eine gewisse Reduktion (an Zahl und Bedeutung) eingetreten ist, so, daß die Kleibeife aber vor allem auf der Straße unabhängig vom Nikolaus und seiner Begleitung agieren, so ist die Verbindung doch nicht abgerissen und wird an entscheidenden, vor allem also den einleitenden Formen und den neu eingeführten abschließenden nach wie vor gepflegt, auch wenn es – wie schon immer – nicht unbedingt attraktiv ist, als Nikolaus zu „gehen". In Virgen hat es im Jahr 1999 nur 6 Kleibeife und keinen Nikolaus gegeben; gelaufen sind sie trotzdem.[5]

Nun blieben noch Fragen nach der zukünftigen Entwicklung. Diese ergeben sich wieder vor allem aufgrund von verschiedenen Elementen des Konditionierungsrahmens für das Laufen, wie etwa:

— aus der nunmehr auf weite Kreise ausgedehnten identitätsstiftenden Funktion des Brauches; daher ist zu erwarten, daß die Zahl der aktiven Teilnehmer nach wie vor recht groß bleiben wird.

— aus den immer stärker werdenden Versuchen und Bemühungen, den Brauch dem lokalen Fremdenverkehr und seinen Interessen einzugliedern und nutzbar zu machen; dem dient, in benachbarten Fraktionen geschieht das z.T. bereits, eine Repristination angeblich „ursprünglicher" Bräuche, wie das Tischziehen in eigens dafür konstruierten Räumen ebenso wie eine – seit kurzem v.a. in Lienz üblich gewordene – Werbung für das Klaubauf-Laufen, eine Verlegung des Brauchtums aus der Nacht in den Nachmittag, die Domestizierung der Verhaltensweisen (wohl Angst einflößen, aber nicht verletzen) u.dgl.;

— aus den diesen Absichten gegenüber stehenden Bemühungen, den gegebenen und erreichten Stand (und Standard) zu halten, also sich gegen jede Verwendung billiger Masken, aber auch gegen eine solche in Fremdenverkehr und Werbung zu wehren;

— aus mancherlei zwar gut gemeinten, aber doch brauchfremden Bemühungen, etwa die um Alkoholabstinenz. Die Verbindung mit dem Alkohol ist sicherlich eines der Elemente gewesen, die in Zusammenhang mit dem Auswandern des Brauches aus der Kirche (was räumlich und geistig gemeint ist) sehr bald bedeutsam geworden ist. Die körperliche Anstrengung, aber auch das burschenschaftliche Brauchtum hat stets Alkohol benötigt. Die Frage ist, wieviel?

Insgesamt zeigt es sich aber, daß bei aller lebendiger Entwicklung der Brauch des Klaubauf-Laufens doch sehr sensibel ist. Er wird wohl nur dann bestehen bleiben, wenn er seine identitätsstiftende Kraft zu bewahren ver-

mag, wenn er sich gleichermaßen vor Exzessen wie vor einer behördlichen oder geistigen Domestizierung bewahren kann, wenn er nicht bloß zum Instrument der Fremdenwerbung wird, aber doch offen für weitere Entwicklungen bleibt, vor allem aber dann, wenn die Beteiligten (Zuseher) bereit sind, da und dort einen – kleinen – Schaden zu ertragen (hinzunehmen, ohne die staatliche Rechtsordnung zu bemühen).

Anmerkungen

1 „Original. Matreier Klaubauf. Buch zur Ausstellung, Kesslerstadel. Matrei in Osttirol, 31. Oktober–03. Dezember 1999", 96 Seiten.
2 Reuschel, Karl: Deutsche Volkskunde. Leipzig 1924.
3 Koenig, Otto: Kulturethologische Betrachtung des Klaubaufgehens. In: Matreier Gespräche. Maske – Mode – Kleingruppe, hg. v. Inst. f. Vergl. Verhaltensforschung. Wien 1981, S. 45ff (Zusammenfassung von Vorträgen aus den Jahren 1976-1979); ders.: Klaubaufgehen. Ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein. (= Wegweiser zur Völkerkunde 24). Hamburg 1980; ders.: Klaubauf – Krampus – Nikolaus. Maskenbrauch in Tirol und Salzburg. Wien 1983.
4 Öffentlicher Vortrag von cand. phil. Karl Berger in Matrei am 3.12.1999; Berger arbeitet an einer volkskundlichen Diplomarbeit in Innsbruck über das Klaubauf-Laufen in seiner Heimatgemeinde Matrei.
5 Spezifisch matreierisch („mattingerisch") stellt die Dinge dar: Forcher, Michael: Matrei in Osttirol. Gemeindebuch zum 700-Jahrjubiläum. Innsbruck 1980.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 215–223*

Chronik der Volkskunde

2. Arbeitstreffen der Raphael-Projektgruppe „Virtual European Textile Heritage Sites' Itineraries" (VETHSI) in Krefeld, Deutschland, am 23. und 24. März 2000

Das EU-Projekt „Europäische Textilstraßen" (vgl. Bericht über das 1. Arbeitstreffen in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 102/LIII, Wien 1999, S. 391–399), an welchem sich das Österreichische Museum für Volkskunde als zentraler Kontaktpunkt für Österreich beteiligt, tritt im Frühjahr/Sommer 2000 in die Recherchephase ein. Am 23. und 24. März 2000 trafen sich Vertreter der *Textile Contact Points* aller zehn beteiligten Partnerländer auf Einladung des Deutschen Textilmuseums in Krefeld zur Besprechung von Form und Inhalt des zu erarbeitenden Materials und zur Abstimmung der weiteren Arbeitsschritte.

Eine führende Rolle neben dem ETN (European Textile Network, Hannover) nimmt dabei das Institut für Raumplanung der Universität Dortmund ein, das als Co-Organisator des gesamten Projekts fungiert und mit einer Modellstudie über eine der wichtigsten Textilregionen Deutschlands, dem Bundesland Nordrhein-Westfalen, den theoretischen Hintergrund für ein Unternehmen wie eine europäische Textilroute erarbeitet.

Einer der bekannten Effekte der zunehmenden Globalisierung ist die sich proportional dazu entwickelnde Sehnsucht der von ihr betroffenen Menschen nach Regionalität. Und die meisten Regionen bergen in sich das Potential für eine derartige Identifikation. Dieses Potential muß aber vielfach erst erkannt und neu gesehen, gestärkt und für die Erfordernisse der Gegenwart adaptiert werden. Dann können die Regionen aber auch in der globalen Dimension bestehen, wenn sie ihre historischen wirtschaftlichen und kulturellen Spezifika auch unter den gegenwärtigen veränderten Bedingungen zu nutzen verstehen.

Thematische Netzwerke können hier strukturell einiges bewirken. Deshalb werden sie auch von der EU gefördert. Sie unterstützen die Kommunikation zwischen Punkten, die, für sich allein gelassen, teilweise untergehen würden oder ihre Vorzüge nicht entsprechend ausspielen könnten. Und in diese Netzwerke können sich, dank der neuen Medien und der gesteigerten Mobilität, mehr oder weniger alle interessierten Menschen einklinken. Auf

diese Weise können sich wissenschaftliche Interessen mit wirtschaftlichen Impulsen und touristischen Aspekten verschränken. Textilien sind ein mögliches Produkt, ein Thema, an dem man die Sinnhaftigkeit der Vernetzung von Informationen vorexerzieren kann. Textilien sind alltägliche Gebrauchsgegenstände, ökonomische Handelsware, zuweilen auch Kunstwerke. Deren Sammler, Benützer und Produzenten gut und global zu informieren und europaweit zusammenzuführen, ist ein Ziel dieses beschriebenen Textilroutenprojekts. Über die virtuelle Kommunikation hinaus sind dann natürlich reale Kontakte, gegenseitige Besuche und eventuelle Kooperationen erstrebenswert.

Die zehn Projektpartner werden nun in den kommenden Monaten Material sammeln, das sowohl regional als auch thematisch einigermaßen ausgewogene Informationen in den gesamten Pool einbringt. Die regionale Ebene wird sich vom nationalen zum regionalen bis hin zum lokalen Standort differenzieren. Für Österreich wurden punktuell bereits wertvolle Vorarbeiten geleistet. Zu nennen sind das Projekt Waldviertler Textilstraße[1], die Mühlviertler Weberstraße[2] oder das Stadtmuseum Dornbirn, welches sich neuerdings um die Erforschung der kulturellen Dimension der Textilregion Vorarlberg bemüht. Trotz der textilindustriell bedeutenden Vergangenheit gibt es bis heute in Vorarlberg noch kein industriegeschichtliches Museum von überregionalem Rang.[3] Die Träger dieser Initiativen wurden zur Mitarbeit an diesem Textilroutenprojekt eingeladen und werden als regionale Kontaktpunkte des europäischen Netzwerks fungieren.

Darüber hinaus versuchen wir für Österreich charakteristische nationale aber auch lokale Besonderheiten herauszustellen, den Schladminger Loden, die Weitraer Zwirnknopferzeugung, die Paramentenstickerei im Herz Mariae Kloster in Steinerkirchen an der Traun. In Wien soll ein real abzuschreitender Spaziergang für Textilinteressierte angeboten werden, der Museen mit textilen Schwerpunkten, textiltechnologische oder künstlerisch-kreativ orientierte Ausbildungsinstitutionen und Textilproduzenten mit herausragenden qualitätsorientierten oder regionalspezifischen Produkten verbindet. Nicht zuletzt hat die Stadtgeschichte mit den Tuchlauben und der Wollzeile im 1. Bezirk, dem ehemaligen Zentrum der Wiener Seidenzeug- und Bandfabrikation am Schottenfeld, in der Gegend des heutigen 7. Bezirks[4], oder den ehemaligen Wäscherburgen in Erdberg und am Alsergrund auch historische textile Konnotationen zu bieten.

Die sichtbaren Resultate des Projekts werden in der ersten Hälfte des kommenden Jahres in einer Arbeitsversion in Wien vorgestellt werden und sollen Ende 2001 für die Öffentlichkeit zur Verfügung stehen. Sie umfassen eine Internet-Website und eine gedruckte Broschüre mit beigegebener CD-ROM. Im März 2001 wird das 3. Arbeitstreffen der zehn europäischen

Projektpartner am Österreichischen Museum für Volkskunde stattfinden, wobei der Feinschliff der Internetversion erfolgen soll. Die Grundstruktur steht bereits fest. Sie umfaßt zwei Routenzugänge, einen regionalen und einen thematischen. Die sogenannte geographische Route erfaßt Europa, eingeteilt in zehn Großräume, in welchen sich wiederum die zehn Pilotregionen befinden, die den Zugang vom nationalen über das regionale bis zum lokalen Niveau eröffnen. Der zweite Strang ist jener der thematischen Routen, die sich in fünf Punkte gliedern, die unterschiedliche Interessensgebiete abdecken.

Textile Monuments bedient die Interessenten der Handwerks- und Industriegeschichte und weist den Weg zu textilhistorischen Monumenten, stillgelegten oder umfunktionierten Produktionsstätten. Das ist auch jener Punkt, der dem gesamten Programm und der damit verbundenen EU-Förderung maßgeblich zugrundeliegt. Die Wiederbelebung stillgelegter Industrieregionen, und sei es durch Zweit- und Drittnutzungen wie Tourismus oder künstlerische Aktivitäten, ist ein großes Anliegen der europäischen kulturellen Integrationsbemühungen. *Recurrent Textile Events* bedient die Praktiker und listet Veranstaltungen auf wie Messen, Märkte, Ausstellungen, Shows, Festivals, Wettbewerbe, Konferenzen, Seminare, Kursprogramme, organisierte Besichtigungen, Exkursionen. *Textile Heritage* betrifft die Museen und Sammlungen mit textilen Schwerpunkten. Die Vernetzung entsprechender Institutionen soll Sammlern, Wissenschaftlern und anderen Interessenten den Zugang zu spezialisierten oder auch breit gefächerten Kollektionen von Kostümen, Kleidung und Mode aber auch Flachtextilien ermöglichen. Der Punkt *Textile Production* wird äußerst selektiv zu interpretieren sein. Da es sich bei „Virtual European Textile Heritage Sites' Itineraries" um ein Kulturförderprogramm handelt, werden nur ausgewählte Firmen und Produzenten zur Teilnahme am Projekt eingeladen werden, deren Produkte historische Konnotationen, herausragende Qualität und regionalspezifische Besonderheiten aufzuweisen haben. Die Verbindung von Wirtschaft und Industrie und kulturellem Erbe gewinnt jedoch zunehmend an Bedeutung, und beide Seiten können, wenn sie sinnvolle Kooperationen eingehen, sicher davon profitieren. Der Punkt *Education and Research* schließlich wird jenen Personenkreis ansprechen, der die Ausbildung und Forschung auf dem Textilsektor im Auge hat. Das betrifft die technologischen Aspekte genauso wie etwa die künstlerisch-kreative Ebene. Zwischen den fünf thematischen Punkten wird es aber vielfältige Verschränkungen, Überschneidungen und synergetische Effekte geben. Diese Idee macht auch den Reiz eines derartigen internationalen und spartenübergreifenden Unternehmens aus. Alle bisher am Projekt beteiligten Partner sind jedenfalls von den Zielen der Kooperation überzeugt und man wünscht sich, daß der textile

Virus, ausgestreut von vorläufig zweihundert in ganz Europa beheimateten Institutionen, rege Verbreitung findet.

Anmerkungen

1 Komlosy, Andrea: Waldviertler Textilstraße. Reiseführer durch Geschichte und Gegenwart einer Region. Groß-Siegharts – Waidhofen a.d. Thaya – Weitra, Selbstverlag der Waldviertler Textilmuseen, 1990.
2 Heindl, Bernhard (Hg.): Textil-Landschaft Mühlviertel, mit einem Reisebegleiter durch die Mühlviertler Weberstraße. Linz, edition sandkorn, 1992.
3 Tschofen, Bernhard: Vorarlberg – Eine museale Landschaft als Kulturlandschaft? In: Franz R. Vorderwinkler: Kultur Reise Vorarlberg. Burgen, Schlösser, Museen, Sakralbauten. Steyr 2000, S. 14.
4 Flemmich, Erika: Unser Vater war a Hausherr und a Seidenfabrikant. Arbeit, Alltag und Aufstieg der Seidenweberfamilie Flemmich. Ein Beitrag zur Handwerks- und Industriegeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert. Diplomarbeit, Geisteswiss. Fak., Universität Wien, 1987.

Margot Schindler

Die neugestaltete Volkskundeabteilung im Museum Lauriacum, Enns, Oberösterreich*

Vor der gemeinsamen Begehung der neugestalteten Museumsräume ist es mir ein Anliegen, auf die Begriffe Volkskultur, Volkskunde und Volkskundemuseum aus meiner Sicht kurz einzugehen. Unter Volkskultur verstehe ich die Gesamtheit der überlieferten, aus der Tradition, aber auch aus neuen, gegenwärtigen sozioökonomischen Änderungen sich entwickelnden kulturellen Äußerungen einer bestimmten Region, zum Beispiel dem Salzkammergut oder dem Traunviertel. In unserem Fall betrifft dies den Raum Enns, also die Ennser Regionalkultur. Der Begriff Volkskunde bedeutet für mich die Lebenskunde einer bäuerlichen und bürgerlich-städtischen Gesellschaft. Für uns geht es hier also um den Lebensbereich der in Enns beheimateten Menschen. Das Museum im allgemeinen und die volkskundliche Sammlung im besonderen sollen einen Spiegel dieses Lebensraumes darstellen.

„Daß wir ein Museum besitzen, ein Museum eröffnen oder die Erweiterung und Neugestaltung festlich begehen, kommt uns heute fast selbstverständlich vor",[1] Eröffnungen von Ausstellungen sind heute ein gesellschaftliches Ereignis. Es ist eigenartig: Auf der einen Seite nennt man unsere Gesellschaft eine Konsum- und Wegwerfgesellschaft, andererseits wird noch und noch gesammelt. Das gilt für den privaten wie für den öffentlichen Bereich gleichermaßen.

Museen verweisen auf abgegangene Kulturen und versuchen festzuhalten, was zu vergehen droht. Das Aufbewahren und Konservieren, Interpretieren und Ausstellen ist von großer Bedeutung. Wir stellen Sachen, die ihre Funktion verloren haben, in Glaskästen aus, beleuchtet und mit erklärenden Beschriftungen versehen. Manch heutige Museen sind Orte des Abschiednehmens und der Wiedererkennung. In ihnen besuchen und suchen wir unsere Vergangenheit, die im Museum aufbereitet wird und oft schöner aussieht, als sie war.[2] Die übliche starre Aufstellung hat den Museen dafür das Odium von „Kulturfriedhöfen" eingetragen. Jede Aktion, die aus der Starre herausführt, hat ihren Wert. Es gilt dem Zustand vorzubeugen, daß jemand sein örtliches Museum jahrelang nicht mehr betritt, weil er es „ohnehin" schon gesehen hat. Wenn sich im Museum lange nichts verändert, ist diese Haltung auch durchaus verständlich.

Die Sammlung, die in der Volkskundeabteilung unseres Museums präsentiert wird, besteht durchwegs aus Sachen, die aus dem Ennser Raum stammen, aus Dingen, die hier hergestellt, hier verwendet und hier getragen wurden. Im neugestalteten Volkskundesaal wird ein Überblick über die Lebensäußerungen im lokalen Bereich geboten. Es handelt sich um ein

bedeutsames, fesselndes und für manche doch noch unbeachtet gebliebenes Gebiet der Volkskunde.

Sie werden fragen, wie diese Sammlung zustande kam. Da muß ich an die Zeit der Vereinsgründung im Jahr 1892 erinnern. Die Mitglieder der Vereinsleitung bemühten sich nicht nur um die Hinterlassenschaft der römischen Antike, deren Rettung Priorität eingeräumt wurde und wird, sondern auch um die Sammlung von Antiquitäten vom Mittelalter bis in die Gegenwart. In steter Kontinuität wurden derlei Dinge dem Museum einverleibt. In Dankbarkeit erinnert der Verein an die Zeit der Jahrhundertwende, an den Lehrer Theodor Bukounig, der „Alles und Jedes" sammelte, an den Apotheker Dr. Adolf Mayrhofer, der altes Apothekengerät einbrachte, an den Magister Anton Pumb, der Trachtenstücke sammelte. Später gelang dem Lehrer Josef Amstler die Rettung der Zunftfahnen und anderen wertvollen Sachgutes von der St. Anna-Schifferzeche. Auch mir gelang es als praktischem Arzt, mancherlei volkskundliche Sachzeugnisse für das Museum zu erwerben.

Nun war es an der Zeit, die volkskundliche Abteilung aus ihrem Dornröschenschlaf zu wecken und zu einer vorzeigbaren Abteilung zu gestalten. Das Forschungsprojekt „Keramik im Museum Lauriacum" hatte den Stein ins Rollen gebracht. Das Österreichische Museum für Volkskunde vermittelte dafür zwei erfahrene Fachkräfte. Von der OÖ. Landesbaudirektion mit Ing. Manfred Quatember wurde das Konzept für den Umbau, die Planung und die Bauüberwachung besorgt. Die Zusammenarbeit mit den fast durchwegs Ennser Gewerbetreibenden ging reibungslos vor sich.

Ohne die Förderung durch die öffentliche Hand wäre das Werk nicht gelungen. Dank gebührt dem Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten, dem Land Oberösterreich, der Stadt Enns, den beteiligten Gewerbetreibenden und den ehrenamtlichen Mitarbeitern des Museumsvereines. Die Neugestaltung ist trotz mancher Unkenrufe termingerecht nach Plan fertig geworden. Ich bin sicher, daß der Museumsverein Lauriacum, Träger des Museums Lauriacum, einen erfolgreichen Schritt in Richtung Erweiterung und besserer Präsentation des wertvollen volkskundlichen Sammelgutes gesetzt hat und daß diese Bemühungen die verdiente Anerkennung finden werden.

Anmerkungen

* Aus der Rede zur Eröffnung.

1 Köstlin, Konrad in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 99/NS L, Wien 1996, S. 227.

2 Ebda.

Herbert Kneifel

W.Hofrat Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller †

Am 22. Jänner 2000 ist Professor Burgstaller im 94. Lebensjahr gestorben. Wie es in der Parte so schön heißt „Er wird in unseren Herzen und in seinem wissenschaftlichen Lebenswerk weiterleben". Und es ist ein durchaus beachtliches wissenschaftliches Erbe, das er uns hinterlassen hat und sich keineswegs auf die Felsbilder- und Gebildbrotforschung beschränkt, wenn das auch vielleicht seine markantesten und auch bekanntesten Forschungsgebiete waren.

Ernst Burgstaller wurde als Lehrersohn am 29. Mai 1906 in Ried im Innkreis geboren, wo er auch das Staatsgymnasium besuchte. Anschließend studierte er an der Universität Wien, wo er 1930 zum Dr. phil. promovierte und die Lehramtsprüfung ablegte, die Fächer Germanistik, Geschichte, Vorgeschichte, Volkskunde, Völkerkunde, Geographie und Museumswissenschaften. Seine Dissertation bei E. Castle hieß „Richard Billingers expressionistische Sprachkunst". Nachdem er zunächst als Mittelschullehrer in Ried im Innkreis und Linz wirkte, habilitierte er sich 1944 an der Universität Heidelberg bei Eugen Fehrle für das Fach Volkskunde (1964 Neuhabilitierung an der Universität Graz bei Hanns Koren, seit 1968 Dozent am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Linz). 1952 trat Burgstaller als stellvertretender Leiter des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich in den Landesdienst ein, von 1966 bis zu seiner Pensionierung Ende 1971 war er dessen Leiter. 1970 wurde Dozent Burgstaller zum a.o. Hochschulprofessor ernannt und zum Wirkl. Hofrat des Landes Oberösterreich befördert.

Schon früh wandte sich Burgstaller der kartographischen Darstellung volkskundlicher Erscheinungsformen zu. Bereits von 1936–38 war er Sekretär der Landesstelle Oberösterreich für den „Atlas der deutschen Volkskunde", 1951 wurde er Generalsekretär der „Commission International de l'Atlas du Folklore Européen". 1953/54 war er Mitbegründer des „Österreichischen Volkskundeatlas", dessen erste Lieferung er 1959 gemeinsam mit Adolf Helbock in Linz, dem ersten Sitz des Kuratoriums und der „Gesellschaft für den Österreichischen Volkskundeatlas", herausgeben konnte, und bis 1958 Generalsekretär und Leiter der dafür geschaffenen Zentralstelle sowie kartographischer Leiter. In diesem Jahr wurde er gemeinsam mit Professor B. Bratanić (Zagreb/Agram) beauftragt, einen Volkskundeatlas für Mitteleuropa vorzubereiten.

Als Mitarbeiter und dann Leiter des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich oblag ihm u.a. neben der Herausgabe und Redaktion der „Oberösterreichischen Heimatblätter" auch die Erstellung des „Atlas von Oberösterreich", ein umfangreiches Werk, von dem vier Lieferungen erschienen

sind, in denen viele Kommentare zu volkskundlichen Themen von Ernst Burgstaller stammen. Seine Karte „Maibaumstehlen" gilt immer noch als wesentliche Grundlage bei eventuellen Verstößen gegen eine brauchtumsgerechte Abwicklung, insbesondere auch, was die unterschiedlichen Termine betrifft. In diesem Zusammenhang sei auch Burgstallers jahrzehntelange Tätigkeit als beeideter Gerichtssachverständiger für Volkskunde am Oberlandesgericht Linz erwähnt. Eine Weiterführung dieses Atlasses war nach Auflösung des Instituts für Landeskunde Ende 1971 nicht vorgesehen. Im Zusammenhang mit den diversen Atlasunternehmungen kam Burgstaller auch zur „Kulturraumforschung", die gerade für Oberösterreich interessante Ergebnisse erbrachte.

Ein besonderes Schwergewicht im wissenschaftlichen Werk Burgstallers liegt bei Fragen des Brauchtums. Sein 1948 erschienenes Werk „Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich" war jahrzehntelang Standardliteratur zu diesem Thema. Seine diversen Brauchtumskarten und -kommentare im Atlas von Oberösterreich wurden schon erwähnt. Aus seiner Beschäftigung mit der Nahrungsvolkskunde gingen nicht nur verschiedene Artikel und Buchpublikationen (z.B. „Österreichisches Festtagsgebäck. Brot und Gebäck im Jahres- und Lebensbrauchtum, Linz 1983, eine erweiterte Auflage der bereits 1958 erschienenen Publikation) hervor, sondern auch das 1983 eröffnete „Österreichische Gebäckmuseum" in der Welser Burg, das auch seine bereits um 1930 begonnene Sammlung von Gebildbroten zeigt. Weitere Arbeitsbereiche Burgstallers waren die Symbolkunde, die Volksreligion und das Volksrecht, desgleichen die Gerätekunde, für die er ebenfalls wissenschaftliche Aufsätze verfaßte.

Seit Burgstaller 1943 bei Traunkirchen Felsinschriften entdeckte, ließ ihn auch diese Thematik nicht mehr los. In ausgedehnten und nicht selten halsbrecherischen Exkursionen fand er eine ungeahnte Menge solcher Bildspuren aus den verschiedensten Zeitepochen, die bekannteren ausländischen Zeugnissen nicht nachstehen. Als Resultat dieser seiner Forschungen sind vor allem sein Werk „Felsbilder in Österreich" (3. Auflage, Spital a.P. 1989) und das 1979 gegründete „Österreichische Felsbildermuseum" in Spital am Pyhrn zu nennen, in dem die Abgüsse der wichtigsten österreichischen und einige internationale Beispiele zu sehen sind.

Burgstallers wissenschaftliche Tätigkeit fand im Inland wie im Ausland gebührende Anerkennung. In der Felsbilderforschung mußte er allerdings auch manch herbe Kritik einstecken. Zahlreiche Auszeichnungen, so das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse (1976), die Wissenschaftsmedaille der Stadt Linz (1979) oder das Goldene Ehrenzeichen des Landes Oberösterreich (1983), sind sichtbarer Ausdruck der Wertschätzung. Zahlreiche Ehrenmitgliedschaften bei in- und ausländischen

wissenschaftlichen Organisationen, mehrere Festschriften zu diversen runden Geburtstagen zeugen desgleichen von der großen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen. Im Verein für Volkskunde in Wien war Burgstaller von 1959 bis 1973 Ausschußmitglied.

Seiner Gattin Dr. Josefa, geb. Pilgersdorfer, die ihn über ein halbes Jahrhundert lang in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fachkundig unterstützt und damit viel zu seinen Erfolgen beigetragen hat, gilt unsere besondere Anteilnahme. Sie hat auch die ausführliche Bio- und Bibliographie in der umfangreichen Festschrift zum 70. Geburtstag von Ernst Burgstaller zusammengestellt (in: Mannus, Deutsche Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, Bonn 1976). Zum 90. Geburtstag wurde ihm in einem Festakt in Spital am Pyhrn eine Nummer der OÖ. Heimatblätter (50. Jg., 1996, Heft 2) als Festgabe überreicht.

Weniger bekannt ist Burgstaller als Literat; so schrieb er ein Drama aus der Zeit der oberösterreichischen Bauernkriege und mehrere sehr feinfühlige Gedichte, die zum Teil schon früh veröffentlicht wurden. Eine gelungene Auswahl seiner Gedichte gab seine Gattin zu seinem 85. Geburtstag unter dem Titel „Der Baum an der Grenze" heraus.

Es ist tatsächlich ein weit gestreutes, vielseitiges Lebenswerk, das der bis ins hohe Alter stets forschende und arbeitende Gelehrte hinterlassen hat.

Dietmar Assmann

Volkskultur und Moderne

Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende

Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000

Hrsg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 21)
Wien 2000. - 448 Seiten, 52 Abbildungen.
ISBN 3-902029-04-8

„Volkskunde gehört zum Bestand moderner Kulturtechniken, indem sie als basso ostinato, aber gewiß nicht allein, die Modernisierung der Gesellschaft in ihre populären Felder hinein mit Verweisgeschichten grundiert. So ist das Fach ohne die Moderne gar nicht denkbar."

Konrad Köstlin

Mit Beiträgen von
Reginald Byron, Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Bjarne Stoklund, Tamás Hofer, Nils-Arvid Bringéus, Kai Detlev Sievers, Wolfgang Kaschuba, Martin Scharfe, Bo Lönnqvist, Rolf Lindner, Orvar Löfgren, Gisela Welz, Bjarne Rogan, Silke Göttsch, Ueli Gyr, Walter Hartinger, Regina Bendix, Jonas Frykman, Peter Niedermüller, Anders Gustavsson, Dunja Rihtman-Auguštin, Gottfried Korff, Konrad Bedal, Christel Köhle-Hezinger, Klaus Beitl, Christine Burckhardt-Seebass
und einem
Schriftenverzeichnis Konrad Köstlin (1966-1999)

Bestellungen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien
Tel ·43/1/4277-44001; Fax ·43/1/4277-9440
E-mail: volkskunde@univie.ac.at

ATS 390,-/DM 57,-/sfr 51,-/EURO 28,30 (inkl. Versand)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 225–267*

Literatur der Volkskunde

GRIESHOFER, Franz, Margot SCHINDLER (Hg.): *Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege.* Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag. (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde, Band 4). Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1999, 696 Seiten, Abb.

Unter den zahlreichen Festschriften für um das Fach verdiente Volkskundlerinnen und Volkskundler gibt es relativ wenige, welche die ganze Forschungs- und Erkenntnisbreite der Disziplin umfassen, verdeutlichen und paradigmatisch untermauern, wie das bei dem vorliegenden, voluminösen Werk – von der Farbe des Einbandes könnte man es als ein „blaues Wunder" bezeichnen – der Fall ist. Vor über 100 Jahren erschien der wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Aufsatz von Karl Weinhold „Was soll die Volkskunde leisten?" Diese Frage löste eine jahrzehntelange Theorien- und Methodendiskussion um Gegenstand und Aufgabenstellung aus, die das Fach samt einer großen Zahl seiner Vertreter in die Fänge des Nationalsozialismus trieb, den Soziologen Heinz Maus schon 1946 zum Verdikt der Volkskunde veranlasste, und 1971 Dieter Kramer seine provozierende Frage stellen ließ „Wem nützt Volkskunde?" Diese drei Fragen bzw. Feststellungen stehen jeweils im Schnittpunkt sozio-ökonomischer, -kultureller und ideologisch-politischer Entwicklungsperioden des 20. Jahrhunderts. Die Festschrift für Klaus Beitl markiert nun am Ende dieses Saeculums und an der Milleniumsschwelle eine weitere Etappe von dem, was Volkskunde leisten sollte und leisten kann, und wie nutzbar sie für rechtzeitiges Erkennen und Reagieren auf die nach wie vor latente Gefahr ihres abermaligen Missbrauchs ist. Insofern ist das „blaue Wunder" mehr als eine Festschrift für einen verdienten Jubilar. Vielmehr ist ein Grundlagen- und Grundsatzwerk für das Fachverständnis entstanden, das sich sehr zu recht als „Netzwerk Volkskunde" im Sinn einer gegenwartsnahen, aber keinesfalls modernistisch aufgefassten Aufgabenstellung und Verantwortung versteht. „Netzwerk", so heißt es bereits in der vorwortgemäßen „Zueignung" für Klaus Beitl, „ist ein moderner Begriff, der Gegenwart, der Globalität und Flexibilität mitdenken lässt, wie auch Kommunikation und Multifunktion." Dieses Netzwerk, so heißt es weiter, „erwies sich aber auch als elastisch genug, um Rückmeldungen sämtlicher aktiver Forschergenerationen mit verschiedenen Forschungsrichtungen und Zugangsweisen aufnehmen zu können".

Dass sich 45 (!) ausgewiesene Autoren zu dieser Festschrift versammelt haben, hängt zweifellos mit der internationalen Anerkennung des Jubilars als Mensch und Persönlichkeit, vor allem aber auch als Wissenschaftler zusammen, doch meint der Rezensent aus der Mehrzahl der Beiträge geradezu das Bedürfnis herausgelesen zu haben zu demonstrieren, dass Volkskunde keineswegs eine antiquarische oder nur dem Traditionellen zugewandte Wissenschaft ist bzw. sein will, sondern durchaus in dem vielfältigen sozio-kulturellen Geschehen der Gegenwart ihren verantwortlichen Platz im Rahmen der Gesellschafts- und Geisteswissenschaften einzunehmen vermag und vor allem dazu willens ist. So betrachtet, ist es auffallend, in welch hohem Maße der Anmerkungsapparat der einzelnen Beiträge neueste Publikationen und zwar interdisziplinären Charakters aufweist und damit auch Sachdarstellungen, in einem umfassenderen Zusammenhang erarbeitet, einen höheren Erkenntniswert besitzen, ohne – wie oft – ins abstrakte Theoretisieren zu verfallen.

Die Festschrift beginnt mit Klaus Beitls Curriculum: „Auf den Spuren eines Grenzgängers zwischen Berlin – Schruns – Paris – Wien", recht eindrucksvoll beschrieben von Margot Schindler. Da sind die wegweisenden Begegnungen nicht nur mit den Maßgebenden der europäischen Ethnologie, sondern nicht minder mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die er für sich und seine wissenschaftlichen Ziele zu interessieren vermag. So ist er nicht Grenzgänger in dem Sinn, dass es ihn in seiner Tätigkeit auf der Suche nach dem rechten Weg des eigenen sinnvollen Schaffens hin- und hergetrieben hätte, sondern eher als jemand, der als „Brückenbauer" zu werten ist, der es versteht, Verbindungen, Beziehungen zu schaffen, eben Brücken zu schlagen „zwischen Menschen, Institutionen und Fachgebieten". Dem entspricht zugleich, dass Klaus Beitl „kein Vertreter eines romantischen oder nostalgischen Standpunkts [ist], viel eher liegt ihm die Rolle des Diagnostikers und Analytikers". Und, so schließt Margot Schindler ihre Laudatio: „Als überzeugter Europäer hat er das Verbindende zum Programm erhoben und damit der in der Wiener Laudongasse vertretenen Volkskunde den Weg zur europäischen Ethnologie gewiesen." Dass ihm und seinen KollegInnen dieser Brückenschlag mit der konzeptionell neuen Gestaltung des Österreichischen Museums für Volkskunde in hervorragender Weise gelungen ist, zählt der Rezensent zu seinen markantesten Eindrücken anlässlich einer Gastvorlesung am Lehrstuhl von Konrad Köstlin im Sommer 1999. Von diesem Museum könnten wirklich wichtige Impulse ausgehen für die Notwendigkeit und öffentliche Wahrnehmung der sozio-kulturellen Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede europäischer Gesellschaften. In Berlin ist im Sommer 1999 das „Museum Europäischer Kulturen" aus dem Zusammenschluss beider ehemals in Ost- und Westberlin ansässigen Volks-

kundemuseen und der Europa-Abteilung des Berliner Völkerkundemuseums entstanden – auch ein längst fälliger Brückenschlag, der in gleicher Weise dem Gedanken einer europäischen Ethnologie Auftrieb geben wird.

Der Gedanke des Museums als Lehr- und Lernort ist in Wien und Berlin wieder aufgelebt, und im übertragenen Sinn gilt Gleiches auch für den Inhalt der Beitl-Festschrift, widergespiegelt in drei ausführlichen, sehr geschickt und logisch zusammengestellten „Netzwerk"-Kapiteln. Sie können hier freilich nicht in concreto besprochen werden. Vielmehr sei dem Interessenten empfohlen, die einzelnen Beiträge sich selbst zu erschließen. An dieser Stelle ist nur eine jeweils kompilatorische Reflexion der drei Kapitel möglich. Deren gemeinsames Anliegen wird durch den jeweils vorangestellten Begriff „Netzwerk" als methodisch-theoretisches Vehikel deutlich,wobei sogar das Für und Wider der Beanspruchung des Internet durch die Volkskunde (Burkhard Pöttler, „Volkskunde und Internet. Ein junges Medium im ‚Internet Volkskunde'", S. 347–364) erörtert wird und Rainer Alsheimer Vorschläge und Erfahrungen mit den elektronischen Medien für das „Kulturhistorische Museum und Virtualität. Gedanken zu einer Neuordnung von Dingebenen" (S. 337–346) unterbreitet. Dem Rezensenten scheint jedoch generell am wesentlichsten, dass mit „Netzwerk" der Gedanke der Interdisziplinarität als ein allen Beiträgen Gemeinsames vorangestellt worden ist. Diese drei Netzwerke behandeln Geschichte, Sachen und Kultur. Über diese Einteilung oder Gruppierung volkskundlich-ethnologischer Forschungsthematik wäre zu diskutieren, denn es gibt erklärlicherweise in den Beiträgen der Festschrift Überschneidungen hinsichtlich der vorgenommenen Rubrizierung. Aber das war nicht nur nicht vermeidbar, sondern entspricht auch dem Charakter eines Netzwerks als interdisziplinäres Medium. Geschichte – Sachen – Kultur bringt jedoch gleichfalls die Eigenständigkeit von Volkskunde/Ethnologie im kulturwissenschaftlichen Rahmen zum Ausdruck und lässt somit nicht allein dem „Kanon" genügend Raum, sondern sorgt noch mehr für eine konsensfähige Erweiterung des Untersuchungsfeldes. Geschichte – Sachen – Kultur wäre somit und im hermeneutischen Sinn eine allgemeine Bezugsebene für Volkskunde/Ethnologie in Forschung, Lehre und gesellschaftlicher Anwendung.

Das erste Kapitel, dem „Netzwerk Geschichte" gewidmet (S. 85–270), beschäftigt sich mit „Fach(-geschichte), Proponenten, Institutionen". Im Vordergrund stehen hier die mit Demografie, Statistik, Kartografie, Geografie beginnenden Entwicklungen des 18./19. Jahrhunderts zur Volkskunde Österreichs als Wirtsland zahlreicher ethnischer Minderheiten, ohne die österreichische Volkskunde in ihrer Interkulturalität nicht denkbar ist, aber auch konkrete Ansätze zu einer europäischen Ethnologie nicht zu übersehen sind. Dies umso weniger, als mit Beiträgen von polnischen, tschechischen

und griechischen Autoren der multiethnische Aspekt unterstrichen wird. Als etwas Besonderes möchte der Rezensent den Beitrag der slowakischen Kolleginnen Gabriela Kiliánová und Soňa Kovačevičová erwähnen: „Preßburger und Wiener Volkskunde – Kontakte zweier Generationen. Ein Dialog" (S. 205–214): Ein Rückblick in ca. 50 Jahre slowakischer ethnologischer Forschung, die von der Nähe Wiens und seiner volkskundlichen Fachvertreter bestimmt, durch den Kalten Krieg wohl zeitweilig getrübt war, der sich aber nach 1989/90 zu einem Blick in die Zukunft entschleierte. „Es öffneten sich die Grenzen und aufs Neue erwachten die alten kulturellen Beziehungen der Nachbarländer West- und Mitteleuropas", und dies konkretisiert in einem gemeinsamen Forschungsprojekt über das Grenzgebiet der March, „wo beide Völker im unmittelbarem Kontakt standen und heute die Kontakte wieder aufnehmen. Und das ist das Gedächtnis und die Realität von Mitteleuropa". Dass bei einer wissenschaftsgeschichtlichen Thematik auch der Initiatoren und Initiativpersonen gebührend gedacht wird, ist für den außerösterreichischen Volkskundler nicht minder wertvoll (siehe die Aufsätze von Franz Grieshofer, S. 117–127; Herbert Nikitsch, S. 165–183; Olaf Bockhorn, S. 185–200), wobei Letzterer in der Person von Rudolf Kriss nicht nur den verdienten Volkskunstforscher und Mäzen, sondern auch dessen Engagement als konsequenter Gegner des Nationalsozialismus hervorhebt.

Tamás Hoffmann, der verdienstvolle, ehemalige Generaldirektor des Néprajzi Múzeums in Budapest, steuerte einen gedankenreichen Beitrag zur globalen Erforschung des Bauerntums durch die kooperierende Forschung von Volks- und Völkerkunde bei; eine Thematik, die schon seit den 1970er Jahren durch die „Association Internationale des Musées d'Agriculture" (AIMA/ICOM) begonnen wurde und nun durch die Gedanken Hoffmanns intensiviert werden könnte (S. 153–164). Dem kann die Studie von Manfred Bachmann, ehedem langjähriger Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, über die „‚gelehrten Bauern' Sachsens im 17. und 18. Jahrhundert" (S. 129–142) an die Seite gestellt werden, deren Verdienste um eine Entwicklung aus der traditionellen Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft als Grundlage moderner Landwirtschaft eine schöne Würdigung findet.

Klaus Beitl ist zuvörderst Museologe. Darum sind Beiträge über die Entwicklung zweier österreichischer Museen zu gegenwartsrelevanten Einrichtungen (Steirisches Volkskundemuseum Graz, S. 215 –227, und Dorfmuseum Mönchhof, S. 237–250) – zwei ausgezeichnete Beispiele – in der Festschrift am rechten Platz. Das gilt nicht minder auch für die Studie von Nina Gorgus über Georges Henri Rivière, den „Zauberer der Vitrinen", und die Geschichte seines Pariser Musée Atp – von Klaus Beitl oft frequentiert –,

das nun allerdings völlig neue Wege zu beschreiten im Begriffe ist, und zwar durch die Verlagerung seines Standortes nach Marseille und seiner inhaltlichen Ausrichtung in eine Forschungs- und Dokumentationsstelle für die Kulturen des Mittelmeerraumes. Anknüpfend an die Ideen des Museums der Aufklärungszeit soll stets der Mensch im Vordergrund stehen. Wien – Berlin – Paris sind die drei Eckpfeiler für eine neue europäische Museumskultur (S. 229–235)!

Über den von Beginn an konzipierten europäischen Trend in der Nahrungs- und Ernährungsforschung (1970–1998) berichtet der Initiator Nils-Arvid Bringéus (S. 261–270); Beispiel für eine seit beinahe 30 Jahren währende Zusammenarbeit, die der Autor mit Recht als maßgebend für ein Integrationsmodell in der europäischen Ethnologie bezeichnet.

Das zweite Kapitel heißt: „Netzwerk Sachen: Theorien, Kommunikation, Dingebenen" (S. 273–436). Es beginnt mit einem Essay von Gottfried Korff „Dinge: unsäglich kultiviert. Notizen zur volkskundlichen Sachforschung" (S. 273–290). Der Autor widmet ihn ausdrücklich dem Jubilar, den er einen „Theoretiker und Praktiker des Bemühens" nennt, „Volkskultur aus der ‚Sicht von unten' in ‚Objekten von Gestern' zu erkunden, zu deuten und zugänglich zu machen." Aber es geht Gottfried Korff keineswegs nur um die „Objekte von Gestern", sondern er lenkt das notwendige Interesse einer kulturwissenschaftlich strukturierten Volkskunde/Ethnologie ebenfalls auf die „materiellen" Bereiche der Gegenwart: ein seit jeher immer wieder diskutiertes Problem, ob überhaupt und gegebenenfalls wie sich die jeweiligen Fachvertreter mit der Massenerscheinung der „Dingwelt" in der Gegenwart beschäftigen sollen. Das ist zugleich eine wissenschaftsgeschichtliche Frage, in der Gottfried Korf bedeutungsvoll auf die unter Sozial- und Kulturwissenschaftlern nach wie vor vorhandene „Sachabstinenz" hinweist und dieser die Erkenntnisse etwa der Sozialpsychologie – aber, wie der Rezensent meint, auch Berichten von Bildmedien – zur „Dingbedeutsamkeit" gegenüberstellt; Dingbedeutsamkeit, die in erster Linie auf den Menschen aller historischen Perioden in seinem Verhalten zur wachsenden Dingwelt abhebt. „Die Multifunktionalität ist es, die den Blick auf Sachen ausmacht. Objekte sind Materialisierungen von Sinnbezügen, also mehr als bloße Instrumente und Werkzeuge", ist einer der Kernsätze aus diesem Beitrag für Klaus Beitl.

Von ähnlich kritischer Sicht ist auch der Beitrag von Wolfgang Brückner über den Umgang und die Bedeutung von Volkskunst bestimmt (S. 291–307). Karl R. Wernhart handelt letztlich auch über die Dingbedeutsamkeit und schließt seinen Beitrag resumierend mit der Feststellung: „Ein ethnographisches Objekt ist eben nicht nur bloß ein Gegenstand, sondern es inkorporiert ein habituelles Konzept, aus dem man neue Erkenntnisse aus dem dialogischen gestalthaften Prozeß für die Wissenschaften vom Men-

schen ableiten oder erarbeiten bzw. gewinnen kann; es nimmt so seinen mitbestimmenden Platz in der Gesellschaft ein." (S. 309–316)

Die Ausführungen von Klaus Roth „Zur Sache! Materielle Kultur und interkulturelle Kommunikation" (S. 317–335) sind einerseits Zusammenfassung der bisher behandelten Problematik „Dingbedeutsamkeit", andererseits Schlussfolgerungen für den Stellenwert der „Dinge", der materiellen Kultur, auch bzw. gerade für das Erkennen einer gegenwärtigen „Welt, die einerseits durch globale Produktion, Vermarktung und Konsumption von materiellen Gütern ... und durch zunehmende Kulturkontakte gekennzeichnet ist", aber ebenso eine „Sensibilität für die Bedeutung eigener und vor allem fremder Dingwelten" erzeugt. Klaus Roth plädiert dann auch zu Recht, den Beziehungen zwischen Mensch und Sachwelt auch in den Theoriediskussionen der „ethnologischen Wissenschaft" ein größeres Gewicht beizumessen, denn gerade sie seien „aufgrund ihrer langen Forschungstradition für diese Aufgaben am besten geeignet."

Beispiele für die Relevanz dieser Anregungen sind für den Rezensenten die Ausführungen von Hana Dvořáková zur „Volkstracht als Zeichen nationaler Identifikation und Abgrenzung" (S. 391–398), von Klára Csillery über einen besonderen Typ ungarischer Schränke als Zeichen einer „Kulturwanderung" (S. 399–412) und die gedankenreichen Betrachtungen von Vera Mayer über die „Burgenländische Baukultur im Spannungsfeld zwischen Regionalismus und Globalisierung" (S. 413–428), gleichzeitig ein instruktives methodologisches Beispiel angewandter Interdisziplinarität. Erwähnt sei auch der Beitrag von Maria Hornung zur „Sach- und Wortforschung auf gemeinsamen Wegen im alpinen deutsch-romanischen Grenzraum an Hand der Sammlungen des Österreichischen Sprachinselmuseums" (S. 429–436). Dieser ist – auch für den Rezensenten persönlich – mehr als ein Rückblick auf die von Rudolf Mehringer initiierte, von Paul Scheuermeier u.a. weitergeführte Schule der „Wörter und Sachen", ein Hinweis auf eine relativ frühe interdisziplinäre Methodik, die für die Geschichte zumindest der deutschsprachigen Volkskunde von nicht geringer Bedeutung gewesen ist. Waren es doch gerade die Vertreter der „Wörter und Sachen", die sich schon um 1900 gegen die z.T. dogmatische Dominanz einer „geistigen Volkskunde" nachdrücklich-drastisch zur Wehr setzten. Sie waren die eigentlichen Väter der Wissenschaft von den Sachen und zugleich Wegbereiter für eine komparatistische Volkskunde/Europäische Ethnologie.

Die Themen „Phänomene, Paradigmen, Deutungsmuster" im „III. Netzwerk" (S. 439–686) sprechen für sich. Sie gehen eigentlich alle von den Voraussetzungen und Bedingungen der Gegenwart für eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Aufgabenstellung aus. Am eindringlichsten tut es Wolfgang Kaschuba: „Wendezeiten und Zeitenwende. Intellektuelle Passa-

gerituale" (S. 511–519). Er ist der einzige Autor dieser Festgabe für Klaus Beitl, der dezidiert auf die politischen Verhältnisse um die Zeitenwende 1999/2000 eingeht und zehn Jahre nach der „Wende" fragt, „wie sich seit dem ‚Ende des Sozialismus' Gesellschafts- und Machtordnungen verändert haben, was ein ‚neues Europa' künftig bedeuten soll". Diese Frage ventiliert er als Deutungsversuch für die künftige Gesellschaftsentwicklung in positiver wie negativer Art. Er zieht dafür Vordenker wie Ernst Bloch, Robert Musil, George Orwell u.a. gewissermaßen mit zu Rate und schreibt von der Herausforderung an die Wissenschaften, sich nicht mehr auf „‚Wahrheiten' und bloße Beobachtungsperspektiven zurück(zu)ziehen, wo [doch] ‚Möglichkeiten' und Handlungsperspektiven gefragt sind: Einmischung in öffentliche Diskurse und Präsenz auch in politischen Arenen." Volkskunde/Ethnologie also bzw. wieder eine „politische" Wissenschaft? Eine für den Rezensenten als Wissenschaftshistoriker seines Faches wohl nicht unberechtigte Frage, die zudem die Erörterung über einen durch das politisch-ideologische Geschehen neuerlichen Paradigmenwechsel notwendig machte. Dieser setzte auf Grund jahrzehntelanger Erfahrung Überlegungen voraus, ob die herkömmlichen Wissenschaftsstrukturen möglicherweise eine „Kulissenkonstruktion", darstellen, „die Macht sicherer und Zukunft unsichtbar machen soll". Volkskunde „alter Art" hat da durchaus noch ihren Stellenwert, wenn man allein die ungebrochene Fülle traditionell-nationalistischer Printmedien in Betracht zieht. Nur dies zu erkennen und darauf zu reagieren, wäre ein Stück notwendigen „politischen Wissenschaftsverständnisses, wie es Gesellschafts- und Kulturwissenschaften – egal in welcher Zeitenwende – gut ansteht", schließt Wolfgang Kaschuba seinen Beitrag.

Dem Rezensenten will scheinen, dass andere Autoren vom „III. Netzwerk" ähnliche Gedanken mit ihren Ausführungen verfolgt haben, so beispielsweise Martin Scharfe über „Das Mißverständnis als Phänomen und Problem der Kultur" (S. 461–492). Für ihn ist, „das Mißverständnis als Kulturproblem zu behandeln ... eine der wichtigsten Aufgaben volkskundlicher Forschung", denn „mit dem Mißverständnis [sei] als einer Grundprämisse von Überlieferung" zu rechnen. Das trifft für ihn namentlich auf das „Terrain der Volksliedforschung" zu, gilt aber nicht minder auch für andere Bereiche des Kanons und für neue gegenwärtige Erscheinungen, deren zutreffende Deutung erst durch eine komplexe Berücksichtigung aller in Frage kommenden Faktoren möglich ist. Was von Martin Scharfe hier exemplifiziert wird, ist ein Quellenproblem, und das gilt für Phänomene in historischen Perioden wie in der Gegenwart.

Konkreter sind die Ausführungen von Konrad Köstlin, der in einer Reihe von Beispielen auf Grundlagen regionaler Identität eingeht und dabei vorwiegend Merkmale aus der Spezifik regional-lokaler Arbeitswelt und andere

Besonderheiten materieller Kultur erörtert. Der Titel seines Beitrags ist sehr treffend gewählt: „Was man so hat. Lokale Produktion, Bräuche und Identitätsprobleme" (S. 451–460).

Die Regionalität in ihrem Wandel und unter dem Eindruck gegenwärtiger soziokultureller Bedingungen behandeln in recht instruktiver Weise und anregend geschrieben Paul Hugger („Vom Garten Gottes zur Ritualbrache", S. 611–626), Helmut Eberhart das Wallfahrtswesen („Zwischen Vielfalt und Beliebigkeit", S. 627–638), Reinhard Johler „Volkskunde – und doch wieder Bräuche" in Vorarlberg (S. 655–666) sowie Bernhard Tschofen, auf Untersuchungen im Montafon basierend „Konterbande in der Freizeitgesellschaft" (S. 667–686) u.a.

Klara Löffler setzt sich mit den neuesten „Management-Ratgebern" auseinander, jener Spezies meist von Taschenbüchern, deren Vorstellungen und Anregungen den Arbeit- und Stellen-Suchenden helfen sollen, einen Erfolg versprechenden Weg einzuschlagen. Hier wird auf eine moderne Literaturgattung aufmerksam gemacht, die für viele ein „moralisches Arbeitsmodell in zweifacher Hinsicht behandelt: Hoffnung, weil Veränderung [im beruflichen Leben] zum Prinzip erhoben wird, aber auch Hoffnungslosigkeit, weil beide Projekte ... immer schwerer zu realisieren sind". Der Titel des Beitrags ist darum wohl auch eher kritisch-provozierend gemeint: „Wie das Gute siegt" (S. 521–537).

Mit Arbeit und Beruf hat auch der Aufsatz von Eva Julien-Kausel zu tun: „Vom Berufe des Papalagi und wie er sich darin verirrt" (S. 539–564). Zwei Sätze aus der „Einleitung" scheinen dem Rezensenten wichtig: „Erst langsam beginnen sich die Ethnologen darauf zu besinnen, dass in Europa heute der Großteil der arbeitenden Bevölkerung dies im Büro tut, Papier und Kugelschreiber, Computer und Telefon zu den wichtigsten Arbeitsutensilien des modernen Menschen geworden sind." Und: Die Autorin möchte „dazu anregen, moderne Unternehmen als Forschungsobjekt zu wählen, umso mehr, als die aktuelle Arbeitsmarktsituation junge Kollegen immer häufiger in die Lage bringen wird, zumindest vorübergehend, in fachfernen Bereichen zu arbeiten". Angestellte und das Büro werden also nicht nur als ein legitimes Untersuchungsgebiet proklamiert, sondern ebenso wird der ethnologische Absolvent auf eine gewisse aussichtsreiche berufliche Position aufmerksam gemacht, die ihm zunächst fremd erscheint, wo er aber sein Auskommen hat und – nebenbei – die Chance findet, sich – wie bei einer Feldforschung – als Ethnologe Neuland zu erschließen. Wie wichtig und spannend sowie für den Unternehmer nutzbringend eine solche Untersuchung sein kann, hat die Autorin in ihrem materialreichen, aber dennoch fast nur stichwortartigen Text über zwei Bürowelten, in denen sie selbst als zeitweilige Angestellte tätig war, geschrieben. Konkretes aus der Fülle des

Möglichen zu referieren, ist im Rahmen einer Rezension schwierig, wohl aber notwendig, den Schlusssatz der Abhandlung zu zitieren: „Vielleicht könnten die Geisteswissenschaften auch einen Beitrag leisten, das subtile Gleichgewicht herzustellen, das es dem Einzelnen ermöglicht, sein Berufsleben positiv zu bewältigen."

Ein schönes Beispiel für den epochenspezifischen Wandel des byzantinisch-geistlichen Bildes von der „Paradiesleiter" des Johannes Klimakos (7. Jahrhundert) bis zum „entgeistlichten" Ikonotop sozialistischer Propaganda und Demagogie trägt Leopold Kretzenbacher zur Festschrift bei („Ein Neu-Versuch zum Bild-Gedanken ‚Schwieriger Weg nach oben'", S. 565–588). Die Studie ist ansprechend bebildert, nur fehlt leider eine Abbildung der sozialistischen Version des Himmelleitermotivs, und der Leser muss sich mit der freilich sehr detaillierten Beschreibung zufrieden geben; in jedem Fall aber ein instruktiver Vorgang des Tradierens eines christlichen Motivs in konkreter historischer Betrachtungsweise.

Das „Blaue Wunder" ist mit fast 700 Seiten recht voluminös, und man muss Zeit finden, die Fülle des Materials aufzunehmen und sie sich anzueignen. Für den interessierten Leser bilden die Beiträge eine spannende Lektüre. Sie sind lehrreich-anregend und bieten einen instruktiven Einblick in die Vielgestaltigkeit unserer Disziplin, was nichts mit Stoffhuberei zu tun hat, sondern Erkenntnis fördernde Nachweise zum neuen Geschichtsverständnis unserer Zeit liefert.

Wolfgang Jacobeit

BOCKHORN, Olaf, Gunter DIMT, Edith HÖRANDNER (Hg.): *Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz.* Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1999, 484 Seiten. Abb.

Die Stadtforschung nimmt heute in der Volkskunde einen immer wichtigeren Platz ein, darüber besteht kein Zweifel. Und die Stadt erweist sich dabei als ein Feld der fast unbegrenzten Möglichkeiten, eine Chance für die Forschenden, eigene und eigenwillige Zugänge zu wählen. Davon zeugt die vorliegende Publikation. Als Erstes beeindruckt denn auch die Offenheit der Herausgeber für unkonventionelle Themen und Zugänge. Das wirkt erfrischend und erlaubt, Erstaunliches zu entdecken. Aus der Arbeit dürften so Impulse für die künftige volkskundliche Stadtforschung ausgehen, die heute zu oft noch in fachideologischen Einseitigkeiten verspannt wirkt. Im Folgenden seien die einzelnen Beiträge, wenn auch nicht lückenlos, kurz angesprochen.

Zu Beginn umreisst Thomas Hengartner Entwicklung und Stand der volkskundlichen Stadtforschung, kenntnisreich, aber letztlich einem wissenschaftlichen Fortschrittsglauben verpflichtet, der sich die Entwicklung in Straten denkt, wobei die oberste jeweils die beste wäre. Es ist der dauernde Defizitdiskurs, der in unserm Fach seit Jahren Konjunktur hat. Wann kann sich die Volkskunde auch einmal über Erreichtes und, aus dem zeitlichen Kontext heraus verstanden, Gültiges freuen! Hengartner arbeitet acht „Perspektiven der Wahrnehmung urbaner Welten" heraus, gemeint sind Forschungsperspektiven, deren Auswahl naturgemäss selektiv ausfällt, wobei neben durchaus Bedenkenswertem Wichtiges fehlt: So bewegt sich z.B. städtisches Leben weiterhin zwischen den grossen Polen des Werdens und Vergehens, will sagen Geburt und Tod, und gerade im Bereich des „cycle de vie" gehen von der Stadt immer wieder innovative Impulse aus. Vieles ist der Überlegung wert, so etwa die These Hengartners, dass nicht mehr die Stadt, das Städtische, Gegenstand volkskundlicher Forschung sei, sondern die Urbanität. Das allerdings bedeutet auch, dass Urbanität nicht mehr auf städtische Siedlungen beschränkt ist, sondern zur allgemeinen Lebensform geworden ist, womit der Forschungsgegenstand wieder weniger stadtbezogen würde. Gertraud Liesenfelds Wertung der Arbeiten von Hans Commenda und Leopold Schmidt wirkt differenziert, bemüht, diesen Vorläufer-Studien gerecht zu werden. Mit Vergnügen liest sich der geistreiche Aufsatz von Herbert Nikitsch, der das Fehlen eines stadtgerechten ethnologischen Blicks bei früheren Österreichischen Volkskundlern auf Grund ihrer biografischen Herkunft als Nicht-Städter und ihres sozialen Status erklärt und zum Schluss kommt, dass sie gerade deswegen durch die Denkmuster großstädtischer Menschen geprägt wurden. Mehr Hinweis als weiterführende Analyse bietet Wolfgang Slapanskys Aufsatz über Walter Benjamin und dessen Werkzeugkasten. Die Vorstellung vom Flaneur als zentralem Typus des Großstadtmenschen wirkt heute angesichts der modernen Hektik überzogen und dürfte – trotz des florierenden Städtetourismus – als prägende Erscheinung, wenn überhaupt, einer vergangenen Stadtkultur angehören. Klara Löfflers sehr anregende Untersuchung zur teilnehmenden Beobachtung als Verhaltenshabitus der Anderen, der nicht kulturwissenschaftlich Tätigen, also von Touristen und Reisenden generell, erscheint in dem Sinn idealisierend, als hier der Durchschnittstourist überzeichnet wird und wohl auch überfordert wäre. Wenn vom „Blick hinter die Kulissen als Standardprogramm" und von „Qualitätstourismus" die Rede ist, so mag dies für einen kleinen Prozentsatz der Stadtbesucher zutreffen, der Grossteil folgt wohl weiterhin vorgespurten Pfaden und bleibt in medial suggerierten Klischees befangen. In Norbert Fischers „Topographie des Suburbanen" hätte man sich Angaben zur Zahl der ausgewerteten lebensgeschichtlichen Interviews gewünscht.

Die intendierte Aussage von der Vielfalt einer suburbanen Topografie dürfte wohl für jeden Stadtforscher evident sein.

Ein Verdienst des Sammelbandes liegt, wie bereits angedeutet, darin, die vielfachen Facetten möglicher Beschäftigung mit dem Städtischen aufzuzeigen. Die Stadt selbst, respektive ihre Bevölkerung, überrascht immer wieder durch ihre kreative Fantasie. Davon zeugen Untersuchungen zur Musikkultur der Immigranten und anderer Minderheiten (Ursula Hemetek) oder über Stadtzeitungen der Obdachlosen (Bernhard Fuchs). Wenig Neues bringt dagegen der Beitrag zu den städtischen Strukturen am Beginn der Neuzeit (Gunter Dimt).

Claudia Peschel-Wacha will am Beispiel von Donaustadt, einem Außenviertel Wiens, die Imagologie als neues Forschungsfeld in die Volkskunde einführen. So neu ist die Sache wohl nicht. Zudem wirken Sätze wie „Der Mensch begegnet nicht der eigentlichen Umwelt, sondern nur dem Image, das er sich von dieser Umwelt gebildet hat" (S. 146), ungenau. Es müsste doch eher heissen, dass er die Realität durch eine Optik wahrnimmt, die weitgehend durch internalisierte Bilder geprägt und gelenkt wird. Sonst wäre ja eine Korrektur dieser Wahrnehmung gar nicht denkbar, eine Korrektur, die sich manchmal schon bei der ersten Konfrontation einstellt. Hier wäre auch auf die Salzburger Untersuchung von Peter Weichart und Norbert Weixlbaumer (1988) hinzuweisen. Prägnant arbeitet Bernd Wendemeyer in „Antiurbane Welten" Werden und Vergehen der Siedlungsbewegungen als Antithese zur Industrie- und Großstadtgesellschaft heraus, wobei er trotz grundsätzlichem Scheitern ihren Beitrag zur langfristigen Veränderung des Stadtlebens unterstreicht. Schade nur, dass nicht auch die entsprechenden Bewegungen der späten 60er und der 70er Jahre einbezogen wurden. Volkslieder, wie sie in der Stadt gesungen werden, müssen gemäss Gerlinde Haid unter Einbezug der Melodie analysiert werden, was offenbar häufig unterlassen wird. Vor allem aber sind das gesellschaftliche Umfeld und der Anlass des Singens zu berücksichtigen, was interessante Einsichten in die Wertungen von Fremdgruppen bei ihrem Integrationsprozess in das neue städtische Umfeld vermittelt. Sonst kann es zu Falschinterpretationen kommen, was Haid mit köstlicher Selbstironie an einem Beispiel des eigenen Forschens zeigt.

Die alpine Reiseliteratur lässt sich auch auf den darin zelebrierten Stadt-Land-Gegensatz abhorchen, was Nikola Langreiter geistreich vorführt. Erstaunlich international und exotisch erweist sich die Gaststättenkultur von Linz, die sich offensichtlich an der Schnittstelle unterschiedlichster Volkskulturen befindet (Andrea Euler).

Elisabeth Katschnig-Fasch malt das Bild der modernen Großstadt als Fokus vielfältiger gesellschaftlicher Konflikte, wie es farbenreicher und

dramatischer nicht geschehen könnte. Das wirbelt, flutet, rast, kämpft, erlöscht und aufersteht, dass man sich als Stadtbewohner – bewundernd und verwundert – fragt, an welcher Stadtutopie sich das alles festmacht.

„Wilde Eindrucksvermittler" wurden, wie uns Kaspar Maase aufzeigt, anfangs des Jahrhunderts in den deutschen Städten als Gefahr für Kinder und Jugendliche eingestuft und entsprechend bekämpft. Dazu gehörten die Schaufensterauslagen, um die ein heftiger Streit entbrannte. Maase sieht diese Befürchtungen vor allem als Ausdruck des Machtgefälles zwischen den Generationen. Aber gab es in der Kindheit nicht schon eh geheime Miterzieher, auch im ländlichen Umfeld, welche den Einfluss der Eltern und Lehrer unterliefen? Von grundsätzlicher Bedeutung für die volkskundliche Arbeit dürften die Überlegungen von Margot Schindler über die zukünftige Natur und Rolle der Museen sein, ihre Funktion in der Großstadt, in einer Zeit der globalen Vernetzung und des virtuellen Museums, wo die Grenzen zwischen der Authentizität der Welt und des Museums ohnehin aufgehoben zu sein scheinen. Auf der anderen Seite steht die Stadt selber als Museumslandschaft. Schindler spricht sich gegen eine übereilte und unbedachte Anpassung der Museen an „technisch-mediale und konsumorientierte Erlebniswelten" aus. Susanne Breuss beschäftigt die Staubplage in der Stadt, und sie entrollt dabei ein anschauliches Kapitel in der Entwicklung der modernen Hygiene und der dadurch akzentuierten Rollenteilung der Geschlechter: die Frau als „Kriegerin im Kampf gegen den Staub" (S. 369).

Neuland betritt Christian Stadelmann mit seiner Analyse der Fronleichnamsprozession in Wien von 1919 bis 1938 und deren politische Indienstnahme in einer von parteipolitischen und ideologischen Spannungen hart drangsalierten Großstadt. Ein Vergleich mit der Monografie des Fronleichnamsfests in Fribourg von Claude Macherel und Jean Steinauer (L'état de ciel, 1989) wäre reizvoll. Eine Revitalisierung alter Bräuche und viel Innovatives stellt Helga Maria Wolf in ihren Erhebungen zu den religiösen Ritualen im Wien der 90er Jahre fest. Aus der Sicht der Volksfrömmigkeit würde interessieren, welches dabei die eigentlichen Innovatoren sind, die Laien oder die Kleriker. Von einem neuen „Element zeremonieller Pracht", das die Fanclubs durch ihre Choreografie in die Stadien bringen, schreibt Michael Prosser, eine Beobachtung, die gegen das oft behauptete Chaos solcher Veranstaltungen spricht.

Die kritischen Anmerkungen sollen keineswegs den Gesamteindruck schmälern: Hier liegt ein farbenreiches Kaleidoskop städtischen Lebens vor, anregend und bereichernd. Die meisten Arbeiten lesen sich angenehm und flüssig; einige allerdings halten sich noch immer einem obskurierenden Fachjargon verpflichtet. Doch sei dankbar anerkannt, dass die volkskundliche Stadtforschung durch den Band eine substanzielle Bereicherung erfährt.

Paul Hugger

KÖHLE-HEZINGER, Christel, Martin SCHARFE, Rolf Wilhelm BREDNICH (Hg.): *Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur.* 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. Münster, New York, München, Berlin, Waxmann Verlag, 1999, 539 Seiten, SW-Abb.

Im September 1997 fand auf Einladung des Instituts für Europäische Ethnologie und Kulturforschung an der Universität Marburg der 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zum Thema: „Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur" statt. Der nun vorliegende Tagungsband folgt in der Kapiteleinteilung der Tagungsstruktur: Neben den schriftlichen Fassungen der Plenarvorträge von Silke Göttsch, Christine Burckhardt-Seebass, Jan Peters, Linda Dégh, Ruth B. Bottigheimer, Barbara Duden, Ina-Maria Greverus, Klara Löffler, Martin Scharfe, Bjarne Rogan, Carola Lipp und Herbert Schwedt sind dies die Sektionen „Körpersymbolik, Körperbilder" (mit Beiträgen von Ueli Gyr, Sabine Kienitz, Walter Leimgruber und Waltraud Pulz), „Sprache und Tradierung" (mit Beiträgen von Sabine Wienker-Piepho, Heidrun Alzheimer-Haller, Siegfried Neumann und Christoph Schmitt), „Ritual, Brauch" (mit Beiträgen von Barbara Krug-Richter, Gunther Hirschfelder, Peter Tokofsky und Hans-Willi Wey), „Religion, Politik, Ideologie" (mit Beiträgen von Ingrid Tomkowiak, Dietmar Sedlaczek, Anne Claire Groffmann und Swetlana M. Tscherwonnaja), „Geschlecht und Identitäten" (mit Beiträgen von Burkhard Fuhs, Ute Bechdolf, Gabriele Hofmann und Gisela Welz), „Kleidung, Lebensstile" (mit Beiträgen von Gitta Böth, Claudia Schöning-Kalender, Gudrun M. König), „Technik und Geschlecht" (mit Beiträgen von Katarina Ek-Nilsson, Petra Naumann-Winter und Katharina Eisch) sowie „Innenräume, Außenräume" (mit Beiträgen von Beatrice Tobler, Christiane Keim, Anja Schöne, Leonie Koch-Schwarzer und Sabine Kübler).

Die Themen der einzelnen Sektionen verweisen einerseits auf klassische volkskundliche Forschungsfelder, andererseits auf zentrale Felder der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung, wie sie sich auch in anderen Disziplinen in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten herauskristallisiert haben (weil es sich um Bereiche handelt, in denen Geschlechtlichkeit entweder sehr offensichtlich ist, oder in denen Männlichkeit bzw. Weiblichkeit dominiert, oder entlang derer Geschlechtergrenzen und -differenzen besonders sichtbar werden). Insgesamt zeigt der Tagungsband eindrücklich die große Bandbreite an Themenfeldern und Zugangsweisen der volkskundlichen Geschlechterforschung. Es finden sich Beiträge, die sich mit altbekannten volkskundlichen Themen beschäftigen (z.B. Bräuche) und dabei einen neuen Blick aus der Geschlechterperspektive darauf werfen. Aber auch aktuelle

Interessen und Trends in der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung finden sich wieder, wie Transsexualität oder neue Medien. Neue Blicke auf alte volkskundliche Themen stehen also neben der Erschließung gänzlich neuer Forschungsfelder für die Volkskunde. Diese Vielfalt zeigt einmal mehr die grundlegende und umfassende Bedeutung der Kategorie Geschlecht. Die noch immer vereinzelt hörbare Meinung, dass Frauen-, Männer- bzw. Geschlechterforschung „vom Thema abhänge", wird mit diesem Sammelband ad absurdum geführt. Die Lektüre der Beiträge macht klar, dass es nicht das Thema, sondern der Blick auf das Thema (also das Erkenntnisinteresse) ist, der Geschlechterforschung begründet. In mehreren Beiträgen geht es z.B. auch um scheinbar völlig geschlechtsneutrale Bereiche, die sich bei näherer Betrachtung bzw. mit dem entsprechend geschärften Blick als geschlechtlich konnotiert erweisen.

Was mit diesem Tagungsband freilich ebenfalls deutlich wird, ist das nach wie vor nicht sehr ausgeprägte Interesse an theoretisch-methodischen Fragen. Außer dem auf dem Eröffnungsvortrag beruhenden Beitrag von Silke Göttsch beschäftigen sich auch die wenigsten Beiträge ausführlicher mit der Frage der volkskundlichen Spezifik der Geschlechterforschung. Wenngleich festzustellen ist, dass sich das Reflexionsniveau im Vergleich zu so manchen früheren volkskundlichen Studien im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung erhöht hat, so mangelt es doch an einer eingehenderen Auseinandersetzung mit der Frage nach spezifisch volkskundlichen Ansätzen etc. In diesem Zusammenhang ist es aufschlussreich, dass der Titel von Tagung und Tagungsband den Begriff Volkskunde gar nicht enthält, sondern sehr allgemein von der Kategorie Geschlecht in der Kultur die Rede ist. In manchen Beiträgen wird „das Volkskundliche" über die jeweiligen Themen hergestellt, die sozusagen durch den traditionellen volkskundlichen Kanon abgesegnet sind. Andere Beiträge fordern mehr volkskundliche Aufmerksamkeit ihrem Thema gegenüber ein, wieder andere kümmern sich nicht explizit um einen volkskundlichen Bezug. Bei Silke Göttsch heißt es ganz allgemein: „Die Frage nach der Bedeutung der Kategorie ‚Geschlecht' in der Kultur hat beides zu bedenken, einmal wie Geschlechterverhältnisse sich in der Kultur ausdrücken, wie sie gesellschaftliche Praxis werden, aber auch, wie das Alltagswissen über sie organisiert wird." (S. 17) Dem ist zuzustimmen, aber es bleibt die Frage offen, was nun speziell die Volkskunde zur Erforschung der Kategorie Geschlecht in der Kultur beitragen kann bzw. soll (durchaus auch in Abgrenzung zu anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen).

Auffallend ist auch, dass – obwohl auch Männlichkeit(en) verstärkt ins Blickfeld geraten – dennoch ein Schwergewicht auf Weiblichkeit(en) besteht: ein Zeichen dafür, dass auch in der Volkskunde bezüglich der Erfor-

schung von Männlichkeit(en) ein Aufholbedarf besteht. Dabei ist, wie dies Katarina Ek-Nilsson formuliert hat, zu bedenken: „Das Männliche ist schwieriger zu entdecken und zu beschreiben als das Weibliche. Der Mann ist sozusagen symbolisch unsichtbar, weil er in unserer Kultur *normal* ist, und die Frau die Ausnahme." (S. 426) In diesem Zusammenhang ist auch darauf zu verweisen, dass ein Großteil der Beiträge von Frauen stammt. Bei weiblichen Forschenden ist das Interesse an Geschlechterfragen also nach wie vor deutlich größer als bei männlichen.

Der Band bietet nicht nur einen informativen und oft spannend zu lesenden Überblick zu aktuellen volkskundlichen Zugängen, Forschungsfeldern und Ergebnissen im Bereich der Geschlechterforschung, er macht auch deutlich, dass die Geschlechterperspektive für eine Kulturwissenschaft wie die Volkskunde ein sehr wichtiges und sehr breites Forschungsfeld eröffnet. Von einer „Ausreizung" der Geschlechterthemen bzw. der Geschlechterperspektive – wie dies immer wieder zu hören ist – kann keine Rede sein. Im Gegenteil: die einzelnen Beiträge verweisen auf das große volkskundliche Forschungspotenzial, das in der Kategorie Geschlecht – verstanden als ein kulturelles Konstrukt – steckt. Die Geschlechterforschung gehört sicherlich zu jenen innovativen volkskundlichen Forschungsbereichen, die zu einem grundlegenden Perspektivenwechsel in der zukünftigen Volkskunde beitragen können. Davon zeugen die hier versammelten Beiträge der Volkskundetagung von 1997 in unterschiedlichster Weise – und sie zeigen auch die noch vorhandenen Lücken v.a. auf der theoretisch-methodischen Ebene. Als relevant erscheint die Geschlechterperspektive bzw. die Geschlechterforschung nicht nur in Bezug auf die daraus zu erzielenden Erkenntnisse hinsichtlich der Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur, sondern auch als prinzipielle „Denkübung". So meint auch Gitta Böth (Herbert Mehrtens zitierend): „Das Geschlechterthema ist eine exzellente Übung, das Selbstverständliche in Frage zu stellen, und das ist schließlich ein Wesensmerkmal von Wissenschaft" (S. 398).

Leider enthält der Tagungsband keinen biografischen Anhang zu den Autoren und Autorinnen, dafür ein Namen- und ein Sachregister. Neben dem Inhaltsverzeichnis vermittelt das Sachregister besonders deutlich die für die volkskundliche Geschlechterforschung momentan wichtigen Themen und Begrifflichkeiten.

Susanne Breuss

Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Hg. von Ingo Schneider. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Wien, Peter Lang, 1999, 765 Seiten.

Leander Petzoldt, zu dessen 65. Geburtstag der zu rezensierende Band erschien, gehört zu jener Generation von Erzählforschern, bei der sich kontinuierliche, konzeptionell deutlich umrissene Forschungsarbeit und das Bahnen neuer Wege nicht gegenseitig ausschließen. Petzoldts Leistung untermauert die etablierten Disziplinen und deckt gleichzeitig neue methodologische Zugänge auf. Er reagiert „nicht auf Zeitmoden, sondern verfolgt seit seinen wissenschaftlichen Anfängen konsequent das Konzept einer auf breiter Materialbasis historisch, empirisch und vergleichend ausgerichteten Europäischen Ethnologie. Sein umfangreiches wissenschaftliches Œuvre zeugt von Weitblick, umfassender Gelehrsamkeit und genauer Kenntnis der ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge der frühen Neuzeit" (Vorwort, S. 11). Die Würdigung durch den Herausgeber der Festschrift, Ingo Schneider, setzen Freunde und Kollegen von nah und fern auf ihre Weise fort. Allein die Tabula Gratulatoria verzeichnet 121 Adressanten, darunter die 55 Autorinnen und Autoren, die den Fachmann mit ihrem Beitrag ehren. Petzoldt habe den Lehrstuhl zu Innsbruck vom provinziellen Zentrum Tiroler Kulturstudien zu einem in der akademischen Welt anerkannten internationalen Institut für das vergleichende Studium der Ethnologie und Erzählforschung entwickelt – so Donald Ward. (S. 321) Rudolf Schenda schätzt den Jubilar als „umsichtigen Erzählforscher" (S. 258), der stets auch Anregungen für interdisziplinär ausgerichtete Studien vermittelt hat. Letztlich sprechen seine vielzitierten Veröffentlichungen, die uns in den Literaturhinweisen und Fußnoten der einzelnen Aufsätze immer wieder vor Augen treten, für sich. Das Werk lobt den Meister! Die aus der Lektüre der Festschrift gewonnene Erkenntnis, dass dieses Werk auch gelesen, verarbeitet und weitergeführt wird, dürfte die Bedeutung einer jeden Laudatio bei weitem übertreffen.

Bekanntlich fordern Zeitenwenden zum Rückblick, gleichzeitig aber auch zur Vorausschau heraus. So erschien der – mit 765 Seiten schon rein äußerlich beeindruckende – Band janusköpfig an der Schwelle zum neuen Jahrhundert. Mit entsprechenden Erwartungen wird er gelesen. Nun zeigt sich Janus, der doppelgesichtige Gott des Ein- und Ausgangs, in mehrfacher Hinsicht für die Kulturforschung symbolträchtig, was zum einen im Forschungsgegenstand, zum anderen im Selbstverständnis des Fachs begründet liegt. Wie der empirische Befund im weiten Feld der Europäischen Ethnologie, vor allem aber der Erzählforschung zeigt, gehören gegenwärtig Re-

miniszenz und Zukunftswunsch zur alltäglichen Kommunikation: Rückblick und Vorausschau schlagen sich in Lebensgeschichten nieder; die Medien unterstützen individuelle wie kollektive Erinnerungen, greifen inszenierend ein; Hoffnungen und Ängste begleiten die Entwicklung der Technik, was Spuren im Erzählen hinterlässt. Für die Janusköpfigkeit unseres Gegenstands gibt es viele Beispiele.

Innerhalb des Fachs beschreibt Janus die Dialektik zwischen historischer Sicht und der daraus gewonnenen Erkenntnis, die die Gegenwart erklärbar und die Zukunft absehbar macht. Jede Konzeption basiert auf der eingehenden Analyse vergangener Leistungen, und so hilft die Kritik an der eigenen Fachgeschichte, neue, sinnvolle Fragestellungen zu entwerfen. Aber auch die uns derzeit in der Erzählforschung drängenden Fragen haben mit Rück- und Vorausschau zu tun: Wird es gelingen, das bislang gewonnene Wissen in ein gültiges System wissenschaftlicher Aussagen zur kommunikativen Kultur umzusetzen, das die neuen Medien nicht allein unter den Stichpunkten „Bewahren und Vergessen", „Kontinuität und Wandel", „eigen und fremd" verhandelt? Verleiht nicht die geistig-technische Umwälzung, die wir momentan als Zeugen beobachten können, dem Begriff „Überlieferung" eine andere Dimension und fügt zur Interdependenz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit noch einen dritten Weg der Weitergabe hinzu? Schließlich haben die Erfindung der Schrift – und somit die Möglichkeit zur externen Speicherung von Erfahrungswissen – und die Erfindung der Buchpresse – und somit die Möglichkeit der schnellen Vervielfältigung schriftlich fixierter Texte – zu jeweils tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungen geführt.

Der überwiegende Teil der in der Festschrift vereinten Aufsätze verweist auf eine derartige Problemsicht. Die neuen Medien haben die „narrative Leistung und Wirkung in Kommunikationsgefügen erweitert und verstärkt und der Erzählkultur wesentliche Perspektiven eröffnet", so Helmut Fischer (S. 539). Linda Dégh macht die „polyvocality of the mass media" für eine „legend explosion" verantwortlich, die dazu führt, dass Gerüchte sich schneller verbreiten und glaubhaft werden, was durch meist professionelle Aufmachung und kundenorientierte Formulierung ebenso wie durch eingeholte Stellungnahmen von anerkannten Fachleuten unterstützt wird (S. 55). Die Motiv-Untersuchungen von Ingo Schneider (S. 273–290), Bengt af Klintberg (S. 453–463), Gotthilf Isler (S. 117–127) und Claude Lecouteux (S. 477–484) zeugen von fundierter Materialkenntnis. Da die an Volkskundler oftmals herangetragene Frage nach regionalen oder ethnischen Besonderheiten automatisch die Frage nach dem allgemein bekannten volkstümlichen Gut aufwirft, zählen Studien über Wanderung und Wandlung von Erzählungen nach wie vor zu den Erfordernissen des Fachs. Das trifft

gleichermaßen auf die lesenswerten Abhandlungen zur Geschichte des mündlichen Erzählens zu, die diese Baustein für Baustein vervollständigen, so Siegfried Neumann mit Bemerkungen zur Geschichte des mündlichen Erzählens zwischen Antike und Gegenwart (S. 193–202), Lutz Röhrich über den Vogel Gryf im alemannischen Märchen (S. 243–256), Rudolf Schenda zur Medizingeschichte in Konflikt- und Kooperations-Geschichten (S. 257–272) und schließlich Nils-Arvid Bringéus, der in seinem Beitrag „Von der Glockensage zum Gemeindewappen" (S. 25–39) auch einmal die „Nützlichkeit" unserer Forschung beleuchtet.

Auffallend intensiv behandeln die Autorinnen und Autoren Fragen zur Konstruktion kultureller Identität und liefern Beispiele für die von Jan Assmann in den späten 90er Jahren erklärte „Theorie des kulturellen Gedächtnisses". Zu nennen sind die Arbeit von Galit Hasan-Rokem über den „Homo viator et narrans judaicus" – eine vergleichende Studie über die Pilgerreisen zweier jüdischer Rabbis im 12. Jahrhundert und deren Beschreibungen, die Aufschluss über den frühen Dialog der deutschen und jüdischen geistigen Eliten über Gleichheit und Differenz bzw. über die Konstruktion europäischer Identität geben (S. 93–102), die Arbeit von Siegfried Becker über „Die Braut Europas", die sich mit dem Mythos „Sisi" und der Inszenierung österreichischer Heimatgeschichte beschäftigt (S. 513–528), die Arbeit von Paul Neubauer, der den Zusammenhang zwischen den autobiografischen Erfahrungsberichten der Puritaner von der Besiedlung Neuenglands – genannt „Captivity Tales" – und der kalvinistischen Heilslehre herstellt (S. 181–191), und die Arbeit von Zuzana Profantová, die am Beispiel der Slowakei zeigt, wie vor allem Sagen und Erinnerungserzählungen herangezogen werden, um das Bild von der altehrwürdigen Nation abzurunden (S. 219–228). Der Frage nach der Bedeutung des Ethnischen geht auch W. F. H. Nicolaisen am Beispiel der keltischen Überlieferung nach (S. 203–211). Jawaharlal Handoo entschlüsselt die soziale Aussagekraft indischer Folklore, indem er Machtinteressen aufdeckt, die zum Teil an den Texten selbst, zum Teil aber auch an den Rezipienten sichtbar werden. Der Beitrag belegt, wie das an sich „harmlose" Märchen – vielfach zum Erziehungsmittel qualifiziert – als Instrumentarium patriarchaler Hegemonieansprüche benutzt wird (S. 85–91). Wie J. Handoo bedient sich Siegfried de Rachewiltz der methodischen Ausrüstung einer Diskursanalyse. Er untersucht die literarischen Berichte von Reisenden über die in Tirol herrschenden Speisesitten und belegt eindrucksvoll, in welchem Interesse das „katholische Land" seiner abartigen Speisen zufolge dämonisiert und in welchem Interesse es als Land der Gaumenfreuden exotisiert wurde (S. 659–674). Olivia Wiebel-Fanderl nimmt den Zwiespalt zwischen der naturwissenschaftlich-medizintechnischen und der kulturwissenschaftlichen Sicht

auf den menschlichen Körper zum Anlass für die Untersuchung von Transplantationserzählungen. Wie verarbeitet der Mensch als ein Kulturwesen, dessen Körper Träger symbolischer Bedeutungen ist, die Erfahrung mit einem ihm transplantierten Organ? Die Bildung von Erzähltopoi, wie das O. Wiebel-Fanderl an ihrem Material exemplifiziert, ermöglicht der volkskundlichen Erzählforschung einerseits den subjektiven Zugang zur Interpretation von Bewusstsein und kulturellem Handeln und andererseits die Schaffung eines wissenschaftlichen Systems (S. 333–350). Auch der von Gabriela Kiliánová gewählte Ausgangspunkt, „ob das Bedürfnis nach Erzählen und Zuhören nicht ein unabdingbares kulturelles und soziales Instrumentarium des Menschen ist, das sich als eine Art anthropologische Konstante durch alle Kulturen zieht" (S. 146), ordnet sich unter das Thema „kulturelles Gedächtnis". Sich auf generationenüberschreitende Erfahrungen aus kontinuierlichen Feldforschungsaufenthalten – der Erste 1974, der Letzte 1997 – stützend, gelingt es der Verfasserin methodisch nachvollziehbar, aus der eingangs hypothetisch formulierten Frage eine These zu entwickeln (S. 145–156). Dieser These pflichtet unter anderem auch eine Aussage bei, die der bosnische Prosaautor Meša Selimovic seinem Erzähltalent Hasan in den Mund legt: „Das Gespräch ist eine Klammer zwischen den Menschen." Dagmar Burkhart hat sich unter dem Titel „Schriftlichkeit – Mündlichkeit" (S. 41–54) mit den Texten dieses Dichters auseinander gesetzt und zeigt, welche Position ein Literat zu den beiden Seiten des Erzählens einnimmt. Selimovic begreift „Oralität zwar als konstitutives Prinzip seines Kulturraums", lehnt jedoch nachgemachte Mündlichkeit als Schreibstrategie auch aus Gründen der Sprachästhetik ab (S. 53). Die kritische Auseinandersetzung mit der Sprache betrachtet Wolfgang Mieder als Kulturkritik und demonstriert dies an den Aphorismen des prominenten Naturwissenschaftlers Erwin Chargaff (S. 385–400). Chargaff, dessen pessimistische Weltsicht tief in seinen Berufserfahrungen als Biochemiker wurzelt, zitiert „alte" Weisheit, um „neue" Weisheit zu konterkarieren und die Auswirkung eines so eifernden wie blinden Fortschrittsglaubens sichtbar zu machen. Aphorismen- wie letztlich auch Sprichwörtersammlungen „verworten" die Vorstellungen ihrer Verfasser bzw. Herausgeber zu jeweils ihrer Zeit. Heinrich L. Cox, der sich in einer vergleichenden Studie mit dem niederländischen, französischen und deutschen Sprichwörterschatz befasst (S. 367–383), unterstreicht daher, dass nicht das Sprichwort eine Aussage über den „Volkscharakter" trifft, sondern immer nur derjenige, der es in entsprechendem Zusammenhang gebraucht. Den Zusammenhang zwischen Brauchtum und kulturellem Gedächtnis stellen Kincsö Verebélyi (S. 697–705) und Heidrun Wozel (S. 707–714) her, denn der rituelle Charakter von Volksfesten kennzeichnet diese als eine Überlieferungs- und Vergegenwärtigungsform des kulturellen Sinns.

Die volkstümlichen Erzählungen reflektieren die Welterfahrung der Menschen und deuten ihre Weltsicht. Leander Petzoldt hat das vor allem an den Sagen immer wieder gezeigt. „Worldview" ist daher ein – wenn auch in seiner Breite leicht diffus erscheinendes – wiederkehrendes Thema der Erzählforschung. Dietrich Thaler sieht in den Sagen „ein Instrument der Bewältigung eines kargen Daseins" (S. 695), das im Gegensatz zum homogenisierenden Recht und Gesetz Lebensstrategie anbietet (S. 685–696). Donald Ward (S. 321–331) und Gabriella Schubert (S. 675–683) erörtern an jeweils anderem Material das dualistische Prinzip von Gut und Böse, das nicht auf Opposition, sondern Integration beruht. Die ambigue Gestalt des Teufels hat Giovanni Battista Bronzini analysiert (S. 429–443). Den Dualismus zwischen Wild und Zahm beschreibt Norbert H. Ott am Beispiel der Wilden Leute, deren Erscheinungsbild sich in der bildenden Kunst des späten Mittelalters hin zur frühen Neuzeit wandelt. Stellten sie zunächst eine bedrohliche Gegenwelt dar, wurden sie im 15. Jahrhundert immer mehr zu in Einklang mit der Natur lebenden Symbolfiguren der höfischen Gesellschaft (S. 489–511). Ein etwas anderes Bild zeichnet Albrecht Classen von der mittelalterlichen Literatur, in der die Welt als homogene, geschlossene europäische Gesellschaft erscheint. Typisch ist die Darstellung des Fremden und Andersartigen als hässlich und bedrohlich (S. 351–366).

Ingo Schneider hat ein Buch redigiert und herausgebracht, das der Erzählforschung wichtige Impulse vermittelt. Sein Verdienst beschränkt sich nicht auf die Besorgung einer repräsentativen Geburtstagsgabe für einen verdienten Erzählforscher wie Petzoldt. Vielmehr gelingt ihm das schwierige Unterfangen, aus 55 verschiedenen Aufsätzen ein Gesamtwerk zu formen, das trotz der thematischen Vielfalt nicht den Eindruck eines Artikel aneinander reihenden und daher beliebigen Sammelsuriums erweckt. Wenn die Rezensentin den Stoff für die Besprechung in eine andere Ordnung brachte, so lediglich, um die theoretischen Schwerpunkte zu verdeutlichen, die sich für die volkskundliche Erzählforschung an der Schwelle zum neuen Jahrhundert abzeichnen. Der Umfang des Buchs und die darin angelegte Themenbreite widerspiegeln in beeindruckender Weise das weite Forschungsfeld der von Leander Petzoldt an der Universität Innsbruck vertretenen Europäischen Ethnologie, unter deren Dach das Fach Erzählforschung einen – entsprechend seiner Geschichte – zentralen Platz einnimmt. Es bleibt zu hoffen, dass in Innsbruck diese innerhalb der deutschsprachigen Länder „letzte Bastion der Erzählforschung" auch in Zukunft ihre Lehrberechtigung behält. Denn wo sonst sollten an der kommunikativen Alltagskultur interessierte junge Leute mit dem entsprechenden methodischen und theoretischen Rüstzeug für ihre weiterführenden, vertiefenden und vergleichenden Studien ausgestattet werden?

Susanne Hose

SCHMITT, Christoph (Hg.): *Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur.* Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag. Münster u.a., Waxmann, 1999 (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 1), 431 Seiten.

In der Festschrift für Siegfried Neumann, dem angesehenen und bedeutenden Volkskundler und Erzählforscher der ehemaligen DDR und Nordostdeutschlands, findet man 22 Aufsätze, die in vier Teilen locker zusammengehalten werden. Im ersten Teil geht es um „Erzähler, Sammler, Interpreten. Wege volkskundlicher Erzählforschung". Hermann Strobach befasst sich mit „Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Volksüberlieferung" (S. 15–24) und gelangt zu dem Ergebnis, dass „mündlich-gedächtnismäßige direkte Kommunikation (...) als vorherrschende Tradierungsweise (...) eine historische Erscheinungsweise" sei (S. 21), weil sie mit überwiegendem Analphabetismus oder nur gering entwickelter Lese- und Schreibfähigkeit verbunden sei und in der Gegenwart durch audiovisuelle Medien zurückgedrängt werde, so daß man nicht behaupten könne, „orale Tradition (sei) gleich mächtig wie eh und je" (S. 22). – Einen interessanten Einblick in Bearbeitungsprinzipien der Herausgeber von Märchen und Sagen im 19. Jahrhundert bietet Ines Köhler-Zülch (S. 25–50). Die Betonung „treuer" Wiedergabe bei gleichzeitiger Bearbeitung habe man keineswegs als einen Widerspruch empfunden, weil es das Anliegen der Sammler gewesen sei, als sprachliche Form eine möglichst „volkstümliche" und schlichte Ausdrucksweise zu wählen. – Brigitte Emmrich präsentiert eine Auswahl unveröffentlichter Sagen und Schwänke des Lehrers und Heimatkundlers Josef Wagner (1887–1968), die im Archiv des Institutes für Sächsische Geschichte und Volkskunde aufbewahrt werden (S. 51–68). Die Autorin ist „überrascht" darüber, dass dämonologische Sagen, die in den 30er und 40er Jahren unseres Jahrhunderts gesammelt wurden, faszinierend und modern wirken (S. 59) – ein Sachverhalt, der nur dann zu überraschen vermag, wenn man Sagen für Relikte aus längst verflossenen Zeiten hält. – Mit sorbischem Erzählgut, das Anfang der 50er Jahre von Linguisten am Bautzener Institut für sorbische Volksforschung erhoben wurde, beschäftigt sich Susanne Hose (S. 69–90). Interessant sind die Mitteilungen eines jungen Sprachwissenschaftlers namens Frido Michalk, weil er von seinen Ängsten und Problemen mit der für ihn zunächst unbekannten Feldsituation berichtet (S. 77–81). – Mit völkischer Märcheninterpretation, vor allem mit Joachim Kurd Niedlichs „Märchenbuch" (Untertitel: „Der alten deutschen Volksmärchen heimliches Raunen") befasst sich Kai Detlev Sievers (S. 91–110). Sein Beitrag zeigt einmal mehr, wie notwendig es ist, möglichst ideologieresistent an Märchen heranzugehen, weil ansonsten – insbesondere auf Grund

ihrer „Flächenhaftigkeit" (Max Lüthi) – interpretatorischer Willkür Tür und Tor geöffnet ist. Beispielsweise behauptet Niedlich, dass in „Frau Holle" (KHM 24) der Sprung der schönen und fleißigen Tochter in den Brunnen den Untergang der germanischen Götter symbolisiert, die sich sehenden Auges in den Todeskampf stürzen (S. 103). – Einen instruktiven Einblick in die „Geschichte der Erzählforschung in Österreich" – vom Aufruf der „Wollzeilergesellschaft" zum Sammeln von „Volkspoesie" im Jahre 1815 bis zu den Contemporary Legends unserer Zeit – bietet Leander Petzoldt (S. 111–138). Im Hinblick auf die Zeit nach 1945 stellt er fest, dass leider nur von wenigen Wissenschaftern Feldforschung betrieben worden sei, wobei er insbesondere auf die Arbeiten Karl Haidings und Károly Gaáls hinweist. – Vilmos Voigt berichtet von „Europäische(n) Linien der ungarischen Folklore" (S. 139–147) und kommt zu dem Ergebnis, dass diese „zweifelsfrei europäisch" sei, wobei allerdings – abgesehen von der Märchenforschung – „die ungarische Folkloristik diesen Beweis bislang größtenteils schuldig geblieben" sei (S. 147).

Der zweite Teil des Buches nennt sich „Alte Stoffe – moderne Themen. Volksprosa im zeitgeschichtlichen Kontext". Während Aleksandr Sergejevic Myl'nikov von einem Gründungsmythos slawischer Völker berichtet, der in Verbindung steht mit Motiven des Alten Testaments und mit Tuisko, dem Urvater der Germanen (S. 151–156) – Bezüge zu „modernen Themen" unterbleiben allerdings –, widmet sich Reimund Kvideland den so genannten „Rallarliedern" (S. 157–164), die vom Leben skandinavischer Eisenbahnstreckenbauer berichten („rallar" = Streckenbauarbeiter). Trotz Kritik an ihrer materiellen Situation und der Ausbeutung durch die Vorgesetzten werde die Arbeit in den Liedern positiv gesehen, weil sie ein wichtiger Teil der Identität sei. Mit Bezugnahme auf Ina-Maria Greverus („Der territoriale Mensch") weist Kvideland auf die anthropologische Bedeutung des Territoriums als Identifikationsraum hin, der im Fall der Streckenarbeiter die jeweilige Baustelle sei, wodurch sie sich einerseits als wurzellos, andererseits als frei erleben würden. – Die drei übrigen Beiträge des zweiten Teils handeln von modernen Sagen bzw. Schwänken. „Traditionelle Erzählstoffe und Erzählmotive in Contemporary Legends" bietet Ingo Schneider an (S. 165–179). Er präsentiert zunächst – als Teil seiner Habilitationsschrift, auf die ich sehr gespannt bin – einen Typenindex von Sagen der Gegenwart, den er in Beziehung setzt zu den Standardindices (AaTh, Motif-Index), um dann auf zwei traditionelle Motive („Der erweckte Scheintote" und „Kinder-Schlachten"), die auch in modernen Erzählungen auftauchen, ein wenig näher einzugehen. Ein Typenindex für zeitgenössische Sagen ist äußerst verdienstvoll, da er deutlich macht, wie ähnlich oftmals alte und neue Sagen hinsichtlich ihrer Funktion und Struktur sind. Den Anspruch allerdings, „in

jedem einzelnen Fall" zunächst zu untersuchen, „inwieweit wir es mit Wandermotiven oder lediglich mit zufälligen strukturellen Übereinstimmungen zu tun haben" (S. 172), halte ich für kaum einlösbar und nicht einmal für allzu sinnvoll. Auch Schneider scheint nicht ganz daran glauben zu wollen, denn einige Seiten später gibt er zu, dass dafür „in vielen Fällen die notwendigen Zwischenglieder in oraler und literaler Tradition" fehlen (S. 177). Vor allem aber verfügen Entstehungsaspekte nur über geringe Erklärungskraft für das Vorhandensein bestimmter Phänomene, und wenn man sich funktionalen und strukturellen Fragen zuwendet, erkennt man zumeist, dass Übereinstimmungen nicht „zufällig" sind – ein Begriff, der eher verschleiert als erklärt –, sondern in der Regel mit Grundproblemen der menschlichen Existenz zusammenhängen, etwa dem Wechselspiel zwischen Angst und Daseinssicherung. – Der nächstfolgende Aufsatz – er stammt von Wilhelm F. H. Nicolaisen und handelt von „Einbruch und Einbrecher in der modernen Sage" (S. 181–190) – bietet dafür einen passenden Beleg. Nicolaisen macht die zunächst erstaunliche Feststellung, dass in der bisher vierbändigen Sammlung der Gegenwartssagen von Rolf Wilhelm Brednich – auf die er sich zumeist bezieht – ungefähr ein Drittel aller Texte das Phänomen Einbruch thematisiert. Er kommt auf diese hohe Zahl, weil er unter dem Begriff nicht nur ein Eindringen in ein Gebäude zum Zweck des Stehlens versteht, sondern ihn weiter fasst als eine Verletzung oder Überschreitung von Grenzen, welche dem Schutz des Einzelnen oder der Gesellschaft dienen, wie es etwa die Geschichten von der „Frau" mit dem behaarten Arm oder vom verschwundenen Anhalter zeigen, die in ein Auto „einbrechen". Auch „Insektenstich"- (entpuppt sich als Ablageort von Spinneneiern), Vergewaltigungs- und AIDS-Geschichten gehören dazu, weil sie den Schutz und die Unversehrtheit des menschlichen Körpers in Frage stellen, ähnlich wie es, in abgemildeter Form, bei ungewolltem Nacktsein in der Öffentlichkeit der Fall ist. In einem weiteren Sinn kann es um die Bedrohung der Heimat gehen, wenn fremde Wesen wie der Rattenhund, die Spinne in der Yucca-Palme oder unbekannte Flugobjekte in sie eindringen. In den Einbruchsgeschichten gehe es daher um „eine grundsätzliche Bedrohung und Angst" (S. 190) im Hinblick auf die Unversehrtheit von – im weitesten Sinn – inneren Räumen. Ich glaube nicht, dass Nicolaisen den Themenbereich überdehnt, sondern vielmehr genau ins Schwarze trifft, weil er den anthropologischen Gehalt der Angst vor Verletzung transparent macht, wofür der Einbruch im engeren Sinn symbolisch steht, pars pro toto ist. – Linda Dégh befasst sich in „The Bet" mit acht Varianten eines Schwanks, die zwischen circa 1940 und 1998 aufgezeichnet worden sind (S. 191–200). Er handelt von einer Person niederen Ranges, die mit einer höherrangigen Person um eine nicht unbeträchtliche Summe wettet, dass

diese quadratische Hoden, Hämorrhoiden, Pickel am After oder, im Fall einer Lehrerin, zur Zeit die Monatsblutung habe. Da das nicht der Fall ist, geht sie auf die Wette ein, und es wird für einen der folgenden Tage eine „Fleischbeschau" vereinbart. Als sich die höher gestellte Person entblößt und die andere sie genau untersucht, wird sie von jemandem oder von mehreren beobachtet, mit denen der Protagonist ebenfalls eine Wette – und zwar um noch viel mehr Geld – abgeschlossen hat, nämlich dass sich besagte höher gestellte Person vor ihr entblößen wird! Dégh schreibt, es gehe in der Geschichte nicht um die Thematisierung unbewusster sexueller Triebkräfte, sondern um einen Angriff auf „people in power" (S. 200), womit sie zumindest teilweise Recht haben dürfte. Die Infragestellung von Macht halte ich auch für das primäre Motiv, doch warum soll Sexualität überhaupt keine Rolle spielen? Schließlich ist Nacktheit immer ein erotischer Reiz, sei er stimulierend oder aversiv. Oder meint sie wirklich, dass es ganz ohne sexuelle Gefühle abgeht, wenn sich zum Beispiel eine Lehrerin vor ihrem Schüler entkleidet? Dass sie darüber hinaus glaubt, die Thematisierung der Machtproblematik gehöre in den Bereich der „psychology of consciousness" (S. 200) und nicht in den des Unbewussten, ist meines Erachtens eine krasse Fehleinschätzung, denn welcher Politiker oder Manager würde schon zugeben, dass ein wesentliches Motiv seiner Berufswahl Macht wäre? Stets wird doch das Wohl der Öffentlichkeit oder des Unternehmens in den Vordergrund gerückt, während Eitelkeit, narzisstische oder Machtbedürfnisse verdrängt werden.

Im dritten Teil geht es um „Mediale Transformationen populärer Erzählstoffe – Erzählen in den Massenmedien". Siegfried Becker beschäftigt sich, ausgehend von bildlichen Darstellungen der Mantelspende der hl. Elisabeth, mit den sozialen Taten derselben, die er als einen Protest gegen das Establishment versteht (S. 203–222). Er verfolgt ihre Rezeption im Laufe der letzten Jahrhunderte und stellt Vergleiche mit Diana, der Prinzessin von Wales, an. – Wolfgang Mieder präsentiert Wellerismen, das heißt kurze Texte, in denen ein bekanntes Sprichwort auf spielerische Art und Weise verarbeitet wird, indem es von einer Person gesagt und diese dann genannt wird, um anschließend die Sprechsituation zu beschreiben, wie zum Beispiel „‚Keine Freude ohne Leid', sagte die Maus, als sie in der Falle war" (S. 223). Mieder geht es weniger um Wellerismen aus dem Bereich der Volksprosa, denn sein Aufsatz versteht sich primär als eine Bestandsaufnahme intellektueller Texte, wie „‚Alles fließt', sagte der moderne Heraklit, ‚und ein Installateur ist nicht aufzutreiben'" (S. 234). – Lutz Röhrich geht dem „Bildwitz und Wortwitz zum Thema Psychoanalyse" (Untertitel) nach (S. 251–284). Aus volkskundlicher Sicht eine humorvolle Auseinandersetzung mit dem Thema, doch im Hinblick auf den psychologischen Gehalt

wirkt manches nach meinem Dafürhalten unbefriedigend oder unpräzise. So werden die Begriffe „Psychiater", „Psychotherapeut" und „Psychoanalyse" synonym verwendet (passim), obwohl sie unterschiedliche Bedeutungen haben und klar definiert sind; von nicht-ärztlichen Psychotherapeuten hält Röhrich gar nichts (S. 254) – und verkennt dabei, dass weder das Medizin- noch ein anderes Studium ein hinreichender Befähigungsnachweis für die Ausübung dieses Berufes ist, da es sich um eine eigene Ausbildung handelt –, und „Minderwertigkeitskomplex" – ein Begriff, der mit klassischer Psychoanalyse überhaupt nichts zu tun hat, weil er von Alfred Adler, Freuds erbittertstem Konkurrenten, stammt – wird als „Verhaltensstörung" bezeichnet (S. 255), obwohl es heißen müsste, dass dieser *bei* psychischen Störungen auftritt. Auch verwendet Röhrich den Begriff synonym mit Minderwertigkeits*gefühl* (ebd.), obwohl dieses einen anthropologischen Sachverhalt kennzeichnet, jener hingegen ein Terminus aus dem Bereich der Psychopathologie ist, um nur einige Beispiele zu nennen. Zustimmen kann man Röhrich hingegen, wenn er andeutet, dass das Lächerlichmachen von Therapeut und Patient im Witz der Abwehr eigener neurotischer Anteile dient (S. 282f), wobei darüber hinaus auch Neid eine große Rolle spielen dürfte. – Helmut Fischer hat sich das Morgen- und das Mittagsmagazin im Westdeutschen Rundfunk (WDR) über einen längeren Zeitraum angehört, das, ähnlich wie entsprechende Sendungen auf Ö3, eine Mischung aus Popmusik, Werbung, Nachrichten und Wortbeiträgen darstellt (S. 285–300). Die Wortbeiträge hat er genauer analysiert und dabei fünf verschiedene Typen eruiert (S. 291–295), für die er den Begriff „Magazingeschichten" vorschlägt (S. 299). Eine „strenge Textsortenzuweisung" sei zwar nicht möglich, doch „öffnet sich das Feld der ‚Einfachen Formen' für das Anekdotische und Sagenhafte, für das Erlebte und Realistische" (S. 299f).

Der vierte Teil befasst sich mit der „Überlieferung in der Region. Erzähl-, Sprach- und Liedkultur in Mecklenburg-Vorpommern". Christoph Schmitt beschäftigt sich mit den Zeichenfiguren „Voß und Haas" (= ndd. „Fuchs und Hase") des gleichnamigen mecklenburgischen Heimatkalenders, der im Nordosten Deutschlands eine außergewöhnliche Verbreitung findet und mit einigen Unterbrechungen seit 1864 erscheint (S. 303–324). Schmitt verfolgt die Figuren im Wechsel der Geschichte und präsentiert so „ein interessantes Zeugnis für die Frühgeschichte des Comic" (S. 323). – Kathrin Pöge-Alder entwirft ein Bild von „Richard Wossidlo im Umgang mit seinen Erzählern" (S. 325–344). Wie damals üblich, seien für Wossidlo (1859–1939), einem der bedeutendsten Volkskundler und Erzählforscher Mecklenburgs, Fragen der regionalen Zuordnung und der Wanderung im Zentrum gestanden, während er am Kontext weniger interessiert gewesen sei, doch habe er es durch genaues Zuhören und das Schaffen einer vertrauten Atmosphäre

vermocht, die Erzähler zu motivieren. – Ralf Wendt berichtet vom Briefwechsel Wossidlos mit einem befreundeten Beiträger, dem Goldschmied Ludwig Düwahl (S. 345–356), der „von der Akribie und dem Fleiß Wossidlos" zeuge (S. 353). – Irmtraud Rösler und Katrin Moeller beschäftigen sich anhand von mecklenburgischen Gerichtsakten mit Bezeichnungen, die Angeklagte dem Teufel gegeben haben (S. 357–369). Neben „Beelzebub" seien vor allem Vornamen, etwa „Hans" oder „Chim" – die Kurzform von „Joachim" –, genannt worden. Die Autorinnen gelangen zu dem Ergebnis, dass „der Teufel (...) nicht zuletzt durch die Verleihung eines Eigennamens im Rechtsleben jener Zeit – und offensichtlich auch in den Vorstellungen der Bevölkerung – Realität" gewesen sei (S. 369). Das ist meines Erachtens kein allzu erstaunliches Ergebnis. Interessanter wäre es gewesen, *dem* ein wenig genauer nachzugehen, worauf die Autorinnen in ihrem Schlusssatz eingehen, nämlich zu zeigen, dass die Eigennamen „Wissen und Phantasie, Lebensgefühl und Vorstellungen der Mecklenburger jener Zeit" widerspiegeln (S. 369). So aber bietet der Aufsatz nicht viel mehr als eine Stoffsammlung. – Karl-Ewald Tietz vermittelt einen lebendigen Eindruck von den wissenschaftlichen Disputen zweier pommerscher Volkskundler – Otto Knoop und Ulrich Jahn –, die in ihrem Wesen unterschiedlicher nicht hätten sein können – man kann fast von archetypischen Gegensätzen sprechen – und deren Auseinandersetzungen begannen, als beide nahezu zeitgleich Sagen aus Pommern veröffentlichten (S. 371–388). Knoop (1853–1931) war bis zu seiner Pensionierung Gymnasialprofessor in seiner Heimat und zeit seines Lebens als Sammler und Herausgeber von Volkserzählungen Nordostdeutschlands bzw. Pommerns tätig. Er hinterließ ein umfangreiches Werk, das von Ausdauer, Fleiß, Genauigkeit und Seriosität zeugt. Jahn (1861–1900) war zwar auch Gymnasiallehrer, aber nur für wenige Jahre. Er ging bald nach Berlin, begann Bauernmöbel und Antiquitäten zu sammeln, verabschiedete sich dann aus der Volkskundeszene, wurde Kunsthändler – dabei in einen langen Prozess verwickelt – und starb sehr früh an Herzlähmung. Mit seinen Büchern hatte er großen Erfolg; er war ein „Senkrechtstarter", der bereits in jungen Jahren die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, aber bereits nach neun Jahren mit dem Publizieren aufhörte. – Heike Müns befasst sich mit einem Wettbewerb zur Ausschreibung einer Landeshymne für Mecklenburg-Vorpommern, welche die SPD-Fraktion 1994 – wohl auch im Zusammenhang mit den bevorstehenden Landtagswahlen – initiiert hatte (S. 389–409). Neben Texten, die die Liebe zur Heimat bekunden, findet man unter den Einsendungen auch ironische bis sarkastische Beiträge, die auf die Machtansprüche der „Besser-Wessis", auf Arbeitslosigkeit oder auf Missstände zu DDR-Zeiten Bezug nehmen. Eine neue Landeshymne gibt es bis heute nicht.

Der Titel des Buches lässt aufhorchen, weil er einen gewissen Gegensatz zur hauptsächlich historischen Ausrichtung des Faches in der Gegenwart impliziert, da die Bezeichnung „Homo narrans" auf anthropologische Dimensionen hinweist. Mit beiden Zugängen verbunden ist die scheinbar schlichte Frage, ob die Leute einander früher mehr erzählt haben als heute. Während Strobach dies bejaht (S. 22) und Fischer es mit Blick auf das Internet verneint (S. 285), äußert sich Petzoldt abwägend, indem er auf die Abnahme traditioneller Erzählgelegenheiten aufmerksam macht und gleichzeitig betont, dass „das Bedürfnis nach dem Außergewöhnlichen, dem Geheimnisvollen, die Wirklichkeit Überschreitenden nicht geringer geworden" sei (S. 111). Zu diesem Thema hätte der Herausgeber in seinem Vorwort meines Erachtens etwas ausführlicher Stellung nehmen können, als er es getan hat – er schreibt nur, dass „die Erzählanlässe vielfach zurückgehen, andererseits auch neu geschaffen werden" (S. 9) –, denn wenn er mit dem Titel des Buches auf anthropologische Kategorien rekurriert, ist es sinnvoll, näher zu begründen, was er darunter versteht, zumal, wie bereits erwähnt, in Anbetracht der vorwiegend historischen Ausrichtung der gegenwärtigen Volkskunde. Nur wenige Autoren der Festschrift widmen sich auch anthropologischen Aspekten, vor allem Nicolaisen und Kvideland, die Mehrzahl der in diesem Buch versammelten Arbeiten bietet hingegen Stoff, Analyse und Interpretation zu historischen Fragen. Das ist völlig in Ordnung, nur sollte ein Buchtitel die Erwartungen erfüllen, die er weckt.

Bernd Rieken

TODOROVA, Maria: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil.* Darmstadt, Primus Verlag, 1999, 360 Seiten.

Was fällt Ihnen ein, wenn Sie den Begriff „Balkan" hören? Bitte nicht sogleich in wissenschaftliche Differenzierungsversuche verfallen, sondern ganz spontan ... Könnte es sein, dass Ihnen Assoziationen wie Rückständigkeit, rohe Gewalt, Kleinstaaterei, Pulverfass Europas usw. in den Sinn kommen, „der Balkan" quasi als Synonym für all das, was wir im „zivilisierten Westen" überwunden zu haben glauben? Übrigens: Obwohl ich seit mehreren Jahren intensive Kontakte mit südosteuropäischen KollegInnen unterhalte (und allen damit zusammenhängenden Reflexionsbemühungen), sind auch mir diese Zuschreibungen sehr vertraut, nicht nur weil ich sie von anderen westlichen KollegInnen vermittelt bekomme, sondern weil sie ein sehr fest verankerter Teil meines Denkens sind. Meine, unsere Stereotypen sind wohl nicht von heute auf morgen abzulegen. Aber nach der Lektüre des

Buches von Maria Todorova könnten wir in der Lage sein, mehr als zuvor unsere Vorurteile historisch einzuordnen und in Frage zu stellen. Und diese Irritation eigener Bilder sollte gerade für jene zur Notwendigkeit werden, die als AnthropologInnen, EthnologInnen, HistorikerInnen oder Als-was-auch-immer mit Südosteuropa inhaltlich und sozial zu tun haben.

Todorova, bulgarische Historikerin und Osmanistin, jetzt mit Lehrstuhl in Florida, analysiert einen „westlichen" Diskurs über den „Balkan", der immer auch ein Herrschaftsdiskurs war und ist. Akribisch, auf der Basis eines umfangreichen Quellenmaterials legt sie dar, wie in der Vergangenheit vor allem britische, amerikanische, französische, deutsche und österreichische Diplomaten, literarisch ambitionierte Reisende, Kaufleute und nicht zuletzt Wissenschaftler – kurz: Vertreter einer westlichen Elitekultur – den Balkan als solchen konstruiert bzw. überhaupt erst erfunden haben.

Erfindung des Balkans!? Eine solche Aussage mag zunächst verwirren, scheint doch der Balkan eine geografische Tatsache zu sein – als südosteuropäische Halbinsel oder zumindest doch als jener Gebirgszug, der sich in Mittelbulgarien von West nach Ost (bzw. umgekehrt) erstreckt und dem die aus dem Türkischen stammenden Bezeichnung für Gebirge – eben: Balkan – vor vielen Jahrhunderten gegeben wurde. Doch das Denken und Werten des „Balkans" in unseren Köpfen hat lediglich am Rande etwas mit Geografie zu tun, nämlich nur insofern, als eine mehrere Jahrhunderte von den Osmanen beherrschte Region Europas zur Projektionsfläche des „eigentlichen" Europas werden konnte. Eine als Einheit gedachte Region ist im Laufe der Geschichte mit ganz bestimmten kulturellen Zuschreibungen bedacht worden. Zu einem „Müllplatz für negative Charakteristika" sei der Balkan geworden, schreibt die Autorin an einer Stelle, und fügt dem hinzu, dass dieser „Müll" vor allem das „Andere" in uns repräsentiere – jenes nämlich, was wir in und bei uns nicht wahrhaben wollten, das wir einem peripheren europäischen Raum und damit einer peripheren europäischen Kultur zuschreiben würden.

Auch wenn Todorova dies nicht explizit ausführt: Wir haben es hier mit einer Problematik zu tun, die in den ethnologisch-anthropologischen Wissenschaften seit ca. drei Jahrzehnten unter Begriffen wie „Writing Culture" und „Konstruktion des Anderen" diskutiert wird: Sozial- und Kulturanthropologen westlicher Provinienz sind jahrzehntelang zu Feldforschungen in die entferntesten Flecken dieser Welt aufgebrochen, um fremde Kulturen zu erforschen. Die Interpretationen der Fremden waren und sind nie frei von westlichen Wertmaßstäben (und können es auch gar nicht sein); und spätestens seit Georges Devereux' Standardwerk über „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften" wissen wir auch, inwieweit westliche Feldforscher eigene „dunkle" Seiten auf die Beforschten projiziert haben. Und

diese Phänomene treten natürlich nicht nur bei professionellen Anthropologen auf sondern ebenso bei den vielen anderen Reisenden westlicher Herkunft.

Jene, die da beforscht und beschrieben worden sind, haben sich freilich nicht oder nur kaum wehren können. Aus mehreren Gründen: Zunächst war bei den beforschten Kulturen lange Jahrzehnte die Kulturtechnik des Lesens und Schreibens nicht so dominant wie im „Westen", zumindest waren sie aber oft nicht der Sprache mächtig, in der sie interpretiert und definiert wurden. Sodann waren die „westlichen" Interpretationen und Konstruktionen umso hegemonialer, waren sie doch Bestandteil überregionaler Machtstrukturen und bedienten sie doch auch politische und ökonomische Interessen westlicher Nationalstaaten und Kolonialmächte. Und schließlich waren die Beforschten, als sie damit begannen, eigenständig ihre Kultur und Geschichte schriftlich zu definieren, von dem „westlichen" Diskurs teilweise in einer Weise beeinflusst, dass deren Stereotype bereits zum Selbstbild geworden waren. Maria Todorova weist darauf hin, dass kaum jemand, der dem Balkan geografisch und kulturell von außen zugeordnet wird, diesem auch angehören will. Gerade gegenwärtig erleben wir das Phänomen, wie Repräsentanten neuer südosteuropäischer Staaten, insbesondere jene, die aus dem zerfallenen Jugoslawien hervorgegangen sind, stets darauf hinweisen, dass sie nicht zum Balkan – dieser Region gleich einem Schimpfwort – sondern eben zu Europa – dem positiven Part des Gegensatzpaars – gehören würden. Allein Bulgarien stellt hier eine Ausnahme dar, gibt doch der Gebirgszug gleichen Namens die Möglichkeit, den Begriff auch positiv zu besetzen.

Dabei waren die westlichen Balkanbilder bis zu Beginn unseres Jahrhunderts, und auch das analysiert die Historikerin Todorova eindrucksvoll, so einhellig nicht; sie waren zwar meist aus einer überheblichen, zumindest paternalistischen Perspektive der westlichen Besucher formuliert, die ja fast allesamt einem aristokratischen oder großbürgerlichen Milieu angehörten. Aber das Gesamtbild vom Balkan in den Jahrhunderten vor 1900 ist ein pluralistisches, oft bestimmt durch die geopolitischen Interessen (und die waren unterschiedlich) jener westlichen Nationalstaaten, in deren Auftrag die Reisenden unterwegs waren, zuweilen auch charakterisiert durch eine gewisse Empathie gegenüber dem Erlebten, vor allem gegenüber verschiedenen ländlich-bäuerlichen Lebensweisen und deren Repräsentanten.

Das westliche Bild vom Balkan verdichtete und vereinheitlichte sich im negativen Sinne erst am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Diverse politische Morde sowie die Balkankriege 1912 und 1913 sind von zeitgenössischen und nachgeborenen westlichen Beobachtern als etwas Abscheuliches beschrieben worden – als etwas, das der westlichen, der europäischen Lebens-

art, Mentalität und Kultur geradezu entgegengesetzt sei. Nicht zuletzt das Attentat von Sarajevo 1914, jenes Ereignis, das in unseren Geschichtsbildern und -büchern den Beginn des Ersten Weltkriegs markiert, ist bis zum heutigen Tag als Synonym für eine balkanische Barbarei im Westen rezipiert worden. Das kollektive Gedächtnis des Westens hat damit eigene Verantwortlichkeiten und Charaktere auf das „andere", nämlich auf die „dunkle Seite" Europas verschoben bzw. dieses andere dunkle Europa überhaupt erst geschaffen. Wenn man an den Balkan denkt, ist nur mehr wenig Erinnerung daran, dass der südosteuropäische Raum in seiner nationalstaatlichen Geografie im 19. Jahrhundert von den westeuropäischen Großmächten ausgehandelt wurde, womit auch einige Ursachen für spätere Auseinandersetzungen gelegt waren. Auch gibt es wenig Erinnerung daran, wie sehr der Erste Weltkrieg in den imperialistischen Machtinteressen der europäischen Großmächte, allen voran des deutschen Kaiserreichs, gründete.

So sehr auch die Auseinandersetzungen im Südosteuropa der 90er Jahre all unsere Vorurteile über den angeblichen barbarischen Charakter der balkanischen Kultur bestätigen mögen, wir sollten dabei nicht vergessen, vor welcher Folie von Vorurteilen wir als RepräsentantInnen des Westens diese Auseinandersetzungen wahrnehmen. Und wir sollten vor allem auch nicht vergessen, dass ethnische Vertreibungen und „Säuberungen", systematische Vergewaltigungen und andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Kriegen nun wahrlich keine südosteuropäische Spezialität sind, sondern auch Teile einer noch recht jungen Geschichte jenes Europas, das sich als so clean versteht. Und in diesem Kontext kann man nicht nur auf den Nationalsozialismus hinweisen, sondern ebenso auf Praktiken Großbritanniens und Frankreichs als Kolonialmächte, mit denen sie bis in die 60er Jahre Entkolonialisierungsbewegungen gewaltsam und grausam entgegentraten. Und wie sehr pochen wir darauf (und durchaus zurecht), dass andere unsere eigene (z.B. deutsche oder österreichische) Geschichte, Kultur und Identität doch differenziert sehen sollen. Dies ist wahrlich nun kein Plädoyer dafür, Verbrechen gegen die Menschlichkeit im heutigen Südosteuropa zu ignorieren oder zu verharmlosen. Aber wir sollten „den Balkan" nicht über Stereotype und nicht allein als das, was „uns" entgegengesetzt wäre, wahrnehmen – halt eben ein wenig oder ein wenig mehr differenzierter.

Und womöglich erweist sich dieses Differenzierungsmuss gerade da als besondere und konsequente Aufgabe, wo wir als AnthropologInnen oder HistorikerInnen unmittelbar mit Südosteuropa zu tun haben: als Region, in der oder über die wir forschen wie auch als Feld des wissenschaftlichen Austauschs. Eine Selbstkritik und Vorsicht gegenüber den eigenen Balkanbildern allgemein und „unter uns" einzufordern, ist noch vergleichsweise einfach und mit nicht allzu großen Mühen verbunden. Etwas schwieriger

wird es dann, wenn womöglich Paradigmen der eigenen Forschungen über Südosteuropa angekratzt werden müssen, etwa wenn man sich bislang ausschließlich für das „rückständige", das meint: das ländlich strukturierte Südosteuropa interessiert hat (es ist symptomatisch, dass bislang kaum historische und ethnologische Forschungen über Modernisierungsprozesse in Südosteuropa vorliegen). Und womöglich noch ein wenig diffiziler wird es an dem Punkt, wo es darum geht, südosteuropäische KollegInnen (und dabei vor allem jene, die nicht mittlerweile an „westlichen" Universitäten lehren) als gleichwertige GesprächspartnerInnen in der „scientific community" zu akzeptieren. Seien Sie mal ehrlich: Interessieren Sie sich für bulgarische oder mazedonische EthnologInnen und HistorikerInnen und deren Forschungen in der gleichen Weise wie für KollegInnen aus Tübingen oder Cambridge? Eben.

Gert Dressel

SEIRING, Claudia: *Fremde in der Stadt (1300–1800). Die Rechtsstellung Auswärtiger in mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen der deutschsprachigen Schweiz.* Frankfurt am Main, Peter Lang, 1999 (= Europäische Hochschulschriften Reihe II – Rechtswissenschaft, Bd. 2566), LXXIV u. 380 Seiten, 12 Abbildungen.

Eine Arbeit gilt es anzuzeigen, die Ernst macht mit der Rechtlichen Volkskunde als interdisziplinärer Forschungsrichtung. Fremde in der Stadt hat sich die Juristin Claudia Seiring als Thema für ihre Dissertation gewählt, aus welcher das anzuzeigende Buch hervorgegangen ist. Über die Rechtsstellung von Fremden ist gelegentlich schon gehandelt worden. Aber noch nie wurde nach Berufsgruppen differenziert um zu prüfen, ob einige noch fremder sind als andere, und selten wurde einmal der Frage nachgegangen, was von den Fremden blieb, nachdem sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren oder sich in die städtische Gesellschaft integriert hatten. Die monumentale Sammlung Schweizer Rechtsquellen bot der Autorin dazu reiches Material, wobei sie allerdings gelegentlich über die Grenzen der Schweiz nach Süddeutschland, dem Elsass, nach Vorarlberg und Salzburg bis hin in die Steiermark und nach Wien blickt.

Nach einer kurzen Einführung zum Begriff des Fremden und seiner bisher bekannten Rechtsstellung in der überwiegend spätmittelalterlichen Gesellschaft, stellt die Autorin insgesamt acht Berufsgruppen vor, Kaufleute, Lombarden, Steinmetze, Pilger, Studenten, Spielleute, Bettler und Henker, deren Aufzählung allein schon die Frage aufwirft, ob der Begriff des Frem-

den nicht nur objektiv zu definieren ist, sondern auch ein Synonym für Andersartigkeit und Außenseitertum darstellt. Die Gruppierung stellt zudem die Frage, ob damit alle Fremden erfasst sind. Eine Behandlung der Juden hätte sicherlich den Umfang des mit 380 Druckseiten (ohne das reichhaltige Literaturverzeichnis) ohnehin schon stattlichen Bandes gesprengt. Man findet einige Hinweise im Kapitel über die lombardischen Geldwechsler (S. 116 ff.) oder bei jüdischen Musikern (S. 215). Wo aber sind die Spezialisten, Bergleute etwa, deren die spätmittelalterliche Gesellschaft gleichfalls bedurfte? Sicherlich, der Bergbau hatte in der Schweiz einst nur eine geringe Bedeutung. Gleichwohl wurden immer wieder fremde Bergknappen beigezogen, die bei der heimischen Bevölkerung oftmals auf Ablehnung stießen: „werklüt uss Joachimstal im Bömerwald" sind 1526 in Schwanden/Glarus nachweisbar. Aber zugegeben, der Kulturkontakt fand hier mehr im ländlichen Raum als in den Städten statt, obgleich die Konflikte dort nicht weniger heftig ausgetragen wurden als innerhalb der Stadtmauern.

Entsprechend dem interdisziplinären Ansatz findet gerade der Volkskundler viel Interessantes und Weiterführendes. Jeder der acht Hauptabschnitte bringt am Ende mit großer Sorgfalt zusammengestellte, volkskundliche Aspekte der jeweiligen Berufsgruppen, sprichwörtliche Redensarten, Volkssagen, Berufszeichen u.a.m. Aber auch außerhalb dieser Schlusskapitel wird reiches Material verarbeitet, bei der Kleidung der Pilger etwa, derjenigen der Studenten oder der des Henkers. Die Rechtsgeschichte kommt dabei keineswegs zu kurz, wenn etwa nach der Sonderstellung des Henkers in der Gesellschaft gefragt wird, nach der Struktur der Bauhütten, der Organisation der Spielleute zum gegenseitigen Schutz oder nach der Funktion der Gastgerichte für Klagen von Fremden gegen Stadtbürger oder umgekehrt oder für Klagen der Fremden untereinander mit meist kurzen Ladungsfristen, bedingt durch den oft nur kurzzeitigen Aufenthalt der Fremden in der Stadt. Einiges davon findet sich in modernen Gesetzen wieder. So betrug die Ladungsfrist nach der deutschen Zivilprozessordnung in Mess- und Marktsachen lediglich 24 Stunden (§ 217 ZPO a.F.), wobei heute noch derartige Streitigkeiten wie auch solche zwischen Reisenden und Wirten dem Amtsgericht (Bezirksgericht) wegen der etwas freieren Verfahrensgestaltung zugewiesen sind.

Immer lässt die Autorin die Quellen sprechen, die keineswegs ein einheitliches Bild ergeben. Der Unterschied zwischen Kaufleuten, die den Fernhandel betreiben, und Krämern, denen der Detailhandel zugewiesen war, ist durchaus nicht einheitlich (S. 36 f.). Kaufleute und auch die lombardischen Geldwechsler konnten sich das Bürgerrecht erkaufen, auch die sesshaft gewordenen Musikanten, die zu Stadtpfeifern oder Mitgliedern der Ratskapellen wurden, die seit dem Spätmittelalter auch in kleineren und mittleren

Städten üblich waren. Auch der Henker ist keineswegs „der Unehrlichste unter den Unehrlichen". Die Stadt brauchte ihn als Chirurgen, Tierarzt oder Arzneiverkäufer (S. 348) und billigte ihm deshalb einen Sonderstatus zu.

Das Buch bringt so eine Fülle von Informationen und neuen Sichtweisen, die die künftige Forschung zu beachten hat. Da es auch noch flüssig geschrieben ist, ist es auch dem Leser zu empfehlen, der vor der Lektüre einer juristischen Dissertation zurückschreckt. Dem Buch sind einige charakteristische Abbildungen sowie ein reichhaltiges Literaturverzeichnis beigegeben, bei dem nur die Arbeit von Jutta Nowosadtko über Scharfrichter und Abdecker (Paderborn 1994) fehlt, die übrigens zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie die Autorin des anzuzeigenden Buches.

Herbert Schempf

CARLEN, Louis: *Sinnenfälliges Recht. Aufsätze zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde.* Hildesheim, Weidmann, 1995, 505 Seiten.

CARLEN, Louis: *Kirchliches und Wirkliches im Recht. Aufsätze und Besprechungen zur Rechtsgeschichte, zum Kirchen- und Staatskirchenrecht.* Hildesheim, Weidmann, 1998, 787 Seiten.

Unter dem signifikanten Titel „Sinnenfälliges Recht" hat Louis Carlen einen über 500 Seiten starken Band mit verstreuten Veröffentlichungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde zusammengefasst. Manches war bisher für den Benutzer schwer zugänglich, wie etwa die in Poznan erschienene Gedächtnisschrift für den verdienten Rechtsarchäologen Witold Maisel, der neben Carlens Beitrag zum Thema „Tür und Tor im Recht" beispielsweise auch zwei weitere Aufsätze in deutscher Sprache von K. S. Bader und Peter Putzer enthält, oder lokale Geschichtsblätter, sodass der Band höchst willkommen ist. Nach der Sammlung von Aufsätzen zu kirchlichen (1982) und zur Walliser Rechtsgeschichte (1993) sowie zur Rechtsgeschichte der Schweiz (1994) dokumentiert auch das anzuzeigende Buch das weit gespannte Forschungsgebiet des Autors und die stupende Kenntnis der Quellen sowie der außerrechtlichen Zusammenhänge bis in die Gegenwart, wozu etwa der Beitrag über Votivbilder im neuen katholischen Kirchenrecht von 1986 zählt.

Die insgesamt 39 Beiträge, davon drei bislang unpublizierte, sind in sieben Gruppen gegliedert. Dazu kommt der Wiederabdruck einer Reihe bedeutsamer Buchrezensionen. Nicht nur die historische Dimension des Rechts, so der Titel einer schmalen Schrift des Autors, sondern auch und gerade die im Titel zum Ausdruck kommende Sinnenhaftigkeit des Rechts

hat Louis Carlen durch 35 Jahre seines wissenschaftlichen Lebens hindurch beschäftigt.

Die sieben Kapitel oder Gruppen sind überschrieben mit: Rechtsarchäologisches, Recht in der Kunst, Zeremoniell und Insignien des Papstes, Rechtliche Volkskunde, Rechtliches im religiösen Glauben, Wallfahrt und Recht und schließlich Recht der Hirten, dem schon die Habilitationsschrift des Autors galt. Zu all diesen Themen hat Carlen Grundsätzliches und Richtungsweisendes beigetragen, nicht nur literarisch, sondern auch praktisch durch die Gründung der Internationalen Gesellschaft für rechtliche Volkskunde, der Herausgabe der inzwischen auf immerhin 17 Bände angewachsenen Forschungen zur Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde oder durch die Arbeit am heimischen Stockalper-Archiv in Brig.

Innerhalb der Gruppen fallen Schwerpunkte auf. Immer wieder kreisen die Überlegungen Carlens um den Stab in seinen vielfältigen Erscheinungsformen. Der bislang ungedruckte Vortrag „Le Baton" (S. 152 f.) führt quasi zur Thematik hin. Der Stab begegnet uns als Gerichts- und Amtsstab, als Pastorale der Päpste, Bischöfe und Äbte, als königliches Szepter, als Offiziers- und Hirtenstab.

Rechtlich bezogenes Brauchtum, das als Kernbereich der Rechtlichen Volkskunde angesehen wird, findet sich nicht nur zahlreich bei der Wallfahrt, sondern ebenso beim Dachabdecken, in Holzurkunden (Tesseln), bei der Verwendung von Dornen, in der Paarformel von Tür und Tor, bei Verlobung, Hochzeit und in Testamenten. Das Recht, zumal in früheren Zeiten, drängt nach bildlicher Verdeutlichung und symbolischer Überhöhung. Fast die Hälfte der Beiträge befassen sich mit Gegenständen und Orten des Rechtslebens. Zum schon erwähnten Stab treten Schwerter, Steine, Kirchen und Gefängnisse sowie figürliche Darstellungen wie etwa die Wölfin von Siena, ein Stadt- und Rechtssymbol ähnlich dem Löwen von San Marco, der in vielen Orten des von Venedig beherrschten Territoriums nachgebaut wurde. Recht begegnet uns aber auch in der Sprache, in Bildern der hohen Kunst wie der Volkskunst, im päpstlichem Zeremoniell und in den Walliser Nationalsymbolen.

Inzwischen ist ein weiterer Aufsatzband erschienen, der ein ähnlich vielfältiges Bild zeigt und in welchem der Autor rechtshistorische, kirchenrechtliche und rechtsarchäologische Arbeiten mit Bezug zur Kirche veröffentlicht hat, insgesamt 27 weitere Abhandlungen, neun Würdigungen von Persönlichkeiten und eine Reihe von Buchbesprechungen. Kirchen als Rechtsorte, Rechtsstäbe im religiös-kirchlichen Bereich, der Freiheitsbaum im Wallis, die Bibel als Rechtsquelle oder die Stadtmauer im Recht sind die Themen der verstreut erschienenen Aufsätze, die hier zu einem Kompendium des Wissens auf 787 Seiten vereint sind.

Beide Bände sind daher für den Interessierten eine willkommene Hilfe beim Auffinden der zum Teil schwer zugänglichen Aufsätze, ein Markstein in der Biografie des Autors und so etwas wie ein Nachschlagewerk zu Einzelfragen der Rechtlichen Volkskunde.

Herbert Schempf

HOFMANN, Michael, Kaspar MAASE, Bernd Jürgen WARNEKEN (Hg.): *Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns* (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften, Schriften, Band 6). Marburg, Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften e.V., 1999, 223 Seiten.

Mit dem Band „Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns" liegen nun neun der Beiträge in schriftlicher Form vor, die bereits auf der Tagung „Kulturelle Voraussetzungen ökologischen Handelns", veranstaltet von der Kommission Arbeiterkultur der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, von 1. bis 4. Mai 1997 in Bitterfeld der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt wurden. Aus diesem Kontext erklärt sich auch die inhaltliche Schwerpunktsetzung des Bandes, der zum einen auf die Ökostile der Arbeiterschaft, zum anderen die der ostdeutschen Bevölkerung fokussiert. Vorweg seien gleich jene gewarnt, die sich von diesem Buch eine weitere Abhandlung der Ökologiedebatte erwarten. Die AutorInnen unternehmen nämlich den Versuch, Umweltforschung mit den Ansätzen der Lebensstilforschung zu verknüpfen, um „über die Analyse von Ökostilen die ökologische Kultivierung der Lebensführung" (S. 7) nachzuzeichnen. Ziel ist es nicht, ökologische Haushaltsbilanzen nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu erstellen oder kognitive Umweltsensibilitäten herauszuarbeiten, ohne deren Realisierung in der Alltagspraxis miteinzubeziehen, sondern zu zeigen, welche Auswirkungen der Umweltdiskurs der letzten Jahrzehnte auf die konkrete Lebensführung der Menschen hat, auf welche Weisen er internalisiert wird und Eingang in das Denken und Handeln findet. Die Betonung liegt hier auf „Weisen", denn alle AutorInnen nähern sich der Komplexität dieser Prozesse äußerst sensibel und vermeiden gekonnt jedwede Pauschalisierung. Aus diesem Grund lag wohl eine Entscheidung für qualitative Methoden nahe, für teilstandardisierte und narrative Interviews in Verbindung mit teilnehmender Beobachtung, eine Kombination, die den Vorteil hat, dass die gelebte Alltagspraxis der Akteure nicht nur auf der Basis ihrer eigenen Aussagen rekonstruiert wird.

Formal gliedert sich der Band in zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt trägt den Titel „Alltagspraxis und Ökostil" und versammelt Beiträge, die

versuchen, den Stellenwert, den ökologische Faktoren im Denken und Handeln der Akteure einnehmen, herauszuarbeiten. Als programmatisch-theoretische Einleitung kann der Beitrag von Karl-Werner Brand gesehen werden, der feststellt, dass (in Westdeutschland) fünf idealtypische „Umweltmentalitäten" nachweisbar sind, die „in der Realität in verschiedenen Mischungen" auftreten, obwohl „sich Individuen dennoch zumeist dem einen oder anderen Typus zuordnen" (S. 34) lassen. Diese Mentalitäten sind aber nicht direkt bestimmten sozialen Klassen oder Milieus zuzurechnen, sondern sind Resultat des Zusammenwirkens von sozialen und kulturellen Faktoren, lebensgeschichtlichen Umständen und subjektiver Prioritätensetzung der Handelnden. Ökologisches Denken und Handeln resultiert daher aus der subjektiven Alltagswahrnehmung und -wirklichkeit und kann nur aus dieser heraus verstanden werden. Auf dieser Grundlage lassen sich die folgenden Artikel als praktische Anwendungen dieser theoretischen Position lesen.

Volker Hierlscher untersucht am Beispiel des VW-Werks Wolfsburg die Auswirkungen, die Arbeitszeitverkürzung und Lohnverzicht auf die ökologische Lebensführung der Beschäftigten haben. Er geht dabei der, in der Nachhaltigkeitsdebatte verbreiteten These nach, dass freie Zeiteinteilung und Konsumverzicht zu einer Erhöhung der subjektiv wahrgenommenen Lebensqualität und zu einem bewussteren Umgang mit ökologischen Ressourcen führen würden. Im Falle Wolfsburg findet er allerdings keine Bestätigung dieser, von freien Entscheidungen der Akteure ausgehenden These, da die Rahmenbedingungen und äußeren Zwänge deren Wahlmöglichkeiten drastisch einschränken.

Regina Bittner zeigt in ihrem Beitrag, der auf einer Untersuchung in der ostdeutschen Region Bitterfeld/Wolfen beruht, dass nicht jede Handlung, die auf den ersten Blick ökologisch motiviert scheint, als solche intendiert sein muss, sondern von den Handelnden als z.B. ökonomisch oder traditionellen Verhaltensmustern folgend gesehen werden kann.

In einer strukturschwachen Region Brandenburgs untersuchen Astrid Segert und Irene Zierke „regionale Pioniere der Nachhaltigkeit" (S. 95), worunter sie Akteure verstehen, die politische, ökologische und/oder ökonomische Projekte betreiben, „um einen Wandel von Alltagspraktiken in Richtung Nachhaltigkeit in breitem Umfang in Gang zu setzen" (S. 95).

Der zweite Beitragsteil, der den Titel „Ökostilkunde" trägt, verlegt den Schwerpunkt der Forschungen noch näher zum einzelnen Subjekt, um auszuleuchten, wie individuelle Faktoren und Kontexte das ökologische Handeln der Akteure strukturieren.

Georg Kneer und Dieter Rink ordnen in ihrem Beitrag bestimmte Typen von Naturvorstellungen den verschiedenen lebensweltlichen Milieus der

Lebensstilforschung zu und zeigen damit, dass es sich bei Naturvorstellungen um milieuabhängige, „relativ stabile, nur schwer zu verändernde Semantikformen" (S. 136) handelt und erkennen, Schulzes These der zunehmenden Erlebnisorientierung der Gesellschaft auch auf die Sicht der Natur ausweitend, im subkulturellen Jugendmilieu einen Trend zur „Natur als Erlebniswert" (S. 141).

Am Beispiel des Umgangs von Frauen mit Müll macht Gudrun Silberzahn-Jandt deutlich, wie symbolische Bedeutungen das Alltagshandeln prägen und welche Komplexität an kognitiven Mustern solchen, auf den ersten Blick banal erscheinenden, Handlungen zu Grunde liegen. Auf ähnlich komplexe Strukturen verweist Cordula Ratajczak, wenn sie die Heterogenität zeigt, die, durch Analyse der subjektiven Sinngebung, hinter dem, nur scheinbar homogenen Begriff „ökologische Ernährung" hervortritt.

Anhand von drei Familien aus verschiedenen soziokulturellen Milieus untersucht Jasmine Scheck, „wie und ob der jeweilige Lebensstil mit den Erfordernissen ökologischen Handelns harmoniert" (S. 189) und fördert dabei Überraschendes zu Tage. Abschließend setzt sich Klaus Schriewer mit dem Begriff „Naturschutz" am Beispiel der Imker auseinander. Er zeigt damit, wie kulturell unterschiedlich die Konzepte sind, die von verschiedenen Akteursgruppen mit diesem Begriff assoziiert werden.

Der Band „Ökostile" versammelt eine Reihe, inhaltlich durchaus unterschiedlicher Beiträge, denen ihre gut fundierte theoretische wie methodische Vorgangsweise gemeinsam ist und die darüber hinaus auch noch in jedem einzelnen Fall nachvollziehbar transparent gemacht wird. Bemerkenswert ist auch die Vorsicht, mit der die AutorInnen sich gegen jede Art der Verallgemeinerung ihrer Erkenntnisse über den Rahmen der konkreten Studien hinaus verwehren. Sie sehen ihre Ergebnisse daher als Zwischenbilanz, an die weitere qualitative wie quantitative Studien anschließen können, um so eventuell zu allgemeineren Theorien zu gelangen. Auch zeigt die Lektüre des Bandes eindrucksvoll, wie sozial- und kulturwissenschaftliches Arbeiten heute auszusehen hat, welche komplexen Verflechtungen zwischen kognitiven, ökonomischen, sozialen, kulturellen und natürlich ökologischen Faktoren des menschlichen Lebens zu berücksichtigen sind, welche Flexibilität den WissenschaftlerInnen in der Praxis abverlangt wird, wenn scheinbar Offensichtliches wieder und wieder in Frage gestellt werden muss, und wie sensibel mit den Ergebnissen umgegangen werden muss. Ein anderer Vorzug des Bandes ist, dass er zeigt, wie Lebensstilforschung in Zusammenhang mit einer bestimmten Thematik durchgeführt werden kann, und damit ein Beispiel von sinnvoller Verbindung zwischen Theorie und Praxis ist. „Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns" sei damit auch jenen empfohlen, die sich nicht nur in erster Linie für

ökologische Themen interessieren, sondern vor allem dafür, wie vielfältig und unterschiedlich die menschlichen Möglichkeiten sind, bestimmte Diskurse, die im öffentlichen Raum ablaufen, in die individuelle Alltagswirklichkeit einzubinden und sie sich dadurch aktiv und gestaltend anzueignen.

Harald Schlinger

LÖFFLER, Klara: *Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff.* Frankfurt am Main, Reimer Verlag, 1999, 422 Seiten.

> „Fluchtpunkt all dieser Hypothesen, Thesen und Geschichten zu Töten und Kämpfen, zu Tod und Überleben, zu den existentiellen Themen im Biographieren über den Krieg war der veröffentlichte Diskurs und dessen Geschichte. (...) In der Distanzierung oder in der Annäherung an das verallgemeinerte Gegenüber und an die Zuhörerin plazierte man Standpunkte. Nicht Geständnisse, nicht Eingeständnisse, sondern Verteidigungsreden und Rechtfertigungsgeschichten bestimmten dieses Erzählen und Besprechen. Erzählen ist da ein Kontern."

„Ob in kurzen Formen oder in weitausgreifenden Geschichten, dissertante Einleitungen sind Lehrstücke des Biografierens. Man kennt den Gang der Dinge. Am Ende kommt man zurück an den Anfang und versucht, dort plausibel zu machen, warum man zu diesem Ende gekommen ist ..." So beginnt Klara Löffler richtungsweisend die Einleitung ihrer 1999 im Reimer Verlag publizierten – schön und gut lesbar geschriebenen – Dissertation. Die Methode des Biografischen steht im Zentrum eines theoretisch und empirisch vorgeführten Dekonstruktions- und Revisionsprozesses. Ihr Thema ist der Zweite Weltkrieg als biografischer Stoff. Beschrieben werden eingangs mehrfache Abschiede und ernüchternde Erfahrungen während des Forschungsprozesses: Der Abschied von der Möglichkeit, das Erleben von Wehrmachtssoldaten überhaupt rekonstruieren zu können, der Abschied vom Ideal der Authentizität und von der Hoffnung auf ‚den Königsweg' lebensgeschichtlicher Methodik. Am Ende ihrer Untersuchung dominierte – so ihr Fazit – Skepsis und die „Revision des wissenschaftlichen Fragens nach dem Biographischen", die Erkenntnis also, dass wissenschaftliches, wie nicht-wissenschaftliches Erzählen nur wieder Konstruktionen hervorbringe. Offen bleibt, was die Differenz von wissenschaftlichem Fragen und Antworten zum Antworten und Erzählen von befragten Zeitzeugen dann eigentlich ausmacht, was wissenschaftliches Fragen legitimiert. Ob das Dilemma mit der Einführung der Unterscheidung von Konstruktionen erster

Ordnung –, die Konstruktionen der Befragten von Konstruktionen zweiter Ordnung, jenen der Forscher gelöst werden kann, bleibt offen.

Teil A der Arbeit versteht sich als Wissenschaftskritik von Konjunkturen zum Themenbereich „Zweiter Weltkrieg im Blickwinkel ehemaliger Soldaten". Klara Löffler legt einen informativ und sorgfältig gearbeiteten historischen Überblick – vor allem im Referenzsystem der Volkskunde – ihrer Herkunftsdisziplin –, aber auch in Soziologie und Geschichtswissenschaft vor. Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung zur Konstruktion von Männlichkeit und Militär werden hingegen nur gestreift. Sehr ausführlich und differenziert wird die volkskundliche Erzählforschung zum Thema ‚Krieg' behandelt. Gut gelungen ist der Nachweis der Verflechtungen von politischen und geschichtswissenschaftlichen Dispositiva – insbesondere bei Forschungen zu Wehrmachtssoldaten in sowjetischer Kriegsgefangenschaft und zur Heimkehrerfrage.

In *Teil B* wird diese Suchbewegung in Bezug auf Ansätze der Biografieforschung fortgesetzt und detailliert ausgearbeitet. Stränge der Diskussion und zentrale Begrifflichkeiten für ihre eigene Arbeit, wie „Biographisierung" und „Performanz" werden vorgestellt. In diesem Teil wird auch der Beginn ihres empirischen Untersuchungsteils, die Sampleerstellung, das Finden und die Auswahl der Interviewpartner beschrieben. Über Einrichtungen der Altenhilfe (Volkshochschulen, das Diakonische Werk, Wohlfahrtsverband, die „Grauen Panther") in Regensburg und Umgebung nahm sie erste Kontakte zu alten Männern, ehemaligen Wehrmachtssoldaten auf. Auch Frauen zeigten sich an Interviews interessiert, waren aber skeptischer als Männer, warum dann keine interviewt wurden, sagt die Autorin nicht. Insgesamt befragte Klara Löffler dann 16 Männer, aus eher kleinbürgerlichem Milieu, die zwischen 1908 und 1926 geboren wurden. Als Methode wählte die Biografin einen „Kompromiß" zwischen biografischer und thematischer Befragung. Wie viele andere BiografieforscherInnen musste auch sie erst ihre eigene Methodik entwickeln, wobei sie sich vor allem auf Erving Goffmans Konzept von Interaktionsritualen, von Vorder- und Hinterbühne und Hans-Georg Soeffners Theorie einer „verstehenden Soziologie und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik" stützt. Sie hält offenbar weniger von einem fallrekonstruktiven Vorgehen, in der Art wie es uns Ulrich Oevermann oder Gabriele Rosenthal vorgeführt haben.

Im *Hauptteil C* versucht die Autorin auf der Grundlage von verschiedenen Kontextanalysen die Konstruktionen der biografischen Performanz, des biografischen Erzählens im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, mit der Befragungssituation, mit Fragen und Antworten durchzuspielen. Ihr formuliertes Ziel ist die Analyse und Dekonstruktion zeittypischer Muster zum Forschungsthema. Die Mehrheit der von ihr befragten Männer war nach

Ende des Zweiten Weltkrieges in einem gesellschaftlichen und persönlichen Vakuum gelandet und hatte sich schon in den frühen 50er Jahren verschiedenen Männerbünden angeschlossen. Klara Löffler kommt zur Einschätzung, dass ehemalige deutsche Soldaten in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Krieg in Deutschland weder geächtet wurden, noch dass diese über ihre Erfahrung gänzlich geschwiegen hätten, wie oft behauptet wird. Der Zweite Weltkrieg wurde in den Erzählungen zu einer vom Nationalsozialismus abgekoppelten und zum Schicksal erklärten Sache. Mit ihrem Leid – nicht zuletzt in der Kriegsgefangenschaft – sahen die ehemaligen Wehrmachtssoldaten ihre Schuld abgegolten. Diese Figur wurde durch die gesellschaftlichen Diskurse, die als Deckerinnerungen fungieren, mitinszeniert.

Dieser Teil der Untersuchung fußt auf interessanten – thematisch geordneten – Analysen bestimmter Textsequenzen aus den Interviews. Es finden sich viele auch mir aus zahlreichen Interviews wohlbekannte Erzählmuster und Topoi zu Nationalsozialismus und Krieg wieder. Großteils Ausdrücke von Distanzierungen zur eigenen Beteiligung am Projekt des nationalsozialistischen Krieges. Versuche der sprachlichen „Normalisierung" der eigenen Tätigkeiten im Krieg als „Arbeit", als berufliche Qualifizierungen, technische Metaphoriken, verharmlosende Darstellungen als „Reisende" (Konrad Köstlin), Versuche also den Mythos der sauberen Wehrmacht im Biografieren aufrechtzuerhalten.

Schade fand ich, dass es mir als Leserin nicht möglich war, die einzelnen Erzähler zu identifizieren und in einen biografischen, historischen Kontext einzuordnen. Die Erzähler blieben als Personen mit bestimmten Lebenswegen – die Momente von Entscheidungen und überraschende Wendungen enthalten – insgesamt diffus. Ein deswegen manchmal unbefriedigendes Leseerlebnis. Die Kategorie Geschlecht wurde zwar in Bezug auf die, in den Interviews immer wieder intervenierenden Ehefrauen thematisiert, als Analysekategorie in Bezug auf soldatische Männlichkeits- und Erzählkonstrukte oder männliche Laufbahnen wurde sie aber selten herangezogen.

In der *Zusammenschau* fasst die Autorin am Schluss noch einmal in Anlehnung an Pierre Bourdieus Konzept des sprachlichen Marktes zusammen, dass auch die Kultur des Erinnerns an Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg als sprachlicher Markt zu verstehen ist, zu dem sich die Zeitzeugen in ihrem Biografieren über Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg – bei der Inszenierung der Kriegsbiografie auf der Vorderbühne einer Befragung – platzieren. Die grundlegende Formel, so lautet ihr Fazit über den Verlauf des kollektiven Lebensweges durch den Krieg war: „Man führte Klage über die verlorenen Jahre und rettete sich auf die Seite der Opfer." Die Spezifik dieser Form des Sprechens sei es, dass eine Verbindung

einer Erzählperspektive des Unglücks mit jener der Wunscherfüllung vorgenommen würde. Klara Löffler schließt ihre Studie mit dem Bogen zur zunehmenden Verkulturwissenschaftlichung (Konrad Köstlin) des Lebens und der Konstatierung einer gegenwärtigen Favorisierung des Biografischen und Persönlichen im Umgang mit dem Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg. Sie warnt – meiner Meinung nach zurecht – vor der Gefahr einem damit möglicherweise einhergehenden Relativieren in kleineren Dimensionen überschaubarer Lebensräume. In meiner Erinnerung bleiben Spuren an eine interessante kollektive Kriegsbiografie.

Ela Hornung

LA SPERANZA, Marcello: *Hakenkreuz im Familienalbum. Zur Fotoarchäologie Wiens 1938–1945*. Wien, Turia und Kant Verlag, 1999, 235 Seiten, zahlr. SW-Abb.

Der Wiener Historiker Marcello La Speranza versammelt in diesem Band anonyme, auf Flohmärkten und in Altwarengeschäften erworbene Amateurfotografien aus den Jahren 1938 bis 1945 und versucht, sie für die Zeitgeschichte zu erschließen. Da die Fotos Informationen nicht immer direkt vermitteln können, müssen diese laut La Speranza erarbeitet werden, z.B. durch den Versuch der Datierung und Lokalisierung. Er geht dabei v.a. verschiedenen Details wie NS-Abzeichen, Fahrzeugen, Kleidermoden, Frisuren, Werbetafeln, Straßenschildern etc. nach und beschreibt und kommentiert die Fotografien entlang solcher Anhaltspunkte. Der Umgang mit anonymen Fotodokumenten ist durch die Tatsache gekennzeichnet, dass sie aus dem jeweiligen Kontext gerissen sind und mündliche oder schriftliche Informationen dazu fehlen. Obwohl der Autor mit quellenkritischem Anspruch auftritt, konterkariert er diesen gleichzeitig wieder, indem er von „unerschöpflichen" und „unverfälschten" Quellen (S. 12 und 13) spricht – zu einem quellenkritischen Umgang mit den Bildern würde m.E. aber auch die Erkenntnis gehören, dass deren Aussagekraft aus mehreren Gründen und in verschiedener Hinsicht beschränkt ist (so wie auch jede andere Quellengattung niemals als „unerschöpflich" und „unverfälscht" eingestuft werden kann).

Die Sprache des Autors schwankt zwischen phrasenhaften und teilweise problematischen Formulierungen einerseits und unfreiwilliger Komik andererseits. Von der NS-Zeit ist als „schicksalsschwerer" und „unglücklicher" Zeit die Rede. Über die auf den Fotografien abgebildeten Personen heißt es: „Bei all ihren Handlungen blieben sie, für uns gesehen, Statisten der

Zeitgeschichte. Sie sind in ihrer Zeit gefangene Komparsen. Es wäre ihnen gegenüber nicht fair, wenn man sie hier wie sezierte Marsmännchen unter einem Mikroskop betrachten würde." (S. 15) La Speranza meint, dass sich die Menschen damals „nicht aussuchen [konnten,] in welcher Zeit sie lebten und in welche politische Verstrickungen sie hineingeraten waren" (S. 7). Gleichzeitig warnt er jedoch davor, die Fotos unkritisch zu betrachten: „Die Welt war damals nicht in Ordnung, obwohl uns viele alte Bilder eine heile Welt vermitteln wollen." (S. 7) Nun, das liegt an der Art der von ihm herangezogenen Bilder. Private Fotoaufnahmen fürs Familienalbum intendieren zu keiner Zeit einen kritischen Kommentar zur jeweiligen politischen Situation, sondern sie wollen die schönen und außergewöhnlichen Augenblicke des Familienlebens festhalten und für die Zukunft und die Nachkommen bewahren. Politik spricht aus solchen Bildern in der Regel nur indirekt, sie gerät nicht zum eigentlichen Motiv des Fotografierens.

La Speranzas Buch vermag zwar insgesamt sicher den Blick für die „Lektüre" von Fotos zu schärfen, um eine „Fotoarchäologie" handelt es sich jedoch lediglich in Ansätzen – dem Autor mangelt es für ein solches Unterfangen weitgehend an den geeigneten theoretischen und methodischen Voraussetzungen. Seine Hinweise zur Identifikation der verschiedenen NS-Abzeichen oder bestimmter zeitgenössischer Modetrends sind gewiss hilfreich, doch sie bilden noch kein ausreichendes Instrumentarium zur Dekodierung und Analyse der Bilder. Auch der Begriff „Familienalbum" im Titel des Buches ist irreführend, denn es geht lediglich ansatzweise um die familiäre Fotopraxis im Nationalsozialismus. Der Autor scheint die Begriffe „Amateurfotografie" und „Familienfotografie" gleichzusetzen. Eine solche Gleichsetzung ist jedoch unzulässig, da nicht alle Amateure nur fürs Familienalbum fotografieren. Auch wenn die Amateurfotografie häufig ein besonderes Augenmerk auf das Familienleben richtet, verfolgt sie vielfach auch andere fotografische Ziele und Interessen. Zahlreiche im Buch abgebildete Fotos sind m.E. nicht fürs Familienalbum aufgenommen worden bzw. können sicher nicht alle Aufnahmen ohne weiteres in einen familiären Kontext gestellt werden.

Trotz aller notwendigen Kritik handelt es sich bei La Speranzas „Hakenkreuz im Familienalbum" um einen wichtigen Versuch, Amateurfotografien als historische Quelle zu erschließen. Aussagekräftig sind in diesem Buch vor allem die abgebildeten Fotos. Die einzelnen Bilder mögen teilweise banal erscheinen, in ihrer Gesamtheit zeigen sie jedoch nicht nur eine weniger bekannte Seite der NS-Zeit in Wien, sondern auch die „Normalität" des NS-Alltags: strahlende Frauen sitzen gemütlich auf Bänken mit der Aufschrift „Nur für Arier", Kinder spielen mit Uniformmützen und überall sind Hakenkreuze zu sehen. Was die Bilder vermitteln, ist nicht der Alltag

der Opfer des NS-Regimes, sondern der Alltag jener Menschen, die ein – mehr oder weniger – „normales" Leben führten während dieser Zeit. „Tausend ganz normale Jahre. Ein Fotoalbum des gewöhnlichen Faschismus" ist auch der Titel eines Bandes, der 1987 in der „Anderen Bibliothek" des Nördlinger Greno-Verlages erschienen ist. Hans Magnus Enzensberger schrieb damals im Vorwort zur Fotosammlung des Kleinstadtfotografen Otto Weber: „Der Faschismus nämlich war nicht nur Massenritual und Massenverbrechen; er war auch das alltägliche Milieu, um nicht zu sagen die Heimat von Millionen von Leuten, die weder Standartenträger noch KZ-Aufseher waren, sondern Blockwarte, Blitzmädel, Schriftführer, Obergefreite, Mutterkreuzträgerinnen, Amtswalter, Pimpfe und andere Arier, an denen das einzig Haarsträubende ihre Normalität war. Die meisten Deutschen haben in dieser Zone zwischen *Flamme empor* und Endlösung gelebt, in einem Reich des Zwielichts, wo alles unerledigt blieb, stumm, verklemmt, trübe; und eben dieses Dritte, dieses Zwischenreich, in dem sie zuhause waren, ist seit 1945 verschollen, spurlos verschwunden unter der Tarnkappe der Gewöhnlichkeit. Da trifft es sich gut, daß wir Otto Weber haben (...). Er war nämlich dabei, er hat alles gesehen; und an dem, was er uns zeigt, ist nichts Unvorstellbares. Im Gegenteil. Wir blicken mit ihm durch den Sucher und sehen dort Leute, die uns nur allzu ähnlich sind" (S. 5f.). Es ist dieses Gewöhnliche und Vorstellbare, das aus den meisten Amateurfotografien aus der NS-Zeit spricht (nicht aus allen, denn auch in den Konzentrationslagern und in den Schützengräben betätigten sich Hobbyfotografen – auch wenn La Speranza meint, dass solche Momente nicht aufgenommen wurden: Hier manifestiert sich einmal mehr die Unzulänglichkeit seiner Vermischung bzw. Gleichsetzung der Begriffe „Amateurfotografie" und „Familienfotografie"). Und eben das markiert einen wesentlichen Unterschied zu den vielen uns bekannten „offiziellen" (Geschichts-)Bildern, die uns die Inszenierung der Macht und das Grauen des Nationalsozialismus vorführen.

Susanne Breuss

Berg Kultur Moderne

Bernhard Tschofen

Volkskundliches aus den Alpen

Sonderzahl

Berg Kultur Moderne will die Schnittmengen von Diskursen vermessen, die bislang meist getrennt oder als konkurrierende Entwürfe gesehen wurden. Es geht in diesem Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Alpenforschung um Korrespondenzen zwischen naturbegeisterter Freizeitnutzung als anerkannt moderner Alpensicht und dem Gebirge als Natur- und Lebensraum. Für dessen Beschreibung hatte eine antiquarisch-ethnographische Wissenschaft früh ihre Zuständigkeit angedeutet, ohne sich um die Herkunft des mit »Berg/Alpen« transportierten Sinngehalts zu kümmern.

Dagegen zielt der hier gewählte Zugang auf eine Volkskunde der modernen Alpen – eine Volkskunde, nach der die Erzählungen von Natur und Vergangenheit der Alpen als Funktion und Konsequenz der Moderne verstanden werden.

Dem Anspruch folgend, das Ganze im Einzelnen zu fassen, stehen dabei ethnographische neben regionalen und historischen Erkundungen: Sie gelten einer – als umfassende kulturelle Praxis aufgefaßten – Alpenbegeisterung. Untersucht werden Fragen der dinglichen und mentalen Ausstattung des Erfahrungsraumes Alpen, die Regeln der touristischen Selbstinszenierung und des Transfers alpiner Symbole in den Alltag. Es geht um Kulturalisierung von Natur und umgekehrt um die Durchdringung des Kulturellen mit vermeintlich natürlichen Qualitäten: die Verwandlung von Namen, Dingen und Orten.

ISBN 3 85449 163 8
358 Seiten, 116 Abb., ATS 298,–/DM 41,–

Bestellungen:
Über den Buchhandel oder direkt bei
Sonderzahl Verlag, Große Neugasse 35, A-1040 Wien.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 269–278*

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2000

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Ast Hiltraud, Arbeit mit Holz. Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein. Gutenstein, Gesellschaft der Freunde Gutensteins, 1999, 48 Seiten, Abb.

Bautz Karin, Giselher Blesse, Die Vergessene Expedition. Auf den Spuren der Leipziger Moçambique-Expedition Spannaus/Stülpner (1931). Mit Beiträgen von Katja Geisenhainer und Christine Seige. Leipzig, Museum für Völkerkunde, 1999, 182 Seiten, Abb., Faltkarte. ISBN 3-910031-24-2.

Birkhan Helmut, Kelten. Bilder ihrer Kultur = Celts. Images of their Culture. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, 453 Seiten, Abb., Deutsch-Englische Ausgabe. ISBN 3-7001-2814-2.

Bogner Gerhard, Paul Sessner, Das Plößberger Krippenparadies. Dachau, Verlagsanstalt „Bayerland" Dachau, 132 Seiten, Abb. ISBN 3-89251-214-0.

Bott Katharina, 4000 Jahre Schmuck und Münzen. Funde aus der Alpenregion. Mit Beiträgen von Günther Dembski und Andreas Lippert, Jochen Garbsch, Paul Gleirscher, Christian Gugl. Klagenfurt, Bergbaumuseum 1999, 159 Seiten, Abb. ISBN 3-9501053-0-1.

Burkhardt Albert H., Bloße Füße, blutige Zehen, blaue Wunder. Eine Kindheit in Zürich-Seebach. Mit Zeichnungen von Max Trostel. (= Das volkskundliche Taschenbuch, 10). Zürich, Limmat Verlag, 1997, 174 Seiten, Ill. ISBN 3-85791-302-9.

Constantinescu Nicolae, Romanian Traditional Culture. An Introduction. (= Scripta Ethnologia Aboensia, 42). Turku, University of Turku Ethnology, 1996, 122 Seiten, Abb., Karten. ISBN-951-29-0643-0.

Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Band 11/1: Nachträge/Personenregister A–Ha. Herausgegeben von Walther Killy † und Rudolf Vierhaus. München, K. G. Saur, 2000, XXIII, 644 Seiten. ISBN 3-598-23171-7.

Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Band 11/2: Personenregister He–Z. Herausgegeben von Walther Killy † und Rudolf Vierhaus. München, K. G. Saur, 2000, Seite 645–1323. ISBN 3-598-23171-7.

Die Anekdota des Prokopios. Geheimgeschichte einer Tyrannis. Aus dem Griechischen übertragen und eingeleitet von Emil Fuchs. Wien, I. Luckmann-Verlag, o.J., Vignetten.

Die gotische Stadt in Bau und Bild. Archäologische Funde; Illustrierte Chroniken = La Ville gothique en construction et en images: découvertes archéologiques; chroniques illustrées. Ausstellung im Foyer der Burgerbibliothek Bern, Münstergasse 63, 2. Juni bis 30. September 1999. Bern, Als Manuskript gedruckt 1999, 30 Seiten, Abb. Text dt. u. franz.

Dobrovich Jakob, Ingeborg Enislidis, Spričanje. Das Toten-Abschiedslied der Kroaten im Burgenland. Unter Mitarbeit von Walter Deutsch, Franz Franta und Annemarie Gschwantler. (= Corpus musicae popularis Austriacae, 11; Volksmusik im Burgenland). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 313 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-205-99096-X.

Ehrman Edwina, Hazel Forsyth, Lucy Peltz, Cathy Ross, London Eats Out. 500 years of capital dining. Preface by Loyd Grossman. London, Philip Wilson Publishers/Museum of London, 1999, 112 Seiten, Abb. ISBN 0-85667-516-4.

Eisenhüttenstadt. Architektur-Skulptur. Stadtbilder, Öffnungen, Gestalt, Ansichten, Erkundungen. Eisenhüttenstadt, Stadtverwaltung Eisenhüttenstadt, 1998, 111 Seiten, Abb.

Ende Michael, Die unendliche Geschichte. Von A bis Z mit Buchstaben und Bildern versehen von Roswitha Quadflieg. 28. Auflage. Stuttgart/Wien/Bern, Thienemann, 1999, 428 Seiten, Ill. ISBN 3-522-12800-1.

Ende Michael, Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer. Mit Zeichnungen von F. J. Tripp. 36. Auflage. Stuttgart/Wien/Bern, Thienemann, 1999, 254 Seiten, Ill. ISBN 3-522-14980-7.

Ertel Christine, Das römische Hafenviertel von Brigantium/Bregenz. (= Schriften des Vorarlberger Landesmuseums, Reihe A: Landschaftsgeschichte und Archäologie, Bd. 6). Bregenz, Eigenverlag des Vorarlberger Landesmuseums, 1999, 88 Seiten, Abb. ISBN 3-901802-02-9.

Gassner Josef, Franz Xaver Grubers Autographen von Stille Nacht, Heilige Nacht. Mit der Geschichte des Liedes. Oberndorf an der Salzach, Verkehrs- und Verschönerungsverein Oberndorf an der Salzach, 1968, 91 Seiten, Abb., Karte. (= erw. u. vom Verfasser neubearb. Sonderdruck aus: Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift, Bd. 3, 1957 [Salzburg 1958]).

Gmasz Sepp, Franziska Pietsch-Stockhammer (Hg.), Alte Nachbarn – neue Nachbarschaften. Vorträge des Symposions anläßlich 70 Jahre Burgenländisches Volksliedwerk. Eisenstadt, Burgenländisches Volksliedwerk, 1998, 45 Seiten, Noten.

Groër Hans Hermann, Die Rufe von Loreto. Wien, Wiener Dom Verlag, 1987, 205 Seiten, Abb. ISBN 3-85351-106-6.

Hager Helga, Hochzeitskleidung – Biographie, Körper und Geschlecht. Eine kulturwissenschaftliche Studie in drei württembergischen Dörfern. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 91). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1999, 341 Seiten, Abb. ISBN 3-932512-09-X.

Hammarlund KG, Barnet och barnomsorgen. Bilden av barnet i ett socialpolitiskt projekt. (= Avhandlingar från Historiska institutionen i Göteborg, 19). Göteborg, Historiska Institutionen, 1998, 199 Seiten. ISBN 91-88614-22-0.

Härtel Hermann, Vorträge, Leitartikel, Reden, Glossen, Zitate ... (= Sätze und Gegensätze, Beiträge zur Volkskultur, 10). Gnas, Weishaupt-Verlag, 1999, 199 Seiten, Abb. ISBN 3-7059-0078-1.

Himmelheber Georg, Möbel aus Eisen. Geschichte, Formen, Techniken. München, Beck, 1996, 237 Seiten, Abb. ISBN 3-406-41291-2.

Hoffmann Claudia, Manfred Schneider (Red. u. Schriftl.), Stettiner Ware. Eine Keramik des 18. bis 20. Jahrhunderts im südlichen Ostseeraum. Beiträge des 2. Wissenschaftlichen Kolloquiums Stralsund 18. Dezember 1997. (= Stralsunder Beiträge zur Archäologie, Geschichte, Kunst und Volkskunde in Vorpommern, Band II). Stralsund, Kulturhistorisches Museum der Hansestadt Stralsund, 1999, 98 Seiten, Abb. ISBN 3-9805660-2-1.

Johler Reinhard, Die Formierung eines Brauches. Der Funken- und Holepfannsonntag. Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 19 [bis Bd. 18: Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien]). Wien, Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2000, 286 Seiten, Ill. ISBN 3-902029-02-1.

Kaindl Heimo, Diözesanmuseum Graz. Auswahlkatalog. Mit einem Beitrag von Alois Ruhri und einem Geleitwort von Generalvikar Mag. Leopold Städtler. 1. Auflage. Graz, Diözesanmuseum Graz, Bischöfliches Ordinariat Graz-Seckau, 1994, 72 Seiten, Abb.

Kaminski Gerd, Barbara Kreissl (Hg.), Drache, Majestät oder Monster. Mit dem Drachenhoroskop des daoistischen Abtes Liebliches Meer. (Berichte des Ludwig Boltzmann Institutes für China- und Südostasienforschung, 37). Wien, ÖGCF, 2000, 212 Seiten, Abb. ISBN 3-9500567-3-4 (Inhalt: Drachenhoroskop des Abtes „Liebliches Meer" vom daoistischen Huang Daxian Tempel. 5–7; **Gerd Kaminski,** Drachenfahndung im Reich der

Mitte. 9–87; **Barbara Kreissl,** Popcorn und Queen Elizabeth – Der Drache im chinesischen Volksbrauchtum. 88–113; **Akiko Kubo,** Vom betrunkenen achtköpfigen Drachen und seiner Verwandtschaft. 114–122; **Helmut Lukas,** Naga Padoha und die Schöpfung der Erde – Eine Drachengestalt in einer indonesischen Mythe. 123–134; **Günther Jontes,** Drachenbrut. Vom antiken Fabeltier zum „Jurassic Park". 135–165; **Klaus Beitl,** Drachen in Österreich zwischen niederer Mythologie und Städtesymbolik: Der „Lindwurm" von Klagenfurt in Kärnten. 166–174; **Claudia Peschel-Wacha,** Der Weg vom „bösen" Lindwurm aus der Sagenwelt zum „freundlichen" Drachen im kindlichen Spielbereich. 175–212).

Karlsson Klemens, Face to Face with the Absent Buddha. The Formation of Buddhist Aniconic Art. (= Acta Universitatis Upsaliensis, Historia Religionum, 15). Uppsala, 1999, 211 Seiten, Abb. ISBN 91-554-4635-3.

Kavanagh Gaynor, Making Histories in Museums. (= Making Histories in Museums). London/New York, Leicester University Press, 1999, XV, 285 Seiten, Abb. ISBN 0-7185-0008-3 (Inhalt: **Gaynor Kavanagh,** Making Histories, Making Memories. 1–14; **Ken Arnold,** Time Heals: Making History in Medical Museums. 15–29; **Jonathan Bell,** Making Rural Histories. 30–41; **Anthony D. Buckley,** Why Not Invent the Past We Display in Museums? 42–53; **Elizabeth Carnegie,** Trying To Be an Honest Woman: Making Women's Histories. 54–65; **Julia Clark,** Making Family Histories in the National Portrait Gallery, Australia. 66–79; **Spencer R. Crew,** African Americans, History and Museums: Preserving African American History in the Public Arena. 80–91; **Alissandra Cummins,** Making Histories of African Caribbeans. 92–104; **Kath Davies,** Cleaning Up the Coal-Face and Doing Out the Kitchen: The Interpretation of Work and Workers in Wales. 105–115; **Lawrence Fitzgerald,** Hard Men, Hard Facts and Heavy Metal: Making Histories of Technology. 116–130; **David Fleming,** Making City Histories. 131–142; **Amy de la Haye,** Travellers' Boots, Body-Moulding, Rubber Fetish Clothes: Making Histories of Sub-cultures. 143–151; **Simon Jones,** Making Histories of Wars. 152–162; **Mark Liddiard,** Making Histories of Sexuality. 163–175; **Nick Merriman, Nima Poovaya-Smith,** Making Culturally Diverse Histories. 176–187; **Mark O'Neill,** Making Histories of Religion. 188–199; **Janet Owen,** Making Histories from Archaeology. 200–215; **James Rattue,** History and Folklore. 216–227; **John Reeve,** Making the History Curriculum. 228–239; **Michael Ross, Reg Crowshoe,** Shadows and Sacred Geography: First Nations History-Making from an Alberta Perspective. 240–256; **Brian W. Shepherd,** Making Children's Histories. 257–269).

Klopfleisch Reinhard, Die Pflicht zur Faulheit. Freizeit zwischen Streß und Muße. Düsseldorf/Wien/New York, ECON Verlag, 1991, 269 Seiten, Graph., Tab. ISBN 3-430-15487-1.

Kneip, Matthias, Die deutsche Sprache in Oberschlesien. Untersuchungen zur politischen Rolle der deutschen Sprache als Minderheitensprache in den Jahren 1921–1998. (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe B, Band 62). Dortmund, Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 1999, 333 Seiten, Anhang. ISBN 3-923293-62-3.

Köhn Silke, Lady Hamilton und Tischbein. Der Künstler und sein Modell. (= Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, 14). Oldenburg, Isensee Verlag, 1999, 67 Seiten, Abb. ISBN 3-89598-615-1.

Koivulehto Jorma, Verba mutuata. Quae vestigia antiquissimi cum Germanis aliisque Indo-Europaeis contactus in linguis Fennicis reliquerint. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia/Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 237). Helsinki, Finnisch-Ugrische Gesellschaft, 1999, 435 Seiten. ISBN 952-5150-36-4.

Kos Wolfgang, Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Wien, Sonderzahl, 1996, 492 Seiten, Abb. ISBN 3-85449-092-5 (Inhalt: **Anton Pelinka,** Von der Funktionalität von Tabus. Zu den „Lebenslügen" der Zweiten Republik. 23–32; **Ernst Hanisch,** Die Präsenz des Dritten Reiches in der Zweiten Republik. 33–50; **Gerhard Botz,** Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. „Opferthese", „Lebenslüge" und Geschichtstabu" in der Zeitgeschichteschreibung. 51–85; **Irene Etzersdorfer,** „Am österreichischen Wesen soll die Welt genesen. Zur gesellschaftlichen Funktion des Österreichmythos nach 1945. 86–102; **Georg Schmid,** Österreich bauen. Konstruktion und Dekonstruktion eines Konzepts. 103–125; **Günter Bischof,** Spielball der Mächtigen? Österreichs außenpolitischer Spielraum im beginnenden Kalten Krieg. 126–156; **Oliver Rathkolb,** Wie homogen war Österreich 1945? Innenpolitische Optionen. 157–180; **Brigitte Bailer,** Alle waren Opfer. Der selektive Umgang mit den Folgen des Nationalsozialismus. 181–200; **Irene Bandhauer-Schöffmann,** Weibliche Wiederaufbauszenarien. 201–231; **Ela Hornung,** Trümmermänner. Zum Schweigen österreichischer Soldaten der Deutschen Wehrmacht. 232–250; **Hans Mommsen,** Österreich als Modellfall? Im Gespräch mit Peter Huemer. 251–267; **Manfried Rauchensteiner,** Geregelte Verhältnisse? Innenpolitische Manövrierräume und ihre Spielregeln. 268–286; **Peter A. Ulram,** Das Parteibuch. Die soziale Bedeutung der Parteimitgliedschaft. 287–297; **Fritz Weber,** Go Heavy Metal, Austria! Bemerkungen zur Rolle der verstaatlichten Industrie im Wiederaufbau. 298–310; **Georg Rigele,** Kaprun. Das Kraftwerk des österreichischen Wiederaufbaus. 311–328; **Irene Nierhaus,** Heimat und Serie. Zum Wohnbau nach 1945. 329–344; **Siegfried Mattl,** Die regulierte Demokratie. Eine kritische Bilanz der sozialen Systeme in Österreich.

345–362; **Ruth Beckermann,** Ausschluß und Einschluß. Zur Produktion von Eigenem und Fremdem in den Nachkriegsjahren. 363–381; **Sigrid Löffler,** Zum Beispiel Burg und Oper – zwei kulturimperialistische Großmythen. 382–403; **Wendelin Schmidt-Dengler,** Das neue Land. Die Konzeption einer neuen österreichischen Identität in der Literatur. 404–440; **Robert Fleck,** Kunst in einer Zeit der Restauration. Die Rekonstruktion einer Szene moderner Kunst in der österreichischen Nachkriegszeit. 441–471).

Krauss Heinrich, Die Engel. Überlieferung, Gestalt, Deutung. (= C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe, 2135). München, Beck, 2000, 127 Seiten, Abb. ISBN 3-406-44735-X.

Kretzenbacher Leopold, Sterbekerze und Palmzweig-Ritual beim „Marientod". Zum Apokryphen in Wort und Bild bei der χοίμησις, dormitio, assumptio der Gottesmutter zwischen Byzanz und dem mittelalterlichen Westen. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte, 667. Band). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999, 64 Seiten, 10 Abb. a. 5 Tafeln. ISBN 3-7001-2846-0.

Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 1997, 155 Seiten, Abb., Abb. auf 24 Tafeln. ISBN 3-9500278-4-X.

Künssberg Eberhard Freiherr von, Messerbräuche. Studien zur Rechtsgeschichte und Volkskunde. (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Phil.-hist. Kl., Jg. 1940/41, 3. Abhandlung). Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1941, 98 Seiten, Abb.

Kurz Herbert, Fayencen. Die Fayence- und Majolikasammlung des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Bestandskatalog. (= Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, 7). Oldenburg, Landesmuseum Oldenburg, 1998, 231 Seiten, Abb. ISBN 3-926296-16-X.

Kwaśny Zbigniew, Die Entwicklung der oberschlesischen Industrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe B, Band 61). Dortmund, Forschungsstelle Ostmitteleuropa, 1998, 287 Seiten, Tab. ISBN 3-923293-59-3.

Liukkonen Kari, Baltisches im Finnischen. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia/Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 235). Helsinki, Finnisch-Ugrische Gesellschaft, 1999, 178 Seiten. ISBN 952-5150-32-1.

Mittenzwei Ingrid, Zwischen Gestern und Morgen. Wiens frühe Bourgeoisie an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, 7). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1998, 372 Seiten. ISBN 3-205-98872-8.

Moritz Marina, Iris Höfer, Thüringer „Volks"Kunst: Spanschachteln. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Thüringer Volks-

kunde Erfurt, 1. Dezember 1996 bis 2. März 1997. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 7/1996). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1996, 60 Seiten, Abb. ISSN 0947-952X.

Müller Klaus G., Eine Prise China = A Pinch of China. Schnupftabakflaschen, Spiegel der chinesischen Seele = Snuff Bottles, A Mirror of Chinese Soul. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 191 Seiten, Abb. ISBN 3-205-98761-6.

Müller Renate, Ideal und Leidenschaft. Sexuelle Sozialisation der akademischen Jugend im Biedermeier. (= Lebensformen, 14). Berlin/Hamburg, Reimer, 1999, 440 Seiten. ISBN 3-496-02678-2.

Oestmann Günther, Uhren und wissenschaftliche Instrumente der Familie Hager. (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Band 18/Der ganzen Reihe Band 101). Braunschweig, Städtisches Museum, 1999, 264 Seiten, Abb. ISBN 3-927288-29-2.

Pasche Charles, Les travaux et les gens. Oron-la-Ville au XIXe siècle. (= Ethno-Poche, Das Volkskundliche Taschenbuch, 14). Bâle, Société suisse des traditions populaires, 1998, 71 Seiten, Abb. ISBN 3-908122-71-6.

Paul Martina, Herbert Schillinger (Red.), Donauland Österreich-Almanach 2000. Daten, Fakten, Informationen. Ein Jahrbuch. Wien, Donauland, 2000, 285 Seiten, Graph., Tab.

Polaschek Martin F., Im Namen der Republik Österreich! Die Volksgerichte in der Steiermark 1945 bis 1955. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, 23). Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, 1998, 312 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-901938-01-X.

Polaschek Martin F., Stefan Riesenfellner, Plakate. Dokumente zur steirischen Geschichte 1918–1955. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, 24). Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, 2000, 167 Seiten, Abb. ISBN 3-901938-03-6.

Praxmarer Inge, Hermann Drexel, „Als ich in shwerer angst gestanden ...". Votivbilder aus Tirol. (= Tiroler Volksgüter). Innsbruck-Wien, Tyrolia-Verlag, 1998, 80 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2168-9.

Pulpeiro Juan Carlos Fernández Pulpeiro, The Pilgrims' Routes to Santiago in the Province of Lugo. Stage by Stage. Lugo, Diputacion Provincial, o.J., 95 Seiten, Abb., Karten.

Reinbold Michael, „Arkadien ist überall!" Das antike Ideal in der angewandten Kunst seit 1500. Katalog zur Ausstellung im Marmorsaal des Oldenburger Schlosses, 26. März bis 30. April 1999. (= Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, 13). Oldenburg, Isensee Verlag, 1999, 36 Seiten, Abb. ISBN 3-89598-602-X.

Reinitzer Heimo, Kinder des Pelikans. Sonderdruck aus: Heimo Reinitzer (Hg.), All Geschöpf ist Zung' und Mund. Beiträge aus dem Grenzbereich

von Naturkunde und Theologie. (= Vestigia Bibliae, Band 6). Hamburg, Friedrich Witte Verlag, 1984, 191–260.

Schillinger-Prassl Christa, Mädchenerziehung in Innerösterreich vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur Schulreform unter Maria Theresia und Joseph II. (= Veröffentlichung des Steiermärkischen Landesarchives, 24). Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, 2000, 167 Seiten, Abb. ISBN 3-901938-03-6.

Schindler Otto G., Opium gegen die Pest, Commedia dell'arte gegen die Melancholie. Der „berühmte Tabarino" – Quacksalber am Wiener Allerheiligenmarkt und Komödiant am Kaiserhof. Sonderdruck aus: S. Horn, S. C. Pils (Hg.), Sozialgeschichte der Medizin – Stadtgeschichte und Medizingeschichte. (= Wiener Gespräche). Thaur u.a., Druck- u. Verlagshaus Thaur GmbH, 1998, 86–95.

Schnetzer Norbert, Hans Sperandio (Hg.), 600 Jahre Valduna. Der lange Weg – vom Klarissinnenkloster zum Landeskrankenhaus. (= Reihe Rankweil). Rankweil, Marktgemeinde Rankweil, 1999, 264 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-901469-09-5.

Schröder Hans Joachim, Max Landowski, Landarbeiter. Ein Leben zwischen Westpreußen und Schleswig-Holstein. Unter Mitarbeit von Maria Akingunsade, Markus Denkhaus, Ingrid Klaschinsky, Inga Nevermann, Thies Völker. (= Lebensformen, 15). Berlin/Hamburg, Dietrich Reimer Verlag, 2000, 294 Seiten, Abb., Tab., Karte. ISBN 3-496-02691-X.

Schwarzenberger Rudolf, Die liturgische Feier des 1. Januar. Geschichte und Pastoralliturgische Desiderate. Sonderdruck aus: Liturgisches Jahrbuch. Vierteljahreshefte für Fragen des Gottesdienstes, 20 Jg., Heft 4, Münster Westf., Verlag Aschendorff, 1970, 216–230.

Senft Gerhard (Hg.), Verweilen im Augenblick. Texte zum Lob der Faulheit, gegen Arbeitsethos und Leistungszwang. Wien, Löcker Verlag, 1995, 310 Seiten. ISBN 3-85409-242-3.

SimsalaGrimm – Klimbim? (= Umgang mit Märchen, Heft 6). Leipzig, Märchen-Stiftung Walter Kahn, 2000, 66 Seiten.

Škiljan Maja (Red.), Museum 1846–1996. Katalog Izložbe. Zagreb, Hrvatski povijesni muzej, 1996, 135 Seiten, Abb. ISBN 953-6046-09-1.

Slovenija na vojaškem zemljevidu 1763–1787, Karte. 5. Zvezek/Josephinische Landesaufnahme 1763–1787 für das Gebiet der Republik Slowenien, Karten, 5. Band. Ljubljana, Znanstvenoraziskovalni center Slovenske akademije znanosti in umetnosti, 1999, 19 Karten.

Slovenija na vojaškem zemljevidu 1763–1787, Opisi. 5. Zvezek/Josephinische Landesaufnahme 1763–1787 für das Gebiet der Republik Slowenien, Landesbeschreibung. 5. Band. Sekcije-Sectionen 148, 149, 150, 161, 163, 164, 173, 174, 175, 192, 193, 194, 195, 199, 200, 217, 218. Ljubljana,

Znanstvenoraziskovalni center Slovenske akademije znanosti in umetnosti, 1999, XL, 498 Seiten, Karten.

Smith Celeste (Ed.), An Enlightening Commentary into The Light of the Holy Qur'an. Part 1. First Edition. Isfahan, Amir-ul-Muu'mineen Ali (a.s.) Library, 1997, 394 Seiten.

Steinmetz Hermine Maria, Die St.-Anna-Kapelle in Wien-Dornbach. Historischer Rückblick aus Anlaß der Generalsanierung und Renovierung im Jahre 1995. Wien, Röm.-kath. Pfarre Dornbach, 1995, 72 Seiten, Abb.

Swozilek Helmut (Hg.), Memorie istoriche di Maria Angelica Kauffmann Zucchi riguardanti l'arte della pittura da lei professata scritte da G. C. Z. (Giuseppe Carlo Zucchi), Venezia MDCCLXXXVIII. (= Schriften des Vorarlberger Landesmuseums, Reihe B: Kunstgeschichte und Denkmalpflege, Bd. 2). Bregenz, Eigenverlag des Vorarlberger Landesmuseums, 1999, 355 Seiten, Abb. ISBN 3-901802-01-0.

Telesko Werner (Bearb.), Meisterwerke europäischer Druckgraphik. (= Katalog der Graphischen Sammlung des Nordico – Museum der Stadt Linz, Nr. XI). Linz, Nordico – Museum der Stadt Linz, 1999, 207 Seiten, Abb. ISBN 3-85484-310-0.

Textil. Technik, Design, Funktion. Eine systematische Auswahl. Basel, Museum der Kulturen Basel, 2000, 138 Seiten, Abb. ISBN 3-907060-03-2.

Thümmler Sabine, Hans Ottomeyer (Hg.), Geschenkt & Gekauft. Die Neuerwerbungen der Staatlichen Museen Kassel 1995–1999. Wolfratshausen, Edition Minerva, 1999, 187 Seiten, Abb. ISBN 3-932353-30-7.

Tolkien J. R. R., Farmer Giles of Ham. Mit Illustrationen von Roger Garland. (= Fremdsprachentexte; Universal-Bibliothek, 9025). Stuttgart, Philipp Reclam, 1995, 111 Seiten, Ill. ISBN 3-15-009025-3.

Tolkien John Ronald R., Der kleine Hobbit. Mit Zeichnungen von Klaus Ensikat. (dtv junior, 7151). München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 381 Seiten, Ill. ISBN 3-423-07151-6.

Ulbrich Claudia, Shulamit und Margarete. Macht, Geschlecht und Religion in einer ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. (= Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, Beiheft 4). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 347 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karte. ISBN 3-205-98385-8.

War damage to museums and galleries in Croatia. Zagreb, Museum Documentation Centre, 1997, 180 Seiten, Abb. ISBN 953-6664-01-1.

Welters Linda, Folk Dress in Europe and Anatolia. Beliefs about Protection and Fertility. (= Dress, Body, Culture). Oxford/New York, Berg, 1999, XXII, 243 Seiten, Abb., Karte. ISBN 1-85973-340-9 (Inhalt: **Linda Welters,** Introduction: Folk Dress, Supernatural Beliefs, and the Body. 1–12; **E. J. W. Barber,** On the Antiquity of East European Bridal Clothing.

13–31; **Marlene R. Breu,** Traditional Turkish Women's Dress: A Source of Common Understandings for Expected Behaviors. 33–51; **Linda Welters,** The Peloponnesian „Zonari": A Twentieth-century String Skirt. 53–70; **Linda Welters,** Gilding the Lily: Dress and Women's Reproductive Role in the Greek Village, 1850–1950. 71–95 **Vesna Mladenovic,** Threads of Life: Red Fringes in Macedonian Dress. 97–110; **E. J. W. Barber,** The Curious Tale of the Ultra-long Sleeve (A Eurasian Epic). 111–134; **Patricia Williams,** Protection from Harm: The Shawl and Cap in Czech and Slovak Wedding, Birthing and Funerary Rites. 135–154; **Mary B. Kelly,** Living Textile Traditions of the Carpathians. 155–178; **Linda Welters, Īra Kuhn-Bolšaitis,** The Cultural Significance of Belts in Latvian Dress. 179–198; **Laurann Gilbertson,** To Ward Off Evil: Metal on Norwegian Folk Dress. 199–210; **Ruta Saliklis,** The Dynamic Relationship Between Lithuanian National Costumes and Folk Dress. 211–234).

Young Antonia, Women Who Become Men. Albanian Sworn Virgins. (= Dress, Body, Culture). Oxford/New York, Berg, 2000, XXVI, 168 Seiten, Abb. ISBN 1-85973-340-9.

Zrůbek Rudolf, Vánoční Jesličky. Lidové umění kraje Orlických hor. [= Weihnachts-Krippen, Volkskunst im Gebiete des Adlergebirges.] Erste Auflage. o.O., o.V., 1999, 48 Seiten, Abb. a. 16 Tafeln. Zusammenfassungen in Deutsch, Englisch u. Polnisch.

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Dr. Dietmar Assmann
Lessingstraße 9
A-4020 Linz

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Lerchengasse 23/13
A-1080 Wien

Mag. Susanne Breuss
Georg-Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Dr. Gert Dressel
Programmbereich Historische Anthropologie
Abteilung Raum und Ökonomie
Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

Dr. Ela Hornung
Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgen-Forschung
Bellariastraße 8
A-1010 Wien

Dr. Susanne Hose
Sorbisches Institut Bautzen
Bahnhofstraße 6
D-02625 Bautzen

Univ.-Prof. Dr. Paul Hugger
Rue Jacques Chardonne 9
CH-1803 Chardonne

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Jacobeit
Augustastraße 40
D-16798 Fürstenberg

Prof. OmedR Dr. Herbert Kneifel
Museum Lauriacum
Hauptplatz 19
A-4470 Enns

Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Stangersdorf 20
A-8403 Lebring

Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner
Evangelisch-Theologische Fakultät
Rooseveltplatz 10
A-1090 Wien

Mag. Dr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
A-1200 Wien

emer. Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich
Horbenerstraße 36
D-79100 Freiburg i.Br.

Dr. Herbert Schempf
Hauffstraße 12
D-70825 Korntal

OR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Harald Schlinger
Pragerstraße 31/11/5/33
A-1210 Wien

Reinhard Johler

Die Formierung eines Brauches

Der Funken- und Holepfannsonntag

Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 19)
Wien 2000. - 286 Seiten;
ISBN 3-902029-02-1

Bräuche - darin sind sich Europäische Ethnologen einig - erleben in Europa gerade eine erstaunliche Konjunktur. Dieser Entwicklung nachzugehen, lohnt daher allemal - z.B. dem Funken- und Holepfannsonntag, wie er in Vorarlberg, Tirol, Südtirol (und weit darüberhinaus) begangen wird. In vergleichender Perspektive gilt es darin, die Geschichte und (ein wenig auch) die Gegenwart dieser Bräuche zu analysieren. Kurz: Es wird aufgezeigt, wie „Bräuche" in der Volkskunde und in den vielfältigen zeitgenössischen Medien geschaffen und mit Bedeutung versehen wurden.

Inhalt

I. Einleitung: Bräuche
II. Rekonstruktionen
III. Paradigmen
IV. Abriß der Brauchforschung in Österreich
V. Fixierungen (1890-1920)
VI. Brauchtum und Heimat in Vorarlberg (1920-1945)
VII. Ausblick und Resümee
VIII. Bibliographie
IX. Anhang

Bestellungen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
A-1010 Wien, Hanuschgasse 3
Tel ·43/1/4277-44001; Fax ·43/1/4277-9440
E-mail: volkskunde@univie.ac.at

ATS 270,-/DM 39,-/sfr. 35,-/EURO 19,60 (inkl. Versand)

Klara Löffler

Zurechtgerückt

Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff

Dietrich Reimer Verlag Berlin
ISBN 3-496-02665-0
422 Seiten, ATS 496,–

Die Biographie ist eine der wichtigsten Geschichten, die wir heute zu erzählen haben. Wer die leidenschaftlichen Reaktionen ehemaliger Wehrmachtsoldaten auf die Wanderausstellung über die „Verbrechen der Wehrmacht" verfolgt hat, kann ermessen, welch überragende Bedeutung der Krieg im Selbstverständnis dieser Männer einnimmt. Die Studie beschäftigt sich mit der Frage, wie die Beteiligten mit ihren Erfahrungen und Erinnerungen erzählerisch inszenierend so umgehen, daß sie damit vor sich selbst, aber auch vor anderen bestehen können.
Geschichten über den Krieg wurden und werden bis heute in Konkurrenz zu den kollektiven und allgemein gewordenen Deutungen über den Zweiten Weltkrieg und über die Verbrechen der Wehrmacht erzählt: sie stehen auch für (Un-)Gleichzeitigkeiten im Identitätsmanagement der Bundesrepublik Deutschland.

Aus dem Inhalt:

Das wissenschaftliche Abfragen des Krieges
Konjunkturen eines Themas:
— Militärgeschichte und Militärsoziologie
— Volkskundliche Erzählforschung
— Qualitative Sozialforschung und Alltagsperspektive
— Der Zweite Weltkrieg als Handlungsraum von Wehrmachtsoldaten
— Der Krieg als Bewußtseinsraum ehemaliger Soldaten

Die Konstruktion und Inszenierung der Vergewisserung
Methodologie und Methode biographischer Befragungen:
— Eine Konstante der Moderne. Die Biographie
— Ein szenisches Arrangement mit Tradition. Die Befragung
— Interventionen – Die Wege im Forschungsprozeß

Das allmähliche Verfertigen einer Kriegsbiographie
Kontexte.Texte und Subtexte biographischer Befragungen mit ehemaligen Soldaten des Zweiten Weltkrieges:
— „Ich hab nie was vom Krieg erzählt." Über Vorgeschichten und Hinterbühnen
— „Nur Ihnen erzähle ich das." Auf der Vorderbühne der Befragung
— „Man könnte so viel erzählen." Der Text des Ganzen in Ausschnitten

Wie man heute ins Erzählen über den Krieg kommt
Eine Zusammenschau

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 283–307*

„Lebendiges Ganzkorn"

Anni Gamerith und die Suche nach dem „Urwissen bäuerlicher Überlieferung"

Herbert Nikitsch

Anni Gamerith (1906–1990), Mitbegründerin der ethnologischen Nahrungsforschung in Österreich und zudem eine der wenigen Frauengestalten in der österreichischen Volkskunde der Nachkriegszeit, hat einen Zugang zum Fach gewählt, der Wissenschaft mit Kulturreform zu verbinden suchte. Wenngleich erst nach dem Zweiten Weltkrieg im engeren Sinne ‚volkskundlich' tätig, war sie in ihrer persönlichen Lebenshaltung wie in der thematischen Ausrichtung ihrer facheinschlägigen wie auch fachfernen Interessen dem österreichischen kulturpolitischen Klima der Zwischenkriegszeit und damit den Idealen einer national-romantischen bürgerlichen Jugendbewegung und eines kulturpessimistisch gestimmten ‚Heimatschutzes' verpflichtet. Vor diesem – auch für die sich in diesen Jahren als Fach etablierende österreichische Volkskunde prägenden – Hintergrund wird die Biographie und wissenschaftliche Laufbahn Anni Gameriths in diesem Beitrag skizziert.

Daß sich der Todestag Anni Gameriths heuer im September zum zehnten Mal jährt[1], mag dazu auffordern, ist jedoch nicht der Anlaß, ihrer hier in einer zeitgeschichtlich-biographischen Skizze zu gedenken. Ein solches an individuelles Schicksal anknüpfendes Motiv, diese bei aller Sonderheit für die österreichische Volkskunde recht signifikante Persönlichkeit nachzuzeichnen, wäre auch gewissermaßen zu privat, gleichsam zu sehr von Intimität getränkt, um jemandem anzustehen, den keinerlei persönliche Reminiszenzen mit ihr

1 „Durch einen Verkehrsunfall kam Anfang September 1990 Hon. Prof. Dr. Anni Gamerith im Alter von 84 Jahren ums Leben", Volkskunde in Österreich 25, 1990, S. 66. Das genaue Todesdatum ist der 8.9.1990; Sterbebuch Zl. 2703/90, Magistrat Graz, Abt 2, Personenstands-, Kultus- u. Standesamt. Würdigungen (nebst Schilderungen des Straßenbahnunglücks) finden sich auch in lokaler Presse, z.B. „Kleine Zeitung" vom 10.9.1990 oder „Neue Zeit" vom 11.9.1990.

verbinden. Und daß solche persönliche Reminiszenzen von so manchen als die Voraussetzung schlechthin für eine Auseinandersetzung mit dieser „Mitbegründerin der ethnologischen Nahrungsforschung“[2] in Österreich gesehen werden, dieser Eindruck war zumindest den reservierten Reaktionen zu entnehmen, die ein erster Versuch auf der letzten Internationalen Nahrungsforschungstagung und damit vor einem Auditorium, das Gamerith großteils vor oder seit Jahrzehnten kennen und schätzen gelernt hat, erntete.[3]

Solche Reaktionen sind im übrigen nicht unverständlich. Tatsächlich war es vor allem Gameriths Präsenz im Kreis der Ethnological Food Conferences[4], die ihrer lebenslangen Beschäftigung mit einschlägiger Thematik zu internationaler Würdigung verhalf. Vor allem aber spiegelt sich in diesen Reaktionen[5] eine Facette eines ambivalenten Werkes, das einerseits Zeugnis gibt von systematisch-peniblen Recherchen, die Gamerith großteils unter Einsatz kartographischen Anschauungsmaterials und in Wiedergabe detailgetreuer Aufnahmen umzusetzen wußte, das andererseits aber zugleich von einer weltanschaulich getönten Überzeugungsrhetorik durchsetzt ist, die jede noch so nüchtern-akribische Beschreibung etwa von Form, Technik und Funktion der Nahrungsbereitung und ihrer Gerätschaften und Hilfsmittel mit der Beschwörung einer „unbewußt erfühlte[n] innere[n] Ordnung“[6], mit Aufrufen zu menschlichem „Wachstum, Lebenskraft aller Art, Leiberneuerung oder -heilung“[7] und solcherart mit

2 Weiss, Dieter: Dr. Anni Gamerith – einige Gedanken zu ihrem 80. Geburtstag. In: Landesmuseum Joanneum Graz: Jahresbericht 1986, N.F. 16. Graz 1987, S. 159–162, S. 159.

3 Dieser Beitrag ist im Anschluß an ein Referat entstanden, das auf der 13. International Ethnological Food Research Conference, abgehalten vom 5. bis 11. Juni 2000 in Ljubljana, Preddvor und Piran, vorgetragen wurde.

4 Bringéus, Nils-Arvid: Ethnological Food Conferences 1970–1998. Ideas and Routes for European Collaboration. In: Grieshofer, Franz, Margot Schindler (Hg.): Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien 4). Wien 1999, S. 261–270.

5 Die allerdings nur eine Variante jener Authentizitätssuche sind, die Regina Bendix als Movens der Disziplin abgehandelt hat; Bendix, Regina: In Search of Authenticity. The Formation of Folklore Studies. Madison, Wisconsin–London 1997.

6 Gamerith, Anni: Kommunikation bei traditionellen Alltagsmahlen unserer Bauern. In: Hänsel, Volker, Maria Kundegraber, Oskar Moser (Hg.): Tradition und Entfaltung. Volkskundliche Studien. In memoriam Hanns Koren (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels 3). Trautenfels 1986, S. 249–264, S. 249.

7 Ebda., S. 259.

einem höchst persönlichen Anliegen zu verbinden wußte: Stets suchte Gamerith, weit über rein nahrungsvolkskundliches Interesse hinausgehend, ihre Überzeugung von dem, was für sie ‚richtiges' Leben und ‚richtige' Lebensführung bedeutete, zu vermitteln – und somit eine Art Lebensentwurf, dem zuweilen durchaus auch esoterische Züge eignen, wie sie dem Außenstehenden, dem Nicht-Adepten gewissermaßen, schwer faßbar sind, und für den ich quasi als verbalen Stellvertreter den Titel einer ihrer Schriften zitiere: „Lebendiges Ganzkorn. Neue Sicht zur Getreidefrage gewonnen aus dem Urwissen bäuerlicher Überlieferung".[8]

Dieses „Ganzkorn"[9] selbst, also das Ergebnis jener schonenden Aufbereitung des Getreides, die Gamerith als traditionell üblich und späterhin vergessen beschreibt[10], steht hier nicht zur Diskussion, ebensowenig der günstige Einfluß auf die geistig-körperliche Befindlichkeit seines Konsumenten. All das sei der Ernährungsphysiologie und der Agrarbiologie zur Verifikation überlassen – Disziplinen, in deren institutionellem Umfeld Gamerith allerdings nur in Erinnerung an persönliche Bekanntschaft ein Begriff ist. Wobei es immerhin ein Licht auf ihre einschlägigen, neben (und vor) ihrem explizit volkskundlichen Engagement bestehenden Interessen wirft – und die Dominanz dieser ihrer Interessen soll der Titel dieses Beitrags signalisieren –, wenn sie etwa als eine aufmerksame und interessierte Teilnehmerin an einem der ersten in Österreich abgehaltenen Workshops über Fragen alternativ-biologischer Landwirtschaft reminisziert wird[11].

8 Erschienen in Verlag und Zeitschrift „Neues Leben durch Gesundung von Körper, Geist und Seele". Bad Goisern 1956.

9 „Was im ‚Bioladen' bei Hirse und Reis als ‚Silberhäutchen' werbend angepriesen wird, ist das auf Betreiben von Anni Gamerith an der Technischen Hochschule biochemisch analysierte Häutchen um das Korn, die Aleuronschicht, die alle wichtigen Spurenmineralien und Vitamine enthält, die infolge der schonenden Aufbereitung die bäuerliche Kost früherer Zeiten so gesund und kräftig machte." Krausneker, Leo: In memoriam Anni Gamerith (1906–1990). In: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 5, 1991, S. 7–10, S. 8.

10 „Der Mensch eines naturwissenschaftlich-rationalistisch-mechanistischen Zeitalters, der alle Lebensfragen allein aus dem eigenen, selbstherrlichen Verstande beherrschen zu können vermeint, jenes Instinktes und jeder Bindung zu höherer Weisheit verlustig, hat jede innere Sicherheit gegenüber dem Getreide und seiner Verwertung verloren." Gamerith, Lebendiges Ganzkorn (wie Anm. 8), S. 6.

11 Freundl. Mitt. von Gerhard Plakolm, Bundesamt für Agrarbiologie, Linz; vgl. auch den Tagungsband dieses Seminars, das am 12. und 13. November 1976 an der Universität für Bodenkultur veranstaltet wurde: Boku-Arbeitskreis Ökologie

Ein solches fachfernes Interesse, das dann im weiteren mit Volkskundlichem kongruiert, ist im übrigen nicht untypisch für jene, die die Entwicklung der Disziplin getragen haben. Abgesehen von der in den verschiedensten Bereichen erfolgenden akademischen Sozialisation der volkskundlichen Protagonisten an den Universitäten, fällt auf, daß die großteils außeruniversitär wirkenden Vertreter jener ersten Generationen, die „auch in Österreich zur Verfeinerung der wissenschaftlichen Volkskunde"[12] beitrugen, von oft recht fachfernen Interessen her auf die Volkskunde gestoßen sind. Das gilt – um auf den „Spuren weiblicher Volkskunde"[13] in Österreich zu bleiben – etwa für die *founding mother* der hiesigen Volksfrömmigkeitsforschung Marie Andre-Eysn, die sich in der Botanik einen bis heute klingenden Namen gemacht hat[14], und wohl auch für die fachgeschichtlich weniger beachtete Altphilologin Adelgard Perkmann, die als langjährige (und die längste Zeit einzige) beamtete Mitarbeiterin des Vereins bzw. Museums für österreichische Volkskunde ihren Beitrag zur Propagierung des Faches geleistet hat[15], oder für die ausbildungsmäßig von der Tanz- und Sportpädagogik herkommenden Volkstanzforscherin Ilka Peter[16]. All das hat also Tradition – und mit der späten akademischen Etablierung und damit der späten fachspezifischen Konturierung eines Faches zu tun, das das Umfeld geboten hat, in dem ein „Urwissen bäuerlicher Überlieferung" zum Leben und Werk bestimmenden Thema werden konnte. Mit Blick auf dieses Umfeld sollen hier einige biographische Daten Gameriths – fürs erste nur stichwortartig – vorgetragen sein.

---

der Hochschülerschaft an der Universität für Bodenkultur (Hg.), Gerhard Plakolm (Red.): Alternative Landwirtschaft. Was der Regenwurm kann und was er leider nicht kann. (Wien 1977). In dieser Veröffentlichung finden sich auch zwei sprechende Abbildungen (S. 1 und S. 78), die A. Gamerith im Kreise der Referenten und Diskutanten zeigen.

12 Geramb, Viktor: Zu unseren Aufgaben. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1/50, 1947, S. 8–14, S. 11.

13 Burckhardt-Seebass, Christine: Spuren weiblicher Volkskunde. Ein Beitrag zur schweizerischen Fachgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 87, 1991, S. 209–224.

14 Nikitsch, Herbert: Marie Andree-Eysn. Quellenfunde zur Biographie (erscheint in Jahrbuch für Volkskunde 2001).

15 Nikitsch, Herbert: Adelgard Perkmann – eine fachgeschichtliche Notiz. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 102/53, 1999, S. 359–369.

16 Brodl, Michaela: Professor Ilka Peter (1903–1999). In: Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes 48, 1999, S. 312–314.

Anna Johanna Gamerith[17] wurde am 12. März 1906 in Graz geboren und ist am 8. September 1990 an den Folgen eines Verkehrsunfalls ebenda gestorben. Nach Absolvierung der staatlichen Lehrerbildungsanstalt in Graz war sie rund fünfzehn Jahre Volksschullehrerin in entlegenen Landgemeinden ihrer steiermärkischen Heimat, arbeitete während des Krieges und in der Nachkriegszeit in der Landwirtschaft und kehrte ab 1950 wieder für knapp zwei Jahrzehnte in den Schuldienst zurück. In diese Zeit fallen erste ehrenamtliche museologische Aktivitäten für lokale Heimatmuseen, die später ihre Fortsetzung im größeren und gleichsam offizielleren Stil etwa in der Mitarbeit bei steiermärkischen Landesausstellungen oder beim Aufbau des „Steirischen Bauernmuseums" in Stainz, einer späteren Außenstelle des Landesmuseums Joanneum, fanden. Ab 1954 studierte sie in Graz Volkskunde, beteiligte sich daneben an einigen größeren Unternehmungen der österreichischen Nachkriegsvolkskunde, etwa dem „Österreichischen Volkskundeatlas", und promovierte 1967 bei Hanns Koren über „Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland". Hierauf kam sie, mittlerweile pensioniert, Lehraufträgen am Grazer Institut für Volkskunde nach und erhielt 1987 eine Honorarprofessur für „Volkskundliche Nahrungsforschung"[18] an der Universität Graz.

Im weiteren wird auf einige Abschnitte im Leben Anni Gameriths noch etwas ausführlicher eingegangen werden, fürs erste jedoch sollen diese Eckdaten genügen. Denn wichtiger als biographische Details, die aus skeptischer Perspektive auch bloß als Versatzstücke im Mosaik eines „sozialen Artefakts" gesehen werden können, „das da ‚Lebensgeschichte' heißt" und einen kohärenten und quasi teleologischen Ablauf individueller Biographie suggeriert[19] – wichtiger

17 „Anna Johanna Gamerith, Dr. phil., Alberstraße 3; ohne Religionsbekenntnis, geb. am 12.3.06 Graz, beurkundet in Evang. Pfarre Linkes Muhrufer"; Sterbebuch Zl. 2703/90, Magistrat Graz, Abt 2, Personenstands-, Kultus- u. Standesamt. Gamerith hat übrigens stets, in ihren Schriften wie in privater Korrespondenz, mit der Koseform ihres ersten Vornamens firmiert.

18 Volkskunde in Österreich 22, 1987, S. 34. Früher erfolgte Ehrungen waren der Erzherzog-Johann-Forschungspreis des Landes Steiermark (1957) und das 1962 verliehene Silberne Verdienstzeichen der Republik Österreich; Kausel, Eva: Volkskundler in und aus Österreich heute (unter Berücksichtigung von Südtirol) (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Klasse, Sitzungsberichte, 481. Band; zugleich Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 2). Wien 1987, S. 42 f.

19 Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion. In: BIOS, Heft 1 (1990), S. 75–81, S. 80.

also als biographische Details ist in historischer Perspektive doch der Hintergrund, vor dem ein Leben abgelaufen ist, vor dem sich diesfalls die Axiomatik der (nicht nur volkskundlich-facheinschlägigen) Forschungsaktivitäten Anni Gameriths herausgebildet hat. Dieser Hintergrund ist das kulturpolitische Klima Österreichs in der Zwischenkriegszeit – und damit auch die österreichische Volkskunde, die sich in diesen Jahren entwickelt und als Fach etabliert hat.

Diese österreichische Volkskunde, diese – analog zum gesamten deutschsprachigen Raum[20] – akademisch spät professionalisierte Disziplin, war in einem populären Umfeld verankert, das soziokulturell vor allem dem Bildungsbürgertum zuzuordnen ist, einem (meist kleinstädtischen) Kleinbildungsbürgertum, wie es vor allem von Lehrern und der mittleren Beamtenschaft vertreten wurde. Auf dieser gesellschaftlichen Basis und in Einbindung der Sammlungs- und Forschungsaktivität dieser interessierten Laienschaft[21] hat diese Volkskunde das Ideal einer dörflich-bäuerlich konnotierten und über alle politisch-ideologischen Zäsuren hinweg emotional hoch besetzten „Volkskultur" propagiert. Und mit diesem Gegenentwurf zu einer Welt, die sich in einem technischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Umbruch und zudem nach dem Ersten Weltkrieg auch politisch völlig verändert darstellte, lieferte diese Volkskunde in retrospektiv-nostalgischer Ausrichtung ihren Beitrag zu individueller und kollektiv-nationaler Sinnstiftung. Dabei hatte sie enge wahlverwandtschaftliche Beziehungen zu einigen gesellschaftlichen Strömungen, denen auch Anni Gamerith nicht ferne stand. Zu nennen sind hier auf der einen Seite vor allem die bürgerliche Jugendbewegung spätromantisch-nationalistischen Zuschnitts[22], in deren organisatorischem Rah-

20 „Deutschsprachig" sei hier auch im Sinne einer politischen Landschaft genommen – und in diesem Zusammenhang an die These erinnert, daß sich eine bestimmte Attitüde, ein bestimmtes „Gestimmtsein" nur im deutschsprachigen Kontext findet, nur unter den ganz spezifischen Voraussetzungen dieser politischen Geographie entstehen konnte; und in Konsequenz die deutschsprachige Volkskunde als ein typisches Geistesprodukt jener – auch auf national-politischer Ebene – „verspäteten Nationen" (H. Plessner) gesehen wird.

21 Als eine Art Brennpunkt solcher Aktivitäten kann der Museumsbereich, besonders in Gestalt des regionalen bzw. lokalen Heimatmuseums gesehen werden, s. Johler, Reinhard: Zur Musealisierung eines Kulturkonzeptes: Die Heimatmuseen. In: Posch, Herbert, Gottfried Fliedl (Hg.): Politik der Präsentation. Museum und Ausstellung in Österreich 1918–1945. Wien 1996, S. 276–302.

22 Aus der reichen einschlägigen Literatur s. für österreichische Verhältnisse Ursin, Karl, Karl Thums: Der österreichische Wandervogel. In: Ziemer, Gerhard, Hans

men, sei es des „Wandervogels" oder verwandter Jugendbünde[23], einem „von Anfang an wache[n] Interesse an allen Fragen der Volkskunde, der Volksforschung, der Volkstumspflege"[24] nachgegangen wurde. Und auf der anderen Seite ist der kulturpessimistisch angekränkelte ‚Heimatschutz' anzuführen, der, von Natur- und Denkmalpflege ausgehend, sich der Pflege „heimatlichen Menschenwerks" (darunter nicht zuletzt sogenannte Volkskultur subsumierend) verschrieben und in einigen Bereichen seiner weitgefächerten Organisationsstruktur – in der auch ein institutionalisierter Grenzlandaktivismus Raum fand – bis zu ‚völkischem' Gedankengut reichende Interessen vertreten hat.[25]

Diesem kulturpolitischen Hintergrund also und dieser in der Zwischenkriegszeit kulturpolitisch einflußreichen Volkskunde[26], blieb Anni Gamerith bis zuletzt verbunden – als Person wie als Wissenschaftlerin, in ihrer beruflichen Laufbahn und persönlichen Lebenshaltung wie in ihrer thematischen Ausrichtung und deren theoretisch-axiomatischer Grundlegung. Und daß Gamerith – deren Publikationstätigkeit erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt hat – gerade in dieser ihrer ideellen Herkunft aus der Vorkriegszeit eine ebenso signifikante wie typische Vertreterin der österreichischen Nach-

Wolf (Hg.): Wandervogel und freideutsche Jugend. Bad Godesberg 1961, S. 294–326; allgemein zur Jugendbewegung genannt sei auch der kritische Klassiker Pross, Harry: Jugend – Eros – Politik. Die Geschichte der deutschen Jugendverbände. Wien 1964.

23 Zur organisatorischen Vielschichtigkeit der Jugendbewegung vgl. Band 2 und 3 der von Werner Kindt herausgegebenen „Dokumentation der Jugendbewegung": Die Wandervogelzeit (Düsseldorf–Köln 1968) und Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit (Düsseldorf–Köln 1974). Zum für die Volkskunde interessanten Bund „Adler und Falken" siehe auch Doris Sauer: Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle „Spiel und Spruch" (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse 6). Wien 1993, S. 200 ff.

24 Ursin, Thums (wie Anm. 22), S. 312.

25 Siehe Johler, Reinhard, Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 65). Wien 1995; Nikitsch, Herbert: Zur Organisation von Heimat. Die Heimatschutzbewegung in Österreich. In: Weigand, Katharina (Hg.): Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeiten (= Alpines Museum des Deutschen Alpenvereins, Schriftenreihe 2). München 1997, S. 285–306.

26 Kretzenbacher, Leopold: Volkskunde als Faktor der Kulturprägung im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Internationales Kulturhistorisches Symposion Mogersdorf 12. Szombathely 1983, S. 83–93.

kriegsvolkskunde werden konnte, mag ein Licht auf die retardierenden Tendenzen (in) einer Disziplin werfen, deren Teilhabe am jeweils zeitpolitisch geprägten staatlichen Identifikationsprozess, wie sie sich als roter Faden durch die Geschichte der hiesigen Volkskunde zieht, nach 1945 problemlos von einem zuvor (auch vor 1938) vorrangig auf ‚Deutschtum' zielenden nationalen Narrativ in die nunmehr forcierter ‚österreichisch' intendierte Selbstdarstellung der Zweiten Republik transferieren ließ.[27]

Anni Gamerith, um noch einmal auf ihre persönlichen Lebensumstände zu sprechen zu kommen, entstammte einer Familie von Gewerbetreibenden und Technikern.[28] Ihr Vater wie bereits ihr Großvater mütterlicherseits hatten die Technische Hochschule absolviert und waren als technische Konstrukteure tätig, der Vater als Oberingenieur

27 Zur österreichischen Nachkriegsvolkskunde vgl. Nikitsch, Herbert: Volkskunde in Österreich nach 1945. In: Bockhorn, Olaf, Helmut Eberhart (Hg.): Volkskunde in Österreich. Ein Handbuch (erscheint voraussichtlich 2001).

28 Den Eintragungen des Taufbuches der Evangelische Pfarrgemeinde A u. HB Graz, Linkes Murufer-Heilandskirche (Bd. 10, S. 12, Zl. 58) ist zu entnehmen: Vater – „Friedrich Gamerith, Ingenieur, 27. April 1873 in Horn Nied.Oesterreich geboren, röm. katholisch"; dessen Eltern – „Alois Gamerith und Johanna geb. Pölzl"; Mutter – „Anna Emmy Frieda geb. Gamerith, am 10. April 1880 in Hirschberg in Schlesien geboren, evangelisch AB"; deren Eltern – „Friedrich Gamerith, und Frieda, geb. Schneider." In Ergänzung einige Daten aus dem von Dr. Walter Gamerith (Graz, Neffe Anni Gameriths) erstellten Stammbaum der Familie: Der erste urkundlich gesicherte Vorfahr ist Johann Michael Gamerith, „Fleischhauer und Zuschrotter des Stiftes Altenburg" (um 1710–1754 in Altenburg), dessen Nachkommen ebenfalls Fleischhauer waren; von dessen Urenkel Anton (1800, Stainegg–1860, von Beruf Müller) stammen die Großväter Anni Gameriths väterlicher- wie auch mütterlicherseits ab, nämlich aus erster Ehe Alois G. (1834–1878, Müller in Horn) und aus zweiter Ehe Friedrich G. (1849–1928, Ingenieur und Direktor einer Maschinenfabrik in Hirschberg). Dessen Tochter Anna (1880–1954), Anni Gameriths Mutter, wird nicht nur als extrem gläubige, sondern auch tatkräftige Protestantin geschildert, die in ihrer Jugend lange Zeit den Haushalt ihres früh verwitweten Vaters in Hirschberg geführt und in ihren späteren Grazer Jahren zur Aufbesserung der nur wenig ertragreichen Rente ihres pensionierten Mannes die Konzession für eine private Leihbibliothek erworben hat. Diese Bücherei wurde übrigens nach dem Tode der Eltern (1953 bzw. 1954) von Anni Gamerith übernommen, die den vorhandenen Bestand unter Ausmusterung jeder Art von Belletristik als verschiedenste Wissensgebiete berücksichtigende „Universalbibliothek" ausgebaut und (nach bald erfolgter Rücklegung der Konzession) in ihrer Wohnung einem „ausgewählten Kreis" zur Verfügung gestellt hat; freundliche Mitteilung von Mag. Helga Weiß und Dr. Walter Gamerith (Nichte bzw. Neffe Anni Gameriths).

einer Maschinenfabrik in Andritz bei Graz – als solcher ein geradezu idealtypischer Repräsentant jenes Technisierungs- und Industrialisierungsschubes um die Wende zum 20. Jahrhundert, der zu ebenso rasanten gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen geführt hat. Zu den ersten Eindrücken Gameriths gehörten denn auch, eigenen Angaben zufolge, „die großen Schwerfuhrwerke, auf denen schwerste Pferde, acht- und mehrspännig, die Riesen-Schwungräder und andere Maschinenteile durch die Körösistraße von Andritz zum Hauptbahnhof zogen".[29] Und so ist sie herkunfts- und entwicklungsmäßig ebenfalls ein idealtypisches Beispiel: nämlich für jene urban-bürgerliche Perspektive, von der aus sich die Volkskunde auf die bäuerlich-‚volkstümliche' Bevölkerung konzentriert hat – als ein Fach, das, so hat sie es selbst einmal ausgedrückt, „als Wissenschaft des von außen her dazutretenden Städters" entstanden ist.[30]

Mit dieser letztzitierten Bemerkung hat Gamerith eine fachgeschichtlich oft behandelte Spannung[31] artikuliert, derer sie sich, so läßt sich das Zitat interpretieren, sehr wohl bewußt gewesen ist. Und sie hat diese Spannung auf eine Weise aufzulösen gesucht, wie sie für eine Volkskundlerin ihrer Generation nicht untypisch ist. Da für sie bereits „in frühester Kindheit fest[stand]: ich wollte zum Lebendigen, zu Wiesen, Wäldern und Tieren"[32], schloß sie sich schon als Schulkind einer Mädchengruppe des „Wandervogel" an – und war damit in der nicht nur für einige kanonische Bereiche wie Volkstanz, Volkslied oder Volksschauspiel[33], sondern für die Volkskunde generell[34] in ih-

29 Gamerith, Anni: Mein Leben. In: Rund um das bäuerliche Essen. Festschrift für Anni Gamerith zum 80. Geburtstag (= Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 1). Feldbach 1986, S. 7–13, S. 7.

30 Gamerith, Anna: Stand der Nahrungsforschung in Österreich. In: Ethnologia Europaea 5, 1971, S. 91–98, S. 92.

31 Dazu für hiesige Verhältnisse Nikitsch, Herbert: Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging. Anmerkungen zur österreichischen Stadtvolkskunde. In: Bockhorn, Olaf u.a. (Hg.): Urbane Welten. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 16). Wien 1999, S. 59–75.

32 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 7.

33 Um für die genannten thematischen Felder einige Beispiele anzuführen seien angemerkt: Koschier, Franz: Wandervogel und Volkstanz in Österreich. In: Korn, Elisabeth, Otto Suppert, Karl Vogt (Hg.): Die Jugendbewegung. Welt und Wirkung. Zur 50. Wiederkehr des freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meißner. Düsseldorf–Köln 1963, S. 96–100. Über den für die Volksmusikforschung vor allem zu nennenden „Neuländer" Karl Horak vgl. Schmidt, Leopold:

rem Einfluß kaum zu überschätzenden Jugendbewegung praktisch von der ersten Stunde an aktiv. Die 1911 mit der Gründung des Österreichischen Wandervogels einsetzende[35] Entwicklung und organisatorisch recht bewegte Geschichte dieser Jugendbewegung – der hierzulande und damit im zeitgeschichtlichen Umfeld der späten, von Nationalitätskonflikten geprägten Monarchie von allem Anfang auch ein dezidiert politisch-aktionistisches Moment eignete[36] – braucht hier nicht nachgezeichnet werden. Gamerith selbst hat das etwa für die Steiermark, das „südöstlichste Grenzland geschlossen deutschen Volksbodens", getan[37], und zwar nicht nur in der „offiziösen Selbst-

Geleitwort. In: Volksmusik im Alpenland. Bd. II (= Festschrift für Karl Horak). Thaur/Tirol 1980, S. 6–13. Zur Pflege des Volksschauspiels im Rahmen der Jugendbewegung aus den Erinnerungen Leopold Schmidts ein kurzes Zitat: „Es war die Zeit des Laienspiels in der Jugendbewegung, und ich beteiligte mich lebhaft daran [...]"; Schmidt, Leopold: Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982, S. 16.

34 „Der Wandervogel fand damals in der älteren Generation eine Reihe hervorragender Lehrer und Freunde, die bahnbrechende Forscher der deutschen Volkskunde, speziell in ihrer österreichischen Ausprägung, waren"; Ursin, Thums (wie Anm. 22), S. 312. In diesem Zusammenhang sei auch die apodiktische Bemerkung einer jugendbewegten Zeitzeugin wiedergegeben, um an das Desiderat einer ausführlichen Aufarbeitung des Verhältnisses von Jugendbewegung und Volkskunde zu erinnern: „Alle, die sich irgendwie mit Volkskunde mehr oder weniger beschäftigt haben, sind aus der Jugendbewegung [...]"; Elli Zenker-Starzacher, Gespräch mit H. N. am 12.12.1991.

35 Verwiesen sei für Weiteres und Genaueres auf Ursin, Thums (wie Anm. 22); s. auch Fünfzig Jahre Österreichischer Wandervogel 1911–1961. Festbundestag Pfingsten 1961. Salzburg (1961).

36 Vgl. etwa Nasarski, Peter: Aufbruch der Jugend im Grenz- und Ausland. In: Ders. (Hg.): Deutsche Jugendbewegung in Europa. Versuch einer Bilanz. Köln 1967, S. 19–24; s. auch Thums, Karl: Wandervogel im Grenzland. In: Korn, Suppert, Vogt, Die Jugendbewegung (wie Anm. 33), S. 185–201. Diese in Österreich früh zu konstatierende politische Färbung ist insofern hervorzuheben, als der Jugendbewegung in Deutschland, v.a. in ihrem ersten Stadium um die Jahrhundertwende, konzediert wird, „ihrem Selbstverständnis nach un- oder apolitisch oder vielleicht besser vorpolitisch" gewesen zu sein; Nipperdey, Thomas: Jugend und Politik um 1900. In: Rüegg, Walter (Hg.): Kulturkritik und Jugendkult. Frankfurt am Main 1974, S. 87–113, S. 94.

37 Gamerith, Anni: Ergänzungen für die Steiermark. In: Kindt, Werner (Hg.): Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit (= Dokumentation der Jugendbewegung 3). Düsseldorf–Köln 1974, S. 1265; stark gekürzte Fassung von: Gamerith, Anni: Die autonome Jugendbewegung in der Steiermark 1919–1933. Typoskript, Privatbesitz Helga Weiß. Vgl. auch die bei Kindt im Anhang gebotene Kurzbiographie Gameriths, S. 1764.

darstellung der Jugendbewegung"[38], sondern auch in der Alt-Wandervogel-Zeitschrift „Der Neue Bund"[39], in der sie wiederholt publiziert hat, unter anderem auch einige biographische Skizzen und Nachrufe.[40] Letztgenannte Veröffentlichungen sind dabei nicht nur für eine Lokal- bzw. Regionalgeschichte der österreichischen Jugendbewegung von Interesse, in ihnen dokumentiert sich auch das Überdauern von Einstellungen – seien es deutschbewußt grundierte Vorstellungen von ‚Heimat'[41], seien es Überzeugungen zu „fraulichem Sein und Leben"[42] –, die sie in früher Jugend in der Wandervogelgemeinschaft internalisiert hat. Denn hier – so erinnert sich Gamerith und bedient sich dabei geradezu klassischer Topoi in den Reminiszenzen der jugendbewegten Generation – „beim Sonnwendfeuer 1919, in großer Gemeinschaft mit den ‚Großen' der ‚WV'-Gruppen, auch rückgekehrten Frontsoldaten, erhielt mein Herz jenen Stoß, der als Pendelschlag durchs ganze Leben tönt".[43]

In der Wandervogelgemeinschaft bot sich auch die Möglichkeit eines ersten Kontaktes mit Viktor Geramb, der als damals wohl

38 Zur Historiographie der Jugendbewegung s. Klönne, Irmgard: „Ich spring' in diesem Ringe". Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung (= Frauen in Geschichte und Gesellschaft 7). Paffenweiler 1990, S. 7 ff.

39 Ab 1952 „in Verbindung mit alten Wandervögeln hg. von Herwigh Rieger, Karl Thums und Karl Ursin", 1986 eingestellt. Vgl. Gamerith, Anni: Der Wandervogel in der Steiermark. In: Der Neue Bund 1971/4, S. 175 f.

40 Beispielsweise auf Viktor Theiß (1967), Margret Bilger (1971) oder Rolf Gardiner (1973); s. auch die von Gamerith verfaßten Kurzbiographien von Sepp Fürstenau, Ludwig Kelbetz und Anton von Krekich-Strassoldo in Kindt 1974 (wie Anm. 37), S. 1763, 1773 und 1776.

41 S. etwa Gamerith, Anni: Zeugen steirischen Schicksals und Wirkens. In: Der Neue Bund 1968, S. 1–10, wo sie wohl nicht zufällig aus Viktor Gerambs „steirischem Volksbild" anno 1937 zitiert (Geramb, Viktor: Die Steiermark, des deutschen Landes Vormauer. Versuch eines steirischen Volksbildes. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines 68, 1937, S. 181–190). Hier findet sich etwa auch erstmals jenes ihrer Gedichte publiziert, das sie später unter dem Titel „Hymne des deutschen Volkes" – und mit dem Zusatz: „Gedacht als gemeinsames Feierlied aller Deutschen, zugleich Völker übergreifende Hymne, denn jedes Volk könnte [...] das Bekenntnis zum eigenen Wesen in seiner eigenen Sprache einfügen" – veröffentlicht wurde; Heinrich, Fritz (Hg.): Der Fahn. Gedichte österreichischer Wandervögel aus sieben Jahrzehnten. Wien 1976, S. 51.

42 Gamerith, Anni: Die Jugendbewegung, Margret Bilger und wir Frauen. In: Der Neue Bund 1976/1, S. 9–12, S. 11; zum Thema Frauen & Jugendbewegung s. etwa Klönne (wie Anm. 38) oder Brenner, Martina u.a.: Frauen im Wandervogel: Zwischen alten Rollen und neuen Werten. In: Tübinger Korrepondenzblatt 27, 1984, S. 8–21.

43 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 7.

profiliertester österreichischer Volkskundler ebenfalls der Jugendbewegung eng verbunden war[44]. Auf dessen „Besinnungsabenden"[45] wurden ihr „die Bräuche, Mythen und Alltagswerk des Volkes, was wir auf ungezählten Wanderungen als handgreifliche Wirklichkeit erlebten"[46], erschlossen – erste Anleitungen, die später in den von Geramb seit einigen Jahren an der Grazer Universität gehaltenen Vorlesungen, die Gamerith nach der Matura als externe Hörerin besuchte[47], vertieft wurden. Geramb, der – auch im Urteil ihm gewogener Zeitzeugen – „die zunehmende Industrialisierung mit ihren selbstverständlichen geistigen Folgen einer auch im Tagespolitischen zunehmenden Polarisierung kaum zur Kenntnis [nahm und] offenbar viel zu sehr unter dem Wertungsblickwinkel der ‚Entwurzelung' [sah]"[48], vermittelte das Gefühl, ‚Volk', bei aller Definitionsunmöglichkeit dieses Begriffs, „unmittelbar als Realität ‚erleben'"[49] zu können. Und mit seiner Person[50] – wie mit dem Österreichischen Wandervogel insgesamt, dessen „enge Bindung [...] an die Schutzvereins- und Kulturarbeit sich von seinen Anfängen im Habsburger Reich an wie ein roter Faden durch seine ganze Geschichte [zieht]"[51] – war auch die Verbindung zu jenen Organisationen gegeben, in denen „Volkskundliches ganz im deutschnationalen Sinn politisch verwertet"[52] wurde. Die damit angesprochenen Schutz- und

44 Geramb, Viktor: Mein Jugenderlebnis. In: Die Südmark 2, 1921, S. 181–187.

45 Gamerith, Wandervogel in der Steiermark (wie Anm. 39), S. 175.

46 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 7.

47 N. N.: Dr. Anni Gamerith – 80 Jahre. In: Lot und Waage. Zeitschrift des Alpenländischen Kulturverbandes Südmark. 33. Jg., H. 3., 1986, S. 10–12.

48 Kretzenbacher (wie Anm. 26), S. 91.

49 Ebda., S. 86.

50 Als deutschnationaler Vertreter eines christlich-sozial engagierten Österreichertums dokumentiert Geramb in ebenso signifikanter wie typischer Weise die Vereinbarkeit höchst unterschiedlicher weltanschaulicher Grundhaltungen in ein und derselben Person, wie sie nicht nur lebenspragmatischen Zwängen sich verdankt, sondern zugleich auf eine gewisse Dynamik individueller ideologischer Selbstzuordnung und damit auch auf die nicht allzu starre Grenzziehung zwischen den politisch-weltanschaulichen Lagern der Ersten Republik schließen läßt; Nikitsch 1997 (wie Anm. 25), S. 294 ff. Vgl. zu Geramb auch Eberhart, Helmut: Viktor Geramb und seine Bedeutung für die Österreichische Volkskunde. In: 800 Jahre Steiermark und Österreich 1192–1992. Der Beitrag der Steiermark zu Österreichs Größe (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 35). Graz 1992, S. 681–702.

51 Ursin, Thums (wie Anm. 22), S. 304.

52 Schmidt, Leopold: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. N.S. 2). Wien 1951, S. 130.

Schulvereine – etwa der nicht zufällig im Jahr des Erlasses der Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren 1880 in Wien konstituierte „Deutsche Schulverein" oder die 1889 in Graz als Mittel konkreter Wirtschaftshilfe für die ‚deutschstämmige' bäuerliche und kleingewerbetreibende Bevölkerung an den Sprachgrenzen gegründete „Südmark" – konzentrierten sich, und dies auch nach dem Ersten Weltkrieg, auf Schulgründungen in ethnisch gemischten Grenzgebieten. Sie propagierten damit zugleich eine Förderung des ‚Volkstums' und zielten in zunehmendem politisch-weltanschaulichem Rigorismus auf deutsch-nationale Hegemonie.

Die genannten Organisationen können in ihrer weiteren politischen Entwicklung durchaus als Wegbereiter des Nationalsozialismus gesehen werden.[53] Doch soll Anni Gamerith mit diesen extremen politisch-ideologischen Implikationen des Zeitgeistes ihrer Jugendtage hier nicht unmittelbar in Verbindung gebracht werden. Wenn sie, die nach einem halbjährigen Intermezzo auf der Landwirtschaftsschule Grabnerhof bei Admont die staatliche Lehrerbildungsanstalt in Graz absolviert hatte, nach zweijähriger Wartezeit – „1 Jahr Hauslehrerin und -hilfe im Pinzgau, 1 Jahr daheim, Weiterbildung (Kurse, Hörer auf Universität, u.a.). Weite Berg-, Hochgebirgs- und Skitouren, mit anderen, oft auch allein, wunderbarste Erlebnisse fürs ganze Leben" – schließlich „den Wunsch äußert, an eine Grenzschule zu kommen"[54], so war das Motiv dazu ja wohl nicht nur das Vorhaben, organisierte ‚Volkstumsarbeit' zu betreiben, sondern viel eher jene Suche nach den Resten „alter ‚gewachsener Gemeinschaft'", nach der „seelisch gruppenhaften Einheit"[55], die „Vater Geramb" als „Urverbundenheit"[56] seiner Disziplin als thematisches Leitbild vorgegeben hatte. Wobei freilich in diesem Zusammenhang auch an die Tendenz einer „Natio-

53 Staudinger, Eduard G.: Die Südmark. Aspekte der Programmatik und Struktur eines deutschen Schutzvereins in der Steiermark bis 1914. In: Rumpler, Helmut, Arnold Suppan (Hg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1914 (= Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts 13). Wien–München 1988, S. 130–154; ders.: Vereine als Träger des Anschlußgedankens. In: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 80, 1989, S. 257–275.

54 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 7 f.

55 Gamerith, Anni: Tisch, Mahl und Speise des einfachen Landvolkes zur Zeit Erzherzog Johanns. In: Klingenstein, Grete, Peter Cordes (Hg.): Erzherzog Johann von Österreich, Bd. 2. Graz 1982, S. 163–176, S. 175.

56 Geramb, Viktor: Urverbundenheit. In: Hessische Blätter für Volkskunde 36, 1937, S. 1–31.

nalisierung von Natur und Heimat", an jene Vorstellung einer „Natürlichkeit des Nationalen" erinnert sei, wie sie, in einer „Dämonie des Allmählichen", ein „unmerkliches Hinübergleiten von noch akzeptablen Positionen zu Irrationalismen" bewirken können[57] – und so Gamerith doch zumindest als ein Exempel jener Gefahr gesehen sein soll, auch ohne volle ideologische Identifikation „von der herrschenden Sprache, von den Denkformen, Klischees und Vorurteilen in Bann geschlagen (zu) werden"[58].

Hinzuzufügen ist allerdings, daß man sich jene Suche nach „alter ‚gewachsener Gemeinschaft'" im konkreten Ablauf nicht allzu romantisch vorzustellen hat. Die Umstände, unter denen Gamerith ab 1928 die von der „Südmark" gegründete „Notschule Laaken" im steiermärkisch-slowenischen Grenzgebiet – zunächst als einklassige Expositur der Schule in Soboth[59] – geleitet hat, waren äußerst karg. In einer Aufzeichnung schildert sie ihre damaligen Lebensumstände in lapidaren Stichworten: „Schulzimmer: klein, sehr steile Treppe hinauf. Einrichtung: 3 lange braune Wirtshaustische, 6 ebensolche Bänke, alles braun gestrichen, ein verstellbares Tafelgestell mit primitivster Tafel. Lehrerwohnung: sehr kleines Zimmer, ‚auf Pfählen' mit einfachem Bretterboden und einfacher Holztür ins Freie. Unwahrscheinlich kalt und zugig. Im Winter nur mit Woll- und Schihosen,

57 Bausinger, Hermann: Zwischen Grün und Braun. Volkstumsideologie und Heimatpflege nach dem Ersten Weltkrieg. In: Hubert Cancik (Hg.): Religions- und Geistesgeschichte der Weimarer Republik. Düsseldorf 1982, S. 215–229, S. 217 und 219.

58 Ebda., S. 222. Was vor allem jenen ins Stammbuch geschrieben sei, die in Menschen wie Gamerith ausschließlich Vertreter frühen ökologischen Bewußtseins sehen und darüber das politisch-ideologische Umfeld vergessen; wie es nach dem Gesagten überhaupt höchst problematisch ist, etwa Vereine wie die „Südmark" ins „Panorama der Reform" aufzunehmen; vgl. Farkas, Reinhard: Grüne Wurzeln. Ökologische & spirituelle Reform in der Steiermark. Fohnsdorf 1992, S. 36–38.

59 Das Gebäude jener „Grenzlandschule in Soboth" ist nach wie vor im Besitz des „Alpenländischen Kulturverbandes Südmark (AKVS)", des 1952 gegründeten Nachfolgevereines, der „in alter Südmark-Tradition im steirischen Grenzgebiet hilft"; Prohaska, Norbert: Der Deutsche Schulverein. Beiträge zum 120. Gründungstag (= Eckart-Schriften 153). Wien 2000, S. 17. Die 1931 unter tatkräftiger Mithilfe Gameriths vom „Deutschen Schulverein Südmark" errichtete „Franz Xaver Mitterer-Volksschule" in Laaken ist 1969 geschlossen worden, s. Oswald, Georg, Josef Lipp: Strategien zur Behauptung dörflichen Bewußtseins. In: Moser, Johannes, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Blatten. Ein Dorf an der Grenze (= Kuckuck, Sonderband 2). Graz 1992, S. 45–61, S. 57.

Socken und Marktfrauenfilzstiefeln oder hochgelagerten Füßen erträglich."[60] Insgesamt sieben Jahre verbrachte Gamerith in Laaken – und damit in einem volkstumspolitisch höchst sensiblen Gebiet. Dessen slowenischen Bevölkerungsanteil[61] hat sie dabei freilich kaum zur Kenntnis genommen[62] – schließlich war sie vor allem in der „Grenzlandhilfe" engagiert, beispielsweise in der Organisation „freiwilliger bündischer Arbeitslager" des „Österreichischen Wandervogels, Ortsgruppe Graz"[63]. Und im späteren Rückblick hat sie diese sieben Jahre „in sprichwörtlich ‚sibirischer' Abgeschiedenheit unter Menschen von noch mythischer, aber bereits abergläubisch dekadent gewordener Mentalität" vor allem von subjektiver Warte aus gesehen und als „großes Schicksalsgeschenk, Wesen und Weltblick weitend", empfunden.[64]

In dieser Zeit als jugendbewegte Grenzschullehrerin fand Gamerith wohl auch Gelegenheit zu ersten systematischen Beobachtungen[65], wie sie in ihre späteren geräte- und sachkundlich orientierten

60 Gamerith, Anni: Geschichte der Schule Laaken. Typoskript, dat. vom 15.6.1967, Nachlaß Anni Gamerith, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum – Abteilung Schloß Stainz. In den – damals noch völlig ungeordneten – Nachlaß konnte (dank des freundlichen Entgegenkommens von Abteilungsleiter Dr. Dieter Weiss) im April 1999 Einblick genommen werden. Er enthält die unterschiedlichsten Materialien – von Kartons mit diversen geographisch geordneten Aufzeichnungen, Exzerpten, Manuskripten (letztere oft durchsetzt von schematischen Zeichnung etwa von Arbeitsabläufen, in denen sich die lebenslange didaktische Erfahrung der Lehrerin dokumentiert), Kartenentwürfen, Sonderdrucken, Büchern etc. bis hin zu Getreideproben reichend. In den vergangenen Monaten wurde damit begonnen, den Nachlaß aufzuarbeiten; derzeit (Juli 2000) ist er zu rund einem Drittel erschlossen, an der vollständigen Inventarisierung wird weiter gearbeitet (freundliche Mitteilung von Michaela Steinböck).

61 Zu Geschichte und Gegenwart der Identitäts- und Assimilationskonflikte in Laaken siehe Oswald, Lipp: Strategien zur Behauptung dörflichen Bewußtseins (wie Anm. 59).

62 „Es waren so viele Pflichten, herüben, in unserem Gebiet, daß ich mir die Mühe auch nicht gemacht habe, Slowenisch zu lernen, obwohl ich 1–2 slowenische Kinder dann später in der Schule bekommen habe, slowenisch sprechend. Aber die überwiegende Mehrzahl war deutsch sprechend, fast die gesamte." Gespräch der „Arbeitsgruppe Blatten" mit Anni Gamerith am 19.10.1987 (für eine Kopie des Typoskripts danke ich Georg Oswald). Zur Entwicklung der lokalen Bevölkerung (und Volksgruppenanteile) vgl. Moser, Katschnig-Fasch: Blatten (wie Anm. 59), passim.

63 Gamerith, Geschichte der Schule Laaken (wie Anm. 60).

64 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 8.

65 „Sachlich genaue Aufzeichnung" hat Gamerith, eigener Angabe zufolge, aller-

Arbeiten eingeflossen sind. Freilich sollten noch viele Jahre vergehen, bis sie solche Beobachtungen präzisieren und auch publizistisch verwerten konnte: Jahre des Schuldienstes – nach Laaken in der ebenfalls einschichtigen steirischen Ramsau, einer Gegend, die sie „von Hochtouren und unseren Mädelsommerlagern her schon ins Herz geschlossen hatte“[66]; Jahre des freiwilligen Arbeitsdienstes im Rahmen der „bündischen Lehrergilde“[67]; und vor allem, nach ihrem mit dem Verzicht auf alle bislang erworbenen Dienstrechte verbundenen freiwilligen Ausscheiden aus dem Schuldienst, Jahre der praktischen Umsetzung ihrer bereits früh entwickelten Hinwendung zu neuen Formen der Landwirtschaft: in der unmittelbaren Nachkriegszeit in selbständiger Bewirtschaftung einer kriegszerstörten Gärtnerei in Graz, vor allem aber in den Jahren davor als „einfache Arbeitshilfe“[68] auf einer nach den Prinzipien biologisch-dynamischer Wirtschaftsweise geführten Musterwirtschaft, dem 1928 von dem anthroposophischen Landwirt Erhard Bartsch gegründeten Gut „Marienhöhe“ bei Frankfurt an der Oder.[69] Als „unermüdliche Vorkämpferin für ein naturnäheres und für bewährte Überlieferung offenes Nahrungswesen“[70] kam sie auf diese Weise mit der Anthroposophie Rudolf Steiners in Berührung, die allerdings, so Gamerith in ihrer Reminiszenz, „aus vertiefter, auch esoterischer Gesetzmäßigkeit zu begreifen, mir erst viel später [gelang]“[71]. Wie weit diese vertiefte Auseinandersetzung im weiteren gegangen ist, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß Gamerith sich später der von Rudolf Steiner inaugurierten und von dem evangelischen Pfarrer Friedrich Rittelmeyer anno 1922 gegründeten „Christengemeinschaft“[72] angeschlossen hat. Dies aller-

dings erst später, nach ihrem freiwilligen Ausscheiden aus dem Schuldienst, gemacht, und zwar während eines „Bergbauernjahres“ in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, wobei sie den „Schwerpunkt immer stärker auf ‚Nahrung‘ gelegt [hat], da Thema volkskundlich kaum bearbeitet, außerdem Hauptbereich fraulicher Verantwortung“, Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29).

66 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 9.

67 Ebda.

68 Ebda.

69 Zu Bartsch s. Werner, Uwe (unter Mitwirkung von Christoph Lindenberg): Anthroposophen in der Zeit des Nationalsozialismus (1933–1954). München 1999, bes. S. 449.

70 Moser, Oskar: Anni Gamerith zur Vollendung des 80. Lebensjahres. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 89/40, 1986, S. 349–351, S. 349.

71 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 10.

72 S. Hemleben, Johannes: Rudolf Steiner. Reinbek bei Hamburg 1963, S. 137 ff.

dings erst in hohem Alter – Ende der 80er Jahre –, während ihr Austritt aus der evangelischen Kirche viel früher und angeblich ohne Bezug zu diesem ihrem späteren konfessionellen Bekenntnis erfolgte[73].

Die – über das individuelle Verhältnis Anni Gameriths zu der von ihr als „übernational, überkonfessionell christlich, spirituell, mit Einsicht in die spirituellen Untergründe des Naturgeschehens"[74] bezeichneten Lehre Rudolf Steiners hinausgehende – Frage nach dem wechselseitigen Einfluß von Anthroposophie und Jugendbewegung, wie er in der Literatur zwar zuweilen als erheblich bezeichnet, im übrigen jedoch gewöhnlich nur angedeutet wird[75], kann hier nicht beantwortet werden; und ebensowenig soll auf das Verhältnis von Anthroposophie und Nationalsozialismus, das teils akribische, teils vorsichtig-entschuldende historische Aufarbeitung erfahren hat[76], eingegangen werden. Hingewiesen sei immerhin auf die von Wolfgang Jacobeit herausgestrichene Rolle, die solche Muster- und Versuchsgüter, wie es die „Marienhöhe" gewesen ist, im Rahmen der „Deutschen Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung" als Teil bzw. „begleitendes Instrument des nazifaschistischen Eroberungs-

73 Freundl. Mitt. von Walter Gamerith und Helga Weiß. Im Sterbebuch (Magistrat Graz, Abt 2, Personenstands-, Kultus- u Standesamt: Sterbebuch Zl. 2703/90.) ist ausdrücklich „kein Religionsbekenntnis" vermerkt, während Gamerith im Taufbuch der Evangelischen Pfarrgemeinde A u HB Graz Linkes Murufer-Heilandskirche als nach dem Glauben ihrer Mutter (evanglisch AB) am 14. April 1906 getauft aufscheint. Auf einen Austritt aus der evangelischen Kirche findet sich im Taufbuch allerdings kein Hinweis; dies könnte seinen Grund darin haben, daß dieser Austritt im Ausland erfolgt ist (zur Zeit ihres Aufenthaltes auf Marienhöhe?), da in einem solchen Fall an das zuständige Parramt keine Nachricht erfolgt ist (freundliche Mitteilung der Evangelischen Pfarrgemeinde Linkes Murufer).

74 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 9.

75 Zum Beispiel bei Laqueur, Walter: Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie. Köln 1962, 132; ebenso bei Kindt, Werner (Hg.): Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896–1919 (= Dokumentation der Jugendbewegung 2). Düsseldorf – Köln 1968: „Nach dem 1. Weltkrieg wandten sich viele suchende Jugendbewegte der Steinerschen Lehre zu." (S. 1046) Siehe dazu auch: Jugendbewegung und Anthroposohie. Kurzchronik und Quellen. In: Kindt 1974 (wie Anm. 37), S. 34–45; Zimmermann, Rolf: Wandervogel und Anthroposophie. Eine Gegenwartsaufgabe? In: Das Goetheanum 66, 1987, S. 261–263.

76 Siehe etwa Werner, Anthroposophen in der Zeit des Nationalsozialismus (wie Anm. 69); Wagner, Arfst: Anthroposophen und Nationalsozialismus. Probleme der Vergangenheit und Gegenwart. In: Flensburger Hefte 32, 1991, S. 6–78.

krieges" gespielt haben.[77] Nach Gameriths Einschätzung allerdings wurden zwar „die damals gegen 2000 Klein- und Großbetriebe dieser [biologisch-dynamischen] Wirtschaftsweise praktisch geschätzt, da sie Bessereres und mehr als allgemein üblich für die ‚Erzeugungsschlacht', d.h. Lebensmittel zur Notzeit, lieferten", jedoch durfte deren „geistige Grundlegung durch den österreichischen Philosophen Dr. Rudolf Steiner [...] unter der NS-Herrschaft nirgends durchscheinen. So erlebte ich nur unmittelbar in praktischer Tätigkeit die erstaunlichen, teils überwältigenden, rational oberflächlich nicht erklärbaren Wirkungen".[78]

Nach allen diesen Erfahrungen war es, ihren eigenen Andeutungen zufolge, erst der Arzt Franz Xaver Mayr, dem sie „den Schlüssel zu neuer, tieferer Begründung der eigenen Arbeit" verdankte[79]. Gamerith hat Mayr Anfang der 50er Jahre durch ihre Freundin Sophie Sobotik in deren Bad Goiserner Haus kennengelernt, wo der sich gerade zusammenfindende Arbeitskreis der Mayr-Ärzte ein mehrwöchiges Seminar zu Fragen der von Mayr propagierten Milch-Semmel-Kur veranstaltete[80]. Und wenn sich auch der Umgang mit Franz Xaver Mayr auf gelegentliche Besuche und Seminarteilnahmen beschränkte[81], so übte dieser Ganzheitsmediziner – wohl auch bereits wegen seines, bereitwillig romantisierten[82], bäuerlichen Herkommens – auf

77 Jacobeit, Wolfgang: Zur Geschichte der „Deutschen Versuchsanstalt für Ernährung und Verpflegung GmbH" 1939–1945. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 43, 1998, S. 85–100. S. 100.

78 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 9.

79 Gamerith, Anni: Dank. In: Neues Leben 11/1,2, 1956b, S. 17 f.

80 Kojer, Ernst: Franz Xaver Mayr, sein Leben und sein Werk (Festvortrag zum 100. Geburtstag). In: Festschrift zum 100. Geburtstag von Dr. Franz Xaver Mayr am 28. November 1975. Heidelberg 1975, S. 7–23, S. 19; s. auch Stadelmann, Ludwig: Dr. Franz Xaver Mayr. Ein Forscherleben. Alberschwende 1993. Auch die Beziehung zum „Ärzte- und Patientenkreis" um F. X. Mayr scheint auf den ideellen wie auch organisatorischen Ausgangspunkt in Gameriths Jugendzeit zurückzuführen; so war etwa der spätere Gründer der „Gesellschaft der Mayr-Ärzte" nach eigener Auskunft seinerzeit „Jugendvertreter" einer in der Literatur nicht näher ausgewiesenen, angeblich der „Südmark" angehörenden „Steiermärkischen Landsmannschaft" und hatte als solcher etwa über die dort gepflegten Volkstanzveranstaltungen auch Kontakte zu Viktor Geramb; freundliche Mitteilung von Dr. med. Ernst Kojer.

81 Freundl. Mitt. von Dr. med. Ernst Kojer.

82 „Die greifbar reale Welt des bäuerlichen Hofes mit ihrer allumfassenden Vielfalt, mit Haus und Stall, Tenn und Gerät, Mensch und Vieh, Geflügel und Kleingetier, Wald und Wiese, Baum und Blume umgab ihn vom ersten Schritte an und sank

Gamerith doch einen nachhaltigen Eindruck aus: „Die Widersprüche, die Unbegreiflichkeiten lösten sich, die Schau wurde klarer, die Zusammenhänge durchscheinender. Die Erkenntnisse des steirischen Bauensohnes bestätigten uraltes Erfahrungsgut, unzählige Beobachtungen im Leben des Volkes, der Völker, des Einzelnen und diese bestätigten wieder die Ergebnisse Mayrscher Forschung."[83]

Unter dem Einfluß Mayrs konzentrierte sich Gamerith immer mehr auf die Klärung des „Sinnzusammenhang[es] bisher undeutbarer Beobachtungen an traditioneller Kost und im Altverfahren"[84]. Ihre ersten Beiträge zu diesem Bereich veröffentlichte sie in den Jahren 1952 bis 1958 in der Zeitschrift des Mayrkreises „Neues Leben durch Gesundung von Körper, Geist und Seele".[85] Zum einen dokumentieren diese frühen Aufsätze ihre „völlig eigenständige Interessendominanz, die stets getragen wurde von praktischen, biologischen und lebensimmanenten Erfahrungen und Erkenntnissen"[86] – und die ihren publizistischen Niederschlag vor allem in der eingangs angesprochenen Veröffentlichung zum „Lebendigen Ganzkorn" fanden und sich zudem in der Beschäftigung mit und der Erhaltung von altem oder weniger gebräuchlichem Saatgut dokumentieren, das sie auch an einschlägige Institutionen vermittelte hat.[87] Zum anderen sind auch

unauslöschlich in den Urgrund seines Bewusstseins ein. Kein Buch, kein Gerede der Menschen über die Dinge, keinerlei abstrakte Begriffe drängten sich vor das wirkliche Begreifen [...]". Gamerith, Anni: Dr. Franz Xaver Mayr's bäuerliche Kindheit. Typoskript, Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

83 Gamerith, Dank (wie Anm. 79), S. 18.

84 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 10.

85 So manche Thematik dieser Aufsätze hat Gamerith später wieder aufgegriffen und ausgebaut; z.B.: Bäuerliche Tischsitten. In: Neues Leben, 8. Jg., 1953, 11. H., S. 340–344 und 12. H., S. 372–377; Rund um die bäuerliche Jause. In: Ebda. 9, 1954, 6, S. 178–183; Suppenbrot im Bauernhaus. In: Ebda. 12, 1957, 3/4, S. 24–27; Bäuerlicher Tageslauf. In: Ebda. 12, 1957, 7/8, S. 2–8; es finden sich aber auch Aufsätze etwa über „Milchgüte". In: Ebda. 13, 1958, 9/10, S. 24–31, oder „Kind und Märchen". In: Ebda. 12, 1958, 12/11, S. 5–8.

86 Moser (wie Anm. 70), S. 350.

87 Beispielsweise an die Saatgutfirma „ReinSaat" in St. Leonhard am Hornerwald, die Ende der 80er Jahre u.a. „einige Samenmuster an Spelzgersten, Roggen und Mais [erhielt], die Frau Gamerith aus höheren Lagen in der Steiermark gesammelt hatte. Wir haben viele dieser Sorten einige Jahre auf verschiedenen Betrieben angebaut, um sie für weitere Züchtungsvorhaben zu testen. Die meisten dieser Sorten waren jedoch so sehr an ihren extremen Herkunftsstandort in der Steiermark angepasst und zeigten auch nach einigen Anbaujahren an anderen Standorten immer wieder ungenügende Standfestigkeit, sodass ihr weiterer Anbau

diese frühen Aufsätze bereits jener auf genauer Feldforschungsaufzeichnung beruhenden funktional-deskriptiven Darstellungsweise „ganz im Sinne der Grazer volkskundlichen Schule"[88] verpflichtet, die auch die späteren, deutlicher volkskundlich-facheinschlägigen Publikationen Gameriths auszeichnen.

Diese Veröffentlichungen entstanden unter anderem im Zuge ihrer Beteiligung an einigen nicht unbedeutenden Unternehmungen der österreichischen Nachkriegsvolkskunde. Zu nennen ist hier vor allem der unter der Ägide der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften" herausgegebene „Österreichische Volkskundeatlas"[89], als dessen Mitarbeiterin sie von Sepp Walter, dem damaligen Kustos und späteren Leiter der volkskundlichen Abteilung des Steiermärkischen Landesmuseums, vorgeschlagen worden war[90] – um allerdings im weiteren mit diesem Auftrag nicht immer ganz glücklich zu sein. So fügt Gamerith etwa einer Auflistung der Unkosten, die ihr im Zuge der Recherchen zu ihrem Beitrag erwachsen waren, in einem Schreiben an die Arbeitsstelle für den Volkskundeatlas einige Bemerkungen zu ihren Arbeitsumständen hinzu: „Es ist eben doch nicht leicht, mit 60 Jahren neben einem vollen Beruf mit Haushalt und Fahrten etc. noch zusätzlich eine solche Arbeit zu leisten. Leider habe ich das nicht von vorn herein gewußt, sonst hätte ich diese Arbeit nicht übernom-

aufgelassen wurde [...]" (freundliches Schreiben von Reinhild F.-Emmelmann am 28.6.2000). Darüber hinaus hat etwa das Sortenarchiv des Vereins „Arche Noah – Gesellschaft zur Erhaltung und Verbreitung der Kulturpflanzenvielfalt" eine vom April 1987 datierende Bestandsliste Anni Gameriths über deren „Saatgut altbäuerlicher Landsorten" zur Kenntnis gebracht mit dem Hinweis, daß einige Sorten aus der Sammlung Gamerith teils im Arche Noah – Sortenarchiv selbst erhalten, teils von anderen Saatzüchtern im In- und Ausland weiterhin angebaut werden (freundliche Zusendung von Christoph Schauer, Verein Arche Noah). Als letztes Beispiel sei Herr Hans Gahleitner, Landwirt und Saatzüchter in Arnreit, OÖ, genannt, der Gamerith in den 80er Jahren kennengelernt hat und von ihren Bemühungen um Verbreitung der von ihr gesammelten Sorten berichtet (freundliche Mitteilung von Hans Gahleitner).

88 Moser (wie Anm. 70), S. 350.

89 Gamerith, Anni: Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrotes. In: Österreichischer Volkskundeatlas. 2. Lieferung, Bl. 25, Kommentar. Wien 1965. Zum Atlasunternehmen s. Kretschmer, Ingrid: Der österreichische Volkskundeatlas. Zum Abschluß des Gesamtwerkes. In: Arnberger, Erik (Hg.): Kartographie der Gegenwart in Österreich. Wien 1984, S. 193–207.

90 S. Brief von Richard Wolfram (dem Leiter der „Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich") an Gamerith vom 5. Juli 1961; Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

men. Es hat mir nicht nur viel Mehrkosten, Verluste gekostet, sondern mich auch von anderen drängenden, mir persönlich wichtigeren Arbeiten aufgehalten."[91] Der im letzten Satz des Zitats herauszuhörende Unmut mag einigen kritischen Äußerungen etwa Adolf Helboks[92] zu Gameriths Beitrag geschuldet sein; vor allem aber geht aus ihm wohl die Rangordnung von Gameriths Interessen hervor, in der deutlich und nach wie vor „Nahrungsforschung" im engeren Sinne, als eine Spezialdisziplin der Volkskunde[93], nicht an oberster Stelle gestanden ist.

Freilich hat Gamerith zu dieser Zeit immer wieder facheinschlägige Aufgaben vor allem auf museologischem Gebiet übernommen – in der Regel auf Veranlassung ihres akademischen Lehrers Hanns Koren, der in Nachfolge Viktor Gerambs das Ordinariat für Volkskunde an der Grazer Universität innehatte und bei dem sie – quasi als Vorläuferin heutiger Seniorenstudentenschaft[94] – mit einer Untersuchung über „Speise und Trank in südoststeirischem Bauernland" promovierte[95]. Koren lud sie zur Teilnahme an größeren Ausstellungs-

91 Brief (Durchschlag) von Anni Gamerith an die Arbeitsstelle für den Volkskundeatlas/Fr. Dr. Kretschmer vom 30.12.1965; Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

92 Siehe „Stellungnahme" und „Änderungsvorschläge" von Helbok im Anhang an einen Brief von Ingrid Kretschmer an Anni Gamerith vom 11.11.1965 sowie die ausführliche „Beantwortung der Stellungnahme von Prof. Dr. Helbok" durch Gamerith (undatiert), in der sie diverse Änderungen vornimmt, im übrigen sich jedoch dagegen verwehrt, sich, „nachdem mich die Kommentararbeit solange zusätzlich belastet hat und nun schon dringendere neue Arbeiten warten, mich noch zu lange mit Nacharbeiten zum Kommentar aufzuhalten"; Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

93 Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988, S. 171–184.

94 „Prof. Geramb [...] später Prof. Koren drängten mich immer wieder, ich müsse unbedingt das Doktorat machen, denn nur dann werde meine Arbeit in Öffentlichkeit und Wissenschaft voll anerkannt. Mir war dies nicht so wichtig, anfallende direkte Arbeit zog ich stets vor [...] dazu wieder im Schuldienst, durch neue Schulgesetze mehr belastet [...], dann gesundheitlich gestört, 3 Operationen, Leistung zeitweise recht heruntergesetzt, daher Promotion erst 1967 mit 61 Jahren", Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 10 f.

95 Gamerith, Anni: Speise und Trank im südoststeirischen Bauernland. Phil. Diss. Graz 1967. Unter gleichem Titel publiziert als 1. Band der „Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie". Graz 1988. Nach vier Semestern als außerordentliche Hörerin 1954/56 wurde Gamerith nach Absolvierung des Latinums am 14.12.1956 als ordentliche Hörerin zum Studium zugelassen (Meldungsbuch Johanna Gamerith der Philosophischen Fakultät der Universität zu Graz, Privatbesitz Helga Weiß).

projekten, etwa den steirischen Landesausstellungen 1966 und 1970[96], und Koren war es auch, der es ihr in seiner Funktion als steirischer Kulturreferent schließlich ermöglichte, sich ausschließlich und erstmals ohne anderweitige berufliche Verpflichtung und Belastung der Sammlungs- und Forschungsarbeit widmen zu können. Er beauftragte sie mit der Planung und Neugründung eines „Steirischen Bauernmuseums" – eine Aufgabe, der nachzukommen Gamerith durch ein internes Abkommen zwischen dem steirischen Landesschulrat und der Kulturabteilung der steirischen Landesregierung ermöglicht wurde.[97] Genauere Auskunft über den Ablauf des Aufbaues des zuerst als „Bäuerliches Wirtschafts- und Speisemuseum der Steiermark im ehemaligen Schlosse Erzherzog Johanns in Stainz" geplanten[98], später von Maria Kundegraber[99] vollendeten Museums verspricht die Auswertung der Materialien des in Stainz befindlichen Nachlasses. Ein hier lagerndes „Tagebuch über die vorbereitende Arbeit für Stainz und Ausarbeitung neuer volkskundlicher Aufnahmen", vom 1. April bis 31. Oktober 1967 geführt, gibt immerhin einen ersten Einblick in die Arbeitsweise Gameriths, in

96 Gamerith, Anni: Die Nahrung des steirischen Bauern. In: Pferschy, Gerhard (Red.): Der steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Katalog (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 4). Graz 1966, S. 338–367; dies.: Schaffen und Schicksal steirischer Seiler. In: Waidacher, Friedrich (Red.): Das steirische Handwerk. Katalog zur 5. Landesausstellung 1970. Graz 1970, S. 395–416.

97 „Mit 1. April 1967 vom Landesschulrat gleichsam an die Kulturabteilung der Landesregierung ‚ausgeliehen' – bei Weiterlaufen der Lehrerbezüge – wurde ich so zuerst mit Weiterforschung und Vorbereitung einer Ausstellung meines Fachgebietes, im kommenden Jahre mit Gesamtplanung und Gesamtausstellung des Stainzer Museums beauftragt." Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 11. Schon als Lehrerin in Edelsbach bei Feldbach hatte Gamerith ehrenamtlich für das dortige Heimatmuseum gewirkt, vgl. Krausneker, Leo: Anni Gamerith. Ein sehr persönlicher Bericht über Begegnungen mit einer Forscherin. In: Rund um das bäuerliche Essen. Festschrift für Anni Gamerith zum 80. Geburtstag (= Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 1). Feldbach 1986, S. 14–20; Gamerith, Anni: Bäuerliche Sachkultur in Bezirk und Museum Feldbach. 1. Teil: Acker und Frucht (= Blätter zur Heimatgeschichte des Bezirkes Feldbach 3/4). Feldbach 1974.

98 „Erster Entwurf und Rahmenvorschlag", April 1968; Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

99 Siehe Gameriths Entwurf eines „Übergabsprotokolls" zu der „mit Wirkung vom 1. September 1970 von Dr. Maria Kundegraber übernommenen Leitung des im Aufbau befindlichen steirischen Bauernmuseums" (Nachlaß Gamerith [vgl. Anm. 60]).

ihre – um einen hier nicht unpassenden Schulausdruck zu gebrauchen – „Arbeitshaltung", die sie ihre Erkundungs- und Akquirierungsfahrten[100] mit disziplinierter Genauigkeit und Anspruch auf Vollständigkeit[101] vermerken ließ.

Stainz, Gameriths nunmehrige Wirkungsstätte, war später auch der Tagungsort der von Maria Kundegraber vorbereiteten und organisierten 4. Internationalen Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung im Jahre 1980, für deren kulinarischen Teil Gamerith verantwortlich zeichnete, solcherart eine „Symbiose von Theorie und Praxis" bietend, „welche bei den Tagungsteilnehmern ungeteilten Anklang fand."[102] Zur ersten dieser damals hochkarätig besetzten Tagungen war sie „völlig unerwartet"[103] 1970 ins schwedische Lund eingeladen worden, und im Anschluß daran ist denn auch eine Reihe einschlägiger Abhandlungen teils überblicksartigen, teils detailfreudigen Charakters[104] über „Speise und Trank" des bäuerlichen Haus-

100 Auf die sich in diesen Aufzeichnungen verdeutlichende Sammelintention weisen auch jene Kartons im Nachlaß, in denen Gamerith ihre Tagungsreisen ausführlich und unter Aufbewahrung nicht nur etwa von Museumsführern, Postkarten und Prospekten, sondern auch diverser Fahrkarten und Rechnungen dokumentiert hat; dies freilich wohl auch nicht zuletzt, um die Kosten dieser Reisen zu belegen, die sie ja „alle aus der eigenen Tasche gezahlt hat" (so die freundliche Mitteilung von Helga Weiß).

101 „Nicht immer kam ich rechtzeitig zur Niederschrift [...]. Leere Stellen im Heft besagen, daß ich mich nicht mehr erinnern konnte – des Vielen, Allzuvielen Einzelnen, das jeden Tag abläuft." Bemerkung Gameriths auf der Innenseite des ersten der insgesamt zwei A4-Hefte, in denen, gleich einem an die Wandervogelzeit erinnernden „Fahrtenbuch" die ersten Monate ihres Wirkens in und für Stainz aufgezeichnet sind; Nachlaß Gamerith (vgl. Anm. 60).

102 Schindler, Margot: Bericht über die 4. Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 83/34, 1980, S. 252–263.

103 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 11; s. auch den Tagungsbericht von Gamerith, Anni: Erstes Internationales Symposium für ethnologische Nahrungsforschung in Lund 1970. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 74/25, 1971, S. 254–258.

104 Genannt seien etwa Gamerith, Anna: Stand der Nahrungsforschung in Österreich. In: Ethnologia Europaea 5, 1971, S. 91–98; dies.: Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen. In: Ethnologia Scandinavica 1971, S. 78–86; dies.: Arten und Wandel der Getreidebreie am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen. In: Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung (= Kansatieteellinen Arkisto 26). Helsinki 1975, S. 80–113; dies.: The Privileged Position of Farinaceous Foods in Austria. In: Fenton, Alexander, Trefor M. Owen (Hg.):

halts im Arbeitsalltag und im Festkreis des Jahres entstanden. Wie sich damals überhaupt der Umstand, sich nunmehr ausschließlich und ohne Rücksicht auf materielle Umstände der Sammlungs- und Forschungsarbeit widmen zu können, – neben dem zügig vorangetriebenen Aufbau des Stainzer Museums[105] – in einer Anzahl von Beiträgen zur Nahrungsvolkskunde niedergeschlagen hat, die auch in internationalen Zeitschriften publiziert und weithin beachtet wurden.

Es sei resümiert: Wenn in einem der wenigen bislang existierenden Beiträge zu den „Spuren weiblicher Volkskunde" ein „Streben nach Ganzheit", „das weiblichen Arbeiten jener Zeit stärker eignet als denen der Männer"[106], herausgestrichen wurde, so trifft dieser Befund inhaltlich auf Anni Gamerith zweifellos zu – nicht jedoch in seinem geschlechtsspezifisch argumentierenden Erklärungsansatz. Denn Gamerith – tatsächlich eine der wenigen Frauengestalten in der früheren österreichischen Volkskunde[107] – ist unabhängig davon als eine typische Vertreterin eines bestimmten Zuganges zu ihrem Fach zu sehen. Es ist, wie gezeigt, ein Zugang, der Wissenschaft und Kulturreform zu verbinden suchte und darüber Gefahr lief zu vergessen, daß jene als Remedium angepeilten traditionellen Lebensformen – von Gamerith, „esoterisch vertieft"[108], als jenes „Urwissen bäuerlicher Überlieferung" verstanden – zwar als „fast diametral entgegengesetzt gegenwärtig moderner Bewußtseinslage"[109] gesehen werden können, daß sie aber andererseits – angewiesen auf das „Echo des nichttraditionellen Gegenparts"[110], eben des „von außen her dazutretenden Städ-

Food in Perspective. Vorträge der 3. Internationalen Konferenz für ethnologische Nahrungsforschung in Cardiff. 1977, S. 83–117.

105 Kundegraber, Maria: Die Außenstelle Stainz des Steirischen Volkskundemuseums am Steirischen Landesmuseum Joanneum („Steirisches Bauernmuseum"). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 77/28, 1974, S. 284–286.

106 Burckhardt-Seebass (wie Anm. 13), S. 221.

107 Vgl. auch Alzheimer, Heidrun: Frauen in der Volkskunde. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte. In: Harmening, Dieter, Erich Wimmer (Hg.): Volkskultur-Geschichte-Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag (= Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, Band VII). Würzburg 1990, S. 257–285.

108 Gamerith, Mein Leben (wie Anm. 29), S. 7.

109 Gamerith, Kommunikation (wie Anm. 6), S. 249.

110 Bausinger, Hermann: Tradition und Modernisierung. In: Kvideland, Reimund (ed.): Tradition and Modernisation. Plenary Papers read at the 4th International Congress of the Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (= NIF Publications 25). Turku 1992, S. 9–19, S. 9.

ters"[111] – in gewisser Hinsicht auch erst ein Produkt dieser Bewußtseinslage sind. Wie die Volkskunde selbst, die ja gerade im Spannungsfeld von „Tradition und Modernisierung" entstanden ist – und angesichts derer man sich wohl zu recht an die Bemerkung Carl Schmitts erinnert fühlt, „daß alles Romantische im Dienst anderer, höchst unromantischer Energien steht und [...] sich nur zu gern in ein dienstbares Begleiten fremder Entscheidungen verwandelt"[112].

Herbert Nikitsch, "Living Whole Wheat." Anni Gamerith and the Search for the "Ur-knowledge of Peasant Tradition"

Anni Gamerith (1906–1990) was one of the few women involved in the early era of the study of Austrian folklore. As a cofounder of the ethnological study of food, her chosen approach to the field was a mix of societal reform effort and research. Though only active in the field as such after the Second World War, in her personal life as well as in her interests in the field, she remained true to the cultural and political climate of the interwar years. That is, she was committed both in and out of the field to the ideals of the bourgeois youth movement, ideals that were both nationalistic and romantic, as well as to the 'promotion and protection of what was native' (Heimatschutz), a movement that arose from pessimistic assumptions about the state of culture in the homeland. Against this background – one which influenced the founding of Austrian folklore as a field in those years – this essay sketches the intellectual development and biography of Anni Gamerith.

111 Gamerith, Stand der Nahrungsforschung (wie Anm. 30).
112 Schmitt, Carl: Politische Romantik. München, Leipzig ²1925, S. 228.

Neuerscheinung

nichts tun.
vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen
Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 116 Seiten,
87 Farbabbildungen, Format 13,0 x 23,0, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 75)
ISBN 3-900359-89-X

Das Schwierigste, was man sich als Zeitgenosse vornehmen kann, ist das Nichtstun. Es ist keineswegs einfach, sich von der Moral der Arbeitsalltage frei zu machen. Das kleine Format, die eher unspektakulären kleinen Freuden sind es da vor allem, die man sich gönnt. Dazu bedienen wir uns spezifischer Dinge und Orte. Daß und wie Dinge und Orte unser Nichtstun ‚kultivieren', davon handelt diese Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung vom 8. Juni bis 5. November 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Vom Spazieren, Promenieren und Flanieren ist hier die Rede, vom Herumfahren, vom „Drahn" und Warten, vom Blaumachen, Pausieren, Entspannen und vom Genießen, Ruhen, und Sinnieren. Der Kosmos dreht sich um die kleinen Freuden, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten und in den Stadt- und Gefühlslandschaften Wiens (aber nicht nur dort) beobachten lassen.

Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler (Hg.)
hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags.
Wien, Löcker, 2000. – 160 Seiten, 15 Abbildungen,
Format 13,0 x 23,0, brosch.
ISBN 3-85409-326-8

Außergewöhnlich und selbstverständlich, beliebig und liebgewonnen – widersprüchlich, das sind die kleinen Freuden, wie wir sie in unseren Alltagen suchen und finden. Ein Kompendium von Auftakten, Interventionen, Fundstücken und Gedankenstrichen, das Gleichzeitigkeiten, und Mehrdeutigkeiten im Blick hat und zuläßt, das ist dieses Buch. Eingeladen, ihre Ideen und Bilder von freien Zeiten und Räumen – jenseits standardisierter Freizeiten – zu entwickeln, haben hier Autoren und Autorinnen, Künstler und Wissenschaftler ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Die Beliebigkeit (nehmen wir den Begriff ruhig einmal beim Wort) ist das Merkmal der kleinen Freuden. Eine kleine Freude, dies kann der Wunsch sein oder auch die Wunscherfüllung, dies kann das Wählenkönnen sein, im Gegensatz zum Entscheidenmüssen. Die Beliebigkeit und das Wählenkönnen sind auch das (Lust-)Prinzip dieses Lesebuches.

Ausstellungskatalog und Anthologie können gemeinsam erworben werden zum Sonderpreis von
ATS 348,—/DM 49,46/EURO 25,29 (exkl. Versand)
ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Katalog:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)
ATS 132,—/DM 18,75/EURO 9,59 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Anthologie:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 309–324*

Herkunft als Ereignis: *local food and global knowledge*

Notizen zu den Möglichkeiten einer Nahrungsforschung im Zeitalter des Internet

Bernhard Tschofen

Wenn Herkunft zum Ereignis wird, der Alltag, das Gewöhnliche (und Gewohnte) zum Fest, dann ist eine kulturwissenschaftliche Nahrungsforschung betreibende Europäische Ethnologie aufgefordert, über die Beschreibung sich wandelnder Nahrungsgewohnheiten hinaus nach den kulturellen Grundsätzen solcher Verschiebungen zu fragen. Entlang von exemplarischen Erkundungen – vor allem zu den Transformationen lokaler Nahrung im Internet – thematisiert der Beitrag die Rolle des Wissens, seinen globalen Transfer und Einfluß auf die rezenten Bedingungen kulturellen Handelns im Alltag. Er fokussiert dabei die Semantik der neuen „glokalen" Ökonomien und plädiert für die Analyse der Rhetoriken ihrer Präsentation und der Kompetenzen im alltäglichen Umgang.

Der Gegenstand dieser Überlegungen[1] kann mit einer kleinen Geschichte umrissen werden, für die ein 1999 ausgestrahlter Werbespot des weltweit agierenden Computerkonzerns IBM das Drehbuch abgibt. Der Spot entführt den Zuseher in einer in liebevollem Schwarzweiß gehaltenen Erzählung zu einer Familie von umbrischen Olivenölproduzenten. Seit Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten, machten sie dort das beste Olivenöl, heißt es, während entlang eines idyllischen Fotoalbums die Familiengeschichte erzählt wird. Zuletzt wird umgeblättert und dramatisch liest die Stimme die Bildunterschrift, sie lautet nicht mehr „unsere Landschaft", „unsere Familie", „unsere Ursprünge", sondern „Globalisatione!". Dann ein Schwenk

1 Der Beitrag basiert auf einem am 5. Juni d.J. in Ljubljana gehaltenen Vortrag bei der „13th International Ethnological Food Research Conference, Ljubljana, Preddvor, Piran, June 5th–11th 2000, Food and Celebration: From Fasting to Feasting". Eine englische Publikation der Beiträge ist durch das Institut für Slowenische Volkskunde der Akademie der Wissenschaften vorgesehen.

ins Filmische, und man sieht die Großmutter – mit schluchzender Stimme „che tragedia!" ausrufend – auf dem Sofa eines spärlich ausgeleuchteten Raumes sitzen. „Mein Junge, daß Du jetzt weg mußt ...", hören wir sie zu dem an sie herantretenden Enkel sagen (und sie denkt natürlich an ganze Kohorten von jungen Männern, die in früheren Generationen aus den umbrischen Dörfern fort mußten). Doch er kann die Nonna vertrösten: Nein, sagt er, er gehe nicht in die Welt, sondern bleibe da, mit einem Softwarepaket für E-Commerce von IBM wolle er sein Olivenöl fortan im Internet vermarkten – ein lokales Produkt für einen globalen Markt, dank des intelligenten Knowhow von IBM.

Soweit die Geschichte, deren Botschaft, die Zukunft des Regionalen wäre in den globalen Netzen zu suchen, hier nicht nur naiv übernommen werden, sondern mit einem wohl entscheidenden Zusatz versehen werden soll: daß diese Behauptung nämlich nur für das stilisiert Regionale seine Gültigkeit besitzt und dieses zunächst einmal der Ästhetisierung bedarf, um als Erlebnisangebot reüssieren zu können. So verkauft der Werbespot die Software-Lösungen des IT-Multis als soziale Leistung – IBM stoppt die Auswanderung und sichert das Auskommen der Regionen – und als kulturelle Leistung – IBM leistet einen Beitrag zur Erhaltung regionaler Vielfalt und ihrer kulinarischen Eigenart.

1. Ökonomie und Semantik

Um diese Geschichte richtig erzählen zu können, bedient sich der Spot – um das Beispiel weiter zu bemühen – der Strategien und Motive unserer kulturalisierten Alltage: das Blättern im abgegriffenen Photoalbum, die Betonung des familiengeschichtlichen Moments, die Zusammengehörigkeit von kleiner und großer Geschichte, kurz: die Anleihen bei einer das Private und Biographische betonenden Geschichtsästhetik, wie sie in den letzten beiden Jahrzehnten sowohl in der Wissenschaft selbst als auch in der öffentlichen Präsentation des Historischen forciert worden ist.[2] Und dies ist in der Tat auch in regional nicht gebundenen Diskursen geschehen und bestä-

2 Als Klassiker für den folgenreichen, selbst alltagswirksamen, „Paradigmenwechsel" Lüdtke, Alf (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt am Main 1989.

tigt, jedenfalls für die symbolische Ebene, die oft gehörte Behauptung, daß es dem jeweiligen Eigenen (man könnte auch sagen: dem Heimischen) umso besser gehe, je näher die Welt zusammenrückt. Das Verblüffende ist, daß diese Botschaft überall verstanden wird, überall und schon seit langem. Um ein einschlägiges Beispiel zu geben: Bauernschmaus und Bauernbrot, in denen das Ländliche zuerst standardisiert und konfektioniert worden ist, finden sich seit langem auf bürgerlich-städtischen Tafeln.[3] Und hat der frühe Tourismus versucht, Ordnung in die Dinge zu bringen und den Gast mit ortsungebundener Verläßlichkeit nach möglichst internationalen Standards zu bewirten, so ist heute das Regionale längst Bestandteil einer internationalen touristischen Grammatik.

Wir wissen heute, daß ein *ungelabeltes* Produkt weder auf dem Agrar- noch auf dem Erlebnismarkt zu plazieren ist (wobei überhaupt zu fragen wäre, ob es im Konsum- und Dienstleistungsbereich noch einen anderen als einen erlebnisorientierten Markt gibt). Und dieses Labeling geschieht vor allem dadurch, daß man die Produkte und Angebote mit Geschichten ausstattet, Geschichten, die möglichst unverwechselbar und authentisch scheinen und die in einer Zeit der ortlos gewordenen Märkte so etwas wie die Wurzeln des Produkts in seiner jeweiligen Region und deren Milieu verkörpern sollen. Das gilt für das umbrische Öl nicht weniger als für breite Ausschnitte des Nahrungs- und Getränkeangebotes in Handel, Gastronomie und Tourismus. Nur ein Beispiel sei hier noch gegeben: jenes der Vorarlberger Produzenten von „Walserstolz". Sie machen einen hochpreisigen „Bio-Käs' exklusiv aus dem Bio-Dorf Marul" und sind zur Lancierung ihres Produkts in den österreichischen Supermärkten eine Vertriebspartnerschaft mit einem Großhändler eingegangen und haben auch einen kleinen Prospekt drucken lassen, der in großer Auflage über Herkunft und kulturelle Hintergründe von „Walserstolz" informiert. Auf seiner Rückseite verbürgen sich die „Walser Bauern und Senner" mit ihren – in anmutiger Ungelenkheit absolute Ehrlichkeit suggerierenden – Unterschriften für die Qualität, während auf dem Titelblatt und im inneren ein Bilderbogen von Land und Leuten, Vieh und Arbeit entrollt wird. Er läßt den Griff in private Fotoalben vermuten und stellt aktuelle, dezent kolorierte Bilder neben histori-

3 Köstlin, Konrad: Die Revitalisierung regionaler Kost. In: Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des 2. Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung (= Kansatieteellinen arkisto 26). Helsinki 1975, S. 159–166.

sche Schwarzweiß-Aufnahmen. Geschichte und Gegenwart fließen so in eins, erzählter Bergbauernalltag wird zum Bestandteil des Produktes selbst.

Die ökonomischen Hintergründe dieser Entwicklung sind in mehrfacher Hinsicht in den Verschiebungen zu suchen, die den Agrar- und Lebensmittelsektor vor allem in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg völlig neu strukturiert haben. Besonders in den Wohlfahrtsstaaten des Westens ist als Folge von Überproduktion, Transport- und Wettbewerbserleichterung der Anteil der Kosten für Marketing am Gesamtwert beständig gestiegen; er hat in den USA in den neunziger Jahren bereits die Zweidrittel-Marke überschritten, während für Produktion nur mehr ein Viertel zu veranschlagen ist und der Anteil des Bauern unter zehn Prozent gefallen ist.[4] Ein ähnliches Wertschöpfungsproblem kennzeichnet – mit der Verspätung weniger Jahre – den europäischen Agrarmarkt. Man geht etwa davon aus, daß von jeder für Lebensmittel ausgegebenen Deutschen Mark gerade noch ein Fünftel an die (bäuerlichen) Produzenten geht (in den fünfziger Jahren lag der Wert noch bei etwa 75%) und Teuerungen bei den Konsumentenpreisen bestenfalls zu einem Drittel an die Bauern weitergegeben werden. In dieser von der Agrarökonomie und Ernährungswissenschaft gut untersuchten und mitunter kritisch kommentierten ökonomischen Schere spielt sich das Szenario ab[5], dessen kulturelle Implikationen hier zum Gegenstand gemacht werden sollen und die – auch, aber nicht nur – als ökonomische Strategien der Produzenten verstanden werden können. Was etwa in der anglo-amerikanischen Agrardebatte programmatisch als Versuch zur Rückeroberung der verlorenen Mitte („taking back the middle") beschrieben wird, läßt sich zwar auch in Worte von Unmittelbarkeit, Vertrauen oder gar Solidarität fassen, zielt aber zuallererst auf eine ökonomische Balance.

Mit dem sogenannten europäischen Agrarmodell der Agenda 2000 ist schließlich auch die Europäische Union von der früheren Agrarpolitik abgekommen, die sich weitgehend auf die Stützung der Preise

4 Ich skizziere hier nur grob die Tendenz und verweise beispielhaft v.a. auf Pretty, Jules N.: The living land. Agriculture, food and community regeneration in rural Europe. London 1998 (mit weiterführender Literatur).

5 Für die interdisziplinäre Diskussion vgl. Härdtlein, Marlies u.a. (Hg.): Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft im Spannungsfeld zwischen Ökologie, Ökonomie und Sozialwissenschaften (= Initiativen zum Umweltschutz 15). Berlin 2000.

konzentrierte und so die Landwirtschaft in eine vielfach als ausweglos wahrgenommene Situation hineinmanövriert hat. Die heute forcierte Multifunktionalität der Landwirtschaft – bis 2006 sind dafür gut 2 Milliarden Euro budgetiert – macht die Gemeinschaft zu einem mächtigen Agenten der Kulturalisierung des Agrar- und Nahrungsmittelmarktes. Es ist daher nur konsequent und spricht für die angerissenen semantischen Affinitäten, wenn Agrarkommissär Franz Fischler die europäischen Konzepte den Lesern einer in Zusammenarbeit mit „Ja!Natürlich", der Bio-Marke des Billa-Merkur-Konzerns, gestalteten Sonderbeilage der Alpinzeitschrift „Planet Alpen" ausbreitet: „Für die finanzielle Unterstützung von Projekten, die auf Privatinitiative beruhen, hat die EU das neue Gemeinschaftsprogramm LEADER+ entwickelt. Mit dieser Initiative werden zwei Zielsetzungen verfolgt: einerseits von lokalen Aktionsgruppen durchgeführte innovative Pilotvorhaben zu unterstützen, andererseits den Erfahrungsaustausch sowie die länderübergreifende Zusammenarbeit in diesem Bereich zu fördern."[6]

Die Alpenländer gelten dabei einmal mehr als Modell und Labor, und ihr naturräumlich bedingter und in populärer ethnographischer Tradition konturierter Zeichenvorrat[7] scheint sie für die erlebnisorientierte Plazierung ihrer Ressourcen zu prädestinieren. Wobei ein von der Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer ARGE ALP herausgegebener „gemeinsamer Führer durch traditionelle landwirtschaftliche Produkte, die seit Jahrhunderten im Einklang mit der Natur in den Alpenländern erzeugt werden"[8], in seinen Bild- und Textarrangements die Mühen erahnen läßt, die in narrative Ausstattung und symbolische Anreicherung von Käse, Speck und Schnaps auch dann noch zu investieren sind, wenn mit der oftmals mühsam erstrittenen „geschützte[n] Herkunftsbezeichnung" oder „EU geschützte[n] Ursprungsbezeichnung" die Grundlagen für ein Label einmal geschaffen sind.

Um noch einmal zu dem eingangs ausgebreiteten Beispiel zurückzukehren: Der in dem IBM-Werbespot idealisierte Weg ist der des

6 Fischler, Franz: Das europäische Agrarmodell und die Entwicklung des ländlichen Raumes. In: Planet Alpen. Das neue Bild vom Lebensraum, Nr. 2/Frühjahr 2000, S. XVIII (Spezial).

7 Vgl. Tschofen, Bernhard: Berg – Kultur – Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999.

8 Kulinarische Köstlichkeiten ohne Grenzen. Traditionelle landwirtschaftliche Produkte aus den Arge Alp Ländern. Trient 1999 (Klappentext).

innovativen Traditions- und Familienbetriebes, der – anstatt womöglich in Abhängigkeit eines multinationalen Nahrungsmittelkonzerns und seiner Produktions- und Abnahmebedingungen zu geraten – durch Investitionen im Marketingbereich die immer größer werdende Kluft zum Konsumenten selbst zu überwinden sucht. Und weil die Konsumenten selten vor Ort sind, versucht er sie über neue Vertriebswege zu erreichen und die Distanz zusätzlich durch emotionale Nähe zu überwinden. Deshalb wird die Herkunftsgeschichte zum zentralen Motiv der Erzählungen: „Never eat anything that doesn't have a name!", lautet die Doktrin, und vor allem: „Overcoming the distance".[9] So informiert etwa das angeblich aus biologischer Landwirtschaft stammende Huhn, das sich in Wiener Supermärkten erwerben läßt, sowohl über Ort und Datum seiner Geburt, als auch über sein Zuhause („aufgewachsen in ..."). Der vertrauliche Tonfall – wir haben es dabei mit freiwillig gemachten Angaben zu tun – macht dabei aus der Information mehr als eine schlichte Herkunftsdeklaration, wie sie die angesichts neuer BSE-Fälle und -Ängste soeben beschlossene Etikettierungsverordnung der EU für Rindfleisch zur Vorschrift gemacht hat.[10] Zivilisationsgeschichtlich begründete Hemmnisse verhindern (gerade noch?), daß das Tier wieder seinen Namen bekommt und damit die Separierungs- und Anonymisierungsstrategien der Moderne unterlaufen werden.[11]

Was in der amerikanischen und kanadischen „local food"-Bewegung angedacht und mitunter weit fortgeschritten ist, was in Europa dank der gezielten Förderung etwa durch die „LEADER"-Progamme der Europäischen Union entwickelt wird, suggeriert eine neue Vorstellung des Lokalen: weniger auf räumlichen Koordinaten angesiedelte Qualität, sondern affektive Konsumentenbeziehung. In der Selbstbeschreibung liest sich das so: „In a word, local food is a connector. It connects eaters to area producers, to a bioregion, to a place and to a future"[12]. Der strapazierte Begriff des „local food"

9 Um die Herkunft der auch im Deutschen gängig gewordenen Schlagworte einmal deutlich zu machen, sei aus dem NGO-nahen und besonders um die Förderung lokalen und nachhaltigen Wirtschaftens bemühten Internet-Magazin „Synapse" <www.nrec.org> zitiert – hier beispielhaft DeLind, Laura B.: Local Food: Overcoming the Distance. In: Synpase, No. 40/Summer 1997.

10 Der Standard, 18. Juli 2000.

11 Vgl. auch Kathan, Bernhard: Die Geflügelschlachtschere oder die Erfindung der Tierliebe. Innsbruck 1993.

12 DeLind (wie Anm. 9).

bezeichnet also nicht nur den städtischen Bauernmarkt mit Produzenten aus dem Umland oder die Stärkung des regionalen Sortiments im Lebensmittelhandel, sondern auch und vor allem die globale Logik dessen, was Konrad Köstlin einmal als „Soul Food in der Moderne" bezeichnet hat.[13]

2. *Das Lokale im Globalen*

Diana ist eine junge Frau aus Belgien. Sie lebt in Antwerpen, arbeitet als Rechnungsprüferin beim Belgischen Rechnungshof und ist als solche seit einigen Jahren ausschließlich für den Internationalen Flughafen in Brüssel zuständig. Doch dem bestimmt verantwortungsvollen Job verdankt Diana – mit Nachnamen van den Broek – nicht ihren internationalen Bekanntheitsgrad; sie verdankt ihn der „Website", die sie in ihrer Freizeit in den letzten Jahren aufgebaut hat und die allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres über 100.000 Zugriffe registriert hat: „Diana's Gourmet Corner" mit der schönen Adresse <www.belgourmet.com> ist eine jener zahlreichen privaten Initiativen, in denen das Wissen über Küchen, Rezepte und alles, was dazugehört, zusammenläuft. Ihre mehr als 5.300 Links führen zu Online-Rezeptsammlungen und -Kochbüchern aus allen Ländern sowie zu Datenbanken mit speziellen Foodlinks theoretischer, historischer, dilettierender und kommerzieller Natur. Doch trennscharf läßt sich das ohnehin nicht auseinanderhalten: Wo das Angebot durchlässig wird, werden es auch die Genres. So bietet etwa „Mama's", ein Label von *convenience products* für die italienische und internationale Küche des amerikanischen Lipton-Konzerns, eine große Foodlore-Sammlung mit Beiträgen privater Erinnerungen rund um Küche und Essen – Motto: „Every family has a favorite story they tell around the table. What's yours?"[14]

13 Köstlin, Konrad: Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom – Soul Food in der Moderne? In: Beiträge zur Volkskultur in Baden-Württemberg 4 (1991), S. 157–174.

14 „Mama's cucina" <www.eat.com>. Ich gebe hier ohne näheren Kommentar noch eine kleine Auswahl weiterer internationaler kommerzieller Sites: „Ethnic Grocer" <www.ethnicgrocer.com>; „Food Professional's Home" <www.thought4food.com>; „Food Specials" (Sammlung deutscher Links) <www.agentur-baums.de>; „The Internet Food Channel" <www.foodchannel.com>; „The world's online leader in international food" <www.onlinefood.com>, „What we eat" <www.whatweeat.com>.

Darüber hinaus sind viele einschlägige Seiten mit touristischen Websites verbunden; und weil dort – noch bevor das in anderen Feldern geschah – Bilder und Beschreibungen von jeweils angeblich landestypischen Speisen und Rezepten ins Netz gestellt worden sind, sind das auch die Quellen für die großen, von Liebhabern zusammengestellten Datenbanken in der Art kulinarischer Weltreisen, wie sie etwa vom „Recipe Center" unter <www.recipecenter.com> oder als „Culinary World Tour"[15] angeboten werden. Um den Umfang und die weitreichenden Dimensionen dieser Sammlungen anzudeuten, sei hier noch auf die deutsche Sammlung „Rezepte aus aller Welt" <www.cook-online.de> verwiesen, die ein Kochbuch mit rund 34.000 Rezepten bietet und von Computer- und Küchenfreaks der Universität Kaiserslautern zusammengestellt worden ist.[16] Der Ausgriff dieser Sammlung umfaßt etwa Rezepte aus der kreolischen Küche, aus Tibet, aus dem „alten Bremen" und aus der Fernsehsendung „Was die Großmutter noch wußte" des deutschen „Südwest Fernsehens". Und die amerikanische „Good Cooking's World Tour" <www.goodcooking.com>, eine Domain, an der bislang nahezu 1,3 Millionen Mal Rezepte angeblich nicht nur eingesehen, sondern sogar heruntergeladen worden sind, führt ihre Besucher nicht nur zu Nationalküchen rund um den Globus, sondern hält auch links bis hinunter zu regionalen und lokalen Sammlungen bereit und verbindet daneben mit hochspezialisierten Kollektionen. In diesen wieder sind das Wissen um einzelne Nahrungsmittel, einzelne Speisen in ihren variierenden Deutungen und Zubereitungsarten (für differenzierte Anlässe und Möglichkeiten) sowie etwa Online-Kochbücher zu bestimmten Filmen oder Kultserien des Fernsehens und Zusammenstellungen von esoterischen, okkulten oder sonstwie ungewöhnlich motivierten Rezeptvorschlägen versammelt. Das Private spiegelt sich hier in Form von öffentlich gemachten Neigungen; die Überhöhung individueller Alltage zum Besonderen und die Präsentation eigener Erfahrungen als Bausteine eines kulturellen Weltwissens sind durchgängiges Prinzip dieser Seiten.

15 „A Culinary World Tour" <www.webcom.com/gumbo/world-food.html>.

16 „Die Rezeptsammlung" <kochbuch.unix-ag.uni-kl.de>; laut Angaben des Seitenbetreuers mußte die Datenbank im Juli 2000 mit einem Überlastungsschutz ausgestattet werden, was neben einem unerwarteten Anwachsen der Sammlung jedenfalls auf regen Zugriff schließen läßt. Weitere erwähnenswerte Sammlungen sind etwa die „European Cuisines" <www.ibmpcug.co.uk/~owls/european_cuisines.html> und die „nur" für Download konzipierte (Offline-)Sammlung „Rolands Rezeptdatenbank" <www.rezeptdatenbank.de>.

Folgt man etwa „Diana's Gourmet Corner" in die einzelnen Länder, begleitet einem ein Reigen von Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, in bunten Trachten sich die Hände reichend. Was wie ein Rückgriff auf die Imagerie der Ethnographien des 18. und 19. Jahrhunderts erscheinen mag[17], ist ein Prinzip für die Darstellung von Herkunft und Hintergrund einzelner Speisen und die Übersetzung des seit zumindest zwei Jahrhunderten eingeübten Denkens in Kulturen und Landschaften, die Vorstellung, daß sich Land und Leute in ihren Speisegewohnheiten abbilden.

Dies und ein Relaunch alter Nationalstereotypen findet sich auch auf der ambitioniertesten Website für sogenanntes „Traditional Food in Slovenia".[18] Die Site, eine Rubrik innerhalb eines „Guide to virtual Slovenia" <www.matkurja.com>, ist weltweit verlinkt, und man stößt auf sie sowohl über Sammlungen wie die der erwähnten Diana van den Broek als auch über andere Tourismusseiten und Reiseführer. Hauben- und schirmbewehrt begrüßt einem da gleich die neukreierte „slowenische Glucke" in ihrer bunten Tracht, und auch das übrige Webdesign ordnet sich ganz dem allegorischen Nationalgeflügel unter: Der Schriftzug „Slovenia" setzt sich aus stilisierten Spiegeleiern zusammen (das O mit Dotter), als Schaltflächen dienen Eier, die per Mausklick aufgeschlagen werden können und zu den einzelnen thematischen Rubriken führen, schließlich helfen Küken bei der Suche etc. Überhaupt ist die Webpage reich an Symbolen – einmal mehr bestätigt sich die Beobachtung, daß mit Windows & Co. eine neue Bildarchaik in unsere Alltage Einzug gehalten hat: ein Arrangement aus einer Mehlspeise (wohl eine „Potica" darstellend), einer Wurst (wohl die Krainer „krajnska klobasa") und einer Flasche Wein verweist auf die von „Potica" bis „Brodet" (ein mediterraner Fischeintopf) reichende Sammlung samt Hinweisen und Warnungen betreffend das Sammeln und die Zubereitung von Wildpilzen. Die Struktur der Rezeptseiten unterscheidet sich mit den Elementen Bezeichnung, Abbildung, Zutaten, Zubereitung und eventuellen Anmerkungen so stark nicht von der in anderen Medien – Kochbüchern, Magazinen, Sammelkarten – erprobten Form. Internationaler Verständigung dienen die vorangestellten Hinweise zur richtigen Aussprache – klickt

17 Stanzel, Franz K. (Hg.): Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1999.

18 Die Wahl der Beispiele in diesem Abschnitt nimmt Bezug auf das Gastgeberland der Tagung (vgl. Anm. 1).

man auf eine Schaltfläche mit einem alten Trichtergrammophon, kann man sie sogar als unterlegtes „Audiostream" hören.

Auf einer anderen slowenischen Homepage – Kulinaricna Slovenija/Culinary Slovenia <www.kulinarika.net> – wird die Küche des Landes zur eigenen Welt: „Welcome to our World", heißt es da, und über die Geschichte der Seiten geben ihre Betreiber ausführlich Auskunft: „We started to build this place one rainy morning, when a few ideas came together. We started it for several reasons: We believe there is nothing similar in Slovenia. Our main goal was to build a dynamic web site, not just a few links with restaurants and places to eat. We want to present Slovenian culinary inheritance to visitors from the whole world".[19] Daraus klingt durchaus der Anspruch, der Welt etwas mitzuteilen zu haben – etwas über die Einmaligkeit des Eigenen.

3. Das Globale im Lokalen

Globale Verfügbarkeit und Verständigungsmuster einerseits, lokale Inhalte und Zeichen andererseits bestimmen also die Webpräsenz (und nicht nur diese) von Küchen, Speisen und Agrarprodukten. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich allerdings, daß das vermeintlich Lokale die Spiegelung eines übernationalen (richtiger: eines westlichen) Wertekanons ist. Ihm zufolge ist das Heimische und Eigene zugleich das Authentische und Unvermittelte; es ist Bestandteil eines im 19. Jahrhundert angelegten und im 20. Jahrhundert immer dichter und konturierter gezeichneten Bildes der europäischen Volkskulturen. Daß Herkunft zum Qualitätskriterium werden und die kulturelle Bindung von Produkten und Dienstleistungen für Güte und Redlichkeit bürgen kann, ist kein Phänomen der Gegenwart. Vielmehr weiß die Europäische Ethnologie seit langem, daß die ökonomisch motivierte Präsentation des Eigenen mit ein Konstituum dieser Volkskulturen war[20]: Auf den arbeitsteiligen europäischen Märkten und selbst in den Regionen sind stets bestimmte Berufsgruppen oder Produkte in einer zeichenhaften Verbindung zu ihrer Herkunft, zu Land und

19 <www.kulinarika.net/english/aboutus.html>

20 Als klassische Untersuchung: Könenkamp, Wolf-Dieter: Wirtschaft, Gesellschaft und Kleidungsstil in den Vierlanden während des 18. und 19. Jahrhunderts. Zur Situation einer Tracht (= Schriften zur niederdeutschen Volkskunde 9). Göttingen 1978.

Leuten und ihrer Folklore gestanden.[21] Arbeitsmigration und die im Prozeß der Modernisierung fortschreitende Differenzierung ehemals (angeblich) nahezu autarken Wirtschaftens sind die Schwungräder dieser – wie man das Phänomen nennen könnte – frühen Emotionalisierung lokaler Produkte nach überlokalen Mustern.

Welche Bedeutung solche Mechanismen für die Ausbildung territorialer Identitäten gehabt hat, wissen wir erst in Ansätzen. Fallstudien aus verschiedenen europäischen Ländern lassen jedenfalls ahnen, wie Kirschen, Käse, Wurst und Wein[22] in die in osmotischer Reaktion geschärften Konzepte des Eigenen und des Fremden integriert waren – lange bevor mit dem einsetzenden Tourismus Selbst- und Fremdbilder (Auto- und Heterostereotypen) sich überhaupt zu verwischen begannen und die Fremdenindustrie selbst zum Referenzrahmen für Identitätskonstruktionen geworden ist.

Herkunft als Ereignis – das zielt aber auch auf die Verschiebungen, die den Zugriff auf den Fundus ästhetisierbarer Nahrungsangebote kennzeichnen[23]: Längst sind es nicht mehr nur regionale Festspeisen, die dafür in Frage kommen, sondern zunehmend historische Alltagsspeisen und eine mit den Attributen „einfach und natürlich" versehene „Arme-Leute-Küche".[24] Nicht zuletzt eine Reihe von Beiträgen der 1998 in Umeå und Frostviken (Schweden) abgehaltenen „12th Ethnological Food Research Conference" hat das an eindrucksvollen Materialen vorgeführt.[25] Auch das ist internationale Logik und zeigt

21 Für Wien und die Gattung der Kaufrufe etwa Hörandner, Edith: Tracht in Wien. In: Lipp, Franz C. (Hg.): Tracht in Österreich. Geschichte und Gegenwart. Wien 1984, S. 110–116; vgl. Bauche, Ulrich, Gisela Jaacks: Der Ausruf in Hamburg: Ländliche Händler auf dem Markt (= Ausstellungskatalog Museum für Hamburgische Geschichte). Hamburg 1973.

22 Beispielhaft und aus den o.g. Gründen sei hier wiederum eine Publikation aus Slowenien genannt, die minutiöse und mit eindrucksvollen Fotografien ausgestattete Dokumentation von Polona Sketelj: Več od zlata in srebra nam sadno drevje da ... Ausstellungskatalog Slovenski etnografski muzej SEM. Ljubljana 1998 [mit englischen Zusammenfassungen: More than Gold and Silver].

23 Haid, Barbara und Hans: Bio-Gourmet in den Alpen. Ein kulinarisch-kultureller Wegweiser. Bad Sauerbrunn 1998.

24 Mit diesen Begriffen – „karg wie das Land" – operiert etwa das „Meinl-Journal" in seinen Schwerpunktpräsentationen „Genuss-Landschaft"; vgl. Nr. 2/2000 (Kärnten) und Nr. 7/2000 (Tirol).

25 Lysaght, Patricia (ed.): Food from Nature: Attitudes, Strategies and Culinary Practices. Proceedings of the 12th Conference of the International Commission for Ethnological Food Research, Sweden 1998 (= ACTA ACADEMIAE REGIAE GUSTAVI ADOLPHI 71). Uppsala 2000.

im übrigen, daß der suggerierte Gegensatz „From Fasting to Feasting", der im Untertitel der slowenischen Nahrungsforschungstagung zum Nachdenken anregen sollte, sich zunehmend aufhebt und in unserer postmodernen erlebnisorientierten Gegenwart auch das Fasten durchaus zum Fest werden kann: als zelebrierter Verzicht; wie ja überhaupt Gesundheitswissen zur zentralen Dimension alltäglichen Handelns auf dem Gebiet der Ernährung geworden ist. Das alles ist nicht zu denken ohne die Ethno-Koordinate der gesamten Wellness-Bewegung, durch die wiederum das Wissen um lokale Traditionen zu einem Argument individueller Orientierung geworden ist: Es ist Teil der Strategien, mit denen das eigene Leben einerseits – und seine marktgerechten Zurichtungen andererseits – plausibel gemacht werden.[26]

4. Kulturelle Kompetenz

Nicht überall in Europa und darüber hinaus sind die skizzierten Prozesse nach dem exakt gleichen Schema abgelaufen, und es gibt überhaupt Regionen, in denen das Eigene erst sehr spät zur semantischen Münze und seine Entdeckung erst sehr spät zum kulturellen Kapital geworden ist. Darauf wird auch die ethnographische Erkundung gegenwärtiger Nahrungskultur Rücksicht nehmen müssen, wenn sie vermeiden will, daß unübersehbare Tendenzen wie die Prozesse der Europäisierung oder Globalisierung zu bloßen Reizworten verkommen und mehr verdecken als erklären. Sie hat vielmehr zu fragen, wie das Europäische und Globale lokal wird, welche Aneignungsstrategien vor Ort entwickelt werden, um – besonders angesichts des ökonomischen Drucks – die kulturellen Handlungsspielräume auszuschöpfen. Dabei geht es nicht nur um Repräsentationen behaupteter traditioneller Eigenart oder um lokale Symbole, die schnell als Widersetzlichkeit interpretiert werden mögen, sondern um Orientierungen an kulturellen Ordnungssystemen, um Fragen der Integration und Desintegration. Fragen wir etwa nach der Rolle des

26 Mit solcher Perspektive die Orientierungshilfen von (im weitesten Sinne) Wellness-Magazinen – in der ganzen Bandbreite von den „Kneipp-Blättern" über „Vital" bis zu „Men's Health" – zu untersuchen, könnte aufschlußreich sein für das Verständnis der Rolle kulturellen und ethnographischen Wissens in den Sinnagenturen der Gegenwart.

„Habitus" (Pierre Bourdieu) in den Transformationsprozessen der Gegenwart, danach, wie eine derartige „strukturierende Struktur" einerseits konstruiert wird und anderseits das soziale Leben wieder bestimmt, dann erscheint die Nahrungskultur der Gegenwart als geradezu paradigmatisches Forschungsfeld.

Dabei wird zunächst einmal die Rhetorik dieser Systeme interessieren: Wie ordnen sie die kulinarische Welt, welche Zeichen und Symbole setzen sie ein? Die vorgestellten virtuellen Sammlungen bieten sich für solche Analysen an, weil sich in ihnen die persönliche populäre Kreativität an der Schnittstelle zu ungekannten Öffentlichkeiten behaupten muß und umgekehrt öffentliche Vorstellungen lebensweltlich verarbeitet werden. Desgleichen etwa die Strategien der Direktvermarkter, die ein Gradmesser sind für die Gestaltung des Dialogs mit den Konsumenten und die Produzenten mit völlig neuen Erfahrungen konfrontiert: Ein 25jähriger österreichischer Winzer, der in Paris für den „Chardonnay du Monde" ausgezeichnet worden ist – und dessen nächste Ernte noch am Stock ausverkauft zu sein scheint –, hat in einem Interview gesagt, die meisten Sorgen bereite ihm, seinen Eltern und Großeltern zu erklären, warum auf einmal eine kleine Flasche Wein den selben Wert habe wie vor zehn oder zwanzig Jahren ein halbes Faß.[27] Warum wissen wir so wenig über die kulturellen Mechanismen hinter solchen Wundern – und über den Einbau derartiger Erfahrungen in Lebensentwürfe oder Familiennarrative?

Auf der (auch in kulinarischer Hinsicht) mit viel schlechter Presse bedachten EXPO 2000 in Hannover ist im sogenannten „Global House" derartigen Initiativen und Unternehmen viel Raum gewidmet worden: Hier präsentieren sich etwa die EU-geförderten Programme zur Direktvermarktung von Produkten aus biologischer Landwirtschaft, so etwa die Region Bregenzerwald mit ihrem Projekt für nachhaltiges Wirtschaften „Natur & Leben" und der „KäseStrasse Bregenzerwald", einem Zusammenschluß von Produzenten, Wirten und Orten der Käsekultur mit einem starken Standbein im Bereich des Vertriebs bäuerlicher Produkte über das Internet.[28] Warum begrei-

27 Vgl. Der Standard, 30. Mai 2000.

28 <www.kaesestrasse.at>; zu „Natur & Leben" siehe auch die Homepage der Region <www.bregenzerwald.at> sowie eine anläßlich der EXPO in fünf Sprachen edierte CD-Rom. Die Direktvermarktung via Internet erfolgt in Verbindung mit einer Reihe von verwandten Initiativen; vgl. etwa „Culinarium Oesterreich" <www.culinarium.at>; „Lisa's austrian country market" <www.lisa.at> und v.a. das übergeordnete Projekt „Regional Market place": <www.rmp.at>. Aufmerk-

fen wir das nicht als Labor, in dem sich regionale Codierungen untersuchen lassen? Und warum interessieren wir uns nicht dafür, weshalb die Kompetenz für deren Einsatz nicht gleichmäßig verteilt zu sein scheint? Die EXPO als Folie der Repräsentation regionaler und nationaler – ökonomischer wie kultureller – Identitäten wäre dafür ein hervorragendes Feld; wie ja dort überhaupt die Frage nach gegenwärtigen Befindlichkeiten reiches Anschauungsmaterial an den Schnittstellen von Wissen, (Konsum-)Praxis und Identität gewinnen kann.

Reinhard Johler hat neulich am Beispiel der EU-Agrarpolitik gezeigt, wie neue Realitäten für den Umgang mit Natur und Landschaft geschaffen werden, und er hat seine Ethnographie institutionalisierter Politik mit der Frage verbunden, wie differente kulturelle Hintergründe unterschiedlich mit den Präliminarien verfahren lassen.[29] Es geht also um Wissen und um dessen Einsatz zur Orientierung im Alltag, um den Umgang mit den vielfältigen Angeboten. Die Aufgaben einer lokal geschulten Gegenwartsforschung angesichts von Pluralisierungsprozessen benennend, hat daher Orvar Löfgren plädiert: „Instead of talking about bricolage or fleetingness, we can ask what kinds of cultural competence are needed to handle all the alternatives and possibilities of the present"[30]. Darin – es geht schließlich darum, in der behaupteten Unübersichtlichkeit der Gegenwart die Übersicht zu bewahren – liegt eine der größten Herausforderungen für die europäische ethnologische Nahrungsforschung.

5. Für einen reflexiven Zugang

Kulturelle Kompetenz, kulturelles Wissen rühren angesichts des fließenden Wechselspiels von Alltag, Medien und Wissenschaft nicht

samkeit verdient auch die Ästhetik der Vernetzung: so kooperiert die „Käsestraße" etwa mit einem Hersteller von Designermöbeln aus Weißtanne.

29 Johler, Reinhard: „Wir müssen Landschaft produzieren": Die EU und die „politics of landscape and nature". In: Brednich, Rolf W., Annette Schneider (Hg.): Natur und Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle a.d. Saale 1999. Münster u.a. (im Druck).

30 Löfgren, Orvar: Linking the Local, the National and the Global. Past and Present Trends in European Ethnology. In: Ethnologia Europaea 26 (1996), S. 157–168, hier S. 166.

zuletzt an die Domänen der europäischen Ethnologien und ihre Wissensbestände. Sowohl im Hinblick auf die Argumentation lokaler Traditionen als auch im Hinblick auf die Deutung heutiger Transformationsprozesse von Identitäten war und ist sie – nicht allein, aber doch in einem Konzert erklärender Instanzen – Stichwortgeber für längst wieder populär gemachte rhetorische Muster.

Die Idee der Abbildung von Kultur in den Nahrungsgewohnheiten der Menschen ist mit der ethnologischen Nahrungsforschung aufs Engste verknüpft, sie ist Voraussetzung dieses Zugangs und sie hat – im Gegenzug – durch diese Kontur und Fülle bekommen.[31] Ein Fach „In Search of Authenticity"[32] formiert, das wissen wir alle, nicht nur seine Studien, sondern auch seinen Gegenstand. „Das große Schweigen der Dinge wird durch die Medien in sein Gegenteil verwandelt. Das Reale, das sich früher insgeheim vollzogen hat, ist heute geschwätzig", hat Michel de Certeau einmal gesagt[33]: Bücher, Tagungen, Ausstellungen, Museen – alle Instrumente der Wissenschaften sind Medien und leisten narrative Dienste.

Am Nachdenken über den Anteil sammelnder und deutender Wissenschaft an dem, was landläufig als Volks- oder ethnisch gedeutete Kultur anerkannt wird, sollte es uns schließlich gelegen sein. Es geht um „Wissenschaft als kulturelle Praxis"[34], und es geht um die moderne Tradition, den angeblich historischen Alltag, samt Speis und Trank, in ritualisierter Form als Vorwurf für ein ‚besseres Leben' zu nehmen.

Aufgabe einer Europäischen Ethnologie aber müßte es dabei sein, mit historischer Perspektive die Praxen intersubjektiver Konstruktionsleistungen zu untersuchen und dabei den Anteil der Wissenschaft als einer Kristallisationsfläche alltäglicher Befindlichkeiten mitzudenken. ‚Historische Perspektive' würde auch meinen, die Geschichte der Repräsentationen des Faches selbst noch einmal genau zu besehen; nach Design und Inszenierung seiner Glaubenssätze und Versprechungen zu fragen. Vielleicht werden so auch die sozialen Vor-

31 Dazu auch Tschofen, Bernhard: Restudying the Nature of Food Culture: How European Ethnologies have made the Most of Nature. In: Lysaght (wie Anm. 25), S. 33–42.

32 Bendix, Regina: In Search of Authenticity. The Formation of Folklore Studies. Madison, Wis./London 1997.

33 Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S. 327.

34 Vgl. Welz, Gisela: Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City (= Zeithorizonte 5). Berlin 1996.

gaben der „Celebrated Origins" und anderer Formen des „Wurzel-Recyclings" sichtbar und verständlich.

„Sometimes the global makes the local stand out more clearly", hat Orvar Löfgren einmal gesagt.[35] Man könnte den Satz auch wenden und damit die Hoffnung verbinden, daß sich über das Verständnis der lokal gewordenen Transformationsprozesse die Dimensionen des Globalen erfassen lassen.

Bernhard Tschofen, Origin as Event. Local Food and Global Knowledge. Notes on the Possibility of Food Research in the Internet Age

When origins become events, the everyday and ordinary (and the familiar) become celebrated, foodways researchers within European ethnology face new challenges. It becomes necessary to go beyond the description of changing food habits, to ask what the cultural basis of such alterations might be. Based on selected examples, particularly those provided by how local food traditions are transformed by the Internet, this essay addresses the role of knowledge, its global transfer and its influence on the surviving conditions of daily cultural interaction. The focus here lies in the semantics of the new "glocal" economies and argues for an analysis of the rhetoric used in its presentation and the competency in daily interactions.

35 Löfgren (wie Anm. 30), S. 167.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 325–332*

Mitteilungen

Germaine Tillion

Eine französische Ethnologin im Frauen-KZ Ravensbrück

Wolfgang Jacobeit

Am 31. Mai 2000 beging Germaine Tillion ihren 93. Geburtstag.

Das Leben dieser Frau, in jeder Phase ihres Wirkens und Schaffens, ist so ungewöhnlich, dass es notwendig erscheint, auf sie als „unsere Kollegin" aufmerksam zu machen.

Germaine Tillion hat den Weg zur Ethnologie über die elterlichen Beziehungen zur Vor- und Frühgeschichte, der Kunst- und Architekturgeschichte, schließlich aber als Schülerin von Marcel Mauss gefunden, „que j'ai suivis assidûment", sagte sie in einem Interview mit der Zeitung „Libération" vom 3. Februar 2000; Marcel Mauss, der für nicht wenige Ethnologen ein begeisternder Lehrer war.

Trotz der Befürchtungen der Mutter entschied sich Germaine Tillion für die Aufnahme von Feldforschungen bei den Berberstämmen Algeriens. Sie dachte niemals an Gefahren, die ihr drohen könnten, sondern sie fühlte sich unter ihnen wie bei Freunden.

Der Überfall der Deutschen auf die Beneluxländer am 10. Mai 1940, die Einnahme von Paris, die Besetzung Frankreichs bis zur Loire und die Bildung der Vichy-Regierung unter General Pétain beendete zunächst ihre Forschungen. Als Angehörige des Musée de l'Homme wurde sie bald aktives Mitglied der Résistance. Hier bestand eine der ersten Widerstandszellen in Frankreichs Hauptstadt, wo man alles Mögliche, was nicht in die Hände der Deutschen fallen sollte, verstecken konnte – auch Waffen –, wo man Nachrichten übermittelte, wo man nach Gelegenheiten suchte, flüchtige Menschen über die Demarkationslinie ins noch freie Vichy-Frankreich zu schleusen u.a.m. Museumskollegen waren schon im Februar 1941 verhaftet und nach einem langen Prozeß ein Jahr später erschossen worden. Germaine Tillion geriet im August 1942 in eine Falle, als sie sich beim vorgesehenen Treffen mit einem angeblichen Widerständler einem Spitzel auslieferte. Sie wurde verhaftet, ihre Mutter ebenfalls, und beide kamen über die berüchtigte französische Haftanstalt Frèsnes nach Ravensbrück, und zwar als sogenannte NN (Nacht- und Nebel)-Häftlinge, die den Nazis als besonders gefährlich

galten und verschärften Haftbedingungen unterlagen. Das besagte u.a., dass sie nicht zu einer halbwegs qualifizierten Arbeit z.B. außerhalb der KZ-Mauern eingesetzt werden durften. Sie blieben im Lager und zählten zu den sogenannten Verfügbaren, die meist zu den sinnlosesten und erniedrigendsten Tätigkeiten abkommandiert wurden. Auf sie trifft in erster Linie der bezeichnende Slogan „Vernichtung durch Arbeit" zu. Germaine Tillion kannte während ihrer Ravensbrück-Zeit nichts anderes, als sich diesen Bedingungen unterwerfen zu müssen, aber dabei doch immer ganz bewußt alle Möglichkeiten zu überdenken, Wahrnehmungen fürs Überleben dieser „Hölle von Ravensbrück" zu treffen.

Dabei kamen ihr berufliche Praxis und Erfahrung als Ethnologin zustatten. Durch ihre jahrelang ausgedehnten Feldforschungen im nordafrikanischen Maghreb war sie mit der Lebensweise der dortigen Stämme um die Sicherung der Existenz so vertraut, dass allein schon dieses Wissen zur Erhaltung ihrer körperlichen Kräfte half. Als Ethnologin verfügte sie auch über ein hohes Maß an allgemeiner Menschenkenntnis, was ihr im Umgang mit den deutschen Justizbehörden, dem KZ-Personal, besonders den Aufseherinnen, Ärzten und Krankenschwestern zugute kam. Das Gleiche galt auch für den Umgang mit ihren Mitgefangenen, namentlich den Französinnen. Ihr bescheidenes Wesen, ihre unerschütterliche patriotische Haltung, ihre eindeutige politische Einstellung, ihr christlicher Glaube und ihre Solidarität mit kranken, deprimierten und verzweifelten Kameradinnen verschafften Germaine Tillion ein großes Ansehen, das in ständiger Hilfsbereitschaft auch ihr gegenüber zur Geltung kam.

All dies waren Voraussetzungen für eine besondere Art, die Zeit in Deutschlands größtem Frauen-Konzentrationslager nicht nur zu überstehen, sondern ihr sogar eine positive Seite abzugewinnen. Germaine Tillion war (und ist) mit Leib und Seele Wissenschaftlerin: Das Leben im KZ, die Strukturierung des Lagers, das Verhalten der SS-Führung, das des übrigen Personals, die Einbeziehung von Häftlingen in die Lagerbürokratie, die Art und Weise des Arbeitseinsatzes, vor allem aber die Behandlung der Häftlinge im allgemeinen sowie die Entwicklung der tausendfachen Mordmaschinerie im besonderen, waren für die Ethnologin eine Art beruflicher Feldforschung, mit der sie die Realität, die Wahrheit über das deutsche KZ-System, das sie an Leib und Seele täglich selbst erfahren und bewältigen musste, nach der auch von ihr ersehnten Befreiung vor aller Welt mit wissenschaftlichem Anspruch demonstrieren wollte. Es gleicht einem Wunder, dass sie dieses Vorhaben bei der Gefahr des Entdecktwerdens durchführen konnte und es sogar fertig brachte, während des Arbeitseinsatzes Interviews mit Kameradinnen zu führen, sich deren Schicksale erzählen zu lassen, mit ihnen über politische oder weltanschauliche Grundsatzfragen zu

diskutieren. Ja, es gelang ihr sogar, eine Operette zu verfassen, die sie nannte „Der Verfügbare in der Unterwelt".

Wenn man der Frage nachgeht, wie es ihr gelang, sehr detaillierte Aussagen über die Gegebenheiten des Konzentrationslagers und der inhaftierten Frauen zu machen, sei folgendes Beispiel für ihre Arbeitsweise gemacht: Nachdem Germaine Tillion und viele andere ihrer Kameradinnen vom schwedischen Roten Kreuz gerettet worden waren, befanden sie sich zunächst in Göteborg. Dort nutzte sie sogleich die Gelegenheit und führte Befragungen unter den geretteten Ravensbrückerinnen nach folgendem Schema weiter durch: Feststellen von

1. Häftlingsnummer,
2. Datum der Ankunft im KZ Ravensbrück,
3. ungefähre Anzahl der mit demselben Zug aus Frankreich angekommenen Häftlinge,
4. Personalien von Kameradinnen, an die sie sich erinnerten,
5. gegebenenfalls Datum, wann sie in einem Außenkommando arbeiten mußten und in welchem sowie
6. Anzahl und Namen der daran mitbeteiligten Französinnen.

In ähnlicher Weise hatte sie ihre Forschungen bereits im Lager durchgeführt, freilich unter sehr gefährlichen Bedingungen. Das bis dahin erfasste Informationsmaterial diente ihr als Grundlage, um nach der Befreiung weitere Überlebende auch in Frankreich zu befragen, die Aussagen zu vergleichen, um so weitestgehend Irrtümer und Fehler auszuschließen. Sie nutzte auch Originaldokumente und Statistiken über das Leben im KZ Ravensbrück, selbst wenn diese nur recht lückenhaft und in geringer Anzahl vorhanden waren. Natürlich waren die Aussagen, Berichte und Erzählungen jeder heimgekehrten Häftlingsfrau von allergrößtem Wert. Sie wollte mit dieser Vorgehensweise demonstrieren, „wie unvernünftig und absurd es ist, sein Urteil generell auf statistische Durchschnittswerte zu stützen, eine Tendenz, die heutzutage einer administrativen Vermassung von Menschen sowie der generellen Verwendung von Maschinen zum Denken Vorschub leistet und auch der ebenso generellen Anwendung von großen Gruppenstudien und Meinungsumfragen. Das sind alles Techniken, die zu Faulheit und Bequemlichkeit verleiten", meinte die Ethnologin.

Nun zu einigen konkreten Forschungsergebnissen, die Germaine Tillion in ihrem Werk „Frauenkonzentrationslager Ravensbrück" (in deutscher Fassung 1998) dargelegt hat: So berichtet sie beispielsweise von ihrem Versuch, die Frauenhäftlinge in soziale Klassen oder Schichten einzuordnen. Dabei stellt sie zunächst fest, dass mindestens ein Viertel der französischen Frauen in Ravensbrück aus kriminellen Gründen verhaftet worden war. Den Ton in den einzelnen Blocks (Unterkunftsbaracken) gaben jedoch die Mitglieder der Résistance an, und diese setzten sich zusammen aus:

—dem intellektuellen und liberalen Bürgertum (Ärztinnen, Lehrerinnen u.ä.),
—Angehörigen des verarmten und militärischen Adels,
—Katholikinnen vorwiegend aus der Bretagne und dem Elsaß,
—praktizierenden Protestantinnen,
—einigen Frauen aus den höheren gesellschaftlichen Kreisen von Paris,
—Kommunistinnen sowie
—Jüdinnen, die sich jedoch in ihrem Verhalten nicht von den Französinnen unterschieden.

Demgegenüber konstatiert Tillion aber auch eine gewisse Verhaltenshomogenität der französischen Frauenhäftlinge im Vergleich zu denen anderer Nationen. So sei eine Pariser Studentin von einer Pariser Arbeiterin – beide in Häftlingskleidung – kaum zu unterscheiden gewesen, was jedoch bei Polinnen sofort möglich war. In diesen Zusammenhängen erläutert sie, dass die unterschiedlichen ethnisch-nationalen Solidargemeinschaften eine größere Bedeutung hatten als die religiösen oder politischen Gemeinschaften. In Bezug auf die Französinnen schreibt sie von einem Übermaß an Patriotismus, das sie u.a. damit erklärt, dass ihr Vaterland von den Deutschen innerhalb eines Menschenalters dreimal überfallen worden war. Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse, Partei oder Religion waren aber nicht die eigentlichen Kriterien, an denen man im Lager gemessen wurde, sondern jeder Häftling wurde nach seinen wahren, inneren Werten eingeschätzt.

Für die Analyse des Lageralltags ist die Feststellung einer internen Hierarchie von Bedeutung. Wenn die deutschen Aufseherinnen für die Einhaltung der Lagerdisziplin im ganzen verantwortlich waren, so hatte in den Baracken eine Häftlingsfrau, die „Blockowa", für Ordnung zu sorgen. Dieser waren je zwei „Stubowas" gewissermaßen als Assistentinnen zugeordnet, die für die vollständige Anzahl von Frauen bei den oft mehrmals am Tage stattfindenden Zählappellen zuständig waren. Die Listen der Barackeninsassinnen mussten täglich von den Häftlingsschreiberinnen aktualisiert werden. Die sogenannte Lagerpolizei rekrutierte sich meist aus besonders brutalen Häftlingsfrauen, die notfalls mit Gewalt Ruhe und Ordnung durchzusetzen hatten.

Für solche und andere Funktionen suchte die SS vornehmlich politische Häftlingsfrauen aus, die genau rechnen, deutsch sprechen und deutsch schreiben konnten. Französinnen hatten in der Regel derartige Funktionen nicht inne. Erst ab 1944 arbeiteten einige von ihnen als Medizinerinnen oder Krankenschwestern im Revier. Sonst waren gerade die Französinnen, die zu den spät eingelieferten größeren nationalen Häftlingsgruppen gehörten, von allen „sicheren" Posten, von allen weniger harten oder mit gewissen Vorteilen verbundenen Arbeiten ausgeschlossen. Sie standen dann auch auf den

untersten Stufen der „Hierarchieleiter" und bekamen oft die Macht anderer Häftlingsgruppen zu spüren, die bestimmte Positionen im Lager inne hatten. Nur wenige Frauen nutzten diese Vorteile nicht aus, und Germaine Tillion zieht daraus das Fazit, dass sie die Menschen hoch einschätzt, „die ihre Macht nicht missbraucht haben. Was die anderen anlangt, so entschuldige ich sie nicht, aber ich hüte mich trotzdem davor, einer Nationalität etwas in die Schuhe zu schieben, was man dem Abschaum der gesamten Gattung Mensch anlasten müsste ..."

Neben Russinnen und Zigeunerinnen gehörten die Französinnen zu denjenigen, die in Ravensbrück am meisten hungern mussten. Germaine Tillion schreibt: „Die Unterschiede in den Lebensbedingungen, die bei einer Lagerpolizistin oder einer polnischen, tschechischen oder deutschen Blockältesten relativ üppig waren, und der französischen Plebs, zu der ich gehörte, waren größer als die zwischen dem Lebensstandard der englischen Königin und den Bewohnern eines Londoner Nachtasyls."

Besonders ab 1943/1944 stand als oberstes Ziel der SS-Führung, somit auch des Ravensbrücker Kommandanten, die wirtschaftliche Rentabilität des Lagers, das heißt die industrielle Arbeitsleistung der Häftlinge, im Mittelpunkt. Die Französinnen gehörten aber zu denjenigen, die in den Fabriken entweder chronisch undiszipliniert waren, bewusst Sabotage trieben oder nicht arbeiteten, weil sie dies nicht konnten oder aus Patriotismus ablehnten. Dazu wurde behauptet, dass die französischen Häftlingsfrauen häufiger und schneller stürben als Frauen anderer Nationen. Selbst tschechische, polnische und deutsche Kameradinnen waren sogar der Meinung, dass die hohe Sterberate ihre Ursache darin habe, dass das französische Volk besonders empfindlich und schwach sei. Diese Auffassung war ein ganz eindeutiges Ergebnis der intensiven, jahrzehntelangen „deutschen Propaganda über die angebliche Degeneration der Franzosen", stellte Germaine Tillion fest.

In Wirklichkeit war es so, dass Französinnen eher vor Hunger starben, weil sie im Gegensatz zu den Gefangenen aus anderen Ländern nur selten oder gar keine Pakete von daheim empfangen durften. Die Deutschen, Polinnen und Tschechinnen erhielten aber z.T. ein oder zwei Pakete im Monat, und diese halfen beim Überleben. 1944 lag über der Sterblichkeitsrate der Französinnen nur die der Häftlingskategorie „Schmuckstücke" und die der ungarischen Jüdinnen sowie der Frauen der Sinti und Roma.

„Das ganze Lager benutzte den Begriff Schmuckstück als Antiphrase, um die elenden menschlichen Wesen zu bezeichnen, die auf der letzten Stufe moralischen und physischen Verfalls angelangt waren. Das Wort ‚Schmuckstück' besitzt keine weibliche Entsprechung, denn die so bezeichnete Kategorie Mensch gehört nicht mehr zu denen, die einem Geschlecht zugeordnet

werden können, sondern zur Neutrumskategorie von Gegenständen, von ‚Stücken' also, und dergleichen habe ich nirgendwo anders als in Ravensbrück angetroffen, obgleich ich mich in Afrika mehrfach während grausamer Hungerperioden aufgehalten habe, aber in Afrika lebten solche Menschen, die sich im letzten, im tödlichen Stadium von Unterernährung befanden, noch in ihrer gewohnten Umgebung und inmitten ihrer Lieben." In diesem Zusammenhang stellte Germaine Tillion nochmals die große Bedeutung der Rolle einer Gruppe, einer Gemeinschaft für den Einzelnen heraus, um die Hoffnung in furchtbarsten Lebensumständen nicht zu verlieren.

Wie sie selbst gehörten auch die anderen NN-Häftlinge zu den „Verfügbaren". Diese bildeten eine Kolonne, die nirgends fest für bestimmte Arbeiten eingeteilt wurde. Sie konnten ständig zu bestimmten Tätigkeiten oder Sondereinsätzen herangezogen werden. Wenn man bei den Verfügbaren bleiben wollte – und viele Französinnen wollten dies –, mussten sie sich entweder für kurze Zeit in einer anderen Kolonne verstecken oder sich den „Schmuckstücken" angleichen, das heißt, sich mit hängenden Schultern, glasigem Blick und irrem Gesichtsausdruck geben. Trotzdem war es äußerst gefährlich, den Status einer Verfügbaren zu behalten, denn schon geringste Verstöße wurden mit „Strafblock" geahndet, und dort hatten die Kriminellen das Sagen, oder aber es verschwanden Häftlinge in sogenannten Schwarzen Transporten geradewegs in den Tod.

Als alle französischen Verfügbaren ab Herbst 1944 als Transportarbeiterinnen in einem Zugentladekommando eingesetzt wurden, versteckten die NN-Kameradinnen Germaine in einer Verpackungskiste, damit sie dort „ungestört" ihre Studien fortsetzen und ihre Revue in Operettenform „Der Verfügbare in der Unterwelt" zu Ende schreiben konnte, denn es war ja das Leben aller, über das Germaine da reflektierte. Was sie selbst dabei bewegte, formulierte sie so: „Der Gedanke daran, dass die Wahrheit gerettet und hinüber gebracht werden müsse, hat mich besessen von meiner Ankunft in Ravensbrück an."

Über ihre Ravensbrücker Feldforschungen hinaus beschäftigte sich die Ethnologin auch mit den politischen, ideologischen und sozio-ökonomischen Hintergründen des Dritten Reichs, der NSDAP und deren erzkonservativen Hintermännern der bürgerlichen Gesellschaft; ein bemerkenswerter interdisziplinärer Forschungsansatz, der in allen ihren Publikationen seinen Niederschlag gefunden hat.

Am Ende ihrer Haftzeit erkrankte Germaine Tillion schwer und stand in Gefahr, wie viele andere auch ermordet zu werden. Aber Kameradinnen versteckten sie vor den Häschern der SS und ermöglichten ihre Evakuierung durch das schwedische Rote Kreuz Ende April 1945.

„Wenn ich überlebt habe", schrieb sie, „so verdanke ich dies ganz sicher in erster Linie dem Zufall, des weiteren meiner Wut sowie dem Willen, alle

diese Verbrechen aufzudecken, und schließlich meiner Koalition der Freundschaft, denn den kreatürlichen Lebenswillen hatte ich verloren."

Über ihre wissenschaftliche Tätigkeit nach Befreiung und Rückkehr schrieb Germaine Tillion: „... j'avais décidé de ne plus m'occuper d'ethnologie, mais de consacrer tous mes efforts à comprendre comment un peuple européen plus éduqué que la moyenne avait pu sombrer dans une telle démence." Eine französische Ethnologin machte sich also Gedanken über die Ursachen und Hintergründe der von den Deutschen begangenen Verbrechen. Ihr waren solche Aufdeckungen zunächst wichtiger als die Wiederaufnahme der ethnologischen Untersuchungen im Maghreb. Germaine vollzog aus eigener Verantwortung einen für sie notwendigen Paradigmenwechsel – und sie fand Unterstützung durch die höchste wissenschaftspolitische Instanz Frankreichs, das C.N.R.S., und durch Kollegen der Annales-Schule. Wie ganz anders im Land der Täter, wo z.T. erst nach über 50 Jahren die Verstrickungen wissenschaftlicher Disziplinen mit dem deutschen Faschismus ans Licht gebracht werden, wo paradigmatische Folgerungen erst spät gezogen wurden.

Insgesamt hat Germaine Tillion drei Bände über das Frauen-KZ Ravensbrück vorgelegt. Der erste erschien 1946, zeitgleich mit Eugen Kogons klassisch gewordenem Buch „Der SS-Staat". Er „behandelte das ganze Lager und enthielt das, was ich selbst gesehen und erfahren habe, unter Verwendung von zwischen 1942 und 1945 aufgeschriebenen Stichpunkten, dürftigen Notizen, die ich zu Beginn einfach nur festhielt, um die Zeit sinnvoll zu nutzen und auf diese Weise denkfähig zu bleiben, wach zu sein und mich um etwas außerhalb der eigenen Person zu kümmern." Sie gab diesem ersten Band den Titel „Auf der Suche nach der Wahrheit", „... denn diese Suche beherrschte mich als Gefangene und sie beherrscht mich noch heute." In diesem Sinn hat sie diesem Band zwei erweiterte Auflagen folgen lassen, in denen sie all das Material aufarbeitete, das sich durch Weiterführung eigener Untersuchungen, durch die Ravensbrück-Prozesse in Hamburg und Rastatt bzw. die Aussagen der SS- Angeklagten und durch neue Archivfunde oder Erlebnisberichte ehemaliger „Ravensbrückerinnen" aus ganz Europa ergeben hatte. So entstand schließlich 1988 „Ravensbrück 3" als Ergebnis jahrzehntelanger Forschung mit dem zwar wenig aussagekräftigen Titel (in der deutschen Fassung von 1998 „Frauenkonzentrationslager Ravensbrück"), der aber gerade die Komplexität des dort Geschehenen und nun zu Erörternden zum Ausdruck bringt. Es ist wie kein anderes ein kulturwissenschaftliches Werk und nimmt einen hervorragenden Platz in der internationalen Ravensbrück-Literatur ein; eine Pionierleistung nennen es französische Rezensenten.

In „Libération" formulierte Germaine Tillion den für ihren Werdegang bezeichnenden Satz: „Toute ma vie, j'ai voulu comprendre la nature humai-

ne, le monde, dans lequel je vivais. En ce sens l'Ethnologie m'a servie en Allemagne. Cela m'a protégée. A Ravensbrück, le moindre écart vous mettait en danger." Ravensbrück war dann für sie auch Anlaß und Anstoß, sich der Geschichte der Frauen zuzuwenden und sich einzusetzen gegen die Existenz von Konzentrationslagern und Verbrechen gegen die Menschlichkeit überall auf der Welt. Mit dieser Haltung ging sie 1954 zurück nach Algerien, wo Bürgerkrieg herrschte und wo sie mitwirkte am Ausgleich der Kräfte, mit dem Ziel der Unabhängigkeit Algeriens. Hier war sie wieder als Ethnologin tätig, der es darauf ankam, die Lebensweise der gegenwärtigen arabischen Bevölkerung, ihre Gemeinschaften vor Ort konkret kennenzulernen. In diesen kulturellen Beziehungen spiegelte sich der politische Hintergrund wider und die Notwendigkeit den „anderen" verstehen zu lernen.

In diesem Sinn schrieb sie ihr neuestes Buch „Il était une fois l'ethnographie!" (Paris 2000), in dem sie die Notwendigkeit komplexer Betrachtungsweisen bei Untersuchungen gegenwärtiger ethnologisch-kultureller Strukturen am Beispiel maghrebinischer Bevölkerungen betont. Grundsätzlich ist es an der Schwelle des dritten Jahrtausends wichtig, dass Ethnographie/Ethnologie ihren Zustand als vermeintlich überholte Disziplin überwindet: „je parle d'un monde révolu et d'un genre d'ethnographie un peu dépassé", heißt es in ihrer Antwort auf eine Frage, ob Ethnographie/Ethnologie nicht mehr existiere. Das Gegenteil ist für Germaine Tillion der Fall: Ethnologie ist gerade für die Erkenntnis vom gegenwärtigen Zusammenleben der Menschheit wichtig: „Si l'ethnologie, qui est affaire de patience, d'écoute, de courtoisie et de temps, peut encore servir à quelque chose, c'est à apprendre à vivre ensemble."

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 333–374*

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1999

Die Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien für das Vereinsjahr 1999 fand am Donnerstag, dem 30. März 2000, im Österreichischen Museum für Volkskunde statt. Der Präsident, HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl, begrüßte zu Beginn die Teilnehmer, erbat die Zustimmung zur Tagesordnung und gedachte der im abgelaufenen Jahr verstorbenen Vereinsmitglieder.

Tagesordnung

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde
2. Kassenbericht
3. Entlastung der Vereinsorgane
4. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
5. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
6. Allfälliges

Im Vereinsjahr 1999 verstorbene Mitglieder

Univ.-Prof. HR Dr. Ernst Burgstaller, Linz; Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr.mont. Eduard Czubik, Leoben; Univ.-Prof. DDr. Hans Jesserer, Wien; Hertha Kölli, Graz; Prof. Arch. Dipl.-Ing. Rudolf Pamlitschka, Wien; Prof. Ilka Peter, Wien; Prof. Dr. Ingeborg Petraschek, Linz; Hermine Süssmayr, Großraming.

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1999

A. Verein für Volkskunde

1. Vereinsveranstaltungen

Insgesamt fanden im Vereinsjahr 1999 36 Veranstaltungen statt: neun Ausstellungseröffnungen, sechs davon im Österreichischen Museum für

Volkskunde in Wien, zwei im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, eine Eröffnung einer Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Stadtmuseum Bratislava; zehn Vorträge, eine Buchpräsentation, eine Lesung, der Tag der offenen Tür am Nationalfeiertag, zwei Exkursionen (gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft); eine Führung außer Haus im Palais Harrach, eine Stadtführung in der Josefstadt; zwei Tagungen: erstens Historikertag in Klagenfurt (gemeinsam mit der Sektion Völkerkunde), zweitens bulgarisch-österreichisches Kolloquium in Kittsee und Wien; DDR-Filmwoche (gemeinsam mit dem Filmhaus Stöbergasse); der Burgenländische Advent im Schloß Kittsee und daneben zahlreiche Konzerte, Kurse, Workshops, Familiensonntage, Kinderführungen in Verbindung mit den jeweils laufenden Ausstellungen.

Veranstaltungskalender 1999

14.01. Führung durch die Sonderausstellung „Il Bambino Gesù" durch HR Dir. Dr. Franz Grieshofer im Palais Harrach.

21.01. Eröffnung der Ausstellung „Phono-Inventionen" von Hans Tschiritsch im Österreichischen Museum für Volkskunde.

28.01. Club im ÖMV mit Mag. Peter Donhauser „Das neue Konzept des Technischen Museums Wien" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

26.02. Eröffnung der Ausstellung „Der Basilisk. Ein Fabeltier erobert Europa" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

25.03. „Phono-Schlußkonzert" mit Tschirtisch's Urwerk & Guests im Österreichischen Museum für Volkskunde.

08.04. Diavortrag „Das Tempelfest des Hu Gong Da Di und andere volkskundliche Imaginationen in China" von HR Dir. Dr. Franz Grieshofer im Österreichischen Museum für Volkskunde.

16.04. Ordentliche Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien und feierliche Überreichung einer Festschrift an den Präsidenten des Vereins für Volkskunde HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl im Österreichischen Museum für Volkskunde.

23.04. Ordentliche Generalversammlung des Vereins Ethnographisches Museum Schloß Kittsee im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

06.05. Vorträge der Sektion Historische Volks- und Völkerkunde im Rahmen des 22. Österreichischen Historikertages in Klagenfurt. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin: Die Volkskunde an der Schwelle zum 21. Jahrhundert; Ass.-Prof. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch: Offene Grenzen. Überlegungen zur Europäi-

schen Ethnologie in der Spätmoderne; Werner Zips: Überlegungen zur ethnohistorischen Dezentrierung der Moderne; Hermann Mückler: Die Bedeutung der Migrationsforschung für die Untersuchung multikultureller Gesellschaften.

18.05. Internationaler Museumstag, Eröffnung der Ausstellung „Galizien – Ethnographische Erkundungen bei den Bojken und Huzulen in den Karpaten" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

20.05. Diavortrag von Prof. Dr. Gerd Kaminski „Holzmasken und Silberkronen – Brauchtum in der geheimnisvollen Provinz Guizhou" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

21.05. Premiere des Stücks für Glasharmonie und Erzähler „Die gläserne Spinne. Phantasie aus dem Depot" von Peter Wagner (Autor) und Gerald Schönfeldinger (Komposition) im Schloß Kittsee.

27.05. Filmvorführung „Schatten unserer vergessenen Ahnen" (Shadows of Our Forgotten Ancestors), UdSSR 1964, im Zusammenhang mit der Galizien-Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde.

29.05. Geographisch-archäologisch-volkskundliche Exkursion in die oberösterreichische Eisenwurzen, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

09.06. Buchpräsentation des von Univ.-Prof. Dr. Franz K. Stanzel herausgegebenen Buches „Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts" im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien.

10.06. Tanzfest im Schönbornpark im Rahmen der Bezirksfestwochen mit anschließender Eröffnung der Ausstellung „Die Waldkarpaten. Eine photographische Wanderung. Photos von Andrzej Polec" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

17.06. Vortrag von Prof. Ivan Megela, Uschgorod, über „Die Huzulen in den Augen ihrer Nachbarn" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

19.06. Eröffnung der Ausstellung „Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren. Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

24.06. Diavortrag über Bojken und Huzulen von Ulrich Göttke-Krogmann im Österreichischen Museum für Volkskunde.

16.09. Eröffnung der Ausstellung „Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR in den 70er und 80er Jahren" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

03.10. Matinée mit Ferdinand Kaup im Österreichischen Museum für Volkskunde „Auferstanden aus Ruinen, in die Platte reingepreßt ... Verdichtetes und andere Zeugnisse aus dem ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat. Sprüche und Widersprüche von hüben und drüben – versunken und vergessen. Oder doch nicht?"

06.10. Stadtrundgang „Rund um Maria Treu" mit Dr. Erich Kaessmayer.

10.–12.10. Bulgarisch-Österreichisches Kolloquium „Europäische Ethnologie an der Wende. Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee und im Österreichischen Museum für Volkskunde.

13.10. Vortrag von Diözesanarchivar Dr. Hans Peter Zelfel im Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien „Wallfahrtsstätten im Burgenland".

15.10. Eröffnung der Ausstellung „Nußknacker – Aristoteles, Tschaikowsky, Solingen" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

16.10. Herbstexkursion ins Burgenland, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

26.10. Tag der offenen Tür am Österreichischen Nationalfeiertag im Österreichischen Museum für Volkskunde.

28.10. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Peter Christian Aichelburg „Zeit im Wandel der Zeit. Zur Entwicklung des Zeitbegriffs" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

05.–11.11. DDR-Filmwoche, begleitend zur Ausstellung „Leben in der Platte", veranstaltet gemeinsam mit dem Filmhaus Stöbergasse.

11.11. Vortrag von Dr. Peter Purgathofer „Der Jahr-2000-Bug zwischen Panik und Verharmlosung" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

25.11. Vortrag von Dr. German Müller „Endzeitvorstellungen sogenannter Sekten – psychologische Aspekte und deren Hintergrund" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

02.12. Eröffnung der Ausstellung „2000:Zeiten/Übergänge. Die Ausstellung zur Jahrtausendwende" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

03.–05.12. 18. Burgenländischer Advent im Schloß Kittsee, veranstaltet gemeinsam mit dem ORF Landesstudio Burgenland.

07.12. Eröffnung der Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde „... und Friede den Menschen auf Erden" im Stadtmuseum in Bratislava.

09.12. Vortrag von Dr. Andreas C. Bimmer „Von Übergang zu Übergang. Ist Van Gennep noch zu retten?" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

15.12. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Günther Jontes „Drachen. Vermeintliche Realität und Symbolik in Europa und Asien" im Österreichischen Museum für Volkskunde.

2. Mitgliederbewegung

Die Statistik verzeichnet für das Jahr 1999 eine Zahl von 883 Mitgliedern, bei 16 Austritten, 8 Todesfällen und 43 Neueintritten.

3. Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 53. Band der Neuen Serie (102. Band der Gesamtserie) mit 600 Seiten. Schriftleitung: Klaus Beitl, Franz Grieshofer. Redaktion: Margot Schindler (Aufsatzteil und Chronik), Klara Löffler (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich, Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde, Jahrgang 34, 10 Folgen, 88 Seiten. Redaktion: Margot Schindler.

Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde

Band 72: Franz Grieshofer (Red.), Hans Christian Tschiritsch. Phono-Inventionen. Wien 1999, 24 Seiten, zahlr. Abb.

Band 73: Wenzel Müller, Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR der 70er und 80er Jahre. Wien 1999, 144 Seiten, zahlr. Abb.

Band 74: Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter, 2000: Zeiten/Übergänge. Zur Konstruktion der Jahrtausendwende. Wien 1999, 95 Seiten, zahlr Abb.

Kittseer Schriften zur Volkskunde

Band 10: Veronika Plöckinger, Matthias Beitl (Hg.), Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren. Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien. Kittsee 1999, 84 Seiten, zahlr. Abb.

Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde

Band 16: Olaf Bockhorn, Gunter Dimt, Edith Hörandner (Hg.), Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, 484 Seiten, Abb.

Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien

Band 4: Franz Grieshofer, Margot Schindler, Netzwerk Volkskunde: Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag. Wien 1999, 696 Seiten, 88 Abb.

B. Museum für Volkskunde

1. Finanzen und Personal

Die Finanzen bewegten sich wieder in der Höhe der letzten Jahre. Schwierig bis prekär entwickelte sich hingegen die Personalsituation im abgelaufenen Jahr. Nachdem in den letzten Jahren unter dem Hinweis auf Einsparungsmaßnahmen auf dem Personalsektor im Bundesdienst durch das Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten, jetzt Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, keine Abgänge nachbesetzt wurden, trifft dies das Museum von Jahr zu Jahr massiver. Nach der Pensionierung von Frau Eva Pfeiffer ist seit Oktober 1999 die Stelle des Personal- und Rechnungswesens vakant. Die mit einem befristeten Vertrag angestellte Schreibkraft, Frau Christine Buchinger, wechselte mit November 1999 in die Nationalbibliothek auf einen unbefristeten Posten. Das gesamte Sekretariat ist somit seit nahezu einem Jahr unbesetzt. Auch der Handwerker, Herr Karl Streimelweger, der bereits während des ganzen Jahres im Krankenstand war, ging mit November 1999 in den frühzeitigen Ruhestand. Ihm folgte mit April dieses Jahres Herr Peter Falk, der für die Metallrestaurierung und die Hauselektrik zuständig war. Zwei Mitarbeiterinnen sind im Karenzurlaub, Frau Mag. Nora Witzmann-Czapka (wiss. Dienst) und Frau Monika Maislinger-Preinstorfer (Textilrestaurierung). Die Karenzvertretung für Frau Mag. Witzmann konnte ab 1.1.2000 mit Frau Mag. Kathrin Pallestrang besetzt werden.

Von ursprünglich 28 Planstellen, sind derzeit 20 besetzt. Die Direktion arbeitet an der Verbesserung dieser für das Museum auf Dauer unhaltbaren Situation.

2. Raumfragen

Die Renovierung der sogenannten „Niederländer-Galerie" wurde 1999 abgeschlossen. Der repräsentative Raum, welcher derzeit als Sitzungszimmer und Besucherempfang dient, wurde mit einer feierlichen Soirée, an der Vertreter der Museumsabteilung des Ministeriums und des Bundesdenkmalamtes teilnahmen, eingeweiht. Die Übersiedlung der Studiensammlung von Siegendorf nach Wien konnte ebenfalls in diesem Jahr abgeschlossen werden. Die Einrichtung und endgültige Ordnung des Depots ist allerdings aufgrund der Personalsituation momentan nicht zu bewältigen.

3. Sammlung

a) Hauptsammlung

Die Hauptsammlung wuchs um 357 Objekte von Inv. Nr. 78.460 auf Inv. Nr. 78.817 an. Hinter diesen Zahlen verbirgt sich die Textilsammlung Emilie Flöge, die im vorigen Jahr mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten erworben werden konnte. Von Xenia Kolotylo, einer in Wien lebenden Ukrainerin, wurde eine Kollektion von textilen Handarbeiten angekauft. Dazu widmete Frau Kolotylo eine ukrainische Frauentracht. Von Frau Renate Grasberger erwarb das Museum drei Kinderkleider aus Bukarest und eine sog. Switbert Lobisser-Frauentracht aus Kärnten. Im Nachklang zur großen „Taschen"-Ausstellung im vergangenen Jahr konnten eine Reihe von Tragegeräten des Alltags inventarisiert werden. An Möbeln erwarb das Museum eine Eferdinger Spreisseltruhe, die in der Sammlung bisher gefehlt hatte, dazu eine weitere Truhe aus Oberösterreich und eine Hochzeitstruhe aus Ungarn. Unter den Erwerbungen finden sich aber auch Erinnerungsgegenstände an die totale Sonnenfinsternis, die im vergangenen Jahr eine Flut von Merchandising-Objekten auf den Markt schwemmte (Brillen, SoFi-Bierflaschen, Kaffeetassen). Insgesamt wurde ein Betrag von ca. S 200.000,– für Ankäufe ausgegeben.

Das Österreichische Museum für Volkskunde hatte aber leider nicht nur Zu-, sondern erstmals nach langer Zeit auch Abgänge zu verzeichnen. An Frau Bettina Looram-Rothschild wurden fünf Objekte restituiert, die 1949 in den Besitz des Museums gelangt waren. Einen viel größeren und schmerzlicheren Verlust stellt der Nachlaß des Künstlers Ernst Huber dar, der in Einvernahme mit der Finanzprokuratur an die nach zwanzig Jahren neu aufgetauchten Erben zurückgegeben wurde. Es handelt sich dabei um die Volkskunstsammlung von Ernst Huber mit ca. 400 Objekten. (vgl. Ernst Hubers Volkskunstsammlung [= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Nr. 44] Wien 1983).

b) Bibliothek

Bei einem Stand von 42.121 Inventarnummern konnte die Bibliothek des Museums einen numerischen Zuwachs von 1.020 Nummern verzeichnen. Diese gliedern sich in 699 Monographien (N), 129 Museumsführer (F), 142 Sonderdrucke (S) und 49 Zeitschriften (Z). Angekauft wurden 407 Bände, auf den Tausch fallen 167 Exemplare, 235 Bände wurden der Bibliothek gewidmet.

Die Bibliothek, die von Dienstag bis Freitag geöffnet ist, wurde von 294 Besuchern frequentiert. Für die Recherche stehen 2 PCs zur Verfügung. Auch die Fernleihe wurde wieder in Anspruch genommen.

c) Photothek

Laut Auskunft des Betreuers der Photothek, Hans Gruber, hält die Positivsammlung bei 61.450 Inventarnummern, was einem Zuwachs von 560 Bildern entspricht. Weiters kamen 110 Dias (insgesamt 17.995 Dias), 146 Großformatfotos (660) und 30 Negativstreifen (1.445) hinzu. Alle Streifennegative und die Ektachroms wurden entsprechend den konservatorischen Richtlinien neu verpackt.

Die Photothek hatte 47 auswärtige Aufträge zu bearbeiten.

d) Restaurierung

Aufgrund der Personalsituation konnten im vergangenen Jahr keinerlei nennenswerte Restaurierungen durchgeführt werden.

4. Ausstellungen und Leihverkehr

a) Ausstellungen im Österreichischen Museum für Volkskunde

Bis Ende Jänner wurde noch die Weihnachtsausstellung „Gnadenreiches Jesulein. Jesuskindverehrung in der Andachtsgraphik" gezeigt.

- Hans Christian Tschiritsch – Phono-Inventionen. Jänner bis 28. März 1999, Kuratoren Dr. Franz Grieshofer und Hans Ch. Tschiritsch. „Die Musikinstrumente von Hans Christian Tschiritsch (1954) sind in zweifacher Weise von besonderem Interesse: Es sind vielfach Metamorphosen von Gebrauchsgegenständen des Alltags zu tönenden Kunstgegenständen, deren klangliches Prinzip es im wesentlichen schon gibt und zugleich, so wie sie Tschiritsch schafft, noch nicht gibt. Grundsätzlich erkennen wir in Tschiritsch's Werk zwei Bereiche, die den Künstler am Musikinstrument und zwar speziell an dessen klanglichem Aspekt reizen: Zum einen ist es das Phänomen der Obertöne und zum anderen die Verfremdung von Klängen". (Zitat aus dem Katalog). Zu diesem Anlaß baute der Museumstischler Franz Schlosser ein riesiges begehbares Mittelding aus Drehleier und Geige, in dessen Innerem ganz ungewöhnliche Klangerlebnisse hörbar wurden. Diese Ausstellung, die mit einer Tanzperformance eröffnet wurde, fand sowohl bei der Presse als auch beim Publikum reges Interesse. Das Ensemble „Tschiritsch's Urwerk" gestaltete bestens besuchte Phono-Sessions und Kinderkonzerte.
- Der Basilisk. Ein Fabeltier erobert Europa. 27. Februar bis 2. Mai 1999. Eine Ausstellung des Instituts für Bayerische Literaturgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München unter der Leitung von Univ.-

Prof. Dr. Dietz-Rüdiger Moser und Dr. Marianne Sammer. Eröffnung durch Bundesministerin Elisabeth Gehrer.

- Galizien. Ethnographische Erkundungen bei den Bojken und Huzulen in den Karpaten. 19. Mai bis 29. August 1999. Diese Ausstellung wurde vom Ethnographischen Museum Schloß Kittsee übernommen. Die Eröffnung nahm abermals Frau Bundesministerin Elisabeth Gehrer vor. Die Ausstellung wurde unter anderen vom ukrainischen Kulturminister und vom neuen Botschafter der Ukraine in Wien besucht.
- Im Rahmen der Galizien-Ausstellung wurde auch die zuvor in Kittsee gezeigte Foto-Ausstellung von Andrzej Polec, „Waldkarpaten – eine fotographische Wanderung" vom 10. Juni bis 29. August 1999 präsentiert.
- Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR der 70er und 80er Jahre. 16. September bis 14. November. Kurator Mag. Wenzel Müller in Zusammenarbeit mit dem Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt.
- 2000: Zeiten/Übergänge. Die Ausstellung zur Jahrtausendwende. 2. Dezember 1999 bis 13. Februar 2000. Kuratorinnen: Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Brigitte Rauter.

b) Große Krippenausstellung im Mestskè Múzeum Bratislava, 7. Dezember 1999 bis 30. Jänner 2000

Organisation: Dr. Franz Grieshofer in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Kulturinstitut in Bratislava

c) Leihgaben für Ausstellungen außerhalb des Hauses

- Dürnhof Stift Zwettl
- Kaiserlicher Stadl Grundlsee: Conrad Mauthner – Großes Talent
- Kassel, Museum für Sepulkralkultur: Kiste – Kutsche – Karavan
- Kunsthalle Krems: Haltbar bis ... Design auf Zeit
- Diözesanmuseum Graz: Sterne. Himmelslichter in Kunst und Volkskunde
- Ethnographisches Museum Schloß Kittsee: Nußknacker – Aristoteles, Tschaikowskij, Solingen

5. Besucher und Vermittlung

Im Jahr 1999 konnte die Besucherzahl im Haupthaus um 31% gesteigert werden und zwar von 16.466 auf 21.534. Die Zahl der Schüler stieg von 2.918 auf 9.135, jene der Führungen von 191 auf 256.

Das Ethnographische Museum Schloß Kittsee zählte 12.314 Besucher, die Sammlung Religiöse Volkskunst 484, die Außenstelle in Gobelsburg 578. Die Krippenausstellung in Bratislava wurde von 5.000 Besuchern frequentiert.

Die große Steigerung bei den Schülerzahlen ist auf ein verstärktes museumspädagogisches Angebot zurückzuführen. Neben den zahlreichen altersspezifischen Führungen gab es zu den einzelnen Ausstellungen spezielle Workshops, die von Kindergärten, Schulklassen und Hortgruppen stark in Anspruch genommen wurden. Auch die regelmäßig stattfindenden Familiensonntage erfreuten sich regen Zuspruchs. Die beiden Ausstellungen „Tschiritsch" und „Basilisk" waren die erfolgreichsten bei den jugendlichen Besuchern, aber auch die Jahreswechsel-Ausstellung wurde von über 70 Schulklassen besucht. Insgesamt wurden 1999 256 Führungen durchgeführt. Der gute Besuch ist ein Resultat der vielfältigen Ausstellungsprogrammierung und einer effizienten Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

Das ORF-Landesstudio Wien drehte im November unter der Leitung von Dr. Hermann Sternath einen dreißigminütigen Film über das Österreichische Museum für Volkskunde, der am 18. Dezember 1999 unter dem Titel: „Vom verborgenen Sinn der Dinge" ausgestrahlt wurde. Es ist dies der erste längere Film über das Museum seit der in den sechziger Jahren vom Hessischen Fernsehen unter Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann gedrehten Dokumentation.

6. Forschung und Publikationstätigkeit

a) Projekte

- Das Österreichische Museum für Volkskunde beteiligt sich als zentraler Kontaktpunkt für Österreich an einem unter der EU-Schiene Raphael 99, Action III.1, laufenden Programm, in welchem sich zehn europäische Museen zu einem Netzwerk zusammenschließen, um eine gemeinsame Plattform für eine „Europäische Textilstraße" zu bilden, die in Form einer Internet Website, einer CD-ROM und einer korrespondierenden Publikation eine breitere Öffentlichkeit erreichen möchte. Das Programm läuft unter dem Titel „Virtual European Textile Heritage Sites Itineraries" (VETHSI), wird vom ETN (European Textile Network, Hannover) und dem Institut für Raumplanung der Universität Dortmund als Coorganisatoren getragen und schließt Volkskundemuseen mit bedeutenden Textilsammlungen (Wien, Ljubljana, St. Petersburg) und ausgesprochene Textil- und Handwerksmuseen (Krefeld/D, Chieri/I, Berlin/D, Jyväskylä/FIN, Antwerpen/B, Lissabon/P und London/UK) ein. Das Ar-

beitspensum ist auf drei Jahre projektiert. Im Juni 1999 fand in St.Petersburg, Rußland, das erste Kontakttreffen der Arbeitsgruppe statt, bei welchem die Konzipierung des Projekts und die Abstimmung des Programms der zehn Partnerländer bzw. -institutionen erfolgte ((vgl. Bericht über das 1. Arbeitstreffen in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 102/LIII, Wien 1999, 391–399). Bei der zweiten Arbeitssitzung im Textilmuseum in Krefeld, Deutschland, im März 2000, wurden Form und Inhalt des zu erarbeitenden Materials präzisiert (vgl. Bericht über das 2. Arbeitstreffen in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 103/LIV, Wien 2000, 215–218) und derzeit, also im Frühjahr bis Herbst 2000, findet die Recherchephase in den einzelnen Ländern statt. Jedes Land wird in der von der EU gestützten Startphase zwanzig Kontaktpunkte einbringen, sodaß Ende 2001 ein Netzwerk von circa 200 Stützpunkten in ganz Europa zur Verfügung stehen wird. Im März 2001 wird das dritte Arbeitstreffen der zentralen Projektpartner am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien stattfinden, wo der Feinschliff der Internetversion erfolgen wird. Begleitpublikation und CD-Rom sollen Ende des Jahres 2001 vorliegen. Die Leitung des Projekts am Österreichischen Museum für Volkskunde obliegt OR Dr. Margot Schindler (Assistenz: Elisabeth Egger, Fachhochschul-Studiengang InterMedia, Dornbirn).

b) Teilnahme an Kongressen und Tagungen

- Zagreb – Jubiläumsveranstaltung 80 Jahre Ethnographisches Museum Zagreb (Grieshofer)
- Namur, Belgien – NET-Vereinigung der Europäischen Ethnographischen und Kulturhistorischen Museen (Grieshofer, Plöckinger)
- Klagenfurt – Historikertag (Grieshofer, Schindler)
- Wien – Österreichischer Museumstag (Grieshofer, Schindler, Plöckinger, M. Beitl)
- Kittsee – Bulgarien-Kolloquium (Grieshofer, Schindler, Plöckinger, M. Beitl)
- Salzburg – Tagung am Historischen Institut „Der Kult ums Essen" (Schindler)
- St. Petersburg – White Nights-Symposion, Arbeitsgespräch der Raphael EU-Projektgruppe VETHSI (Schindler)
- Zagreb – CEICOM-Meeting (Schindler)
- Linz – EU-Seminar, ICOM-Österreich, (Schindler, M. Beitl)

c) Publikationen

Siehe Vereinsbericht

d) Vortragstätigkeit

- Museumskurs in Spittal/Drau (Grieshofer)
- Fremdenführerausbildung (Grieshofer)
- Kroatisches Zentrum Wien, Ausstellungseröffnung (Grieshofer)
- Maibaum in Mauer (Grieshofer)
- St. Petersburg (Schindler)
- Zagreb, 80-Jahr-Feier, (Grieshofer)
- Zagreb, CEICOM (Schindler)
- Linz, EU-Seminar (Schindler, M. Beitl)

7. Sonstige Veranstaltungen

- Die zum Teil gemeinsam mit dem Verein für Volkskunde durchgeführten Veranstaltungen dienten zur Ergänzung und Vertiefung der Sonderausstellungen. Zu erwähnen sind die Phono-Sessions, die Phono-Kinderkonzerte und das Phono-Schlußkonzert von Tschiritsch's Urwerk. Wissenschaftliche Vortragsreihen gab es zur Galizien-Ausstellung und zur Ausstellung „2000:Zeiten/Übergänge". Gemeinsam mit dem Filmhaus Stöbergasse wurde eine Woche des DDR-Films veranstaltet. Außerdem fanden Matineen zur Literatur in der DDR, zur Musik in der DDR und eine Buchpräsentation „..keiner kam durch. Zur Geschichte der innerdeutschen Grenze" statt. Eine weitere Buchpräsentation galt dem inzwischen bekanntesten Objekt des Museums, der sogenannten „Völkertafel", der die Akademie der Wissenschaften ein Projekt gewidmet hatte, an dem auch der Direktor des Museums teilnahm. In Kittsee wurden Künstlerworkshops und der alljährliche Kittseer Advent veranstaltet. Die Museumsräumlichkeiten in Wien und Kittsee dienten außerdem auch fremden Organisationen als Veranstaltungsorte.
- Gemeinsam mit ICOM-Österreich (HR Univ.-Prof. Dr. Günther Dembski, Mag. Hadwig Kräutler) und dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Ass.-Prof. Dr. Reinhard Johler) wurde am Österreichischen Museum für Volkskunde die Studienreise von 34 dänischen Museumskollegen und -kolleginnen vom 20. bis 26. September 1999 nach Wien organisiert und programmiert. Die Führung im Österreichischen Museum für Volkskunde und eine Einführung in die Geschichte der Volkskunde in Österreich wurde von Dr. Margot Schindler durchge-

führt. Univ. Ass. Dr. Bernhard Tschofen übernahm einen Vortrag zur Präsentation gegenwärtiger Aspekte und theoretischer Ideen zur Volkskunde in Österreich.

- Anläßlich der Ausstellung „Zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren. Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien" fand am Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 10. bis 12. Oktober 1999 ein von HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl, Ass.-Prof. Dr. Reinhard Johler und Dr. Anelia Kassabova-Dintcheva konzipiertes „Bulgarisch-Österreichisches Kolloquium" unter dem Titel „Ethnologie an der Wende. Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen" statt. Am 12. Oktober statteten die Referenten und Teilnehmer dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien einen Besuch ab und wurden hier von Dr. Franz Grieshofer und Dr. Margot Schindler mit den zentraleuropäischen Strukturen des Hauses bekannt gemacht.

2. Kassenbericht

Im Berichtsjahr 1999 stehen Einnahmen von öS 1,273.800,29 Ausgaben in der Höhe von öS 1,133.135,61 gegenüber. Die Kosten für den Druck von vier Heften der Zeitschrift betrugen öS 342.822,50. Dem stehen Einnahmen von öS 278.683,00 gegenüber. Für den Vereinsbetrieb ergaben sich folgende wichtige Einnahmen: Mitgliedsbeiträge öS 192.955,00, Verkauf von Publikationen öS 174.288,00, Subventionen für die Zeitschrift öS 85.000,–, Spenden öS 30.504,00. Wesentliche Ausgaben waren öS 150.985,82 für die Herstellung von Publikationen, öS 20.708,80 für den Druck des Nachrichtenblattes, öS 98.929,20 an Porto, öS 49.750,00 für Rechnungsführung und Aushilfsdienste. Die Herstellung der Festschrift Beitl kostete öS 365.718,80. Durch Subventionen und den Verkauf der Festschrift sind bereits wieder öS 293.100,– davon auf das Konto eingegangen. Der Fehlbetrag verringert sich laufend durch den guten Verkauf des Bandes. Die Einnahmen aus dem Vertrieb der Zeitschrift und aus den Mitgliedsbeiträgen haben sich vermehrt ebenso wie die Erträge aus dem Verkauf von Publikationen. Insgesamt erbrachte das Berichtsjahr 1999 für den Vereinsbetrieb einen buchmäßigen Gewinn von öS 140.664,68.

3. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüferinnen, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde der Kassier einstimmig von der General-

versammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

4. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

In Anbetracht der stetig steigenden Kosten und des demnächst erfolgenden Umstiegs auf die neue Währung einigte man sich im Ausschuß auf eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrages um öS 50,– auf einen Betrag von öS 300,– (Euro 21,79). Die Entscheidung wurde von der Generalversammlung angenommen. Der Preis für die Zeitschrift blieb gleich: Jahresabonnement für Mitglieder öS 320,–. Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf öS 480,–, das Einzelheft kostet öS 120,–, für Mitglieder öS 80,–.

5. Bestätigung von korrespondierenden Mitgliedern

Vom Vereinsausschuß wurden für dieses Jahr keine neuen Korrespondierenden Mitglieder ernannt.

Zum Tagesordnungspunkt Allfälliges gab es keine Wortmeldung.

Im Anschluß an die Generalversammlung fand ein Gastvortrag von emer. Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich, Freiburg i. Br., unter dem Titel „Drachen – gestern und heute. Vom Wandel eines Feindbildes" statt. Die Gerneralversammlung fand bei einer kleinen Bewirtung in den Ausstellungsräumen der Sonderausstellung „Drache – Majestät oder Monster" ihren Ausklang.

Franz Grieshofer, Margot Schindler

Bericht über das 32. Internationale Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Bremen vom 27. September bis 2. Oktober 1999

Für das 32. Internationale Hafnerei-Symposium hatten die Veranstalter, Prof. Dr. Uwe Mämpel vom Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Bremen und Dr. Werner Endres für den Arbeitskreis für Keramikforschung, das Schwerpunktthema „Der keramische Brand" vorgeschlagen. Diesem speziellen Themenkreis widmeten sich 16 der insgesamt 26 Vorträge, und er bildete mit dem Besuch der Firma Nabertherm auch einen Schwerpunkt des Exkursionsprogramms. Zu Beginn der Tagung begrüßte der Rektor der Hochschule Bremen, Prof. Dr. Ronald Mönch, die insgesamt etwa 100 Teilnehmer aus sieben Ländern (Deutschland, Luxemburg, Niederlande, Österreich, Schweiz, Spanien und Ungarn).

Am Beginn der Tagung standen zwei theoretische Referate. Mit seinen „Anmerkungen zu den Begriffen Technik, Kunst und Ästhetik" hielt Uwe Mämpel ein Grundsatzreferat über die von ihm präferierte Herangehensweise an Keramik. Am Beispiel des Raku-Brandes, den Mämpel als eine keramische Brenntechnik mit starker emotionaler und ästhetischer Komponente begreift, entwickelte er Definitionen der drei zentralen Begriffe und plädierte dafür, neben der Berücksichtigung technischer Aspekte bei der Bewertung von Kunst/Keramik die Lehre der Ästhetik in den Vordergrund zu stellen. Ohne hierzu in einem direkten Gegensatz zu stehen, betonte Ingolf Bauer, München, in seinem Beitrag „Von der Polytechnik zur Technologie – zum Niedergang der handwerklichen Keramikherstellung im 19. Jahrhundert" stärker den technologischen und sozialwissenschaftlichen Aspekt. Der Niedergang der handwerklichen Keramik im 19. Jahrhundert sei demnach weniger auf die überstarke Konkurrenz der – ästhetisch anspruchsloseren – Industrieprodukte, sondern auf die Resignation der Handwerker selbst infolge einer bereits im 18. Jahrhundert einsetzenden Herabwürdigung ihrer Tätigkeit durch Physiokraten und die universitäre technologische Forschung und Lehre zurückzuführen.

Beim nachträglichen Versuch des Berichterstatters, die sehr vielfältigen Vorträge zum Schwerpunktthema inhaltlich zu gruppieren, zeichnen sich drei Komplexe ab: Praktische Fragen und experimentelle Erfahrungen (der Referenten) beim Brennen von Keramik, archäologische Forschungen zu Töpferöfen und technologische Entwicklungen im Ofenbau.

Dem ersten Bereich war die größte Anzahl von Beiträgen gewidmet: Ernst Fehr, Bern, berichtete von seinen Beobachtungen über „Vorgänge während des keramischen Brandes" aufgrund eigener, langjähriger praktischer Tätigkeit. Wolfgang Müller, Bonn, stellte seine Ergebnisse beim

„Brennen ‚grauer' Keramik in einem rekonstruierten römischen Töpferofen" vor. Ilse Schütz, Agost, bewies mit dem Referat über den „Spanischen ‚horno árabe' – Bau und Nutzung" zum wiederholten Male die Wichtigkeit der aktuellen Feldforschung, indem sie das rapide Verschwinden dieses stehenden Ofentyps bei den letzten handwerklich arbeitenden Töpfern Spaniens feststellen mußte, womit zugleich Kenntnisse des Ofenbaus wie auch der Keramikproduktion selbst verloren gehen. Zunächst ganz experimentell ausgerichtet war der Beitrag von Jochen Brandt, Usingen, der sich mit der „Glasurtechnik im Pulverbett – Untersuchungen zu einer iranischen Glasurtechnik" beschäftigte. Ihm gelang es, das Rätsel ringsum glasierter Perlen – ohne jeden Glasurfehler durch Aufsatzpunkte auf einen Träger während des Brandes – sowohl theoretisch wie auch im praktischen Versuch zu lösen, und er lieferte außerdem die chemisch-technologische Begründung für die in Europa unbekannte Technik, die auch Erklärungsansätze bei technologischen Fragen zur Herstellung alt-ägyptischer Fayencen bietet.

Konrad Spindler, Innsbruck, unterstrich in seinem Vortrag „Auf dem Weg zum erfolgreichen Brand: Herstellungs- und Dekortechniken bei Bunzlauer Keramik", dass die Entwicklung neuer keramischer Techniken allein noch keinen wirtschaftlichen Erfolg bedeutet, sondern dass, wie sich am Beispiel der Bunzlauer Keramikindustrie zeigen lässt, die Techniken auch sicher beherrscht werden und die gewünschten Ergebnisse ständig reproduzierbar sein müssen. Den experimentellen Charakter bei der Entwicklung neuer Dekore durch den gezielten Einsatz von Glasuren und Brenntechniken betonte auch Meike Granzow, Heidelberg, in dem Beitrag „Der reduktive Brand am Beispiel der Keramiken von Michail Aleksandrovic Vrubel". Auf künstlerischem Wege gelang es Vrubel in einer Künstlerkolonie bei Moskau um die Jahrhundertwende ein spezielles Verfahren zur Aufbringung fast reinen Metalls auf den keramischen Scherben, der mit einer Überglasur versehen wurde.

Die sechs archäologischen Beiträge zum Schwerpunktthema berührten Fragen zum keramischen Brand von der Römerzeit bis ins 18. Jahrhundert. In seinem Beitrag „Die frühmittelalterlichen Töpferöfen am rheinischen Vorgebirge" stellte Christoph Keller, Königswinter, die – noch nicht zu beantwortende – Frage, ob die im Vorgebirge bei Bonn ausgegrabenen Öfen des 7.–9. Jahrhunderts eine Kontinuität römischer Brenntechniken im Rheinland dokumentieren. Gabriele Scharrer, Brunn am Gebirge, stellte überblicksartig „Mittelalterliche Töpferöfen im österreichischen Donauraum" vor und versuchte an einem Beispiel auch den wirtschaftlichen und organisatorischen Kontext des ausgegrabenen Ofens zu klären, der bei einem mittelalterlichen Hofgut gestanden hat und als Beleg für ein grundherrschaftlich gebundenes Handwerk im 11. Jahrhundert interpretiert wur-

de. Den Bogen zwischen den beiden vorgenannten Vorträgen spannte Barbara Weiser, Bamberg, mit ihren Ausführungen zu „Brennöfen 500 n. Chr.–1500 n. Chr. Entwicklungsbeispiele und Grundlegendes zu Zugsystemen". Weiser konstatierte, dass die verschiedenen bekannten Ofentypen zwar die grundlegende Entwicklung vom stehenden zum liegenden Ofen erkennen lassen, die Zusammenhänge aber allein aufgrund ethnographischer Vergleiche nicht erkennbar sind. Günter Unteidig, Leipzig, stellte einen „Tonpfeifenbrennofen aus Grimma" vor, bei dem es sich um einen stehenden Töpferofen handelt, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Übernahme durch einen Pfeifenbäcker für dessen Zwecke umgebaut wurde, womit eines der sehr seltenen baulichen Zeugnisse für die nicht nur in Sachsen weit verbreitete Tonpfeifenbäckerei vorliegt. Ludwig Baron Döry, Friedberg, stellte keramische „Brennhilfen der Fayenceherstellung in Frankfurt am Main" vor und legte dabei besonderen Wert auf die Klärung der Funktion der in großer und sehr unterschiedlicher Form vorliegenden Stapelhilfen, Kapseln usw. Zuletzt ist noch Jürgen Tzschoppe, Bonn, zu nennen, der aufgrund eigener Erfahrungen bei „Ausgrabungen von Keramikbrennöfen" praktische Hinweise zum Verhalten am Grabungsort gab.

Den dritten Komplex, die technologische Entwicklung der Brennöfen im 19. und 20. Jahrhundert, griffen drei Referenten auf. Lothar Schyia, Halle/S., stellte „Leben und Wirken von Friedrich Hoffmann – Sein weltweites Ringofenpatent" vor und unterstrich dessen Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Ziegelindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Über den direkten Konkurrenten Hoffmanns, „Die Firma Georg Mendheim – Gasofenbau und Ofenbau im 19. Jahrhundert", berichtete Katharina Schütter, Hamburg. Die Entscheidung der Firma schon in den 1860er Jahren, beim keramischen Brand Gas als Energieträger zu verwenden, führte nach der Lösung technischer Probleme ab 1873 zum durchschlagenden Erfolg in der keramischen Industrie, wie die Referentin anhand umfangreicher Quellenstudien belegen konnte. Von dieser Entwicklung blieben die (Steinzeug-) Töpfer unberührt, wie dem Vortrag von Irmgard Endres, Regensburg, „... um blinden Feuerlärm zu vermeiden, falls Flammen sichtbar werden sollten ...'. Steinzeugbrennöfen fernab des Westerwaldes" zu entnehmen war. Mit dem Transfer der Steinzeugproduktion aus dem Westerwald nach Bayern war kein (brenntechnischer) Innovationsschub verbunden, sondern es ist eher ein Verharren in den bekannten und erprobten Techniken zu konstatieren, die am neuen Wirkungsort allerdings bereits genügend Aufmerksamkeit erregten, wie das Zitat erkennen lässt.

Einen Vorgriff auf das Schwerpunktthema des nächsten Internationalen Hafnerei-Symposiums im Herbst 2000 stellten zwei aktuelle Beiträge über rheinisches Steinzeug dar. Marion Roehmer, Meschede, berichtete über

„Eine wiederentdeckte umfangreiche Sammlung von Siegburger Steinzeug – Neue Erkenntnisse zu den Anfängen der Töpferei in Siegburg: Irdenware – Protosteinzeug – Steinzeug". Bei der Aufarbeitung einer 1963 von der Stadt Meschede gekauften und dann buchstäblich vergessenen umfangreichen Privatsammlung zeigte sich, dass vielfältiges Material von mehreren Fundorten in Siegburg (Lendersberg, Galgenberg) vorhanden ist und die Sammlung als repräsentativ für die Produktion von Protosteinzeug und Steinzeug der dortigen Töpfer gelten kann. Harald Rosmanitz, Höhr-Grenzhausen, berichtete über seinen Fund von Steinzeug Siegburger Art in einem scherbenverfüllten Kannenofen in Höhr-Grenzhausen und zeigte mit den hochwertigen Erzeugnissen deutlich das Problem auf, die im Westerwald gefertigte Keramik der um 1586 aus Siegburg eingewanderten Töpfer von der gleichzeitig in Siegburg weiterhin produzierten Ware zu unterscheiden. Aufgrund einer ersten qualitativen, technologischen und kunsthistorischen Analyse des Fundmaterials kam der Referent zu der Auffassung, die Funde der Knütgen-Werkstatt zuzuweisen und in die Jahre 1590/91 zu datieren.

Trotz der Konzentration auf Fragen des keramischen Brandes kamen auch beim 32. Internationalen Hafnerei-Symposium andere Bereich der Keramikforschung nicht zu kurz. Antonius Jürgens, Bonn, machte „Anmerkungen zu neolithischen Herdplatten", die bei Mayen im Rheinland entdeckt wurden und wobei es sich um häusliche Feuerstellen handelte, die aus Bims und Tonen aufgebaut wurden. In einem stark konzentrierten Überblick stellte Hans-Werner Peine, Münster, „Ofenkeramik des 12.–17. Jahrhunderts aus westfälischen Grabungen" vor und gab damit einen kurzen Abriss der technologischen Entwicklung der Ofenkacheln. Für den verhinderten Harald Stadler, Innsbruck, trug Konrad Spindler dessen Beitrag „Ein keramischer Reliquiensarg von Möchling in Kärnten" vor, der sich einem sehr seltenen Erzeugnis der Töpferei widmete. Es handelt sich laut Inschrift um einen 1874 angefertigten 65 cm langen Sarg aus graphitfreiem und reduzierend gebranntem Ton zur Aufnahme der vorgeblichen Reliquien des Paul Alboin Graf von Möchling (gestorben 975).

Paul Smeele, Rotterdam, präsentierte neue Ergebnisse über „Die Herkunft der ‚Frankfurter Töpfe' in den Niederlanden (Teil 2)" und stellte klar, dass es sich spätestens seit dem 18. Jahrhundert um einen in den Niederlanden gebräuchlichen Gattungsbegriff für moderne und billige Irdenware handelt, die aus Hessen, aber auch Niedersachsen und Westfalen importiert wurde. Auch die der Importware entsprechenden und in den Niederlanden selbst hergestellten Produkte wurden als „Frankfurter Töpfe" bezeichnet.

In ihrem theoretischen Beitrag über „Wilhelm Ostwalds Farbenlehre und ihre Bedeutung für Kunst und Kunsthandwerk" mußte Sally Schöne, Düs-

seldorf, feststellen, dass sich die Künstler gegen die Verwissenschaftlichung der Kunst wehrten und Ostwalds Farbenlehre sich auch im keramischen Bereich (Handwerk wie Industrie) trotz der intensiven Auseinandersetzung mit ihr wegen der Komplexität und problematischen praktischen Anwendbarkeit nicht durchsetzen konnte. Eva Cserey, Budapest, stellte „Altdeutsche Kunst-Öfen von Theodor Lunz und von der Firma C.W. Fleischmann, Nürnberg" vor. Claudia Peschel-Wacha, Wien, berichtete über den Fortgang des Projektes „Zeitgenössische Töpfer in Kärnten und in der Steiermark" und zeichnete ein wenig hoffnungsvolles Bild. Die Töpfer leben vielfach nur von der stark durch touristische Wünsche nach Souvenirs geprägten Produktion, die mit der traditionellen Töpferei nur mehr wenig gemein hat. Nach außen entsteht der Eindruck einer handwerklichen Kontinuität, die aber auch aufgrund der veränderten Ausbildungssituation – Fachschulstudium statt handwerklicher Lehre – nicht gegeben ist.

Neben der Fülle von Vorträgen gab es ein vielfältiges Zusatzangebot. Während der Tagung führte Ernst-Helmut Segschneider Ausschnitte aus seiner Filmdokumentation „An die Presse stelle ich mich nicht", ein Porträt der Töpferei Niehenke in Osnabrück, vor. Jürgen Tzschoppe zeigte Ausschnitte aus den volkskundlichen Filmdokumentationen „Irdenwarentöpferei in Meckenheim, Hunsrück", „Pfeifenbäckerei in Hilgert" und „Steinzeugtöpferei in Adendorf" des Amtes für rheinische Landeskunde Bonn. Die Veranstalter hatten den Teilnehmern auch ermöglicht, an einer Stadtführung teilnehmen und zumindest einige der Bremer Museen besichtigen zu können. Die Exkursionen führten am ersten Tag zum Schiffahrtsmuseum Brake, wo u.a. einige keramische Seemannssouvenirs zu sehen waren, und weiter zum Museum Schloß Schönebeck. Die Leiterin, Frau Gollub, und Herr Gnettner gaben eine fachliche Einführung in die Ausstellung von örtlich produziertem Steingut und Fayence; zugleich bestand Gelegenheit, eine Ausstellung künstlerischer Keramiken von Uwe Mämpel zu besichtigen. Am Nachmittag fanden die Teilnehmer gastliche Aufnahme bei der Fa. Nabertherm in Lilienthal, einer der größten Hersteller von Keramikbrennöfen für den privaten wie gewerblichen und industriellen Bedarf. Die gesamte Geschäftsführung einschließlich des Seniorchefs Konrad Naber standen den Teilnehmern für Auskünfte zur Verfügung. Die Firmenvertreter ließen es sich nicht nehmen, neben einem zweistündigen Rundgang durch die Produktionshallen in zusätzlichen Vorträgen die Produktpalette vorzustellen, aus der Firmengeschichte zu berichten und schließlich zu einem großzügig ausgerichteten Empfang zu bitten.

Die zweite Exkursion führte in das Oldenburgische Landesmuseum, wo Dr. Reinhold durch die Ausstellung von Porzellan, Fayence und Irdenware führte. Im Jagdschloß Clemenswerth begrüßte Herr Wagner die Tagungsteil-

nehmer und gewährte Einblick in die Sammlung zeitgenössischer Keramik. Letzte Station war das Zisterzienserkloster Hude, wo Frau Gerdes-Röben die vielfältigen Formen der Baukeramik des aufgelassenen Klosters vorstellte.

Der eigens durchgeführte Programmpunkt „Diskussion über die zukünftige Organisationsstruktur des Arbeitskreises für Keramikforschung" unter der Leitung von Uwe Mämpel und Konrad Spindler brachte keine Ergebnisse.

Werner Endres berichtete, dass die Beiträge des letztjährigen Symposiums dank des großen Engagements von Bärbel Kerkhoff-Hader bereits gedruckt vorliegen: Keramische Produktion zwischen Handwerk und Industrie. Alltag – Souvenir – Technik. Hg. von Bärbel Kerkhoff-Hader und Werner Endres. (Bamberger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 7) Bamberg 1999. Bezugsadresse: Universität Bamberg, Sekretariat Volkskunde, Am Kranen 12, 96047 Bamberg, oder im Buchhandel, Preis bei Direktbezug 49,00 DM inkl. Porto, im Buchhandel 49,00 DM.

Das nächste Internationale Hafnerei-Symposium findet in der letzten Septemberwoche 2000 in Höhr-Grenzhausen statt; die Beiträge sollen sich vorrangig mit dem Thema „Steinzeug" beschäftigen. Für 2001 sprach Konrad Spindler eine Einladung nach Bozen aus, die von den Teilnehmern dankbar aufgenommen wurde.

Das 32. Internationale Hafnerei-Symposium schloss mit dem Dank von Werner Endres im Namen aller Teilnehmer an die Vertreter der Hochschule Bremen – Rektor Prof. Mönch und Prof. Reichel, Dekan des Fachbereichs Sozialwesen –, an die Ritter-Stiftung und an die Firma Nabertherm für die vielfältige, unbürokratische und effektive Unterstützung. Zuletzt, aber mit besonderem Nachdruck, ist Uwe Mämpel und seinen studentischen Helferinnen zu danken, die für eine reibungslose Organisation, gute Tagungsbedingungen, ein vielfältiges Vortragsprogramm, und erlebnisreiche Exkursionen gesorgt haben.

Martin Kügler

Third European Social Science History Conference

Amsterdam, 12.–15. April 2000

Vom 12. bis 15. April fand an der Freien Universität Amsterdam die dritte, vom *International Institute of Social History* (IISH) organisierte und in zweijährigem Rhythmus durchgeführte *European Social Science History Conference* (ESSHC) statt. Die informelle Eröffnung erfolgte am 11.4. im IISH; in ihrem Rahmen wurde auch die Möglichkeit geboten, die Einrichtungen dieses Instituts der Königlich-Niederländischen Akademie der Wissenschaften zu besichtigen. 1935 als unabhängige und auf private Initiative zurückgehende Einrichtung institutionalisiert, sah das Institut vorerst seine Hauptaufgabe in der Sammlung und Archivierung von Dokumenten zur Sozialgeschichte, primär zur Geschichte der Arbeiterbewegungen in Europa. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelang es, gefährdete Archive der sozialistischen und kommunistischen Parteien aus Deutschland, Österreich und Spanien vor der Vernichtung zu retten und in die Niederlande zu bringen (damals ist etwa der schriftliche Nachlaß von Karl Marx und Friedrich Engels in den Besitz des Instituts gelangt; heute finden sich viele weitere Nachlässe von und Unterlagen zu Politikern, Gewerkschaftsführern, Exilschriftstellern usw. im Besitz des IISH). Auch nach 1945 wurden diese Rettungsaktionen fortgesetzt; insgesamt bezog man den außereuropäischen Raum (Asien, Lateinamerika, Afrika) in die Institutsagenden ein. Inhaltlich kamen zu den Beständen zur Arbeiterklasse solche aus alternativen, studentischen, feministischen, zionistischen, verbotenen etc. Gruppierungen und Strömungen, z. B. der Anti-Atom-Bewegung, der demokratischen Studentenbewegung in China usw. Die Archivalien füllen derzeit Regale mit einer Stellfläche von acht Kilometern; dazu kommen annähernd eine Million Photos, Negative und Plakate, eine Sammlung von Realien (Fahnen, Andenken usw.) und eine große Bibliothek. Etwa 100 Beschäftigte und eine hervorragende Infrastruktur, die einen schnellen Zugriff auf die bestens erschlossenen Bestände gewährleistet, erleichtern jenen, die hier historische, aber auch kulturwissenschaftliche Forschungen betreiben wollen, die Arbeit. Diese weltweit vielleicht bedeutendste sozialhistorische Dokumentations- und Forschungsstätte mit eigenem Verlag sieht sich aber auch als Organisatorin von Meetings, Workshops und Konferenzen, deren größte die ESSHC ist.

Man wird diese Veranstaltung, trotz heuer rund 1200 allesamt referierenden Teilnehmenden aus allen Kontinenten, dank ihrer Struktur und dem Verzicht auf Plenarvorträge als intensive Arbeitstagung bezeichnen können. In 28 thematischen „Netzwerken", für die höchstens zwei Personen als Verantwortliche zeichneten, fanden über 250 jeweils zweistündige und

einem bestimmten Thema gewidmete Sitzungen mit höchstens fünf zwanzigminütigen, nahezu ausschließlich englischsprachigen Vorträgen statt, wodurch ausreichend Zeit für Diskussionen blieb, die von der Tatsache profitierten, daß die jeweils Vorsitzenden den ReferentInnen alle schriftlichen Fassungen bereits vor der Veranstaltung übermittelt und somit eine Vorbereitung ermöglicht hatten. Die Zahl der ZuhörerInnen war, auch wegen der bis zu 18 gleichzeitig angesetzten Sektionen, meist gering und beschränkte sich auf thematisch Interessierte, was den Diskussionen durchwegs zugute kam. Die Struktur der Konferenz brachte allerdings mit sich, daß man pro Halbtag gerade an zwei Sitzungen hätte teilnehmen können. Ein fallweiser Verzicht auf die Wanderungen von Hörsaal zu Hörsaal ersparte einem nicht nur die Qual der angesichts der Themenvielfalt schwierigen Wahl, sondern ermöglichte fachliche Gespäche in kleinem Kreis, neue Kontakte, Planungen für die Zukunft. Die gesamte Bandbreite des Kongresses war ohnehin nur anhand des detaillierten Programms nachzuvollziehen.

Für die Volkskunde bzw. Europäische Ethnologie, die sich ja gerne auf Interdisziplinarität und insbesondere ihre Nähe zur Sozialgeschichte beruft, hätte es eine Fülle von thematischen Berührungspunkten gegeben – verwiesen sei nur auf die großen Netzwerke Kindheit, Kultur, Ethnizität, Arbeit, Migration, Oral History, Religion, Soziale Ungleichheit, Theorie, Stadt, Frauen und Geschlecht usw. Umso verwunderlicher, daß sich die Zahl der VertreterInnen unserer Wissenschaft, sieht man von den Niederlanden ab, in mehr als engen Grenzen hielt und Österreich zwar durch eine Reihe von HistorikerInnen, „volkskundlich" jedoch nur durch die beiden Unterfertigten vertreten war. Bleibt nur zu hoffen, daß sich das bei der für 2002 angesetzten vierten Konferenz ändern und gerade die deutschsprachige Volkskunde stärker präsent sein wird. Es gilt allemal, was Reinhard Johler in seinem Bericht über die fünfte Tagung der EASA (*European Association of Social Anthropologists*) in Frankfurt 1998 (in dem er das weitgehende Fehlen der deutschen und österreichischen volkskundlichen FachvertreterInnen beklagte) abschließend formuliert hat, daß nämlich für eine *Ethnologia Europaea* Neugierde zu zeigen durchaus Sinn macht.[1]

Elisabeth und Olaf Bockhorn

Anmerkung

1 Siehe ÖZV LII (101) 1998, S. 490–495.

X. Internationales ICOM-Symposium in Lindau am Bodensee 19. bis 21. Mai 2000

In Lindau hat ein Generationenwechsel stattgefunden. Dies mag als persönliche atmosphärische Bemerkung stehen oder als Feststellung einer simplen Realität. Der langjährige und legendäre Deutsche ICOM-Präsident Hermann Auer hat die Lindauer Tagungen, alle drei Jahre im Frühjahr, als gemeinsame Veranstaltung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz am Bodensee ins Leben gerufen. So hat man sie kennengelernt, und als jüngerer Adept des Faches durch sie so manche eindrucksvolle Persönlichkeiten der Museumsszene. Sein Nachfolger im Amt, Hans Albert Treff, hat Lindau – die Bezeichnung des Ortes wurde zum Synonym für einen bestimmten Tagungstypus – zunächst gemeinsam mit Hans-Christoph Ackermann und dann mit Martin Schärer für die Schweiz und dem Österreichischen ICOM-Präsidenten Georg Kugler weitergeführt und die Trademark „Lindau" ausgebaut. Da hat man inhaltlich mitgestaltet und österreichische Referenten beigesteuert. Nun ist in allen drei Ländern eine neue Generation am Werk. Dies wird sich in der ein oder anderen Form auswirken und Veränderungen bringen. Jedenfalls wurde von den drei Vorständen fürs Erste bereits beschlossen, mit der Tagung zwar am Bodensee als Dreiländereck zu bleiben, aber alle drei Jahre das ausrichtende Land und den Tagungsort zu wechseln. Schon diese äußerliche Entscheidung fand starke Befürworter wie Gegner.

Der Titel der diesjährigen Tagung war auf das Millennium abgestimmt und hieß „Das Museum als Global Village. Versuch einer Standortbestimmung am Beginn des 21. Jahrhunderts". Man strukturierte die Themen in die Komplexe Gegenwart und Perspektive von Museen und Ausstellungen, interkultureller Dialog, Museumsarchitektur und Museumskonzepte, veränderte Bildungschancen durch neue Medien, neue Ansätze in der Museumspolitik. Den Eröffnungsabend bestritt Gerhard Tarmann vom Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, der nochmals eindrücklich über die Flutkatastrophe in Innsbruck vor einigen Jahren, die im Museum Ferdinandeum so großen Schaden angerichtet hatte, berichtete und zur Solidarität mit Museen in Ausnahmesituationen aufrief. Aus den Innsbrucker Erfahrungen heraus hat sich eine Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum für Bosnien und Herzegovina in Sarajevo entwickelt, das sich aus bekannten ganz anderen Gründen seit Jahren in einer höchst schwierigen und bedauernswerten Lage befindet. Passend zum Thema des Internationalen Museumstages 2000 „Museums for Peace and Harmony in Society" berichtete Tarmann über das „Sarajevo-Projekt", eine für 17. bis 21. April 2001 in Sarajevo geplante Großveranstaltung in Form eines internationalen Kongresses, der eine Kooperation zu Kulturgüterschutz und Katastrophenmanagement in

Museen anregen und auf den Weg bringen möchte. Allein durch eine persönliche Teilnahme in Sarajevo könne man Mitgefühl ausdrücken, und niemand wisse, wann und aus welchem Grund man selbst einmal sehr froh und dankbar für professionelle Unterstützung sein könnte. Kollege Tarmann warb engagiert für das Projekt und bat um rege Mitarbeit.

Die offizielle Eröffnung am nächsten Morgen bestritten die Oberbürgermeisterin der Stadt Lindau – frohgemut, weil noch nicht in Kenntnis des vortägigen Beschlusses, daß man sich das nächste Mal woanders treffen werde –, die ICOM-Präsidenten der drei organisierenden Länder und der ICOM-Generalsekretär, der erstmals der Tagung beiwohnte. Manus Brinkman sprach über die generellen Strukturen von ICOM und die Veränderungs- und Verbesserungspläne des vom international besetzten Exekutivkomitee beratenen Generalsekretariats in Paris. Sowohl im nationalen als auch im internationalen Bereich der Organisation gibt es diverse Schwierigkeiten, die unter anderem aus den so unterschiedlichen Strukturen der weltweiten Mitgliederländer resultieren. Die einen bemühten sich im Dschungel mit dem Fahrrad weiterzukommen, die anderen seien hingegen bereits dabei auf den E-Commerce-Zug aufzuspringen. Das erfordere eine gewaltige Flexibilität der Organisation. Als fünf Hauptpunkte, auf die man sich in der näheren Zukunft konzentrieren wolle, nannte Brinkman: 1. Verbesserung der ständigen Kommunikation und Information, 2. Museen als Instrumente der sozialen Veränderung zu sehen, 3. den aktiven Kampf gegen Kunstgüterschmuggel und Katastrophen zu verstärken, 4. die Ausbreitung von Netzwerken und neuen Medien zu fördern und 5. den Code of Ethics zu verbessern und zu verbreiten.

Hervorragend startete dann das Referatsprogramm mit Überlegungen aus der Publikumsperspektive, angestellt von Professor Hans Belting von der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe. Als Kunsthistoriker vom Kunstmuseum ausgehend, ortete er den Boom und die gleichzeitige Krise als konstitutionell für das gegenwärtige Museum. Er entwickelte einige interessante Leitgedanken für „das Museum als Medium". Sie seien hier nur stichwortartig angemerkt. Die zunehmende Marktorientierung verwische die Grenzlinien von Museen, Galerien und Veranstaltungsorten, vom geschützten Bereich und vom Markt. Die frühere Abwehr der Avantgarde und der Widerstand gegen die Moderne seien einer Hinwendung zu Performance und Installation gewichen. Gleichzeitig seien Museen aber auch Orte zum Ausgleich des Verlusts von realen Orten durch Virtualität. Menschen wie Dinge bedürfen des Raumes und des Raumverständnisses. Da wir die Erfahrung realer Räume aber zunehmend verlieren, weil alles über Datenleitungen läuft, und wir uns immer weniger tatsächlich treffen, müssen wir Museen als feste Orte inszenieren und als Enklaven der realen Erfahrungen

schützen. Das Museum ermögliche eben die Erfahrung von drei existenziellen Bereichen, nämlich von *Dingen*, von *Orten* und vom *Selbstverständnis der Menschen.*

Weiters ortete Belting eine seiner Meinung nach blinde Euphorie über die immer triumphaleren Museumsbauten, die heute die Funktion der Kathedralen übernehmen, und wo einer den anderen ablöse. Dann registrierte er, daß Themen derzeit mehr Attraktion hätten als die reinen Werke und Dinge. Er verglich sie mit Talkshows und eigener Kommunikation. Eine Seite organisiert, die andere konsumiert. Die Einen müssen immer aktiver sein, die Anderen werden immer passiver. Das Museum sei nicht besser als die Gesellschaft, die es trägt. Das Museum rechtfertige sich seiner Meinung nach zu viel und hat zu wenig Selbstverständnis und Selbstvertrauen. Allerdings sieht er auch, daß es immer schwieriger wird, kulturpolitische Unterstützung zu gewinnen. Zuletzt führte der Referent ein Plädoyer für kleine Taten, für die Ausstellung eines einzigen Kunstwerks etwa, eines einzigen Objektes. Diese Auseinandersetzung in Richtung Tiefe statt Breite ist in einer Zeit der knappen Mittel durchaus überlegenswert.

Rosemarie Beier-de Haan vom Deutschen Historischen Museum in Berlin beschäftigte sich mit den Museen als aktiven Konstrukteuren von Geschichte und den großen Interpretationsschemata der Gesellschaft wie Klasse, Schicht, Geschlecht. Sie fragte nach der möglichen Entstehungszeit einer Selbstwahrnehmung der Europäer und konstatierte, daß der intellektuelle Euro bis heute noch kein gängiges Zahlungsmittel sei. Der Ruf nach Europa-Museen wird immer lauter, doch die Frage ihrer Machbarkeit ist offen. Im Gegensatz zu Australien (National Museum Canberra) oder Neuseeland (Te Papa, The Museum of New Zealand) entstehen in Europa längst keine Nationalmuseen mehr. Doch gibt es verschiedene Versuche, den Europa-Gedanken museal zu verankern, vor allem auf kulturhistorischer Ebene, man denke an Berlin oder die Pläne für Marseille. Die Referentin sprach vom Begriff der Glokalisierung (Verschränkung von global und lokal) und fragte, ob man statt der Gründung von Europamuseen nicht daran denken sollte, die europäischen Strukturen der bestehenden Museen zu stärken.

Ein weiterer herausragender Beitrag zur Tagung stammte von dem Architekten Joseph Noero, der in Kapstadt, Südafrika, und in St. Louis, USA, wirkt. Er berichtete nicht nur vom Bau sondern auch von der gesellschaftlichen Verankerung eines neuen Apartheid-Museums in Port Elizabeth. Die Architektur solle kein freischwebendes Objekt im Raum sein, sondern einen Rahmen für das reale Leben bieten. Daher baue man in Kapstadt die neuen Museen, Galerien und Musikschulen in die ärmsten Gegenden und errichte gleichzeitig rundum ganz billige Wohnhäuser mit Modulen aus Frankfurt, deren Idee aus den zwanziger Jahren stammt und die von den Schweden

finanziert werden. Dem neuen Apartheid-Museum liegt ein Konzept von sogenannten *memory boxes* zugrunde, die genügend reflexiven Raum dazwischen freihalten. Der Architekt sprach von den Notationen einer sehr rezenten Vergangenheit und Erinnerung, der noch immer ein ständiger Status von Trauer unterlegt ist. Südafrika ist ein komplizierter Ort mit so vielen verschiedenen Identitäten, wo man sich auf kultureller Ebene immer in fremden Kontexten bewegt, die man sich erst erobern müsse. Man versuche jedenfalls, die spezielle Zwischenzeit von Gegenwart und Vergangenheit einzufangen, eine *twilight memory*, jene Erinnerung, die ganz bestimmte Objekte in uns zu erwecken vermögen.

Die Nachmittage der Tagung waren mit interessanten Exkursionen ausgefüllt. Eine führte in die nahe Schweiz, in das Historische Museum St.Gallen, an dessen Portalfries Franz Grieshofer einen Vogel Pelikan für Klaus Beitl entdeckte, der jüngst dieses Motiv für das Schloß Kittsee zu deuten versucht hatte (vgl. Klaus Beitl, CONCORS POPVLORVM AMOR oder: Der Pelikan als Hauszeichen des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee. In: Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Wien, Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2000, 399–414) und in die Stiftsbibliothek, wo er mich auf den ältesten bekannten Klosterplan aufmerksam machte, den ein Führer dann überaus lebendig erläuterte. Die zweite Exkursion hatte das Kunsthaus Bregenz zum Ziel, dessen Entstehungs- und Baugeschichte sowie die bisherigen Erfahrungen der Nutzung von Edelbert Köb und Rudolf Sagmeister sympathisch und kompetent erklärt wurden. Interessant war auch der anschließende Blick hinter die Kulissen der Seebühne der Bregenzer Festspiele, den Christine Spiegel den Tagungsteilnehmern im wahrsten Sinne des Wortes gewährte.

Den abschließenden Halbtag des Symposions bestritten wieder die Österreicher. Alfred Weidinger brachte in Vertretung von Klaus Albrecht Schröder einen eindrucksvollen Zwischenbericht über die Sanierung der Wiener Albertina, und Wilfried Seipel gab einen Überblick über die österreichische Museumspolitik, über die Ausgliederung der Bundesmuseen und auch jener des Kärntner Landesmuseums und berichtete über die Neukonzeptionen der Museumslandschaft auch in den Bundesländern, soweit sie in den letzten Jahren die Diskussion bestimmt haben. Um das Schlußwort hatte man einen Journalisten gebeten. Bernhard Schulz vom Tagesspiegel Berlin formulierte drei Hauptdiskussionspunkte, die er derzeit sowohl in den internen Museumsdiskussionen als auch im Interesse der Öffentlichkeit ortet: die zunehmende Forderung nach Wirtschaftlichkeit der Museen, die mit der allgemeinen Ökonomisierung aller Lebensbereiche einhergeht, die Architekturdiskussion im Zusammenhang mit den zahlreichen Museumsneubauten, die

zunehmend die Rolle des Authentischen von den Objekten übernehmen und sich vor die Sammlungen drängen und drittens der Wunsch nach allgemeiner Verfügbarkeit der Sammlungen in den Netzen als neue Begründung und Legitimation derselben. Erfreulicher- und richtigerweise war man jedenfalls der Ansicht, daß die Museen ihre identitätsstiftende Funktion bis jetzt nicht eingebüßt haben, trotz aller neuen wirtschaftlichen und kommunikationstechnischen Entwicklungen.

Als persönliches Resumee der Tagung möchte ich konstatieren, daß sie engagiert konzipiert und gut organisiert war, daß sie Beiträge enthielt, die die Reise absolut lohnten, sowie welche – Gott sei Dank in der Minderzahl –, die überaus ärgerlich waren in ihrer Naivität, und daß man sich auch um kollegiale Kommunikation sehr bemühte. Der gesellschaftliche Glanz und Charme früherer Lindauer Tagungen scheint jedoch verblichen.

Margot Schindler

„Food and Celebration: From Fasting to Feasting"

13th International Ethnological Food Research Conference
vom 5. bis 11. Juni 2000
in Ljubljana, Preddvor und Piran (Slowenien)

Als aufwendiges und überaus üppiges Festmahl wird die 13. Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung, die Anfang Juni in Slowenien abgehalten wurde, den Teilnehmenden in Erinnerung bleiben. Und zwar sowohl hinsichtlich des „Gedecks" – also der sorgfältig ausgewählten wechselnden Tagungsorte und Schauplätze, der Unterkünfte und Exkursionsfahrten, kurz: der gesamten Organisation – als auch hinsichtlich des eigentlichen „Menüs" – also der ausgewogen programmierten Abfolge der Referate, die neben ausgiebiger, zuweilen auch recht schwer verdaulicher Kost auch Leichteres und Entspannend-Bekömmliches geboten hat. Von all dem sind denn auch die rund sechzig Gäste der Tafel sehr angetan gewesen – und der besondere Dank dafür gilt der Zeremonienmeisterin, Frau Dr. Maja Godina-Golija (Institute of Slovene Ethnology, SRC SASA).

Nach Begrüßung und Eröffnung der Tagung im Ethnographischen Museum, Ljubljana, durch Patricia Lysaght (International Commission for Ethnological Food Research) sowie Mojca Ravnik (Institute of Slovene Ethnology, SRC SASA) und Inja Smerdel (Slovene Ethnographic Museum) sprach zum Auftakt Bernhard Tschofen (Wien) über „Celebrated Origins: Local Food and Global Knowledge" und thematisierte damit für das Feld der Nahrungsforschung das vielfach diskutierte Wechselspiel von Lokalität und

Globalität, wobei ihm die unbegrenzt scheinende Welt des Internet sowohl Quelle als auch Gegenstand der Untersuchung war und er darin zugleich eine Art Schmelztiegel und Katalysator ehedem lokal gebundener Erscheinungen – diesfalls des Nahrungssektors – ortete.

Im weiteren Verlauf der Tagung – auf die hier nur einige Schlaglichter geworfen werden sollen – waren die Referate nach thematischen Bereichen strukturiert, wobei dem Kapitel „Food and the Calendar" eine besonders große Zahl von Beiträgen gewidmet war – etwa jener über Festtagsbrote aus Portugal von Mouette Barboff (Paris), über Weihnachtsbrote aus Schweden von Nils-Arvid Bringéus (Lund) oder über Brot in der assyrischen Volkskultur von Michael Abdalla (Poznan). Den historischen und ethnographischen Ausführungen über die „Potitze", den slowenischen Festtagskuchen, von Boris Kuhar (Grosuplje) folgte man umso bereitwilliger, als im Anschluß daran das Objekt der Darstellung auch zur Verkostung durch die Tagungsteilnehmer bereitstand. Weiters demonstrierte Ann Helene Bolstad Skjelberg (Oslo) am Beispiel Norwegens, wie sich das gemeinschaftliche Weihnachtsmahl aus dem intimen Kreis der Familie in das öffentlich-kommerzielle, zuweilen beinah frivol zu nennende Ambiente der Firmenfeste verlagert, welche Aspekte des Festes dabei erhalten bleiben bzw. praktisch völlig verzerrt werden. Heather Holmes (Edinburgh) führte die Weihnachtsspeise, besonders in Form von Keksen, als Geschenkartikel vor und konzentrierte sich dabei auf deren dekorative Präsentation, jenen gewöhnlich mit Winterlandschaften, Weihnachtsgeschichten und einschlägigen Festsymbolen geschmückten Behältern und Schatullen, wie sie vor Weihnachten vielerorts angeboten werden. Reinhard Johler (Wien) widmete sich in seinem Beitrag der symbolischen Bedeutung und Einordnung der im Westen Österreichs am ersten Fastensonntag gebackenen „Funkenküchle", während Carolina Carpinschi (Paris) die herkömmlichen Erntedankfeste sowie die aus dieser Tradition schöpfenden wieder- oder neugestalteten Festivals behandelte, bei denen die althergebrachten Speisen in neuem Kontext erscheinen. Das Stadtfest und -festival mit seiner Vielfalt nicht nur an sogenannten nationalen Küchen, sondern auch der kulturellen Herkunft der daran Mitwirkenden war auch die mehr oder weniger ausgeschöpfte Quelle von Untersuchungen, wie sie über Bozen bzw. Meran von Oliver Haid (Innsbruck) und über Provincetown (Massachusetts, USA) von Jay und Janet Anderson (Logan) angestellt wurden. Sonntagsspeisen in der traditionellen ländlichen Küche, Kost- und Zubereitungsunterschiede, regionale und soziale Varianten und deren Erfassung bildeten die thematische Grundlage des Beitrages von Peter Lesniczak und Hans-Jürgen Teuteberg (Münster), die einen historischen Rückblick auf die ländlichen Festspeisen in Deutschland um 1900 warfen, wie auch der Gastgeberin, Maja Godina-Golija (Ljubljana), die über die Rolle von Fleischgerichten bei slowenischen Festmählern berichtete.

Zwar versprach das Motto der Tagung „Food and Celebration: From Fasting to Feasting" auch, den Formen der Enthaltsamkeit und den Fastengeboten auf die Spur zu kommen, doch ist die überwiegende Zahl der Referenten dann doch lieber den üppigeren und damit auch leichteren – nämlich leichter erfassbaren – Erscheinungsformen der Nahrungskultur nachgegangen. Immerhin kam in der Darstellung der Fastenspeisen Dänemarks durch Grith Lerche (Frederiksberg) und Zyperns durch Euphrosyne Egoumenidou und Demetrios Michelides (Nicosia), in der Behandlung der Fastengebote im protestantischen Umfeld Ungarns durch Klára Kuti (Budapest) und in der Erinnerung an die Bezüge zwischen den jüngeren Suppensonntagen und dem nationalsozialistischen Eintopfsonntag durch Konrad Köstlin (Wien) auch das Thema des Fastens wenigsten in Teilaspekten zu seinem Recht.

Für die Thematik des Festtagsessens in Gestalt der Hochzeitsspeisen – als einem weiten und vielschichtigen Bereich der ethnologischen Nahrungsforschung – eröffnete Johanna Maria van Winter (Utrecht) einige historische Perspektiven, indem sie die Fülle der mittelalterlichen Hochzeitstafeln schilderte. Eszter Kisbán (Pécs) wieder verglich die traditionelle, hausgemachte Hochzeitspeisenfolge mit den heutzutage immer mehr verbreiteten städtischen, nicht von der Familie, sondern von Partyservices organisierten und zubereiteten Speisefolgen der modernen Hochzeiten. Und Edith Hörandner (Graz) schilderte in ihrem Vortrag die gegenwärtigen schwelgerischen und opulenten Hochzeitsmähler als von gesellschaftlichem Konkurrenzverhalten geprägte, nach Vorbild der Soapoperas inszenierte Festlichkeiten. In dieser Sektion „Food and Life Cycle" waren zudem Vorträge über Geburtstagstorten als den späten Nachfahren frühneuzeitlichen Schauessens (Shirley Cherkasky, Alexandria/USA) und – gewissermaßen am Ende des Lebenszyklus stehend – über die Totenmähler bei den Totenwachen in Irland (Patricia Lysaght, Dublin) zu hören.

Wo von Essen und Trinken, von Nahrung und ihrer kulturellen Einbindung die Rede ist, da erinnert man sich fast notwendig auch an eine Utopie, die in praktisch allen Kulturen zu finden ist, an den Mythos vom Lande, wo Milch und Honig fließen: Luisa Del Giudice (Los Angeles) analysierte die schriftlichen bzw. bildlichen und mündlichen Erscheinungsformen dieser bekannten Tradition in erster Linie mit Blick auf Italien sowie ihre Verlagerung in die Neue Welt. Der tatsächlich erlebte Überfluß – Völlerei und Trunkenheit, wie sie sich in den tadelnden Schriften der Kirchenoberen des Mittelalters und der frühen Neuzeit spiegeln – war dagegen das Sujet des Beitrages von Leander Petzoldt (Innsbruck). Einer wieder gegenwartsbezogenen Fragestellung wandte sich Anne Burstedt (Lund) zu, nämlich der nach dem tatsächlichen Gehalt der Rede von der regionalen, nationalen oder geographischen Zugehörigkeit einer Küche, wobei sie angesichts der in den

modernen Großstädten massenhaft existierenden chinesischen, thailändischen, japanischen etc. kulinarischen Angebote deren Adressaten und die Erwartungshaltungen gegenüber solcher kulturellen Reichhaltigkeit in den Blick zu bekommen suchte.

Die Arbeit der Kommission für Nahrungsforschung kann auf eine Geschichte von dreißig Jahren zurückblicken – und eine systematische, methodisch vertiefte Erforschung der europäischen Nahrungskultur ist ebenfalls nicht viel früher anzusetzen. Als einem Beispiel aus der Frühzeit der Nahrungsforschung und zugleich eines spezifischen Zuganges widmete Herbert Nikitsch (Wien) seinen Vortrag der Person und dem Lebenswerk Anni Gameriths, einer angesehenen Vertreterin der ersten Nahrungsforschergeneration in Österreich. Und im Zeichen dieser dreißigjährigen Geschichte der Tagungen zur Nahrungsforschung – die erste hat 1970 in Lund stattgefunden – stand auch der liebenswürdige kleine Festakt am Schluß der Konferenz, bei dem der Tagungsband des Kongresses in Umeå (Schweden, 1998) „Food from Nature. Attitudes, Strategies and Culinary Practice" (Uppsala 2000) präsentiert und Nils-Arvid Bringéus, dem Mitbegründer der Kommission, von der Herausgeberin Patricia Lysaght überreicht wurde.

Gewohnheitsmäßig schließt die Kommission für Nahrungsforschung ihre Kongresse mit der Diskussion und dem Beschluß über Ort und Thematik der nächsten Konferenz. Diesmal konnte die Vorsitzende, Patricia Lysaght, bereits die Einladung von Christine Burckhardt-Seebass, die nächste Tagung in Basel im Oktober 2002 zu veranstalten, anbieten. Und auch über das Thema konnte man sich nach einiger Diskussion verständigen und als vorläufigen Titel „Changing Tastes. Foodculture and the Process of Industrialisation" formulieren.

Zum Schluß noch ein wenig Statistik: Die fast sechzig Teilnehmer der Tagung kamen aus siebzehn Ländern: Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Irland, Kroatien, Lettland, den Niederlanden, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, Slowakei, Slowenien, Ungarn, USA und Zypern. Aus Österreich haben sechs Kollegen an der Konferenz teilgenommen, wobei alle drei Volkskundeinstitute auf höchster Ebene vertreten waren. Nicht unerwähnt sollen auch die Exkursionen und die abendlichen Veranstaltungen sein, bei denen die Veranstalter und Gastgeber keine Mühe gescheut haben, den Tagungsteilnehmern die schönsten und charakteristischen Gegenden des Landes – von der Alpen (Preddvor) bis zum Mittelmeer (Piran) – und die jeweils lokale Küche zu offerieren – ein Angebot, das von allen Beteiligten bereitwillig und mit Freude aufgenommen worden ist. Bleibt nur, den Organisatoren nochmals zu danken und der Kommission für Nahrungsforschung für die Ausrichtung der nächsten Konferenz viel Erfolg zu wünschen.

Klára Kuti

„Gens de l'Alpe" – Menschen der Alpen

Zur neuen Dauerausstellung im Musée Dauphinois in Grenoble

Grenoble gilt als die Wintersportmetropole der französischen Alpen. Doch auch im Sommer lohnt sich ein Besuch, denn seit Jahren schon bietet das Département Isère eine weitere Attraktion: die Kultur. Gemessen am französischen Durchschnitt wird im Département viel dafür ausgegeben; und die Politik hat sie als willkommene Selbstdarstellung anerkannt. Im besonderen Maße kann das kulturhistorische Musée Dauphinois dieses Potential nutzen. Die Institution ist für alles, was im Département im weitesten Sinn mit dem kulturellen Erbe, dem „patrimoine" zu tun hat, zuständig, ob es sich nun um die archäologischen Funde am Lac de Charavines handelt, um romanische Kirchen aus dem 12. Jahrhundert oder um Industrieanlagen aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Das Musée Dauphinois ist seit 1992 das Mutterhaus der „Conservation du Patrimoine de l'Isère", dem zurzeit 15 Museen angeschlossen sind und das unter der Leitung von Jean Guibal museale, konservatorische und denkmalpflegerische Aufgaben bewältigt.

Darüber hinaus versucht das Musée Dauphinois mit seinen Wechselausstellungen im malerisch gelegenen ehemaligen Klostergebäude oberhalb der Altstadt der kulturellen Vielfalt der Region zu entsprechen und dabei Vergangenheit wie Gegenwart im Blick zu behalten. In diesem Sinne ist die Institution noch dem Credo seines Gründers Hippolyte Müller verpflichtet, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit seiner Sammel- und Ausstellungstätigkeit seine Zeitgenossen an die früheren Bewohnern der Region erinnern wollte. Die Ausstellungen des Musée Dauphinois beschäftigen sich beispielsweise mit traditionellen Lebens- und Arbeitweisen oder dem Kunsthandwerk. In besonderer Weise widmet sich das Musée Dauphinois darüber hinaus denjenigen Bevölkerungsgruppen, die seit Jahrzehnten das gesellschaftliche Leben in und um Grenoble mitprägten. Auftakt war 1993 eine Ausstellung zur griechischen Gemeinde, der 1998 eine Ausstellung zur armenischen Gemeinde folgte. In Zusammenarbeit mit Mitgliedern der Résistance aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs enstand gar ein eigenes Museum. Im Jahr 2000 beschäftigt sich das Musée Dauphinois mit den Menschen aus dem Maghreb. Die Ausstellungen entstehen in enger Kooperation mit den einzelnen Gruppen und tragen zu ihrer Identitätsfindung in Grenoble bei. Die Arbeit, die das Museum hier leistet – Kustode Jean-Claude Duclos nennt es in dieser Form „Trauerarbeit", da es zumeist gilt, die Vergangenheit aufzuarbeiten, Veränderungen festzuhalten und neue Wege aufzuzeigen – wird durch internationale Projekte ergänzt. An erster Stelle steht hier die Ausstellung „Der Unterschied", an der sich 1996 neben dem

Musée Dauphinois das Musée d'Ethnographie in Neuchâtel und das Musée de Civilisation in Québec beteiligten. Sie präsentierten drei völlig unterschiedliche und überraschende Annäherungen an dasselbe Thema.

Mit der permanenten Ausstellung „Gens de l'Alpe" – „Älpler" nun setzt das Musée Dauphinois einmal mehr ein inhaltliches wie ästhetisches Markenzeichen und stellt seine Rolle als eines der führenden kulturhistorischen Museen Frankreichs unter Beweis.

Was bewog schon vor zwei bis drei Jahrtausenden zahlreiche Menschen, die Täler zu verlassen und sich in den Höhen auf über 1200 Metern niederzulassen? Wie bewältigten die dort lebenden Menschen ihren Alltag, wie arrangierten sie sich mit den naturgegebenen Bedingungen, mit dem Klima und den Bergen? Diesen und anderen Fragen geht die Ausstellung nach. Der Lebens- und Arbeitsalltag der traditionellen Gesellschaften ist das zentrale Sammelgebiet des Musée Dauphinois. Museumsgründer Müller hatte damit begonnen, zahlreiche Objekte aus der alpinen Region zusammenzutragen und mit Fotografien zu dokumentieren. Somit erzählt die Ausstellung zweierlei: Sie erinnert an vergangene Lebensformen und -realitäten und sie reflektiert en passant die Geschichte des Museums. Die Präsentation, die unter der Federführung von Jean-Claude Duclos entstand, löste im Oktober 1998 die vom damaligen Leiter Jean-Pierre Laurent konzipierte Ausstellung aus den 1970er Jahren ab. Die eingängige Aufbereitung bildet neben der ebenfalls neu aufbereiteten Ausstellung zur „Geschichte des Skis" in den nächsten Jahren den zentralen Bereich des Museums.

„Gens de l'Alpe" ist der „longue durée" verpflichtet: Über 300 Exponate verschmelzen zeitlich und räumlich Auseinanderliegendes in drei Ausstellungseinheiten. Die Zeit erstreckt sich über das 17. ins 20. Jahrhundert. Die Objekte stammen größtenteils aus Ansiedlungen, die zwischen 1200 und 2000 Metern Höhe in den Bergmassiven Queyras, Oisans und Vercors liegen. Der Lebens- und Arbeitsalltag erforderte eine besondere Organisation, die sich über Generationen entwickelte und auf einen engen Zusammenhalt der Siedlungen beruhte. Markante Objekte manifestieren dieses Leben. Im Musée Dauphinois sind die Objekte nun eingebunden in eine sinnlich-ästhetische Ausstellungsarchitektur (Architekt: Jean-Noel Duru), die in der Hauptsache Holz und warme Farben verwendet.

1. Die Landschaft

Der Besucher lernt zunächst die Landschaften und Dörfer, um die es geht, aus dem Blickwinkel der Gegenwart in einer Diashow kennen. Der Rundgang führt weiter in eine nachempfundene Scheune. Sie ist mit den Arbeits-

geräten bestückt, die man benötigte, um die Böden zu bearbeiten. Die Berggemeinschaften bewirtschafteten oftmals gemeinsam ein großes Gebiet, sorgten für Wege oder Bewässerung. Die Arbeiten des Jahreslaufes waren davon geprägt, den langen Winter zu überstehen. Die Redewendung „fünf Monate Winter" – „sieben Monate Hölle" lassen den immensen Arbeitsaufwand, der anfiel, erahnen. Tiere – wie Kühe, Schafe oder Esel – bildeten die Existenzgrundlage der Alpbauern. Im Sommer ermöglichten die nahrhaften Wiesen die Transhumanz im großen Umfang. Wenn es die Höhe zuließ, wurde an geschützten Stellen auch Getreide angebaut, das für die Herstellung des Brotes diente, das im gemeinsamen Backofen zwei bis drei Mal im Jahr gebacken wurde. Viele der gezeigten Exponate beschäftigen sich mit den Tätigkeiten rund um die Tiere, das Heu und das Getreide.

2. Das Haus

Das Haus steht für das Leben in der Gemeinschaft – in der Famile, mit den Familienmitgliedern und Tieren im Haus sowie mit den anderen im Dorf. Fünf Hausmodelle stellen die in den französischen Alpen vorherrschenden Bautypen vor.

Die Inszenierung der Wohn- und Arbeitsräume orientiert sich an den Gegebenheiten, wie sie in St. Véran zu finden sind. Auf 2040 Meter liegend bildet das Dorf die am höchsten gelegene Gemeinde Europas. Dreh- und Angelpunkt des täglichen Lebens ist die „Court", eine Art Flur, der Außen und Innen verbindet und das Klima des Hauses reguliert, in dem die Werkzeuge gelagert werden und von dem alle Räume des Hauses abgehen: der Speicher, in dem im Winter das Getreide nachreift und das Heu für das Vieh lagert. Eine Besonderheit ist der kombinierte Wohn- und Schlafraum, der zum Stall hin offen war: Menschen und Tiere lebten im Winter auf engstem Raum zusammen. Das ist auch aus anderen Alpengegenden bekannt, und die Begründung, dass dies am stets zu knappen Brennmaterial gelegen habe, wird in der Forschung zwar als ungenügend empfunden, doch gibt es keine anderen Hinweise. Die langen Wintermonate verbrachte man oft gemeinsam noch mit den Nachbarn im Haus und nutzte die Zeit zum Reparieren von Werkzeug, zu Näh- oder Strickarbeiten. Insbesondere stellten die Alpbewohner zum eigenen Gebrauch Dosen, Schachteln und Truhen aus Holz her, in denen dann Nahrung, Kleidung und andere Gegenstände aufbewahrt wurden. Das Schnitzwerk spiegelt den zeitgenössischen Stil wider – im Queyras etwa verwendete man oft die für die Alpen charakteristische Rosette. Es wurde aber durch schriftliche Zuweisungen wie: „Gemacht von ..." individualisiert. Einen prominenten Platz nehmen hier die

„Liebesgaben" ein: Ebenfalls mit Widmungen verziert wurden sie als Geschenk an die Verlobte überreicht. Geschenke dieser Art festigten die sozialen Bindungen und wiesen die Frauen zugleich unmißverständlich auf ihre später einzunehmende Rolle hin. Ein beliebtes Präsent waren etwa Spinnstäbe, die an den langen Winterabenden zur Verarbeitung der Wolle eingesetzt wurden.

3. Die Mobilität

Abgeschiedenheit hieß nicht gleich Isolation: Je höher die Gemeinden lagen, desto weniger war es möglich, autark zu leben. Mit dem Tal wurden deshalb vielfältige Beziehungen unterhalten; Transhumanz, Migration und Handelsbeziehungen prägten den Austausch. Mit dem Viehauf- und abtrieb waren zahlreiche Feste verbunden, die das Jahr rhythmisierten. Notwendigkeit oder willkommene Abwechslung: Vor allem Männer verließen die Berge, um im Herbst Viehherden zurück in die Rhone-Ebene zu begleiten oder um ihren Unterhalt als Lehrer zu verdienen. Andere wiederum emigrierten nach Südamerika und investierten das dort erwirtschaftete Geld in ihre Heimatdörfer, was unschwer an der Architektur zu erkennen ist. Die Kolporteure, die ihre Waren in riesigen Traggestellen auf die Berge schleppten, brachten Lebensnotwendiges aus den Tälern mit und versorgten die Bewohner zugleich mit Neuigkeiten. In den Grenzgebieten zu Italien und zur Schweiz fand mancher ein Auskommen als Schmuggler: Umgearbeitete Rucksäcke oder Kleidungsstücke boten ein ideales Versteck für das Schmuggelgut.

Das Ende der „Älpler" ist Mitte des 20. Jahrhunderts anzusetzen, als die männliche Bevölkerung durch Migration und durch die Weltkriege drastisch reduziert wurde. Doch vor allem wurde die Symbiose von Mensch, Tier und Raum zerstört bzw. andere Werte waren im industriellen Zeitalter wichtiger geworden. Der Bruch wird auch mit Hilfe der Ausstellungsarchitektur umgesetzt und mit kalten Farben und kantigen Formen symbolisiert.

Mit einem – etwas zu kurzen – Blick auf die Gegenwart endet der Ausflug in die Welt der Alpen. Tourismus, Kunsthandwerk und Naturparks sind heute die Schlagworte, die zugleich für die Suche nach einem harmonischen Einklang von Mensch und Natur stehen. Hier wird vor allem auf – zum Teil folkloristisch eingesetzte – Traditionserneuerungen der letzten Jahre verwiesen, wie etwa der Viehauftrieb in Die oder das alljährliche Brotbackfest in Villard-d'Arène, die immer mehr Besucher anziehen.

Durch die gesamte Ausstellung zieht sich zudem ein Fotofries von Porträts, der die Einheiten visuell verzahnt. Die Porträts sind Fotografien aus dem frühen 20. Jahrhundert entnommen, die Müller und andere Amateurfo-

tografen in den Alpen machten. Ein weiteres verbindendes Element sind Geräusche: Die grasschneidende Sichel, die Rufe der Schäfer, die Glocken der Tiere oder die tickende Uhr im Haus verstärken das Gesehene und evozieren neue Bilder im Kopf.

Alles in allem versucht die Ausstellung, nicht ins Nostalgisch-Verklärende abzugleiten. Das gelingt nicht immer, was aber auch an der Entscheidung liegt, das Thema sinnlich und nicht distanziert-intellektuell zu vermitteln. Die Ausstellung richtet sich an ein breites Publikum, das an der Aufarbeitung des kollektiven Gedächtnisses der Region Teil haben soll. Die Ausstellung verbindet Vergnügen mit Belehren und ist unbedingt zu empfehlen.

Zur Ausstellung erschien kein Katalog. Vielmehr wurde die Neukonzeption als Anlass genutzt, die Fachzeitschrift „L'Alpe" zu initiieren, die, grenz- und disziplinenübergreifend, die europäischen Alpen unter immer wieder neuen Blickwinkeln betrachtet.

Nina Gorgus

Ivan Čolović – Herderpreisträger 2000

Aus der Laudatio bei der feierlichen Überreichung des Preises am 3. Mai 2000 in der Wiener Universität

Im Rahmen der von der Mission du Patrimoine ethnologique und dem Verein für Volkskunde im Dezember 1996 in Wien veranstalteten internationalen Tagung „Nationale Helden. Konstruktion und Dekonstruktion" hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, den hervorragenden Ethnologen und Schriftsteller Ivan Čolović im Österreichischen Museum für Volkskunde zu begrüßen. Sein damaliges Referat über einen „neuen serbischen Kriegshelden" reflektierte wiederum sein bereits früher vielfach bewiesenes intellektuelles Engagement gegen die kriegerische Politik seines Landes. Die Dekonstruktion nationaler Mythen und das unerschrockene Auftreten Čolovićs hat wohl u.a. die Entscheidung des Herder-Preiskuratoriums zur Auszeichnung dieses mutigen Wissenschaftlers mit beeinflußt. Wir danken dem Laudator, Prof. Reinhard Lauer, für die Überlassung der folgenden Passage aus seiner Laudatio beim Festakt vom 3. Mai 2000. (Red.)

Mit dem Laureaten Ivan Čolović aus der Bundesrepublik Jugoslawien wird eine Persönlichkeit ausgezeichnet, die nicht nur durch scharfsinnige Analysen zur Durchleuchtung der balkanischen Wirren beigetragen hat, sondern die dabei auch ein Maß an Unabhängigkeit und persönlichem Mut bewiesen

hat, das den höchsten Respekt abverlangt. Ivan Čolović ist vom Fach her Ethnologe, besser noch: Kulturanthropologe oder politischer Anthropologe. Man könnte aber auch sagen: Ivan Čolović ist ein Wissenschaftler und Publizist, der die Pervertierung des Herderschen Erbes, nämlich die politische und ideologische Instrumentalisierung des Folkloregutes, aufbricht und dekuvriert. Herder hat in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (1793–1797) von dem Nationalwahn gesprochen, gegen den die „freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten" das einzige Gegenmittel sei. Und Dunja Rihtman-Auguštin, Herder-Preisträgerin 1997, hat in einem luziden Aufsatz (Erasmus Nr. 23/1998) die Position des Ethnologen Ivan Čolović präzise bestimmt: Es gehe ihm vorrangig um die Dekonstruktion des Mythos, die er nachgerade als ethischen Imperativ begreife.

Das hat fraglos mit der verhängnisvollen Rolle zu tun, die die nationalen Mythen in den letzten zehn Jahren in Südosteuropa, namentlich bei den Serben, gespielt haben; zum anderen aber folgt es aus dem Werdegang des Laureaten.

1938 in Belgrad geboren, studierte Ivan Čolović daselbst an der Philosophischen Fakultät, legte 1974 das Magisterexamen ab und promovierte 1984 mit einer ethnolinguistischen Untersuchung zur sog. Paraliteratur, die ein Jahr später unter dem Titel „Wilde Literatur" (Divlja književnost) erschien. Anschließend wirkte er bis 1988 als Lektor für Serbokroatisch an der Universität Rennes 2 in Frankreich. Seit 1990 ist er am Ethnographischen Institut der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Belgrad tätig, seit 1995 als Wissenschaftlicher Rat.

Ivan Čolović hat früh begonnen zu publizieren, zunächst in breitem Umfang Literaturkritiken in der Belgrader „Politika", später Aufsätze, die seit den 70er Jahren deutlich die Prägung durch den französischen anthropologischen und ethnographischen Strukturalismus zeigen. Übersetzungen der Schriften von Roland Barthes, George Bataille und Claude Lévi-Strauss stellten in den 60er/70er Jahren für Ivan Čolović keineswegs ein Nebengeschäft dar. Er folgt ihrem Denken, wenn er das Erkennen der Zeichenhaftigkeit und der Systemhaftigkeit jeglicher kultureller Phänomene zu seinem Metier macht. In diesem Sinne gründete er 1971 die „Biblioteka XX vek" („Bibliothek 20. Jahrhundert"), deren Schwerpunkt die moderne Anthropologie bildet. Inzwischen auf etwa 100 Bände angewachsen, wurde sie in den letzten Jahren zum Stützpunkt des unabhängigen Denkens in Jugoslawien. Bald schon nach dem Ausbruch der Kriegshandlungen, im Januar 1992, war Ivan Čolović einer der Gründer des „Belgrader Kreises" (Beogradski krug), der sich mit Büchern wie „Das andere Serbien" (Druga Srbija, 1992) und „Die Intellektuellen und der Krieg" (Intelektualci i rat, 1993) dem Kriegskurs der serbischen Führung entgegenstellte. Dieser Widerstand hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr verstärkt – Widerstand gegen einen

verhängnisvollen Weg, den das eigene Volk in mythomaner Selbstüberhebung und herausforderndem Trotz eingeschlagen hat. In der Serie „Kad kazem novine" (Wenn ich Zeitung sage; gemeint ist die offiziöse Belgrader Zeitung „Politika"), die er im vergangenen Jahr in der Zeitung „Danas" (Heute) und im Freien Radio B-92 veröffentlichte – sie liegt inzwischen in Buchform mit englischer Übersetzung vor –, sezierte er mit Ironie und Sarkasmus die von einem absonderlichen Mystizismus durchtränkten Äußerungen serbischer Politiker, Wissenschaftler und Literaten. Diese, bei allem Ernst der Sache, überaus witzig geschriebenen Texte werden dereinst, wenn der Nationalwahn zerrinnt, als Zeugnisse des anderen, des wahren und nüchternen Serbiens gelesen werden.

Zehn Bücher und an die 300 Aufsätze und Rezensionen, dazu zehn Übersetzungen aus dem Französischen hat Ivan Čolović in den letzten 30 Jahren veröffentlicht. (Einiges davon liegt in deutscher Übersetzung vor.) Vor allem die Bände „Bordell des Kriegers" (Bordell ratnika, 1993, 1994 in deutscher Übersetzung) und „Politik des Symbols" (Politika simbola, 1997), aus zahlreichen, am Puls der Zeit gewonnenen Wahrnehmungen entstanden, haben ein bedrückendes Bild von der Verschränkung einer bestimmten Politik mit bestimmten Mythen entstehen lassen. Da Ivan Čolović als Wissenschaftler nicht umhin kann, dies zu erkennen und darüber zu schreiben, sind seine Analysen zum Politikum geworden, ist er zum „Andersdenkenden" geworden – zum „inakomysljaščij", wie man in Rußland die Dissidenten nannte. Das Herder-Preiskuratorium ist sich dieser Zusammenhänge bewußt; es ehrt durch die Preiszuerkennung einen bedeutenden Wissenschaftler und unerschrockenen Publizisten, der das „andere Serbien" repräsentiert.

Reinhard Lauer

Nikolaus Grass, Hermann Wopfner, Tirol und das Bergbauernbuch

Zum Tode von Univ.-Prof. DDDr. Dr. hc. Dr. hc. Nikolaus Grass (1913–1999)

Am 5. Oktober 1999 ist Nikolaus Grass im Alter von 86 Jahren in Hall i.T. verstorben. Mit ihm ging einer der großen und bedeutenden, aber auch einer der vielseitigsten Gelehrten Österreichs von uns. Denn nicht nur in seiner eigentlichen Domäne, der Deutschen Rechtsgeschichte, hat er Bedeutendes geleistet, er war in gleicher Weise kompetent für die Kanonistik, die Österreichische Geschichtswissenschaft, die Wirtschaftsgeschichte und nicht zuletzt für die Volkskunde. Davon zeugen etwa der von ihm herausgegebene

Sammelband „Ostern in Tirol" (1957), zu dem er selbst zwei Beiträge über barocke Heiliggräber und die Heiliggrab-Bruderschaft von Nauders beigesteuert hat sowie eine 122 Seiten umfassende Einführung zusammen mit der Mutter Marie Grass-Cornet und seinem damaligen Assistenten Rudolf Mellitzer oder das reich bebilderte Buch über „Weihnachtskrippen aus Österreich" (1962). Und nicht zuletzt als Mitherausgeber des Jahrbuchs für Volkskunde seit 1978, das als Forum speziell der Glaubens- und Volksfrömmigkeitsgeschichte konzipiert ist. Aber auch in seinen übrigen Arbeiten hat er immer wieder der Volkskunde ihren Platz zugewiesen und war deshalb wie kaum ein anderer berufen, eine Gesellschaft wie die Internationale Gesellschaft für Rechtliche Volkskunde mit zu tragen. Auch der Verein für Volkskunde in Wien hatte ihn zu seinem Korrespondierenden Mitglied ernannt.

In den letzten Jahren seiner Vita activa hatte er sich ganz in den Dienst anderer gestellt, hatte bedeutende Werke anderer Gelehrter neu oder aus deren Nachlaß herausgegeben. Seine eigene Arbeit trat dahinter fast zurück, nicht ohne allerdings in den von ihm herausgegebenen Werken deutliche Spuren seiner Persönlichkeit zu hinterlassen. Es begann mit der Neuauflage von Georg Schreibers Deutscher Weingeschichte (Der Wein in Volksleben, Kult und Wirtschaft. Köln 1980), die Grass wesentlich erweitert, mit Anmerkungen versehen und vor allem mit einem vorzüglichen Bildteil ausgestattet hatte. Dem Verlag hat er nie verziehen, daß man seine Leistung nicht einmal auf dem Titelblatt festgehalten hat. Er fand, daß dies die wissenschaftliche Ehrlichkeit gebietet. Es folgte die Herausgabe des Buches über das Tiroler Metzgerhandwerk von Hermann Holzmann (1906–1971), welches zuvor nur als lose Folge von Zeitungsartikeln erschienen war. Nikolaus Grass hat daraus ein stattliches Werk mit über 400 Seiten und zahlreichen Abbildungen gemacht (Innsbruck 1982). Eigene Arbeiten, wie etwa eine geplante Abhandlung über die Schwazer Bergknappen, die er schon durch den Verlag hatte ankündigen lassen, blieben liegen.

Zuletzt galt seine Arbeit ganz der Herausgabe des Bergbauernbuchs von Hermann Wopfner (1876–1963). Zu Lebzeiten Wopfners, der sich ab 1941 systematisch und nahezu ausschließlich mit dem Tiroler Bauernstand beschäftigte, wozu er seine Innsbrucker Professur für Wirtschaftsgeschichte aufgab, die er ab 1909 als Nachfolger von Hans v. Voltelini bekleidete, waren lediglich drei Lieferungen zwischen 1951 und 1960, allerdings im Umfang von zusammen 733 Seiten erschienen. Sie umfaßten die Hauptstücke I bis III „Wie der Tiroler Bauer seine Heimat gewonnen hat", „Von Teilung der Güter und Übervölkerung" sowie „Von der Freiheit der Tiroler Bauern und ihren Grundlagen". Der verstorbene Tübinger Rechtshistoriker Ferdinand Elsener (1912–1982), zu dessen Festschrift anläßlich seines 65. Geburtstages im Jahre 1977 Nikolaus Grass einen Beitrag über das banngrundherrli-

che Gewerbe im alten Tirol beigesteuert hatte, hat diese Teile in der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 81 (1964) besprochen und wie folgt resumiert (S. 487): „Es wird ein Standardwerk der Deutschen Agrargeschichte bleiben, eine materialreiche Fundgrube für jeden, der sich mit bäuerlicher Rechtsgeschichte beschäftigt; es zeigt alle Lebensaspekte des Gebirgsbauern."

Der Tod Hermann Wopfners am 10. Mai 1963 hinderte zunächst die Fortsetzung des Werkes. Jedoch hatte er die restlichen Teile in Form eines umfangreichen Typoskripts hinterlassen, teilweise allerdings nicht ganz vollendet, aber auch handschriftliche Notizen auf teils eingeklebten Zetteln, teils auch in umfangreichen Ergänzungen, die er in Ordnern sammelte. Im Auftrag der Erben Wopfners hatte es Nikolaus Grass übernommen, das Manuskript druckreif zu machen. Er sah darin eine Art innere Verpflichtung, das Lebenswerk Wopfners, bei dem er sich 1946 habilitiert hatte, als Buch der Nachwelt zu überlassen. Für den 1. Band, welcher die zu Lebzeiten Wopfners erschienen Teile enthält, brauchte er lediglich ein umfangreiches Vorwort zur Persönlichkeit Wopfners und über das Schicksal seines Lebenswerks beizusteuern. Der Band konnte schließlich dann 1995 im Umfang von XXIV + 737 Seiten mit den von Wopfner selbst noch zusammengetragenen Abbildungen erscheinen.

Für den 2. Band mit den Hauptstücken IV (Volkstum und Kultur), V (Von der „Gemain" und der Gemeinde) und VI (Vom Siechtum des Bergbauerntums) waren die Arbeiten schon schwieriger. Das Hauptstück IV hatte Wopfner nachträglich eingeschoben und unvollendet gelassen. Es wurde von Grass ergänzt und erweitert. Das gilt auch für das 5. Hauptstück. Man kann die Schwierigkeiten der Arbeit des Herausgebers daran ermessen, daß er die Literatur in den Anmerkungen, die sich teils im Text, teils in einem 43-Seiten umfassenden Anhang finden, bis in die Gegenwart nachgetragen hat. Besonders in dem Hauptstück „Volkstum und Kultur", das sich mit dem bäuerlichen Recht beschäftigt, aber auch mit dem Thema Bauer und Politik, spürt man deutlich die Handschrift des Bearbeiters. Es entstand ein Band mit 500 Seiten, zu dessen Illustrierung Grass wiederum eine Auswahl von Fotos, die Wopfner noch selbst aufgenommen hatte, zurückgriff, aber auch einige Zeichnungen der Mutter Marie Grass-Cornet verwendete, die zum Teil schon früher seine Bücher mit hübschen und detailgenauen Zeichnungen versehen hatte und die auch bis ins hohe Alter schriftstellerisch tätig war. Davon zeugt etwa ihr noch kurz vor dem Tode erschienenes Buch „Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur" (Innsbruck 1970), ein Werk von über 360 Seiten.[1]

Krankheit und nachfolgendes Siechtum hinderten auch Nikolaus Grass an der Vollendung des ihm so am Herzen liegenden Bergbauernbuches. An

eine Überarbeitung oder gar Neubearbeitung durch ihn war daher nicht mehr zu denken. Der Südtiroler Dietrich Thaler, der ihm schon bei der Herausgabe des 2. Bandes sachkundig und mit großem Einfühlungsvermögen zur Hand gegangen war, hatte es übernommen, aufgrund der Vorarbeiten von Nikolaus Grass die Literaturangaben einheitlich zu ordnen und nach Möglichkeit zu ergänzen sowie im Anmerkungsapparat die Belegstellen der wörtlichen Zitate nachzutragen. Der Text Wopfners indes blieb unverändert, obgleich der Herausgeber erkannte, daß die Zeit seit Abfassung des Wopfnerschen Textes vergangen war und neue Erkenntnisse zur ländlichen Verfassungsgeschichte zutage getreten waren. Dazu noch einmal Ferdinand Elsener (a.a.O.): „Der Verfasser, der stolz ist auf seine eigene Abkunft von Tiroler Bergbauern, hat noch das idealisierte Bild des Bergbauerntums vor sich, wie es von der Romantik geprägt worden ist, und das vor allem jene Rechtshistoriker kennen, die sich mit Weistumsforschung beschäftigen. Etwa vergleichsweise hat der jüngst verstorbene Züricher Volkskundler Richard Weiß in seinen letzten Lebensjahren ein viel realistischeres und nüchterneres Bild des Gebirgsbauern vertreten. Aber die kritische Auseinandersetzung mit der heutigen Forschung ist weniger das Anliegen Wopfners – auch dort nicht, wo sie dem Verfasser eigentlich auf den Nägeln brennen sollte."

In seinem Nachruf auf Richard Weiß (Der Schlern 36, Jg. 1962 S. 79 f.) hat Nikolaus Grass sich zu den Ergebnissen der Weißschen Forschungen bekannt und betont, daß er auf dessen Vorarbeiten, insbesondere bei der Erarbeitung eines das Alpwesen betreffenden Fragebogens bei seinen eigenen Arbeiten über die Entwicklung der Tiroler Alpwirtschaft zurückgegriffen hat. Aber die Einarbeitung dieser neuen Erkenntnisse hätte eine gründliche Überarbeitung des Wopfnerschen Textes bedingt, die auch Nikolaus Grass nicht leisten wollte.

Gleichwohl entstand ein respektabler 3. Band im Umfang von 722 Seiten, der dann zusammen mit dem 2. Band Ende 1997 im Universitätsverlag in Innsbruck im Rahmen der Schlernschriften und der Tiroler Wirtschaftsstudien erscheinen konnte. Er umfaßt die Hauptstücke VII bis XII mit den überschriebenen Titeln „Wirtschaftsführung und wirtschaftliches Denken des Bauern (Hauptstück VII)", „Vom Ackerbau in alter und neuer Zeit (Hauptstück VIII)", „Von der Viehzucht und Milchwirtschaft in alter und neuer Zeit (Hauptstück IX)", „Von Heimweide und Wiese (Hauptstück X)", „Von der Almwirtschaft (Hauptstück XI)" sowie „Wald und Bergbauer (Hauptstück XII)." Wiederum konnten dem Band Fotos beigegeben werden, die teils Hermann Wopfner noch aufgenommen hatte, teils Nikolaus Grass in seinen Arbeiten über die Almen Tirols verwendet hatte.

Das Werk im Gesamtumfang von 2.000 Seiten war damit abgeschlossen, allerdings zu einem Zeitpunkt, als die Landwirtschaft in manchen Gebieten

Tirols und damit auch die Bergbauern um über 90% zurückgegangen waren, wie man dem Klappentext zum letzten Band entnehmen kann. Die Gefährdung des Bergbauern historischer Prägung hatte Wopfner aber schon weitblickend vorausgesehen, als er in dem Hauptstück VI über das Siechtum des Bergbauerntums reflektierte. Geblieben ist die von Elsener herausgestellte Fundgrube zur bäuerlichen Rechtsgeschichte und jedenfalls ein Panorama des Bergbauerntums speziell in Tirol, wie es vor 50 Jahren noch weitgehend Gültigkeit hatte. Das Ziel von Nikolaus Grass war erreicht, Wopfners Lebenswerk, welches dem Bauernstand Tirols gewidmet war, in vollständiger Form und mit dem originalen Wopfnerschen Text als Buch der Nachwelt zu erhalten.

Dabei nimmt man in Kauf, daß etwa die Hauptstücke VIII und X weitgehend ohne wissenschaftlichen Apparat sind und manche neuere Literatur nicht berücksichtigt ist. Dafür ist ein umfangreiches nach Sachbegriffen und Orten gegliedertes Register beigegeben, welches das Werk vorzüglich erschließt. So ist ein Jahrhundertwerk entstanden, welches die Namen von Hermann Wopfner und Nikolaus Grass, welches die Innsbrucker Schule bleibend festhält. Denn Wopfners Vorarbeiten gehen bis ins Jahr 1900 zurück, als er Material für seine Dissertation über den Tiroler Bauernkrieg von 1525 zu sammeln begann.

Es war die Rede davon, daß Nikolaus Grass in den letzten Lebensjahren sich fast ganz in den Dienst anderer gestellt hat. Aber eben nur fast. Denn auch weiterhin blieb er mit kleineren Beiträgen aktiv, bis ihm das Krankenlager eine schriftliche Arbeit nicht mehr ermöglichte. Immerhin sind in den letzten Jahren insgesamt drei Sammelbände mit weit verstreuten Aufsätzen erschienen, die ein eindrucksvolles Portrait von Nikolaus Grass, seiner Persönlichkeit, seiner Vielseitigkeit und seines enormen Fleisses zeigen. Denn Nikolaus Grass war auch neugierig. Ein Thema schien ihm erst dann befriedigend behandelt, wenn es bis in alle Einzelheiten und Verästelungen ausgeleuchtet war.

Unter dem Titel „Königskirche und Staatssymbolik" erschien zum 70. Geburtstag im Jahre 1983 ein Aufsatzband mit insgesamt 13, teils umfangreichen Beiträgen aus seiner Feder. Die Erhellung der Rechtsgeschichte und sakralen Kultur der Herrscherkirchen hatte Nikolaus Grass ab 1960 aufgegriffen und zu erstaunlichen Ergebnissen geführt. Ein weiterer Sammelband unter dem Titel „Alm und Wein"[2] wurde 1990 von Louis Carlen und Hans Constantin Faussner zusammengestellt, ein Tribut auch an die Tiroler Heimat mit ihrer schon in der mittleren Bronzezeit nachweisbaren Hochweidenutzung einerseits und den tiefer gelegenen Weingärten andererseits. Auch hierin zeigte sich wiederum, wie Grass weitgespannte Zusammenhänge meisterhaft aufzeigen konnte. Zum 80. Geburtstag 1993 schließlich wurde

ein weiterer Sammelband mit 21 Abhandlungen zu verschiedenen Gebieten, Rechtsgeschichte, Volkskunde, Sakralkultur, Kanonistik u.a. aufgelegt.

Insgesamt drei Festschriften unterstreichen das internationale Ansehen und die Wertschätzung der Kollegen des Verstorbenen. In der schon monumental zu nennenden Festschrift zu seinem 60. Geburtstag, in zwei stattlichen Bänden mit über 70 Einzelbeiträgen (Innsbruck 1975) erwiesen Forscher aus ganz Europa ihre Referenz. Zum 70. Geburtstag gratulierten Kollegen vornehmlich aus Österreich mit einer weiteren Festgabe (Innsbruck 1986) und zum 80. Geburtstag 1993 hatte sein langjähriger Wegbegleiter Louis Carlen im Rahmen der von ihm herausgegebenen Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde eine sehr persönliche Festgabe zusammengestellt, worin in vielfacher Weise an die Forschungen von Nikolaus Grass angeknüpft wird (Zürich 1993). Die Universitäten von Graz und Freiburg/Schweiz hatten ihm Ehrendoktorate verliehen und auch sonst hatte Nikolaus Grass manche Ehrung erfahren dürfen. Er war wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, korrespondierendes Mitglied der British Academy, trug das Ehrenzeichen des Landes Tirol und seiner Geburtsstadt Hall, das große silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich und viele andere Auszeichnungen.

Ein großes und bewundernswertes Forscherleben ging zu Ende. Wir, die Nachgeborenen werden uns wohl immer an Nikolaus Grass erinnern, einen unermüdlichen Forscher und bescheidenen Menschen, anspruchsvoll auch gegen sich selbst, aber immer aufrichtig und pflichtbewußt.

Anmerkungen

1 Der genaue Titel des Buches von Marie Grass-Cornet lautet: „Aus der Geschichte der Nordtiroler Bürgerkultur. Dargestellt an der sechshundertjährigen Geschichte der Familie Fuchs unter Berücksichtigung versippter Geschlechter. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Wirtschaft, besonders der Gaststättenkultur, der Haller Stadtköche, des Orgelbaus und der Malerei in Tirol". Das Buch erschien als Band VI der von Nikolaus Grass herausgegebenen Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte. Zu Marie Grass-Cornet (1883–1970) vgl. den Nachruf von Karl Pivec, in: Der Schlern 45 (1971, S. 39 bis 41 und von Johannes Spörl im Historischen Jahrbuch 91 (1971, S. 251 bis 253). Vgl. auch Karl Pivec in Festschrift für Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag Bd. II S. 561 bis 572 mit einem Verzeichnis ihrer Schriften. In der genannten Festschrift ist Marie Grass-Cornet mit einem Beitrag „Krippenkultur in Fürstlichen Damenstiften Tirols" vertreten.

2 Rezension in ÖZV 96 (1993) S. 213 f.

Herbert Schempf

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 375–422*

Literatur der Volkskunde

HALTER, Ernst, Dominik WUNDERLIN: *Volksfrömmigkeit in der Schweiz.* Mit 8 Fotoreportagen von Giorgio von Arb. Zürich, Offizin, 1999, 548 Seiten, zahlr. Abb.

Die Schweizerische Volkskunde zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass sie keine Scheu kennt, zu einem bestimmten Thema eine groß angelegte Übersicht zusammen zu stellen. Das lässt sich gegenüber anderen national gefassten Fachgruppen beinahe als Wesensmerkmal formulieren. Jüngstes Beispiel dafür ist das Kompendium „Volksfrömmigkeit in der Schweiz", das 24 Aufsätze von 20 AutorInnen versammelt. Einzelne Beiträge weisen dabei auch über die Staatsgrenzen hinaus – offenbar ein Anspruch des Bandes, der sich auch in der graphischen Gestaltung von Umschlag und Titelblatt Geltung verschafft. Unterteilt in drei große Kapitel – „Volksfrömmigkeit im persönlichen Vollzug", „Volksfrömmigkeit in der räumlichen Konkretisierung" und „Volksfrömmigkeit im Jahres- und Lebenslauf" –, wird mit dem Buch versucht, eine für die Gegenwart relevante Darstellung verschiedenster Phänomene einer „Praxis pietatis" (Wolfgang Brückner) vorzulegen. Ganz einsichtig ist eine solche Gliederung nicht, zumal das letzte Kapitel als Reminiszenz an traditionelle Ordnungskriterien erscheint und offenbar vor allem jene Aufsätze aufnimmt, die sich nach Meinung der Herausgeber dagegen gesperrt haben, in das polare Schema von „privat" und „öffentlich" eingeordnet zu werden.

Tatsächlich wird der Titel dieses letzten Kapitels durch zwei Beiträge gerechtfertigt, deren erster, sehr umfangreicher, die katholische Volksfrömmigkeit im Jahreslauf beschreibt (Karl Imfeld) und deren zweiter jene im Lebenslauf (Paul Hugger). Die anderen Aufsätze sind jedenfalls nicht von der strengen Systematik bestimmt, die das Lebens- und Jahreslaufkonzept verlangt, und könnten mindestens ebenso gut unter „Volksfrömmigkeit in der räumlichen Konkretisierung" firmieren. Damit ist ein grundsätzliches Problem des fraglos profund edierten Bandes angesprochen: Bei der Auswahl der Beiträge lässt sich nur mit gutem Willen ein strukturierter Aufbau erkennen. Was man etwa bei Tagungsbänden zu akzeptieren gelernt hat, dass nämlich die Vielfalt der möglichen Zugänge und Aspekte eine einheitliche Fassung kaum zulässt, sollte meines Erachtens in einem Werk, das sich als Konzeptpublikation geriert, durch strukturierte Vorgaben seitens der Heraus-

geberInnen möglichst vermieden werden. Bei „Volksfrömmigkeit in der Schweiz" bekommt man aber das Gefühl, dass der Aufbau der Publikation erst nach Vorliegen der Aufsätze zustande gekommen und etwas Willkürliches an sich hat.

Damit ist aber wenig über die einzelnen Beiträge per se ausgesagt. Deren Ansätze sind mitunter durchaus interessant. Thomas Antonietti („Ein Heiliger fürs Hier und Jetzt. Das Patronatsfest des hl. Sebastian in Finhaut im Wallis") gelingt es anschaulich, die eigentümliche Prozession in einem Dorf des Unterwallis in ihrem zeitbedingten Kontext zu analysieren. Auch Paul Wicki hat gesamtgesellschaftliche und historische Zusammenhänge im Sinn, wenn er „Schlachtengedenkfeiern" thematisiert. „Der Eremit. Eine Leitfigur in der katholischen Volksfrömmigkeit" – einer von drei Beiträgen Paul Huggers – ist anschaulich und unterhaltsam; und Thomas Hengartners Beitrag über „Protestantische Volksfrömmigkeit. Kirchliche und außerkirchliche Formen" ausgesprochen wichtig für ein Kompendium, das sich mit religiösen Phänomenen in einem Land beschäftigt, das eine komplizierte Landkarte der Glaubensgemeinschaften aufweist. Aber gerade in der Frage der konfessionellen Differenziertheit zeigt sich wieder die konzeptionelle Unbekümmertheit des Bandes. Hengartners eher allgemeine Bemerkungen finden in den einzelnen Fallbeispielen kaum noch Beispiel gebende Entsprechungen. Einmal mehr wird in der Tendenz der gesamten Publikation Volksfrömmigkeit als katholisches Phänomen behandelt. Protestantische Frömmigkeit wird ausgeblendet – trotz der Leitgedanken von Richard Weiss, die als „Grundzüge einer protestantischen Volkskultur" bereits 1964 erstmals veröffentlicht worden sind. Interkonfessionelle Wechselwirkungen werden überhaupt nicht einer Analyse unterzogen.

Die äußere Erscheinung des Bandes ist sehr gelungen. Ein klares Layout korrespondiert mit einer sauberen Textredaktion. Das Buch will einen Leserkreis erschließen, der nicht bloß auf die involvierten Wissenschaften beschränkt ist. Die sparsamen Anmerkungen, die größtenteils allgemein verständliche Sprache und die umfangreichen Bildteile weisen darauf hin. Insofern sind die Bemühungen um eine ansprechende Gesamtdarstellung eines Kanonthemas der Volkskunde sicherlich erfolgreich. Dass bei der Umsetzung des Vorhabens eine enge Zusammenarbeit mit der Theologie gesucht worden ist, sei noch ergänzend angemerkt. Das ist prinzipiell keineswegs zu kritisieren. Doch ist es augenscheinlich mit ein Grund dafür, dass die Zusammenschau in vielerlei Hinsicht heterogen ausgefallen ist.

Christian Stadelmann

ROOS, Martin: *Maria Radna. Ein Wallfahrtsort im Südosten Europas.* Bd. 1. Regensburg, Verlag Schnell & Steiner, 1998, 336 Seiten, 109 s/w- und 59 Farbabb., DM 68,–, öS 496,–.

Der Autor ist seit 1999 Bischof der Diözese Timişoara (Temeswar, Temeschburg). Im vergangenen Jahrzehnt hat er keine Mühen gescheut, das nach der Revolution in Rumänien und dem großen Exodus der deutschsprachigen Bevölkerung aus dem Banat entstandene Vakuum in den Gotteshäusern und Pfarren des Gebietes gegen die drohenden religiösen und kulturellen Verluste zu sichern. Mit Hilfe der deutschen Landsmannschaften, der Diözese und des Diözesanmuseums in Regensburg (Inventarisation) und auch des Wiener Bundesdenkmalamtes (Restaurierhilfen) wurde beim Dom in Temeswar ein Diözesanmuseum eingerichtet und wurden Vasa Sacra, Kunstwerke und Archivbestände erfaßt und sichergestellt. Mit dieser Sammeltätigkeit wird ein großteils noch kaum bearbeitetes und außerhalb der Region weitgehend unbekanntes Material zur Kirchen- und Kunstgeschichte, zur Wallfahrts- und Volkskunde Südosteuropas vor dem Untergang bewahrt und durch die Bearbeitung zugleich dem Vergessenwerden entrissen.

Vor diesem Hintergrund ist der erste Teil der zweibändig angelegten und vom Verlag sorgfältig edierten Monographie über die Franziskaner-Wallfahrtskirche von Maria Radna vorzustellen. Die 1992 zur Basilika minor erhobene Kirche liegt malerisch am rechten Ufer der Marosch und gehört heute zur Stadt Lipova (Lippa) im Kreis Arad. Die umfassende, reich illustrierte Präsentation der Geschichte von Kirche, Kloster und Wallfahrt stellt die Bauten und ihre schöne Ausstattung mit mehrfachem Österreichbezug systematisch vor. Der zweite Band berührt mit Wallfahrtsfrömmigkeit, Pilgerberichten und Historiographie spezifische Themen der religiösen Volkskunde und liefert in einem Dokumentenanhang ausführliche Belege (Archivverzeichnis, Auswahl von Quellentexten, Herkunftsorte der Pilger, Liederverzeichnis, Bibliographie und Register). Im Jahre 1278 ist in Radna schon eine Kirche bezeugt, 1514 verteidigen sich deutsche Bauern in der nahen Burg Schoimosch und um 1550 unterwerfen die Türken das Banat, sodaß die verbliebenen Katholiken 1582 Rom um die Entsendung eines Priesters bitten mußten. Um 1626 haben bosnische Franziskaner Maria Radna neu besiedelt. Der Bericht des bosnischen Minoriten P. Stipancic im Archiv der Congregatio de Propaganda Fidei in Rom aus der Zeit um 1650 gibt Einblick in seinen missionarischen Eifer, zeigt aber auch das Mißtrauen der Türken mit einem Kirchenneubau – trotz ständiger Bestechungen –, bis der hartnäckige Pater auf einer Reise nach Konstantinopel sich beim Großwesir selbst durchgesetzt hatte. Dazu kamen noch Anfeindungen von den Orthodoxen. Im Zuge der Rückeroberung des Gebietes durch kaiserli-

che Truppen um 1695 brannte die Kirche ab, wurde ab 1723 mit drei Altären erneuert und ab 1756 mit sieben Altären als imposante Wandpfeilerkirche mit freskierten Muldengewölben und Doppelturmfassade in die heutige Gestalt gebracht. Nach Typus und Größe läßt sich Maria Radna mit Maria Taferl in Niederösterreich vergleichen.

Nach dem 1756 in Ofen gedruckten ältesten Wallfahrtsbuch kam das Gnadenbild, ein zweiteiliger kolorierter Holzschnitt der Offizin Remondini in Bassano del Grappa, 1668 nach Radna. Es stellt eine Karmel-Madonna im Typus der Maria-Hilf dar und wurde – nach bischöflicher Anerkennung der Wallfahrt 1750 – auf den neuen Hochaltar 1767 übertragen. 1771 erhielt es seinen prachtvollen Silberrahmen vom kaiserl. Wiener Goldschmied Josef Moser. Der Rahmen und drei kunstvolle Silberampeln Mosers in Radna waren der Wiener Forschung bisher nicht bekannt (Barbara Wild, Der Goldschmied Joseph Moser und die Wiener Goldschmiedekunst des 18. Jahrhunderts., phil. Diss. Wien 1982. Dies., Der Wiener Goldschmied Joseph Moser. In: alte und moderne kunst 189/1983, S. 12–21).

Für diese 3,3 m hohe und 4645 Gulden teure Rahmengloriole wurde in mehreren Sendungen Votivsilber und -gold aus Radna über Vermittlung der Wiener Jesuiten im kaiserlichen Hauptmünzamt eingeschmolzen. 1988 wurde in der Emmerichkapelle von Mariazell ein Foto des Gnadenbildes in Radna aufgestellt.

Am Neubau von Kirche und Altar waren vielfach Ordensleute für die hier erstmals publizierten Entwürfe, aber auch als Baumeister, Bildhauer, Maurer, Schmiede oder Schreiner beteiligt, die alle nach den Quellen namentlich genannt werden. Die Deckenfresken und das Antoniusaltarbild liefert der aus Wien stammende Temeswarer Maler Ferdinand Schießl, ein großes Altarbild mit der Vermählung Mariens von 1781 stammt vom Wiener Akademiemaler Franz Wagenschön. Aus dem Bestand der Schatzkammer werden sieben Silberkelche aus dem Rokoko mit teilweise österreichischer Provenienz und andere Vasa Sacra sowie einige alte Paramente genau beschrieben. Das Kloster mit seiner Bibliothek und alle Konventualen seit dem 18. Jahrhundert mit seinem z.T. auch wissenschaftlichen Wirken erfaßt ein weiterer Abschnitt. Hier findet sich auch die anläßlich seines Besuches 1776 für Kaiser Joseph II. errichtete Denkmalpyramide, deren Inschriften wie viele Dokumente im vollen Wortlaut nebst dem anekdotischen Ausspruch „Wäre ich nicht Kaiser in Wien, möchte ich Guardian in Radna sein" mitgeteilt werden.

Die Wallfahrtgeschichte hält eine chronologische Auswahl an Dokumenten und Ereignissen fest vom Beginn zur Pestzeit in Arad 1707 über den 1892 gegründeten Temeswarer Wallfahrtsverein bis zu den als „Gruppenausflug" deklarierten Reisebürofahrten zur Zeit der 40jährigen kommunisti-

schen Unterdrückung. Auch in schwierigsten Zeiten kamen jedes Jahr mindestens 30.000 bis 40.000 Wallfahrer zu ihren bestimmten Tagen und mit ihren eigenen Traditionen vor allem aus den deutschen und ungarischen Dörfern und Städten der Region. Insgesamt bietet die Monographie von Martin Roos eine so informativ wie liebevoll aufbereitete Geschichte von Kirche und Wallfahrt als Spiegel einer, nach 150jähriger Fremdherrschaft im 18. Jahrhundert aufblühenden Region. Sie erfüllt aber auch alle Ansprüche an eine wissenschaftliche Dokumentation mit genauen Nachweisen aus einer immensen Kenntnis der deutschen, ungarischen und rumänischen Primärquellen und Literatur. Die vielen kunst-, ordens- und frömmigkeitsgeschichtlichen Bezüge zu Mittel- und Südosteuropa empfehlen das Werk weit über seinen Anlaß hinaus. Seine weite Verbreitung und Kenntnisnahme können mithelfen die Zukunft einer der östlichsten katholischen Wallfahrtstraditionen Europas zu sichern.

Manfred Koller

KRETZENBACHER, Leopold: *Sterbekerze und Palmzweig-Ritual beim „Marientod". Zum Apokryphen in Wort und Bild bei der* κοίμησις, *dormitio, assumptio der Gottesmutter zwischen Byzanz und dem mittelalterlichen Westen.* Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1999 (Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 667 Band), 64 Seiten, 10 farb. Abb. auf Tafeln. ISBN 3-7001-2846-0.

In schier nicht enden wollender Fülle schiebt der nun bald 90jährige Nestor der Ethnologia Europaea immer wieder noch eine Monographie nach, vor allem auf dem von ihm so intensiv kultivierten Forschungsfeld der Beziehungen zwischen religiösem Bild und religiöser Erzählung. Die vorliegende Monographie geht auf die Bildbelege von „Maria Entschlafung" ein, auf ihren Ursprung in apokryphen Marien-Legenden und dem Bild-Denken, das an zwei eigenartigen Motiven exemplifiziert wird: der Sterbekerze und dem Palmzweig, der vom „Evangelismos", Mariä Verkündigung herrührt, wo ihn der Verkündigungsengel in der Hand hält und die jungfräuliche Geburt symbolisiert. Interessant, daß dieses Motiv zwar auch in der gleichen Weise schriftlich zu belegen ist, in jenem frühchristlichen Legendenstrom, den die offizielle Kirche nicht in das kanonische Schrifttum aufgenommen hat, doch in der Bildwelt der orthodoxen Ostkirche keine Verkörperung erfahren hat. Dort dominieren in der Bildkomposition um die ausgestreckt auf dem Bett liegenden Theotokos und die Trauernden, zwei andere, für den Beschauer viel eindrucksvollere Motive: Die frevelhaft auf das Sterbelinnen ausge-

streckten Hände des Juden, die nach der Legende bis zu den Ellbogen verdorrt sind, in den Bildkompositionen meist aber von einem geflügelten Engel mit Langschwert an der Handwurzel mit einem Streich abgehauen werden, wobei die abgetrennten Hände allein ins Linnen gekrallt bleiben und aus den vorgestreckten Stümpfen noch dramatisch-drastisch das Blut hervorspritzt, mit Christus, der im Hintergrund steht und in den Armen ein mumienartig gewickeltes Kleinkind hält, das die „Seele" Marias vorstellt, die in den Himmel aufgenommen wird. Diese „Mumienseelen" sind auch in anderen Abbildungstypen der frühchristlichen und byzantinischen Sakralkunst nachzuweisen (Lazarus, die „Seelen" der Verstorbenen in der Unterwelt auf der Osterikone) und bezeichnen in einer typisch bedeutungsambivalenten typologischen Übertragung den Toten und das Kleinkind, den Verstorbenen und Auferstandenen, bzw. die eben nach dem Tode weiterlebende „Seele" (vgl. W. Puchner, *Akkommodationsfragen. Einzelbeispiele zum paganen Hintergrund von Elementen der frühkirchlichen und mittelalterlichen Sakraltradition und Volksfrömmigkeit*, München 1997, S. 28–33, 97–105 die Anmerkungen). Die Bildchiffre stammt aus dem ägyptischen Totenbrauchtum (Mumienwicklung der Leiche) bzw. der traditionellen Kleinkindpflege, wo die Babys eben in ähnlicher Weise „gewickelt" werden. Im griechischen Totenbrauchtum heißen diese Leinenstreifen „lazaromata", nach dem Bildtypus der Auferweckung des Lazarus, wo der „viertägige" Verstorbene/Auferweckte in seiner Grabhöhle aufrecht stehend eingewickelt wie eine Mumie zu sehen ist, während ein Grabknecht den Höhlen- bzw. Sargverschluß entfernt, der andere ihn loswickelt und sich mit der zweiten Hand die Nase zuhält (der Geruch der viertägigen Verwesung, vgl. W. Puchner, *Studien zum Kulturkontext der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas*, Wien 1991, Denkschriften der phil.-hist. Kl. der Österr. Akad. d. Wiss., Bd. 216, S. 23–30 und 141–168 die Anmerkungen). Ähnlich „gewickelt" ist Lazarus auf den bulgarischen Gebildbroten, die am Lazarussamstag zu seinen Ehren und Angedenken verteilt werden. Der byzantinische Bildtyp von „Mariä Himmelfahrt" (in der Orthodoxie fällt der hohe Kichenfeiertag auf den 15. August) veranschaulicht demnach bildlich die Trennung von Leib und Seele nach dem Verscheiden.

Kretzenbachers jüngste Monographie ist wie immer eine Wanderung durch die europäische Kulturgeschichte zwischen Ost und West, erstem und zweitem Jahrtausend, Antike und Neuzeit, und birgt wie immer eine ganze Reihe von Denkanstößen und Einsichten in differente mentale Strukturen und Vernetzungen, steht dieses meditative Bilddenken des ersten Jahrtausends und des Mittelalters doch heutigen „Sicht"-Weisen fast diametral gegenüber; auf diesen Bilddarstellungen gibt es keine „Adiaphora", Zufäl-

ligkeiten, oder bloß persönliche motivierte Ausdrucksweisen und Interpretationen, alles ist vorgedacht und hat seine Bedeutung. Die Ikone ist, um mit Uspensky zu sprechen, „Weg" der Meditation, ein „Fenster" in die andere, ideale, aus der Glaubenssicht „wirkliche" Welt. So nimmt es nicht wunder, daß diese Bilddarstellungen nicht nur ästhetische Kompositionen von großer Schönheit und Ausdruckskraft sind, sondern auch gedankliche Kompositionen von hoher poetischer Dichte und Symbolkraft.

Walter Puchner

VARVUNIS, M. G.: Λαϊκή λατρεία και αφιερωτική πρακτική στην Τήλο. Σχόλια για την οικονομική βάση της παραδοσιακής θρησκευτικότητας *[Volksreligion und Votiv-Praktiken auf der Insel Tilos. Anmerkungen zum ökonomischen Fundament der traditionellen Religiosität]*. Rhodos, Edition der Gemeinde Tilos, 1999, 253 Seiten, zahlreiche Skizzen und Tabellen, eine Karte. ISBN 960-86548-0-7.

Der junge Nachwuchs-Volkskundler von der Universität Thrakien hat bisher mehrere Monographien zu religiösen Praktiken und Mentalitäten der Population vor allem des ägäischen Inselbereichs vorgelegt und aufgezeigt, wie man entlegene und übersehene Kirchenarchive und Finanzbücher zum Sprechen bringen kann, um die Manifestationen der Volksreligiosität in einer bestimmten Region über einen größeren Zeitraum hinweg zu dokumentieren. Dies praktiziert er in der vorliegenden Monographie an der kleinen, Rhodos benachbarten Insel Tilos; die Feldforschungen wurden dort im Sommer 1994 durchgeführt. In einem einleitenden Kapitel geht der Autor auf den institutionellen Rahmen des Gebräuchlichen ein (S. 13 ff.), die Verteilung von Kirchen und Kapellen auf der Kleininsel, die Strukturierung der einfachen Sakralräume sowie auf die Quellenberichte seiner Informanten. Es folgt ein kurzes Kapitel zu den Votivgaben (S. 36 ff.) und Stiftungspraktiken im allgemeinen. Sodann geht er auf die Quellenbeschreibungen ein: ein Kodex aus der Kirche des Hl. Nikolaos, der einen Zeitraum von 1930 bis heute deckt (S. 40 ff.) und alle Votivgaben peinlich genau verzeichnet (wann, von wem, warum), ebenso wie alle Einnahmen und Ausgaben, die Protokolle der Kirchenratssitzungen, Güterverpachtungen, Pachtverträge, Versteigerungen, Schenkungsbestätigungen usw., ein ähnlicher handschriftlicher Kodex der Kirche von Mariä Entschlafung (S. 100 ff.), dessen erste Eintragungen noch im 19. Jahrhundert einsetzen und der auch richtig durchgeführte Bilanzen vorweisen kann, Besitzinventuren der Kirchengüter verschiedener Pfarren (S. 152 ff.) aus verschiedenen Zeiträumen, eine Auf-

zeichnung der Schenkungen an das Kloster des Hl. Panteleimon (S. 170 ff.), ein dem Kloster gewidmetes Gedicht des Volksdichters Panajotis Syrianos (S. 225 ff.), Stiftungsbriefe usw. Solche Quellen werden freilich erst in der Detailanalyse interessant und die Details sind es, die Einblicke in die „Kulturgeschichte des kleinen Mannes" bzw. seine religiöse Mentalität im Verbund mit ökonomischen Akten und Praktiken zeigt. So ist die Zusammenfassung kurz gehalten (S. 239 ff., Hinweise auch auf Arbeitsverbote, strafende Heilige usw.) und läßt sich auf die in der Volksmentalität geltende Formel „do ut des" bringen, die das Verhältnis des Menschen zu den Heiligen (die wiederum bei der höchsten Instanz vermitteln) reguliert. Der Band schließt mit einer Bibliographie zur Volkskunde von Tilos bzw. handschriftlichen Sammlungen, die sich in den verschiedenen volkskundlichen Archiven Griechenlands befinden.

Walter Puchner

MERAKLIS, M. G.: Θέματα Λαογραφίας *[Volkskundliche Themen]*. Athen, Kastaniotis, 1999, 242 Seiten, ISBN 960-03-2484-0.

Der Hauptvertreter der soziologischen Volkskunde in Griechenland hat einen neuen Sammelband mit Studien, die z.T. an entlegener Stelle erschienen sind, vorgelegt. Manche dieser Studien, vor allem im ersten Teil, sind geprägt von der Konkurrenzsituation, die mit der universitären Installierung der Kultur- und Sozialanthropologie entstanden ist, in die die Volkskunde als „traditionellere" Wissenschaft der Kulturanalyse geraten ist. Dies wird gleich im ersten Beitrag deutlich, der einen historischen Abriß der griechischen Laographie gibt und ihre Ausgangssituation im 19. Jahrhundert als Survival-Archäologie im volkskulturellen Bereich analysiert. Der folgende Artikel, „Zeitgenössische Tendenzen der Volkskunde: ein Beispiel von der Insel Karpathos" (S. 37 ff.), in Auseinandersetzung mit Bernard Vernier *(La genèse sociale des sentiments. Aînés et cadets dans l'île grecque de Karpathos)* geht auf die Namensgebung ein, gefolgt von einem Artikel über „Agrarleben" (S. 47 ff.), wo auf die ideologischen Dominanten der Begriffsentstehung im 19. Jahrhundert verwiesen und gleichzeitig seine Anwendung in der neugriechischen Literatur der Provinznovelle und des Heimatromans verfolgt wird; die „Adonisgärten" in Altertum und Neuzeit untersucht die darauffolgende Studie (S. 65 ff.), sodann wird auf die griechische „Materialkultur" und ihre Kategorienbildung eingegangen (S. 75 ff.). Weitere Artikel analysieren die Ergebnisse von studentischen Diplomarbeiten bezüglich der nordgriechischen Volkskultur (S. 91 ff.), den

Beitrag von Stilpon Kyriakidis und seiner Tochter Alki für die griechische Volkskunde (S. 109 ff.), die traditionellen Organisationsformen der Frauen (S. 122 ff.), ausgehend von einem älteren Artikel meinerseits (W. Puchner, Spuren frauenbündischer Organisationsformen im neugriechischen Jahreslaufbrauchtum, *Schweiz. Archiv für Volkskunde* 72, 1976, S. 146–170), beschäftigen sich mit der Volksmedizin (S. 135 ff. und S. 145 ff.), gehen auf Lachen und Weinen in der Volkskultur (S. 149 ff.) ein – Hochzeitslamentationen, Gelächter bei der Totenwache, komisch-tragische Schwankmotive –, berichten über den religiösen Fanatismus in der Volkskultur (S. 165 ff., Antisemitismus), über die Sünde in den erbaulichen Alphabetarien und Predigten (S. 173 ff.), über die chthoniche Bedeutung des Wassers (S. 183 ff., Dichtung, Mythologie, Volkskultur), über das Volkslied (S. 191 ff.), über Volkssprache und Ökonomie (S. 199 ff.), über Sprichwörter als Paragraphen der Rechtsauffassungen der Unterschichten (S. 205 ff.).

Dem Schattentheater widmen sich die letzten Artikel des Bandes: „Über die Sprache des Karagiozis" (S. 217 ff.), wo der Verfasser die Druckheftchen (ab 1924) unter philologischen Gesichtspunkten untersucht und feststellt, daß die Bühnenanweisungen in z.T. hochgestochener Reinsprache verfaßt sind, aber auch die zweidimensionalen Leinwandhelden des improvisierten Volkstheaters sich der *katharev usa* bedienen, sobald Patriotismus und Kirche angesprochen sind; an diese Beobachtungen schließen sich wichtige und vielleicht sogar bahnbrechende Erkenntnisse, die Sprachfrage um 1900 betreffend: Daß nämlich große Teile der Bevölkerung dem philologischen Streit um das Vorherrschen von Reinsprache oder Volkssprache, der politische, soziale und ideologische Konsequenzen hatte, völlig desinteressiert gegenüberstand, und daß die Trivialschriftsteller, die die Volkslesestoffe produzierten (vorwiegend Räuberromane in Fortsetzungen oder sentimentale Liebesromanzen) ihren Sprachstil den jeweiligen Gegebenheiten anpassen konnten und eine große Variabilität von sprachlichen Stilebenen beherrschten, d.h. aber, daß die Rezipienten ohne weiteres in der Lage waren, diese Stilwechsel mitzuvollziehen. Und das bedeutet wiederum, daß sowohl die Reinsprache der romantischen Dichtungsschule des 19. Jahrhunderts, wie sie von Politikern und Intellektuellen noch bis ins 20. Jahrhundert gebraucht wurde, ein Konstrukt war ebenso wie die Volkssprache des Jannis Psycharis, die sich in verschiedenen Legierungen nach 1880 in der Literatur durchzusetzen begann. Daß die Diglossie selbst bis zu einem gewissen Grade eine ideologische Konstruktion war (sie bestand ja mindestens seit tausend Jahren seit der mittelbyzantinischen Literatur) und daß es gerade volkskulturelle Ausdrucksformen wie das Schattentheater, das sich in den Städten herausgebildet hatte, in der Lage waren, einen Ausweg aus dem Sprachenstreit zu finden, indem von Dialekt bis Hochsprache einfach alles

einbezogen wurde, was die linguistische Realität der Zeit an Ausdrucksmöglichkeiten zu bieten hatte.

Die beiden letzten Artikel beziehen sich auf den notorischen Hunger des Karagiozis (S. 229 ff.) bzw. die Antithese als Strukturprinzip der Schattentheateraufführung (S. 227 ff.). Manche dieser Studien haben essayhaften Charakter und sind auch stilistisch ein Hochgenuß der Lektüre. Meraklis versteht es wie kein anderer, entlegene Quellenbereiche wie die antiken Historiker, byzantinische und neugriechische Literaten, ekklesiale Predigten und Homilien, demographische Statistiken, soziologische und kulturanthropologische Monographien, Chroniken, erzählte Autobiographien, Tagebücher, Zeitungsberichte und volkskundliche Archivquellen in seine im wesentlichen kulturhistorischen und kulturphilosophischen Überlegungen miteinzubeziehen und so etwas wie eine Ästhetik der Quellenhandhabung zu bieten, eine Art wissenschaftlicher „Poesie", die auf den kompetenten Leser einen eigentümlichen Reiz ausübt, um so mehr, da sie gewöhnlich eine originelle Grundidee in unerwarteten Kombinationen und Quellenbereichen verfolgt und präsentiert. Die Reife der Meisterschaft läßt diese wissenschaftlichen Essays zu kleinen Kunstwerken avancieren: sprachlich-stilistisch, gedanklich-konzeptionell und dokumentarisch-quellenmäßig. Ars und scientia müssen nicht immer verfeindete Töchter sein.

Walter Puchner

PHIPPS, Alison M.: *Acting Identities. An Investigation into South West German Naturtheater.* Bern, Peter Lang, 2000. xii + 226 Seiten, Appendix, Bibliographie.

Alison Phipps ist eine britische Germanistin, die für ihre Dissertation ein Thema fand, das ihr erlaubte, die üblichen methodologischen und theoretischen Ansätze ihres Faches zu erweitern. In dieser Arbeit zur Praxis einiger Naturtheaterbühnen in Südwestdeutschland versuchte sich die Autorin in ethnographisch fundierter teilnehmender Beobachtung, gestützt durch Interviews und lokales Quellenmaterial (S. 27). Das Resultat ist eine recht hybride Studie, stark geleitet von der offensichtlichen Zuneigung der Autorin zu den Naturtheaterspielern, sowie ihrem Versuch, die britischen Cultural Studies mit amerikanischer Kulturanthropologie, insbesondere deren ethnographischem Ansatz, und der deutschen empirischen Kulturwissenschaft zu verbinden. All dies angewandt auf eine „Gattung" der Volkskultur, die zwischen Text und Performanz, sowie zwischen ideologiebehafteten Urteilen zu „Kunst" und „Laienhaftigkeit" angesiedelt ist, und die noch

dazu auf eine u.a. politisch befrachtete Vergangenheit zurückblickt, führt notgedrungen zu einer Arbeit, die sich nur begrenzte Ziele setzen kann. Phipps schließt die Inventarisierung aller in der Region liegenden Bühnen aus und beschränkt sich auf eine kurze Darstellung der Geschichte des Naturtheaters, basierend auf Brigitte Schöpels Studie von 1965.

Phipps konzentriert sich hauptsächlich auf eine ganzheitliche Erfassung des Phänomens Naturtheater. Insbesondere hofft sie, die gängigen Charakterisierungen der Naturbühnen und ihres Tuns durch die „Volkstheorie" der Mitspieler und Zuschauer zu ergänzen, und dem Leser so, in Anlehnung an Levi-Strauss, eine Bricolage von Einsichten, Erfahrungen und Meinungen zu bieten. Auf ein Kapitel zur Feldforschungserfahrung und der Problematik des ethnographischen Schreibens folgt ein Kapitel zum Theaterspielen selbst. Die kritische und populäre Klassifizierung von Volks- und Naturtheater wird mit dem Erfahrungswert der Mitspieler kontrastiert. Das 4. Kapitel befasst sich mit dem gegenwärtigen Repertoire des Naturtheaters. Auch hier stellt Phipps die inhaltlichen Vorlieben der Spieler für historische, idyllische oder auch heimatliche Stücke den kritischen Stimmen aus Presse und Wissenschaft gegenüber, wo politische und sozialkritische Inhalte bevorzugt werden. Sie argumentiert hier, dass die Kritik weder die Kultur der Naturtheaterspieler noch die pragmatischen Gegebenheiten der Bühnen zur Genüge kennt, und deshalb von diesem Medium eine kulturpolitische Pädagogik erwartet, die nicht aus der Kultur selbst erwächst – wobei wiederum anzumerken wäre, dass keine Kultur oder Kulturschicht hermetisch abgeschlossen bleibt; der Versuch seitens der Kritiker, Einfluss auszuüben, und seitens der Spieler, bei ihren Vorlieben zu verharren (oder, in einem Fall, sich ein neues Repertoire anzueignen), deutet durchaus auf ein gegenseitiges Wahrnehmen und Stellungbeziehen. Die im Titel evozierten Spielidentitäten hätten hier ihre gesellschaftliche Fortsetzung.

Das 5. Kapitel setzt sich mit der dem Naturtheater eigenen Kultur/Natur Dynamik auseinander, und das 6. Kapitel wendet sich der Kultur des Naturtheaters zu. Hier wird der Kulturbegriff von Raymond Williams der Geschichts- und Kulturerfahrung Süddeutschlands gegenübergestellt und angepasst. Besonders wesentlich sind hier die Beobachtungen zur Art und Weise, wie einzelne Individuen und ganze Familien durch das Mitspielen geprägt sind, und welche kulturelle Praxen (inkl. rites de passage) sich in der Theaterkultur ansiedeln. Das Schlusskapitel arbeitet weitere Forschungsfragen heraus, insbesondere auch für das Feld der interkulturellen Germanistik, dem sich die Forscherin verpflichtet fühlt.

Das Buch ist auch in der Ausführung etwas hybrid geblieben, was sich mit dem Dissertationskontext erklären lässt. So sind z.B. deutsche Zitate – ob aus Interviews oder der Literatur – innerhalb dieser englischen Arbeit

nicht übersetzt, was die englische Leserschaft auf Germanisten beschränken dürfte. Die Bibliographie ist stark gegliedert, sowohl nach Themen wie nach Ortschaften, was einem die Suche erheblich erschwert, bis man die zusätzlichen Bibliographien am Ende jedes Kapitels entdeckt. Für die spärliche ethnologische Literatur zum Thema Theater ist diese Studie nichtsdestotrotz ein erfreulicher neuer Beitrag.

Regina Bendix

KNECHT, Michi (Hg.): *Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin* (= alltag & kultur, Band 5). Köln–Weimar–Wien, Böhlau, 1999, 347 Seiten, 7 Abb.

Armut und Ausgrenzung als gegenwärtige Probleme spätmoderner Gesellschaften sind ein in der Europäischen Ethnologie unterbelichtetes Untersuchungsfeld. In Zeiten, da unterschiedlichste und noch so marginal wirkende kulturelle Phänomene zum Thema volkskundlicher Forschung werden, verwundert es, wenn für den Menschen so zentrale Bereiche wie Vorstellungen von Gerechtigkeit, Wohlstand oder Armut und die damit verbundenen kulturellen Praktiken selten behandelt werden und dementsprechend wenige Ethnographien dazu vorliegen. Eine umso erfreulichere Ausnahme stellt daher der von *Michi Knecht* edierte Sammelband über Armut und Ausgrenzung in Berlin dar. Im Rahmen eines zweijährigen Studienprojektes am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität haben Studierende verschiedene Aspekte von Armut und Ausgrenzung untersucht, wobei die profunde theoretische und methodische Vorbereitung und Begleitung aus allen publizierten Beiträgen spricht. Einmal mehr wird durch die vorliegenden Ergebnisse die Sinnhaftigkeit von Studienprojekten bewiesen, welche als eine spezifische Form der Ausbildung gerade für das Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde die Möglichkeiten bieten, Theorien und Methoden in direkter Auseinandersetzung mit einem Forschungsfeld zu vermitteln.

In ihrer Einleitung „Die andere Seite der Stadt" geht die Herausgeberin auf einige grundsätzliche Aspekte ein. Das Interesse gilt dem Bild von Armut „*im* und *durch* Reichtum", den innerstädtischen Verdrängungs- und Ausgrenzungsprozessen, eben der anderen Seite einer vor Reichtum strotzenden Gesellschaft. Dabei stehen die Geschichten und Erfahrungen von Menschen im Mittelpunkt, die Armut in unterschiedlichen Dimensionen und Varianten erleben. „Mit einem auf den Alltag gerichteten ethnographischen Ansatz versuchen" die Autorinnen und Autoren, „den gegenwärtigen städtischen Wandel aus der Erfahrung und Perspektive ganz unterschiedlicher

Menschen, Milieus und ‚Szenen' zu beleuchten. Verarmung hat benennbare, strukturelle Ursachen, gleichzeitig aber sind die von Verarmung Betroffenen immer Individuen, die auf je eigene, subjektive oder kollektive Arten und Weisen ihre Situation deuten, nach Antworten fahnden, sich an reduzierte Lebensmöglichkeiten anpassen, um Anerkennung, Identität oder Glück kämpfen, die handeln".

Das Buch ist in fünf größere thematische Abschnitte gegliedert, die ich kurz vorstellen möchte. Der erste Abschnitt behandelt „Kulturelle Umgangsformen mit Armut: Mechanismen der Ausgrenzung" und rückt jene Diskurse in das Blickfeld, die von Politikern, Planern, Managern über Armut geführt werden und auf die Betroffenen zurückwirken. Es wird versucht, jene „kulturellen Codes zu dechiffrieren, durch die Armut als gesellschaftliche Beziehung konstituiert wird". *Conni Robe* zeigt anhand von Aussagen von Politikern und Planern, wie aus dem sozialen Problem Armut ein ästhetisches gemacht wird, für das auch eine ästhetische – oder kosmetische – Lösung gesucht wird. *Dominic Veith* und *Jens Sambale* liefern eine ausgezeichnete Diskussion über Ghettos, Wohnproblematik etc., sie stellen die kursierenden Metaphern über Armut und die Zuschreibung von Devianz an die betroffenen Armen vor. *Julia Barth* schließlich wirft einen Blick auf sogenannte „urban managers" und deren spezifische Sicht, die davon geprägt ist, ungern von Armut zu reden.

Der zweite Abschnitt „Leben am Rand: Verdrängung, sozialer Abschnitt und Ausschluß aus der nützlichen Welt" präsentiert die ersten ethnographischen Recherchen dieses Forschungsprojekts, die den weniger sichtbaren Formen von Armut und Ausgrenzung gewidmet sind. So gelingt *Patrick Baltzer* ein eindrücklicher Beitrag über den Abriß von Wohnhäusern, die einer Autobahn weichen müssen. Ohne weinerlich zu sein, liefert der Autor eine engagierte Ethnographie der besten Sorte und zeichnet die einzelnen Schicksale der Bewohner nach. *Daniela Haslecker* schildert ausgehend von einem Frauenfrühstück die Situation von obdachlosen Frauen und plädiert für eine differenzierte Sichtweise auf unterschiedliche Biographien und für entsprechende differenzierte gesellschaftliche Lösungsmodelle. *Peter David* und *Falk Hoysack* widmen sich einer Ostberliner Imbißbude, sie stellen ein spezifisches Milieu und die Funktion von Buden dar. Waren die Buden im Zeitalter der Industrialisierung eine Bewirtung für mobile Menschen mit wenig Zeit, wurden sie zu einem Refugium von Leuten, die aufgrund ihrer schlechten materiellen Lage in ihrem Bewegungsradius eingeschränkt sind und über ausreichend Zeit verfügen. Interessant ist auch der kurze Bericht über ihre Feldforschungspraxis, bei der sie herausfanden, daß am Imbiß eine Regel des „Keine-Fragen-Stellens" herrscht, was mit der professionellen Neugier des Ethnographen, der nachzufragen gewohnt ist, in Konflikt treten

kann. *Cornelia Kühn* präsentiert die Erfahrungen, Strategien und Deutungen von älteren Arbeitslosen in Ostberlin. Ihre Stärke, die nach meiner Meinung eine unseres Faches ist, liegt darin zu zeigen, daß Menschen völlig anders agieren und ganz andere Einstellungen haben, als ihnen oft unterstellt wird. Insbesondere die Zuschreibungen an Bürger der ehemaligen DDR, ihnen fehle die Eigeninitiative etc., werden damit zu Recht Lügen gestraft. Dies befreit jedoch die hier untersuchten Arbeitslosen nicht von jenen Zwängen, die neben die strukturellen Begründungen von Arbeitslosigkeit jene persönlichen Gefühle von individuellem Versagen, einer Art von Scham und von Unbehagen treten läßt. Ein Fallbeispiel des Umgangs mit solchen persönlichen Problemen und in Auseinandersetzung mit der Bürokratie liefern *Kathrin Kremmler* und *Esther López*.

Im dritten Abschnitt geht es um „Neue Grenzziehungen: Erfahrungen von Migranten und Flüchtlingen". *Elena Martinez-Pato* widmet sich bosnischen Flüchtlingen im Berliner Exil, beleuchtet deren schwierige Situation und Ausgrenzung, die sich unter anderem durch Arbeitsverbot und rigorose Kontrollen ergeben. Es stellt sich die Frage nach einer humanen Gesellschaft, wenn man sich diesen Umgang mit ohnehin schon traumatisierten Personen ansieht. Einen überaus interessanten Beitrag liefert auch *Valérie Froissart*, die sich mit zwei illegal in Berlin lebenden Ausländern befaßt. Am Beispiel eines Künstlers und eines Diebes will sie der typischen Sichtweise der „Illegalen" als Opfer oder Täter entgehen. Als „Opfern" würde ihnen immer Hilflosigkeit zugeschrieben, wobei es sich häufig um eine bewußte Option für die „Illegalität" handelt. Obwohl die Autorin ahnt, sie könnte damit gewisse Ressentiments bedienen, verzichtet sie richtigerweise nicht darauf, die Alltagswirklichkeit eines Diebes zu schildern. Ohne die Delikte zu beschönigen, verbirgt sich auch hinter dieser Person eine Lebenslage, der nicht nur die Rolle des Täters zugeschrieben werden kann. *Petra Fürstenau* schildert den Alltag einer rußlanddeutschen Familie und deren Probleme, Ausgrenzungsprozesse zu überwinden und Anerkennung zu finden.

Der vierte Abschnitt des Buches „Auf der Kippe: Zwischen alternativen Lebensentwürfen und Verarmung" widmet sich der ambivalenten Situation zwischen scheinbar freigewählten Lebensentwürfen und strukturellen Zwängen. *Erika Krech* führt uns in die Lebenswelt Berliner Straßenkids ein. Sie ist bemüht, die Dichotomie von Armut und Freiheit, Schutzlosigkeit und Widerstand, Ausgrenzung und Aneignung zu überwinden. *Claudia Krams* wiederum präsentiert eine ca. 50jährige lesbische Künstlerin, die der Autorin eine sozusagen sozialwissenschaftliche Analyse ihres Lebens liefert. Darauf aufbauend interpretiert die Autorin Biographie und Alltagswirklichkeit dieser Künstlerin milieu- und klassentheoretisch. *Sandra Stamenkovic* schließlich beleuchtet das Spannungsfeld zwischen ökonomischem Zwang

und bewußter Entscheidung für den „anderen" Lebensstil eines Künstlers, der als Kunstfigur „Karel Duba" eingebettet in sein eigenes künstlerisches Werk lebt. Im letzten Abschnitt „Prekäre Aussichten: Projekte im Kampf um Raum und Sichtbarkeit" werden Projekte beschrieben, die gegen Unsichtbarkeit ankämpfen und Nischen zu etablieren suchen, für die in den Hochglanzbroschüren der spätmodernen Metropolen kein Platz vorgesehen ist. *Lisa Bachmann* schildert den Produktionsprozeß der Dreigroschenoper in einem Obdachlosentheater, wobei die Schauspielerinnen und Schauspieler großteils gar nicht obdachlos sind. *Corinna Thimme* zeigt den Alltag in einer Wagenburg, die zum einen ständig von Vertreibung bedroht ist, zum anderen auch nicht alle Sehnsüchte der darin Wohnenden nach alternativen Lebensformen befriedigen kann. *Tiziana Rommelli* stellt abschließend ein Wohnprojekt als soziale Nische vor. Ausgehend von Hannah Arendts Anmerkungen zur Bedeutung des Raumes als Primärraum für Identität und als öffentlicher Raum des Austauschs, des Gesehen- und Gehörtwerdens interpretiert sie das beschriebene Objekt als Versuch, diese beiden Möglichkeiten für die Betroffenen zu erfüllen.

Im Anhang plädiert *Michi Knecht* dafür, den zu Recht kritisierten Ansatz einer „Kultur der Armut" von Oscar Lewis durch eine – den neueren theoretischen Entwicklungen des Kulturbegriffs Rechnung tragenden – „Ethnologie der Ausgrenzung" zu ersetzen und dabei die kulturellen Formen der Ausgrenzung wie Diskriminierung, Stigmatisierung, Ignoranz etc. zu untersuchen.

Der Sammelband ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie soziale Probleme von ethnologischer Seite aus theoretisch und empirisch behandelt werden können. Die Spanne zwischen Mikro- und Makroperspektive wird überwunden, indem einerseits die strukturellen Ursachen von Armut und Ausgrenzung benannt, die Diskurse darüber dekonstruiert werden, andererseits aber ein ethnographischer Blick uns die alltäglichen Strategien und Praktiken von Akteuren in diesem Feld der Ungleichheiten vor Augen führt. Mit einer besonderen Sensibilität schaffen es die Autorinnen und Autoren, soziale Problemlagen vorzustellen, ohne die Betroffenen bloßzustellen. So gelingt der Spagat zwischen den Deprivationserfahrungen der Betroffenen und deren Selbstbestimmungsfähigkeit, ohne falsche Romantizismen zu erzeugen. Auf diese Weise zeigt dieses Buch einen Kampf um Anerkennung und versucht, den untersuchten „Armen" ihre Würde zu erhalten und manchmal vielleicht sogar erst zu geben. Für unser Fach bleibt zu hoffen, daß es noch viele solcher gelungenen Beispiele engagierter ethnographischer Gegenwartsforschung geben mag.

Johannes Moser

GRÖWER, Karin: *Wilde Ehen im 19. Jahrhundert. Die Unterschichten zwischen ständischer Bevölkerungspolitik und polizeilicher Repression.* Hamburg, Bremen, Lübeck (= Lebensformen Bd. 13). Berlin, Hamburg, Dietrich Reimer Verlag, 1999. 544 Seiten, ISBN 3-496-02677-4.

Die Autorin schließt mit dieser als Dissertation eingereichten, sozialgeschichtlich-volkskundlich ausgerichteten Studie gleich mehrere Forschungslücken: ‚Wilde Ehen' wurden bislang wenig thematisiert, weder von Seiten der historischen Familienforschung (S. 12) noch von Seiten der Illegitimitätsforschung. In der Diskussion um obrigkeitliche Ehebeschränkungen im Kontext von Armen-, Bevölkerungs- und Bürgerrechtspolitik ist auch wenig außerhalb des zentraleuropäischen Raumes bekannt – bisherige Untersuchungen konzentrierten sich vornehmlich auf Österreich, die Schweiz oder den süddeutschen Raum. Insofern handelt es sich hier um ein interessantes Unterfangen, einerseits durch die Kombination der genannten Faktoren und andererseits durch den Vergleich zwischen drei norddeutschen Städten – Hamburg, Bremen und Lübeck. Maßgebliches Auswahlkriterium für diese Schauplätze war deren staatliche Eigenverantwortlichkeit, um städtische Interessen, deren gesetzlichen Niederschlag und deren Umsetzung dezidiert fassen zu können (S. 13). Der Begriff der „wilden Ehe" selbst hätte aber wohl aufgrund seiner pejorativen Färbung einer kritischen Reflexion und einer gewissen Distanzierung bedurft; wie auch der viel verwendete Terminus „Franzosenzeit" etwas befremdlich anmutet.

Die Herangehensweise ist breit angelegt, was sich nicht zuletzt im Umfang des Buches widerspiegelt. Auch wenn die ausführlichen und genauen Recherchen der sozioökonomischen und rechtlichen Grundlagen sowie der wechselnden sozialpolitischen Konzepte städtischer Repräsentanten in mancher Hinsicht als unverzichtbare Kontexte für das Verständnis zu erachten sind, so hätte vielleicht doch manches gestrafft werden können. Die detaillierte Beschäftigung mit den konkreten Unterschichtpaaren, die ungetraut zusammenlebten, mit deren Existenzbedingungen und Strategien – Karin Gröwer bezeichnet das Kapitel auch als „Höhepunkt" (S. 24) der Studie –, beginnt beispielsweise erst auf Seite 308. Zuvor hat die Autorin den städtischen Strukturen, den Verehelichungsmöglichkeiten für Unterschichten und dem normativ-polizeilichen Kampf gegen die ‚wilden Ehen' in vielen Details nachgespürt.

Als ein wesentliches Charakteristikum dieser Lebensform zeigt sich, daß diese Form des Zusammenlebens zwischen sozial schwachen Frauen und Männern die Konsequenz aus unerfüllbaren Voraussetzungen war: So standen die Kosten des Bürgerrechterwerbs und der Verehelichung selbst in keinem Verhältnis zu den Löhnen – bisweilen war auch explizit ein Vermö-

gensnachweis erforderlich (S. 147). Diese Anforderungen brachten viele ärmere Menschen in eine Zwangslage zwischen gesellschaftlich-obrigkeitlichen Normen und bevölkerungspolitisch begründeten Niederlassungs- und Heiratsbegrenzungen (S. 308). Kostenerlaß oder Kredite stellten in gewissen Phasen heiratserleichternde Angebote von obrigkeitlicher Seite dar, um solchen Paaren eine Legalisierung ihrer Beziehung zu ermöglichen (S. 204). Dabei – und nicht nur in diesem Zusammenhang – waren ‚eigene' und ‚fremde' Leute mit einer deutlich unterschiedlichen Behandlung zum Nachteil letzterer konfrontiert (S. 214, 302 f.).

Weiters zeichnet sich die Existenz von ganzen „Systemen" ungetrauter Familien in Städten ab (S. 411); Karin Gröwer konnte funktionierende Verwandtschafts- und Nachbarschaftsnetze (S. 411 ff. und S. 426 f.) zwischen ihnen herausarbeiten, sie verweist auch auf die gegenseitige Übernahme von Vormundschaften als Zeichen einer wichtigen sozialen Beziehung (S. 432). Positiv hervorzuheben ist ferner, daß die Autorin sich die Mühe gemacht hat, behördlich erfaßte ‚wilde Ehen' in ihrer topographischen Verteilung in zeitgenössische Stadtpläne einzuzeichnen, was deren Clusterbildung nochmals augenscheinlich macht.

Typisch ist auch, daß die Betroffenen eine ganze Palette an situationsspezifischen Verhaltensweisen ausbildeten (S. 457), um ihr Zusammenleben oder ihre Familien nicht zu gefährden. So suchten beispielsweise Frauen als Vorsichtsmaßnahme ein anderes Quartier für die Geburt auf, um eine Anzeige durch die Hebamme zu vermeiden (S. 461).

Schließlich sind auch geschlechtsspezifische Unterschiede zu nennen, zunächst was die Konstellationen der Entstehung ‚wilder Ehen' betrifft: Hier spielt die Gegenseitigkeit von Interessen eine wichtige Rolle (S. 363 ff.), wie sie etwa zwischen Handwerkerwitwen und Werkmeistern, Schlafgehern und Vermieterinnen, alleinstehenden Männern und Haushälterinnen u.a.m. bestanden haben. Aber auch hinsichtlich der Erwartungen divergieren die Motivationen: Für Frauen scheint die ökonomische Absicherung einen zentralen Faktor dargestellt zu haben, für Männer die soziale Einbindung und die häusliche Grundversorgung (S. 382, 488). Am Ende dieser Beziehungen steht für Männer häufig eine Kriminalisierung, die nicht selten aus der Illegalität der Gesamtsituation herrührt, die also auch Niederlassung und/oder Arbeit betrifft; Frauen hatten dann vornehmlich soziale Folgen zu tragen, was sehr oft mit einer Aufnahme in das Armenhaus als letzter Ausweg für sie und ihre Kinder endete (S. 467 ff.).

Insgesamt wird hier ein Bild von Paaren und Familien gezeichnet, die sich als „normale" Familien begriffen und Vorstellungen von einem geregelten Leben vertraten (S. 385, 452). Zudem wurden in den Unterschichtfamilien eigene Sitten und Normen ausgebildet (S. 477), ganz entgegen der von Edward

Shorter lancierten These einer sexuellen Revolution in dieser sozialen Gruppe im Sinne einer „selbstbestimmte[n] und permissive[n] Sexualität" (S. 479).

Kinder, obwohl offiziell illegitim – wuchsen vielfach ähnlich den Kindern ärmerer verheirateter StadtbewohnerInnen auf, was zu einer Revision einer oft pauschalen und anhand der ländlichen Situation entwickelten Sicht auf städtische Illegitimität führen muß (S. 488). Gleichzeitig ergaben die Recherchen auch, daß nicht wenige der unehelich geborenen Kinder als ehelich registriert waren, einfach aufgrund mangelnder Kontrollen oder Kontrollmöglichkeiten, oder gar nicht getauft (S. 400 f.) wurden, um einer Erfassung zu entgehen. Es ist klar, daß sich dadurch die quellenkritische Problematik von Registrierungen nochmals um einiges verkompliziert, vor allem, wenn man den Blick nicht auch auf die Mikroebene richtet.

Wo Ehebeschränkungen zum Einsatz kamen, waren sie wenig erfolgreich, denn sie brachten nur eine Senkung der Anzahl der Ehen, aber nicht der Anzahl der unehelichen Geburten (S. 167) und wurden 1868 allgemein abgeschafft. Denn einem Hauptproblem, der Belastungen der Armenkassen, wirkten sie nicht entgegen. Was die obrigkeitliche Position angeht, so wurde vor allem am Beginn des 19. Jahrhunderts zum Teil noch mit überkommenen Unzuchtsparagraphen aus dem Ancien Régime operiert (S. 198). In der Folge stellte das „öffentliche Ärgernis" den hauptsächlichen Tatbestand dar, den es im Zusammenhang mit ‚wilden Ehen' polizeilich zu verfolgen galt (S. 228), doch war das behördliche Vorgehen aus der Sicht der städtischen Senatoren und anderer damit Befaßter kaum moralisch-sittlich motiviert. Ungetrautes Zusammenleben galt nicht als persönliche Verfehlung, sondern als Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit (S. 296), und die Reaktion darauf wurde als eine sozialpolitische Prävention gegen befürchtete Begleiterscheinungen verstanden. Es handelte sich im damaligen Verständnis also um vorderhand pragmatische und politische Probleme. Als interessanter Aspekt wäre auch zu erwähnen, daß die Kirche in der ganzen städtischen Debatte, aber auch in den Kontrollaktivitäten eine untergeordnete Rolle gespielt hat (S. 20). Und die Möglichkeiten der Kontrolle waren grundsätzlich – als Stadtspezifikum – von begrenzter Reichweite (S. 179), wenn man die geringe Anzahl der Polizeidiener oder die Einführung eines Prämiensystems, um ‚Fahndungserfolge' zu fördern, in Betracht zieht (S. 274 f.).

Letztlich war die Existenz der ‚wilden Ehen', das oft verzweifelte Festhalten an der Familie mit all ihren potentiell tragischen Konsequenzen, Motivation für Stadtpolitiker, sich früher oder später und auch aus durchaus unterschiedlichen Erklärungsmustern heraus – wie der Städtevergleich schön zeigen konnte – Möglichkeiten zu überlegen, die Ursachen dieses sozial bedingten Abdrängens in die Illegalität positiv zu verändern.

Margareth Lanzinger

FLIEGE, Thomas: *Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile.* Frankfurt am Main, New York, Campus Verlag, 1998, 479 Seiten.

Thomas Fliege untersucht in seiner am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft entstandenen Dissertation auf der Basis von empirischen Erhebungen in Oberschwaben die kulturellen Auswirkungen des Modernisierungsprozesses im bäuerlichen Bereich. Forschungsleitend ist die Frage, wie die landwirtschaftlichen Familien angesichts sich ständig ändernder Rahmenbedingungen den gesamtgesellschaftlichen Wandel wahrnehmen und wie sie in Lebensführung und Lebensstil auf diese Veränderungen reagieren. Seine These: Die gesamtgesellschaftlichen Umbrüche haben im Lebensstil der Bauern eine besondere Verarbeitung und Verdichtung erfahren.

Die Arbeit besteht aus acht Kapiteln: Die ersten fünf Kapitel liefern den Rahmen (Die Volkskunde als „Bauernkunde", Theoretische Grundlagen, Methodologische Rahmenbedingungen, Charakteristika des Untersuchungsgebietes, Familienstrukturen). Kapitel 6 ist dem Praxisfeld der bäuerlichen Arbeit gewidmet, hier geht es u.a. um das Naturbild der Landwirte, um die Bewertung der bäuerlichen Arbeit, geschlechtsspezifische Arbeitsrollen, die soziokulturelle Bedeutung körperlicher Arbeit und das Wir-Gefühl. Im zentralen Kapitel 7 werden expressive und evaluative Lebensstilsegmente am Beispiel Wohnen, Ernährung und Eßkultur, Bekleidung, Konsum, Freizeit und Religiosität untersucht. Das letzte Kapitel behandelt das Bild vom Bauern in Ideologie und Realität.

Während in den meisten Modernisierungstheorien Tradition und Modernität als zwei sich ausschließende Systeme gesehen werden, verwendet Fliege Tradition und Modernität mit Hermann Bausinger als „Relationalbegriffe". Im Rahmen der Untersuchung wurde deutlich, daß sich die Vorstellung einer linearen Modernisierung als problematisch erweist. Modernisierung stelle sich vielmehr als widerspruchsreiche und ungleichzeitige Entwicklung dar, in der wechselnde Denkweisen und Verhaltensformen ihren Platz behaupten. Die Auffassung von einem zwangsläufigen und geradlinigen Prozeß der Auflösung traditionaler Lebenswelten konnte so durch eine komplexere Deutungsperspektive ersetzt werden, womit sich die Möglichkeit eröffnet, eine historisch identifizierbare Form der Verschränkung und Amalgamierung von traditionalen und modernen Elementen gesellschaftlichen Lebens zu rekonstruieren. Die Umsetzung dieser theoretischen Vorgaben erfolgte in einer qualitativen Lebensstilanalyse, wobei vom Struktur-Habitus-Praxis-Schema Pierre Bourdieus ausgegangen wurde, welches auf der Strukturebene eine Erweiterung um Kohorten-, Alters-, Raum-, Haushalts- und Geschlechtsaspekte erfuhr.

Nach Fliege ist für den spezifisch bäuerlichen Habitus langfristiges und generationenübergreifendes Denken und Dauerhaftigkeit kennzeichnend. Und auch am Ende des 20. Jahrhunderts bestimmt das Primat der Arbeit nachdrücklich die Lebensführung der bäuerlichen Bevölkerung. Zahlreiche kulturelle Praktiken und Lebensstilsegmente werden wesentlich von den Anforderungen und Belastungen der bäuerlichen Arbeit mitgeformt. Dabei besitzt Arbeit keinen rein instrumentellen Charakter, sondern sie wird als Lebensaufgabe begriffen. Das spezielle Verhältnis von Traditionalität und Modernität zeigt sich zum Beispiel in der Praxis der Hofübergabe: Das traditionelle Element der Weitergabe des Hofes, der Hofkontinuität in der Familie, wird über die Modernisierung der Produktion gewährleistet. In anderen Bereichen sind jedoch auch traditionelle Vorstellungen und Verhaltensweisen von modernen abgelöst worden. So haben die Individualisierungstendenzen auch im bäuerlichen Bereich Fuß gefaßt, was zu veränderten Familienstrukturen und -beziehungen geführt hat. Individualisierungstendenzen sind aber auch in Form neuer Lebensstile und Lebensführungsmuster nachzuweisen. In verschiedenen Bereichen können sich auch die bäuerlichen Menschen nicht mehr auf eine habitualisierte Routine stützen, sondern müssen diese selbst reflexiv herstellen. Traditionelle familiare Formen und Herrschaftsverhältnisse werden zunehmend zugunsten einer Pluralisierung und Individualisierung, zugunsten eines offenen Lebensentwurfes verlassen. Insgesamt lassen sich laut Fliege im bäuerlichen Bereich sowohl moderne Handlungs- und Orientierungsmuster als auch ein Nebeneinander bzw. eine Durchmischung von modernen und traditionellen Lebensstilen beobachten. Der moderne Lebensstil manifestiert sich also nicht total und alle Lebensbereiche vollständig durchdringend und es lassen sich zahlreiche Bereiche ausmachen, die durch Beharrungstendenzen gekennzeichnet sind. Flieges Resümee: „Ohne ihre kulturelle Tradition aufzugeben, hat sich die bäuerliche Bevölkerung den Anforderungen der modernen Industriegesellschaft gestellt. Die Bauernfamilien halten eben nicht nur reaktiv und passiv an ‚überkommenen' Denkmustern fest, sondern die Bewältigung von Modernisierungsprozessen und ihre Integration ins Alltagsleben vollziehen sich auf der Grundlage traditioneller Denk- und Verhaltensmuster und über diese vermittelt. Traditionales Handeln bedeutet also kein starres und passives Festhalten an eingelebten Gewohnheiten, sondern es erfordert auf der Basis der überlieferten Regeln und Werthaltungen stets neue Interpretationen und aktive alltagskulturelle Umsetzungsleistungen in der veränderten Wirklichkeit" (S. 425). Die Wandlungsfähigkeit der bäuerlichen Kultur sei bisher meist unterschätzt worden, sie habe sich jedoch immer den neuen Anforderungen gestellt und sich unter veränderten Rahmenbedingungen stets behauptet. Im Spannungsfeld zwischen Tradition

und Moderne haben die Bauernfamilien, so Fliege, eine sehr viel größere Anpassungsleistung erbracht, als alle anderen Berufsgruppen.

Susanne Breuß

WOPFNER, Hermann: *Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern.* 1. Band: *Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte.* Hg. u. bearb. v. Nikolaus Grass (= Schlern-Schriften 296; Tiroler Wirtschaftsstudien 47. Folge). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1995, XXIV + 737 Seiten, s/w-Abb.
2. Band: *Bäuerliche Kultur und Gemeinwesen.* Hg. u. bearb. v. Nikolaus Grass unter red. Mitarbeit v. Dietrich Thaler (= Schlern-Schriften 297; Tiroler Wirtschaftsstudien 48. Folge). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1995, 500 Seiten, s/w-Abb.
3. Band: *Wirtschaftliches Leben.* Hg. u. bearb. v. Nikolaus Grass unter Mitarbeit v. Dietrich Thaler (= Schlern-Schriften 298; Tiroler Wirtschaftsstudien 49. Folge). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1997, 722 Seiten, s/w-Abb.

Zu Lebzeiten des Tiroler Historikers und Volkskundlers Hermann Wopfner (1876–1963) sind 1951, 1954 und 1960 drei, den ersten Band des Bergbauernbuches bildende Lieferungen erschienen. Das monumentale Vorhaben, das der Autor als sein „Lebenswerk" bezeichnet hat und für das die Vorarbeiten bereits in den 20er Jahren begonnen und teilweise über die Jahre hinweg auch publiziert wurden und dessen erste, zweibändige Fassung kriegsbedingt nicht erscheinen konnte, wurde in den Folgejahren weiter bearbeitet und sollte in zwölf Lieferungen erscheinen. Die unveröffentlichten Teile lagen beim Tode Wopfners im Rohmanuskript vor und wurden seinem vor kurzem verstorbenen Schüler Nikolaus Grass übergeben, den der Autor bereits während des Krieges und abermals 1956 gebeten hatte, im Falle seines Ablebens vor Erscheinen des Gesamtwerkes die Bearbeitung und Herausgabe zu übernehmen.

Deren Abschluß hat aus vielerlei Gründen drei Jahrzehnte in Anspruch genommen, in denen sich auch die Unmöglichkeit herausgestellt hat, die seit der späteren Nachkriegszeit aufgetretenen Veränderungen der alpinen Landwirtschaft (Ende der weitgehenden Subsistenzwirtschaft, Arbeitskräftemangel und Technisierung, Abwanderung und Nebenerwerb usw.) in angemessener Weise einzubeziehen; das bedürfte einer eigenen Arbeit, die noch geschrieben werden muß. Folgerichtig wurde der zweite Teil des von Wopfner gewählten Untertitels („Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern

in Vergangenheit und Gegenwart") gestrichen; die drei Bände spiegeln somit „die altüberkommene traditionelle Bergbauernwirtschaft [...] vor ihrem Ausgang" wider (so der Herausgeber in seinem dem unveränderten Nachdruck des ersten Bandes vorangestellten Aufsatz über Hermann Wopfner, das „Bergbauernbuch" und die Probleme bei Bearbeitung und Edition), was ihren Wert keineswegs mindert. Schließlich beginnt ja, um einen gängigen Satz zu wiederholen, die Zukunft in der Vergangenheit, ohne deren Kenntnis man manch jüngere Entwicklung nicht verstehen wird.

Eine detaillierte Besprechung ist an dieser Stelle weder möglich noch beabsichtigt; es mag daher genügen, die „Hauptstücke" zu benennen, in die Wopfner das Werk gegliedert hat und die die Bandbreite des vom Autor nicht nur in Archiven und Literatur „erlesenen", sondern vielfach „erwanderten" Wissens zeigen: Wie der Tiroler Bauer seine Heimat gewonnen hat – Von Teilung der Güter und Überbevölkerung – Von der Freiheit des Tiroler Bauern und ihren Grundlagen – Volkstum und Kultur – Von der „Gemain" und der Gemeinde – Vom Siechtum des Bergbauerntums – Wirtschaftsführung und wirtschaftliches Denken des Bauern im Lauf der Jahrhunderte – Vom Ackerbau in alter und neuer Zeit – Von der Viehzucht und Milchwirtschaft in alter und neuer Zeit – Von Heimweide und Wiese – Von der Almwirtschaft – Wald und Bergbauer.

Die beigegebenen Photos, großteils vom Autor stammend, sowie die Zeichnungen und Tabellen veranschaulichen auf eindrucksvolle Weise die Absichten Wopfners, das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Alttiroler Bergbauern in den Grenzen vor 1919 zu schildern. Beeindruckend auch seine stupenden Literaturkenntnisse: Allein das bereits der ersten Lieferung beigegebene Verzeichnis der in den Anmerkungen sowie im Text gekürzt zitierten Literatur umfaßt 821 Nummern. Nur in wenigen Fällen hat der Herausgeber in Fußnoten Ergänzungen vorgenommen und Verweise auf seither erschienene Literatur eingefügt; mehr war sicherlich weder zu leisten noch beabsichtigt. Durch die von der Redaktion erarbeiteten und den dritten Band abschließenden Register zu Sachbegriffen und Orten wird der Charakter der Bände als unverzichtbares Nachschlagewerk für die historische und volkskundliche Forschung noch hervorgehoben. Lediglich die Anmerkungen, im ersten Band nach den Hauptstücken angeordnet und in den Folgebänden den Abschluß bildend (daß sie für die Hauptstücke 7, 8 und 10 nur im Text aufscheinen und am Ende fehlen, hängt wahrscheinlich mit Wopfners Manuskriptgestaltung zusammen), bieten, allein schon wegen ihrer nicht gerade lese(r)freundlichen Plazierung, nicht jenen Ein- und Überblick, der dem Werk angemessen wäre.

Daß manche von Wopfner zentral gebrauchten Begriffe, etwa „Volkstum" oder „Bauernstand", aus heutiger Sicht veraltet sind und einer Diffe-

renzierung bedürften, wird man als zeitbedingt ansehen und daher akzeptieren; schließlich handelt es sich um ein historisches und vor vier Jahrzehnten weitgehend abgeschlossenes Werk. Wer sich nicht darauf beschränkt, den Blick *auf* die Alpen zu werfen, sondern sich mit Werden und Entwicklung des Lebens *in* den Alpen (nicht nur Tirols) beschäftigt, wird jedenfalls das „Bergbauernbuch" nicht nur zur Hand nehmen, sondern auch (zumindest in Teilen) lesen müssen. Für die diesbezüglich interessierte Volkskunde besitzt zudem immer noch einer der methodischen Leitsätze Wopfners Gültigkeit, der auch dessen Arbeit an seinem hier nur unzulänglich gewürdigten opus magnum zumindest mitgeprägt hat: „Wer das Volk und insbesondere das Bauernvolk richtig kennenlernen will, muß es bei seiner Arbeit aufsuchen."[1]

1956 hatten Präsident und Generalsekretär der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (deren philosophisch-historischer Klasse Wopfner seit 1934 als korrespondierendes und seit 1953 als Ehrenmitglied angehörte) in einem Gratulationsbrief anläßlich des 80. Geburtstags von Wopfner u.a. geschrieben: „In Ihrem monumentalen ‚Bergbauernbuch' haben Sie mit größtem Erfolg versucht, eine zusammenfassende Rechts-, Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte sowie eine Volkskunde Tirols in universeller europäischer Sicht darzubieten und haben damit, wie wissenschaftliche Kritik in seltener Einmütigkeit feststellen konnte, ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung geschaffen". Dem ist auch aus heutiger Sicht nichts hinzuzufügen.

Olaf Bockhorn

Anmerkung

1 Wopfner, Hermann: Oswin Moro und die Bergbauernkunde. In: Moro, Oswin: St. Oswald ob Kleinkirchheim (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, 34. u. 35. Bd.), Klagenfurt 1951, S. 9–19, hier S. 10.

Berg-Bilder – Gebirge in Symbolen, Perspektiven, Projektionen. Hg. von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde durch Siegfried Becker und Claus-Marco Dietrich (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 35, 1999). Marburg, Jonas Verlag, 1999, 294 Seiten, Abb.

Nichts ist so schnell abgegriffen wie das Unberührte. Das müssen wir gerade an Bergbildern immer wieder feststellen. Umso verdienstvoller, wenn man sich nicht nur mit ihrem Entwurf, sondern auch mit den Fingerabdrücken, Fettflecken und anderen Spuren ihrer Aneignung befaßt. Woher „unsere" Faszination an den Bergen kommt, das haben ja lange genug fast ausschließlich schreibende Alpinisten zu beantworten versucht: Da war von

menschlichen Grundbedürfnissen die Rede, von der Sehnsucht nach den „heiligen Bergen" der Vorgeschichte, vom Geist alpiner Sittlichkeit, kurz von Entitäten, die sich keiner historischen Untersuchung zu stellen brauchten. Das ist anders geworden. Zahlreiche Bücher und Ausstellungen haben die Mythen der Alpinhistoriker entzaubert und die Bergbegeisterung auf Erziehungsprozesse, auf Wahrnehmungssteuerungen und handfeste politische Interessen zurückgeführt. Die Liebe zu den Bergen ist also gemacht und sie ist weder ihrer „Schönheit", noch ihren Bewohnern zuzuschreiben. Die Aufsatzsammlung „Berg-Bilder" legt gewissermaßen eine Zwischenbilanz über jene Kulturmechanismen vor, die hinter den Bildern wirksam sind. Daß das Buch in Hessen erschien, das nun nicht gerade zum engeren Alpengebiet zählt, sollte niemand verwundern. Längst müßten wir wissen, daß die mächtigsten Gebirgsbilder stets in den industrialisierten Tallandschaften und Städten entstanden sind. Zum anderen, und das dokumentiert der Beitrag des Herausgebers Siegfried Becker über die „Berg-Heimat Hessenland", ist das Hochgebirge ab etwa 1850 zu einer verbindlichen Maßeinheit geworden, an der sich auch Landschaften mit bescheidenen Erhebungen zu orientieren hatten. Wo eindrucksvolle „Modeberge" fehlten, wurde umso mehr Wert auf die mentale und körperliche Dimension des Bergwanderns gelegt, die eben nicht an Gipfeln, sondern an Ausdauer und nicht an Siegesposen, sondern an der Fähigkeit zur Naturverinnerlichung zu messen wäre. Das solcherart ästhetisch und moralisch aufgewertete Bild einer Region konnte, wie Becker ausführt, noch nach 1945 identitätsstiftend werden, als mehrere Kleinstaaten zum neuen Bundesland Hessen zusammengefaßt wurden.

Noch weiter entfernt sich Dieter Kramer in seinem Aufsatz vom eigentlichen Alpenraum. Er geht davon aus, daß dem Reisenden außerhalb Europas heute weniger Regionen zugänglich seien als noch vor hundert Jahren. Mit einer Fülle von Zitaten aus Reiseberichten belegt er, wie vergleichsweise unbekümmert sich der (wohlhabende) Tourist um 1900 durch Territorien bewegen konnte, in die man sich heute kaum noch trauen würde. Auch wenn Kramer einräumt, daß die gute Infrastruktur auf der weltumspannenden Kontrolle europäischer Kolonialherrschaft basierte, hält er an seiner These fest, daß zu den Bedingungen einer Tourismuslandschaft wesentlich die Sicherheit für Leib und Leben zu zählen sei. Damit schließt er freilich gerade das aus, worum es bei den „Berg-Bildern" geht: Denn die Bergfahrt war ja stets gekennzeichnet vom Unabsehbaren, Unerwarteten und vom Kitzel der Gefahr. Ronald Lutz und Claus-Marco Dieterich kommen in ihren Aufsätzen sogar zum Schluß, daß Risiko und Todesgefahr die Motivation am Bergsteigen wesentlich konstituieren. Der Alpinismus, so Dieterich, verkraftet „ein bestimmtes Maß an Unglücksfällen nicht nur moralisch", er „benötigt"

dieses sogar (S. 73). Allerdings muß man sich fragen, ob das Bergsteigen wirklich, wie Ronald Lutz meint, eine „interaktive Auseinandersetzung des Menschen mit dem Berg" (S. 34) sei, die mit dem Duell verglichen werden könne. Schließlich sind die Duellattitüde zwischen Berg und Mensch sowie die Vermenschlichung des Berges zum Kampfgegner keine, wie Lutz meint, sozialen Muster (Berge sind nun mal kein sozial handelndes Gegenüber), als vielmehr literarische Muster. Gerade weil das moderne Bergsteigen eigentlich eine sinnlose und „asoziale" Angelegenheit ist, bedurfte es stets solcher literarischer Verbrämungen.

Es ist charakteristisch für den Forschungsstand zum Thema und für diese Aufsatzsammlung insbesondere, daß die aufschlußreichsten Entdeckungen dort gemacht werden, wo Blickwinkel abseits der alpinistischen Generalerzählungen eingenommen werden. Da gehen etwa Johanna Rolshoven und Justin Winkler der Frage nach, was Bergsteiger in den Bergen so alles verlieren, wer es findet und wie Eigentümer und Finder miteinander in Suchanzeigen kommunizieren. An einem Nebenschauplatz des Alpinismus enthüllen sie, was es mit der angeblich höheren Moral des Bergwanderers auf sich hat. Denn mancher weiß offenbar genau, welche Sonnenbrillenmodelle man Eigentümern zurückgibt, welche man liegen lassen kann und welche man doch mitgehen läßt. Vor negativen Verlusterfahrungen „mutiert jeder Finder rasch in einen Dieb, vor allem aber verliert das Gebirge seine Aura des die Sitten läuternden und die Ethik stärkenden Raumes [...]" (S. 90).

Auch Martin Scharfe geht in seinem Aufsatz von einer Frage alpinistischer Ethik aus. Am Beispiel des Gipfelkreuzes untersucht er, wie ein religiöses Symbol, noch dazu in so exponierter Lage, zugleich zum Zeichen der Abkehr von traditioneller Religiosität werden konnte. Auch wenn Gipfelkreuze durchaus in frommer Absicht aufgestellt und eingeweiht werden, verraten sie schon von ihrer Konstruktion her einen tiefen Konflikt zwischen wissenschaftlicher und theologischer Naturanschauung. Schließlich muß jedes Kreuz mit einem Blitzableiter ausgestattet werden und manches enthält auch noch meteorologische Instrumente. „Dies Kreuz ‚tut' fromm, es ‚stellt sich' fromm [...] doch sagt die Figur in klarer Sprache, daß Gott das Bild seines eigenen Sohnes – also sein eigenes Bild – nicht mehr zu schützen in der Lage ist ..." (S. 119)

Simone Tavenrath befaßt sich demgegenüber mit einem ursprünglich medizinischen Thema, das theologische Züge annehmen konnte: mit der künstlichen Höhensonne. Sie wurde ja nicht zufällig zum selben Zeitpunkt als Heilmittel entdeckt, als sich die Jugend-Wanderbewegung ihrem Licht- und Höhenkult hingab. Um 1900 gab es jedenfalls eine rege Diskussion darüber, wie man das in den Bergen reichlich vorhandene ultraviolette Licht

technisch für jene herstellen könne, die sich die exklusiven Höhenluftkurorte nicht leisten konnten. Als man elektrische Lampen entwickelt hatte, die das volle Spektrum des Sonnenlichts enthielten, begann – zunächst in Sanatorien – die Karriere der künstlichen Höhensonne. Sie versprach Heilwirkung gegenüber dem „Raubbau an unserer Nervenkraft" ebenso wie gegen „Schlafmützigkeit" und wurde als Rachitis-Prophylaxe bei Kindern eingesetzt. Tavenrath zeichnet in ihrem Aufsatz auch schlüssig nach, wie etwa in den 1960er Jahren der Heilungsdiskurs durch den kosmetischen überlagert und die Höhensonne zum bloßen Bräunungsapparat wurde. Dabei wurde die „Höhenkonnotation" (S. 219) überflüssig. Sonnenstudios können daher ebenso auf die Gebirgsmotivik verzichten wie Hersteller von Bestrahlungsgeräten, die das Gebirge aus ihren historischen Firmenlogos allmählich verschwinden ließen. „Berg-Bilder" beinhaltet also neben Vertrautem einige sehr aufschlußreiche Analysen über ihre Rolle in den Alltagskulturen und zeigt vor allem, daß es sich lohnt, das sozusagen „Große" und „Erhabene" im Kleinen und Unscheinbaren festzumachen. Auch Projektionen von Bergbildern werden eben umso schärfer, je enger der Bildausschnitt ist.

Christian Rapp

BERGDOLT, Klaus: *Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens*. München, Verlag C. H. Beck, 1999, 389 Seiten.

Kulturgeschichte möchte Klaus Bergdolt, Medizinhistoriker in Köln, mit seinem Überblick zu Vorstellungen vom gesunden Leben schreiben. Dieses Ziel, im Untertitel angekündigt, wird in der Einführung nochmals betont. Der Autor findet es an der Zeit, angesichts Umweltverschmutzung, technologischer Entwicklung und diverser Infektionskrankheiten, die historischen Dimensionen der Sorge um Leib und Seele bewußt zu machen. Er beginnt seine Darstellung mit Bemerkungen zur kritischen Lektüre, liefert dabei weniger Begriffsklärungen, denn Hinweise auf – im Sinne der „in Mode gekommene[n] Diskurs-Debatte" (S. 11) – problematische Termini. Bergdolt betont hier und im folgenden die subjektive Ebene von Gesundheit; spricht von „Urwünschen" (langes Leben, Fortpflanzungsfähigkeit, Leistungsfähigkeit, Kraft, Schmerzfreiheit) und meint, daß die diesbezüglichen Idealvorstellungen der meisten Menschen ungeachtet kultureller Grenzen und Epochen über Zeiten und Räume eng beieinander lägen. Gesundheit hat mit Norm zu tun und ist dennoch keineswegs statisch; so sei die starre Definition, mit der die Weltgesundheitsorganisation operiert, charakterisiert durch ein Entweder Oder, die Vielfalt möglicher Befindlichkeiten zwischen Ge-

sundheit und Krankheit ausblendend – zu kritisieren. Der Medizinhistoriker geht davon aus, daß sich Menschen zu allen Zeiten rationaler und irrationaler, modischer und ausgefallener Methoden bedienten, um ihr Wohlbefinden zu steigern und gesundheitliche Vorsorge zu treffen. Dementsprechend will Klaus Bergdolt nicht mit bestimmten epochenbeherrschenden Paradigmen operieren, sondern vielmehr das Augenmerk auf Interdependenzen legen.

Die Darstellung ist auf Europa und die einflußreichen Hochkulturen der vorchristlichen Zeit zentriert, letzteren ist ein Prolog gewidmet. Auf knappen drei Seiten werden die Gesundheitsvorstellungen im herzgeleiteten Ägypten präsentiert, eineinhalb Seiten müssen für Mesopotamien reichen, eine für babylonische Ideen. Das erste größere Kapitel gilt der griechischen Antike. Krankheit wurde hier als gottabhängig gesehen, infolge des hergestellten direkten Zusammenhangs zwischen Moral und Körper konnte jegliches Abweichen von der Norm zum Stigma geraten. Schon mit dem 5. Jahrhundert v.Chr. galt angemessener Lebensstil als heilende Kraft. Der Autor handelt knapp die Vorstellungen zu Gesundheit und -vorsorge verschiedener philosophischer Richtungen ab, faßt in wenigen Sätzen die Argumente ihrer jeweils berühmtesten Vertreter zusammen. Nach den Priestern und später auch Ärzten stellten die Philosophen wichtige Instanzen in Sachen Gesundheit und adäquater Lebensweise dar. Klaus Bergdolt zeigt sich beeindruckt von der überwiegend ganzheitlichen Sicht- und Vorgangsweise „der Griechen"; mahnt, wo Quellenkritik besonders angebracht scheint, versucht manchmal auch in aller Kürze Soziales einzubauen oder zumindest auf den Einfluß von Schichtzugehörigkeit, ökonomischer Lage, Bildung etc. hinzuweisen. Von den Stoikern schließlich führt der Historiker weiter nach Rom und dann zu jüdischen und frühchristlichen Traditionen.

Obwohl er immer wieder Zusammenhänge zwischen diesen klassischen Periodisierungen herstellt, ist die Lektüre dieser Faktographie anstrengend. Freilich taucht fortwährend kulturwissenschaftlich Interessantes auf: Im Zusammenhang mit der römischen Antike etwa wird die intensive Beschäftigung mit dem Alter erwähnt, ebenso die Kritik am Nichtstun, wie die Debatte über Stadt- und Landleben oder die, über diätetische Bedeutung hinausgehende gesellschaftliche Funktion der Bäder. Aber all diese interessanten Punkte sind in einem derart breit angelegten Kompendium höchstens am Rande erwähnt und können eben nur erwähnt, aber nicht näher ausgeführt werden. Dank eines Namenregisters im Anhang ist das Buch als Nachschlagewerk zu benutzen, schnell findet man zu Publius Aelius Aristides. Sollte das der Sinn der Publikation sein, so wäre ein zusätzliches Sachregister wertvoll.

Wohl auch an der gebotenen Kürze liegt, daß die Ansätze zur Interpretation mitunter irritieren – beispielsweise ist zu erfahren, daß Heilmethoden

mit Hilfe derer der genannte Aristides seinen Zustand linderte (bei hohem Seegang rudern, um Erbrechen hervorzurufen) aus heutiger Sicht als gesundheitsgefährdend einzustufen sind (S. 96 f.).

Mit mittelalterlichen Traditionen in Ost und West schließt Bergdolt an; kurz geht es um byzantinisches Spitalswesen, um Hospize. Bergdolt faßt hier besonders die Benediktiner ins Auge und geht dann auf einige Gelehrte ein. Für das 12. Jahrhundert wird die Rolle der Mystik betont – hier treten erstmals und einzig im Text Frauen auf: Hildegard von Bingen und einige andere mystisch begabte Nonnen mit ihren Gesundheitskonzepten werden genannt. Im Rahmen des 14. Jahrhunderts wird der sich entwickelnde Subjektivismus herausgestellt, auch die Spezialisierung von Heiligen auf verschiedene Krankheiten im Zusammenhang mit den 14 Nothelfern und blühendem Reliquienkult; zwischendurch wird wiederholt auf die Bedeutung der Astrologie verwiesen.

Mit der Hälfte der Darstellung ist die Renaissance erreicht. Hin und wieder wird die strenge Periodisierung aufgebrochen und epochenübergreifend kurz auf Themen wie Hausbücher oder Kräuterkunde eingegangen, und stets kommt der Historiker auf die je aktuelle Rolle von Bädern und körperlicher Betätigung, die Einstellung zu Wein und anderen Genußmitteln zurück. Bergdolt zeigt Ungleichzeitigkeiten auf, vergißt nicht zu erinnern, welche Thesen schon einmal da waren (z.B. das in der Geschichte permanente Wiederaufgreifen der „Viersäftelehre"), oder welche Vorstellungen und Konzepte in späteren Zeiten noch Bedeutung haben sollten. Damit wird deutlich, daß sich die Traditionen mischten, und es nur selten zu Revolutionierungen kam, stets konkurrierten verschiedene Gesundheitslehren. Im 17. Jahrhundert rückte, um nur ein Beispiel zu nennen, zwar René Descartes mit seinen Vorstellungen, physikalischen und mechanistischen Konzepten in den Mittelpunkt, dennoch stellte dies auch zeitgenössisch, so Bergdolt, nur eine von vielen Spielarten dar.

Das nächste große Kapitel ist den Gesundheitslehren des 18. Jahrhunderts gewidmet, die der Autor unter den Stichworten „Pädagogik" und „Aufklärung" laufen läßt. Nach der Periode um 1800 mit knappen Unterkapiteln zu Geistesarbeitern, Goethes Einfluß auf Diätetik, und den Romantikern, befindet man sich schon im 19. Jahrhundert. Hier wird vor allem der um die Mitte des Jahrhunderts erfolgte Paradigmenwechsel in Richtung Naturwissenschaften beschrieben – man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Klaus Bergdolt diese Entwicklung bedauert. Nach 13 Seiten für das lange 19. Jahrhundert ist das Nachwort erreicht. Dort wird nochmals auf die Verflechtung von Gesundheitslehren, Kultur, Religion und Philosophie hingewiesen. Der Mediziner und Medizinhistoriker beklagt, daß die einfachsten diätetischen Grundsätze (nicht zuletzt zum Nachteil der Gesellschaft, wie er schreibt) in Vergessenheit geraten

seien und definiert als wesentliche Intention seines Buches, die Vielfalt an Lebensweisheit und den „Erfahrungsschatz", den abendländische Gesundheitslehren enthalten, weiterzugeben. Denn der Gesundheitsbegriff reduzierte sich auf meßbare Größen und Heilung wurde zum rein technischen Vorgang; traditionell gehörten Meditation, Traumdeutung, Entspannungsübungen, ästhetische Erholung usw. zu Therapie und Prophylaxe. Schließlich gibt der Verfasser noch seiner Hoffnung auf Versöhnung der Errungenschaften naturwissenschaftlicher Medizin mit der Lebensweisheit [?] „jahrtausendealter abendländischer Kulturgeschichte" (S. 317) Ausdruck.

Klaus Bergdolt gelingt es wohl, auf die Vielfalt aufmerksam zu machen, auch wenn er LeserInnen streckenweise einiges abverlangt. Sinnlich ansprechend ist allein der Umschlag, der in einem dunklen Rot gehalten ist und das Gemälde „Das Bad zu Leuk" (1597, Hans Bock der Ältere) zeigt.

Nikola Langreiter

BREUSS, Renate: *Das Maß im Kochen. Mengen- und Maßangaben in Kochrezepten von der Antike bis zur Einführung der metrischen Maße im 19. Jahrhundert und deren Parallelität zu künstlerischen Gestaltungsprinzipien.* Mit einem Vorwort von Peter Kubelka und s/w-Fotografien von Franziska Krammel-Högler. Innsbruck, Haymon-Verlag, 1999. 319 Seiten.

Die Kunsthistorikerin Renate Breuß unternimmt in dieser auf ihrer Dissertation beruhenden Publikation den Versuch, am Beispiel des Maßes das „Kochen als Gegenstandsbereich der Kunstgeschichte zu betrachten" (S. 14). Ziel der Untersuchung ist neben der Erfassung quantitativer Angaben in Rezepten von der Antike bis zum 19. Jahrhundert eine Auseinandersetzung mit deren qualitativen Gehalt: „Eine gegebene Quantität im Kochen ist dann von Interesse und Bedeutung, wenn sie gleichzeitig eine Qualität ausdrückt. Dabei treten die in der Vergangenheit an Maße oder Messungen gebundenen Überzeugungen, ein am Menschen orientiertes und nicht vom Gegenstand abstrahiertes Messen ebenso wie die den Maßen innewohnenden Eigenschaften als Träger von Macht und Prestige, zutage. Es geht neben den in konkreten Zahlen ausgedrückten Quantitäten und den über die Sinne wahrgenommenen Größen auch um die Gestalt und Form der Zutaten, um die Berücksichtigung eines Maßes, das von der Qualität des Objektes hergeleitet auch einen sozialen Gehalt, der sich hinter der Heterogenität der Angaben verbirgt, zum Vorschein zu bringen" (S. 16 f.). Ein Ausgangspunkt der Untersuchung ist die in der einschlägigen Literatur häufig anzutreffende Behauptung, daß in mittelalterlichen Rezepten jegliche Mengen- und Zeitan-

gaben fehlen. Solche Einschätzungen ignorieren über die Sinne gesteuerte Messungen und orientieren sich lediglich an heute gebräuchlichen, an Zahlen orientierten Meßsystemen. Breuß möchte in ihrer Untersuchung die verschiedenen auf sinnlicher Wahrnehmung beruhenden Formen des Maßnehmens sichtbar machen. Neben Kochbüchern dienen ihr dabei als Quellen auch Bilder und literarische Texte sowie mündlich überlieferte Wissensbestände.

Messen ist ein Vergleichen zwischen einer bestimmten und einer zu bestimmenden Größe: Dieser Vergleich kann mathematisch oder empirisch durchgeführt werden. Beim Kochen stützt sich dieser Vorgang laut Breuß primär auf die bloße Empirie, auf die sinnliche Wahrnehmung. Während in neueren Rezepten Mengen- und Zeitangaben überwiegend in Verbindung mit Zahlen gebracht werden, finden sich in älteren Rezepten häufig Informationen oder Angaben, die versuchen, den reichen Schatz an Sinneserfahrungen wiederzugeben. Messen über die sinnliche Erfahrung ist weniger ein Meßvorgang als eine Fähigkeit, Größen räumlich, haptisch, olfaktorisch oder akustisch zu vergleichen. Dies ermöglicht ein Erkennen von Proportionen und Verhältnissen, ohne diese in Zahlen auszudrücken. Messen über die Sinne bedeutet, ohne Hilfsgeräte auskommen und unmittelbar und schnell reagieren und handeln zu können. Die Autorin beschreibt ausführlich und anschaulich die umfassende Bedeutung der sinnlichen Wahrnehmung beim Maßnehmen. Die Menge eines zu verwendenden Gewürzes kann z.B. nicht – wie heute allgemein üblich in Prisen oder Löffeln angegeben werden, sondern auch durch den Hinweis auf die zu erzielende Färbung der Speise: z.B. genug Safran, damit der Kuchen schön gelb wird. Am Glanz einer Speise ist die richtige Menge Fett abzulesen. Die Konsistenz des Teiges ist mit den Händen zu prüfen, um zu beurteilen, wieviele Eier oder wieviel Flüssigkeit noch dazugegeben werden müssen. Der Geruchs- und der Geschmackssinn vermögen zu entscheiden, ob eine Speise das richtige Maß einer bestimmten Zutat enthält oder genug gekocht bzw. gebacken ist. Geräusche wie Knistern, Brutzeln oder Prasseln, aber auch eintretende Stille lassen auf das Ende von Prozessen oder Garzeiten schließen. Es können sich also alle Sinne am Maßnehmen beteiligen. Breuß gelingt es – oft mit Hilfe scheinbar nebensächlicher Formulierungen aus historischen Rezepten – die Komplexität der auf der sinnlichen Wahrnehmung beruhenden Meßvorgänge beim Kochen zu verdeutlichen.

Die zentrale These der Untersuchung lautet: Einhergehend mit der Einführung des metrischen Systems ist auch in den Kochrezepten ein Abstraktionsprozeß spürbar, der den Abstand des Menschen zum eigenen Körper vergrößert, während der Mensch zuvor Maße und Formen von seinem Körper hergeleitet und seinen Körper benutzt hat, um Dinge zu messen.

Dieser körperliche Bezug ging laut Breuß mit der Umstellung auf metrische, vom Menschen unabhängige Maße weitgehend verloren. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob die Sinne beim Kochen heute wirklich nur noch eine derart untergeordnete Rolle spielen, wie dies die Autorin nahelegt. Auch wenn in den publizierten Rezepten in Zahlen ausgedrückte Maßangaben dominieren, so ist doch zu vermuten, daß beim Kochen selbst die sinnliche Wahrnehmung für die meisten Menschen nach wie vor eine wichtige Rolle spielt. Von schriftlich festgehaltenen Rezepten kann sicher nicht unmittelbar auf die konkrete Kochpraxis geschlossen werden. Und häufig finden sich in Koch- und Backanleitungen auch heute noch Hinweise darauf, daß sich Mengen- und Zeitangaben an unerfahrene Köche und Köchinnen richten bzw. als Anhaltspunkte zu verstehen sind, die je nach den konkreten Umständen variiert werden können und müssen. Außerdem finden sich auch in aktuellen Rezepten nach wie vor Angaben, die sich auf die sinnliche Wahrnehmung beziehen: der Kuchen oder Braten soll so lange im Rohr bleiben, bis er eine bestimmte Farbe hat, eine Soße soll so lange eingeköchelt werden, bis sie dickflüssig ist, beim Brotbacken wird eine Klopfprobe empfohlen etc. Problematisch an der Untersuchung von Breuß erscheint in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, daß sie ihre Quellenanalyse mit einem Kochbuch aus dem frühen 19. Jahrhundert beendet, trotzdem aber Aussagen über die Zeit danach bzw. über die Gegenwart macht. Wenn, wie eingangs von der Autorin mitgeteilt, mündlich überliefertes Wissen in die Untersuchung miteingeflossen ist, stellt sich die Frage, wie es erhoben und wie es zu den analysierten Rezepten von der Antike bis zum frühen 19. Jahrhundert in Bezug gesetzt wurde – der historische Rahmen der Arbeit gerät hier ganz offensichtlich in eine Schieflage, denn es kann sich ja nur um in der Gegenwart erhobenes Wissen handeln. Der Umgang mit historischen Veränderungsprozessen ist überhaupt ein Schwachpunkt der gesamten Untersuchung: Meist erschöpft er sich in der Behauptung eines Vorher und Nachher, wobei die Koordinaten der Entwicklung im Dunkeln bleiben. Häufig verwendete Formulierungen sind: „in früheren Rezepten", „in neueren Rezepten" oder „in älterer Zeit". Solche äußerst vagen Angaben erscheinen gerade angesichts des riesigen Untersuchungszeitraumes mehr als unzureichend. Wenn die Arbeit als eine kunst*historische* aufgefaßt werden will, so kann wohl ein reflektierterer und problemorientierter Umgang mit historischen Entwicklungen und Prozessen erwartet werden. Die methodische Bewältigung eines Untersuchungszeitraumes von der Antike bis ins 19. Jahrhundert erfordert bei weitem mehr als die chronologisch gegliederte Auswertung und Beschreibung von Quellen aus dieser Zeit.

Auch den Anspruch, das Kochen und die Kunst im Zusammenhang zu betrachten, vermochte Breuß nur ansatzweise einzulösen. Die Hinweise auf

das Schöpferische beim Kochen oder Proportionenlehren in der Kunst genügen nicht, um das Kochen als Kunstgattung zu präsentieren. Außerdem stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Bedeutung einer solchen Betrachtungsweise. Was heißt es konkret, das Kochen als Kunst zu betrachten bzw. als Gegenstand der Kunstgeschichte? Was vermag eine solche Betrachtungsweise im Vergleich zu anderen an Erkenntnisgewinn bzw. an anderen oder neuen Perspektiven zu liefern? Solche Fragen werden leider nicht beantwortet. Der bloße Hinweis, daß sie in ihren methodischen Überlegungen von einer Kunstgeschichte als einer Sozial-, Kultur- und Geistesgeschichte ausgehe, welche einer Erweiterung des Kunstbegriffs nicht entgegenwirke, sowie die Anwendung der ikonographisch-ikonologischen Methode Erwin Panofskys scheint mir nicht ausreichend zu erklären, was denn nun die Kunst am Kochen ist bzw. welche konkreten Interessen die Kunstgeschichte als wissenschaftliche Disziplin am Kochen hegen könnte. Insofern ist auch der Schlußsatz aus Peter Kubelkas Vorwort irreführend: „Für alle, die das Kochen als Kunstgattung betrachten wollen, schuf Renate Breuß ein Standardwerk" (S. 12). Ein wichtiges, aufschlußreiches und spannendes Buch über das Maß im Kochen ist es sicherlich geworden, ein Standardwerk über das Kochen als Kunstgattung wohl kaum. Im Grunde könnte die vorliegende Untersuchung auch als eine über die „Alltagskultur" oder „Alltagspraxis" des Kochens (oder welche Etiketten auch immer verwendet werden wollen) bezeichnet und den Disziplinen Geschichte oder Volkskunde einverleibt werden. Solche Überlegungen zur fachlichen Einordnung wären eher überflüssig, wenn nicht der das Vorwort beisteuernde Peter Kubelka ebenso wie Renate Breuß selbst immer wieder betonen würden, daß sie das Kochen als Kunstgattung betrachten und als einen Gegenstandsbereich der Kunstgeschichte auffassen wollen. So stellt sich jedoch die Frage, was das nun konkret bedeuten soll bzw. kann. An manchen Stellen entsteht der Eindruck, daß die enorme kulturelle Bedeutung des Essens und Kochens einfach zu „Kunst" uminterpretiert bzw. keine Unterscheidung zwischen „Kultur" und „Kunst" vorgenommen wird (z.B. S. 14).

In Vorworten wird in der Regel der Versuch unternommen, das jeweilige Buch in einen bestimmten Kontext einzuordnen, Beziehungen herzustellen und Leistungen hervorzuheben. Der Untersuchung von Renate Breuß über das Maß im Kochen ist, wie bereits erwähnt, ein Vorwort von Peter Kubelka vorangestellt, der als Leiter einer Klasse für Film und Kochen als Kunstgattung an der Kunsthochschule Städel in Frankfurt am Main die Verbindung von Kunst und Kochen seit Jahren publikumswirksam zu vermitteln versteht. Kubelka sieht im Kochen die älteste bildende Kunstgattung der Menschheit, Speisen enthalten für ihn „immer und unvermeidbar eine Mitteilung im künstlerischen Sinn, genauso wie Architektur, Dichtung,

Malerei, Skulptur, Tanz oder Musik" (S. 9). Er grenzt sich von einem von ihm als „wissenschaftlich" bezeichneten Zugang zum Essen ab: „Die Wissenschaft betrachtet das Essen als rein physiologisch-chemischen Vorgang, der die fehlerfreie Energiezufuhr für die *Maschine* Mensch gewährleisten soll". Reichlich seltsam mutet es an, wenn er in diesem Zusammenhang ausgerechnet auf die Ethnologie verweist und behauptet, daß auch die Ethnologen in ihrer Feldforschung lediglich den täglichen und jährlichen Kalorienverbrauch ihres Anschauungsmaterials aufzeichnen und sich nicht für den „Speisenbau" interessieren. „Kein Ethnograph interessiert sich dafür, daß die eigene Großmutter für jeden Rollknödel, genau wie der japanische Sushimacher für seinen Reisquader, eine immer gleiche, minimale Anzahl von Griffen anwendet, daß jedes Werkstück die gleiche, richtige Größe haben muß, daß die Herstellungszeit, immer gleich, genau festgelegt ist, daß *zwischen* den Bauelementen der Speisen festgelegte *Maßverhältnisse* bestehen". Das Maß bzw. die Maßverhältnisse standen zwar bisher nicht gerade im Mittelpunkt ethnologischer Forschungen zum Kochen und Essen, doch auf bloßes Kalorienzählen haben sich Ethnolog/inn/en und andere Kulturwissenschaftler/innen nun ja bekanntlich wirklich nicht beschränkt – müßig ist es, auf die entsprechenden Namen und die vorliegenden Forschungsergebnisse und theoretischen Überlegungen, die sich mit den kulturellen Bedeutungen von Kochen und Essen beschäftigen, zu verweisen. Kubelkas Vorwort bringt implizit zum Ausdruck, daß „die Wissenschaft" sich lediglich in einem technisch-naturwissenschaftlichen Sinn mit dem Kochen beschäftige, sich die Kunst bzw. Kunstgeschichte jedoch mit der Bedeutungsebene auseinandersetze. Auch wenn es legitim erscheint, das Kochen als Kunstgattung zu betrachten, so ist es doch nicht nachvollziehbar, wieso in pauschalisierender Weise das Interesse „der Wissenschaft" am Kochen und Essen auf ein angeblich rein physiologisch-chemisches reduziert wird und somit sämtliche kulturwissenschaftlichen Ansätze, die sich eben gerade auch mit der Bedeutungsebene von Essen, Trinken und Kochen beschäftigen, völlig ignoriert werden. Es ist doch reichlich gewagt, die Kunstgeschichte als jene Disziplin erscheinen zu lassen, die sich erstmals mit der Bedeutungsebene von Essen und Kochen beschäftige.

Obwohl Renate Breuß wiederholt darauf hinweist, daß es ihr um eine Kontextualisierung des Kochens geht, ist als ein weiteres Manko der Arbeit zu vermerken, daß die Einbettung des Kochens in einen sehr wesentlichen Zusammenhang nicht geschieht, nämlich in jenen der Hausarbeit bzw. der professionellen Kocharbeit. Damit einher geht auch eine Vernachlässigung des Blickes auf die Geschichte der Hausarbeit bzw. der professionellen Kocharbeit im Kontext einer zunehmenden Verwissenschaftlichung des Alltagslebens seit dem 19. Jahrhundert. Die Normierung der Maße im

Kochen ist m.E. jedoch nicht zuletzt auch in diesem Zusammenhang zu sehen. Da Breuß das Kochen lediglich als schöpferischen Prozeß, nicht aber auch als Arbeit und als Teil der menschlichen Reproduktion betrachtet, finden solche Aspekte keine Berücksichtigung. Hier greift m.E. die als kunsthistorisch bezeichnete Betrachtung des Maßnehmens beim Kochen zu kurz: Hätte die Autorin die Geschichte des Kochens zumindest ansatzweise auch im Kontext der Geschichte der Arbeit analysiert, hätte in der Untersuchung herausgearbeitet werden können, wie und warum es überhaupt zu einer zunehmenden Abstraktion von der sinnlichen Erfahrung und Wahrnehmung gekommen ist. So aber fehlt insgesamt eine Einbettung der auch am Maßnehmen sichtbaren Abstraktionsprozesse in allgemeinere gesellschaftlich-kulturelle Entwicklungen. Die Untersuchung bietet bzw. beruft sich auf keine Erklärungsansätze, mit deren Hilfe solche Prozesse interpretiert werden könnten. Und es fehlen Hinweise auf wichtige Entwicklungen und Veränderungsprozesse in verschiedenen Bereichen, die auf die Ernährung und das Kochen einen wesentlichen Einfluß ausübten. So fehlen z.B. Hinweise auf die Geschichte der Lebensmittelgesetzgebung, die die Individuen zunehmend von der Kontrolle der Lebensmittel hinsichtlich ihrer Qualität, aber auch z.B. hinsichtlich der verkauften Mengen entlastete. Wenig überzeugend ist auch das Kapitel über „Kochstätten, Herde und andere Heizquellen". Hier wird z.B. lediglich konstatiert, daß sich langfristig die Koch- und Eßgewohnheiten durch das Abkommen vom offenen Feuer und die Entwicklung von elektrischen Herden oder Mikrowellengeräten verändert haben. Welcher Art diese Veränderungen waren und wie sie sich auf das Maß(nehmen) im Kochen auswirkten, ist kein Thema. Ungenügend reflektiert ist des weiteren das Verhältnis von höfischer Küchenpraxis (auf die sich die meisten von Breuß analysierten Kochbücher beziehen) und anderen Küchenpraxen bzw. die Frage nach den spezifischen Eigenheiten und nach der Repräsentativität der von ihr herangezogenen Quellen, die sich auf eine sehr schmale Gesellschaftsschicht beziehen.

Auch wenn „Das Maß im Kochen" in theoretisch-methodischer Hinsicht erhebliche Mängel und Ungereimtheiten aufweist, handelt es sich doch um eine anregende Studie und nützliche Materialsammlung, die dazu geeignet ist, der Geschichte des Kochens ein neues Kapitel hinzuzufügen. Die Betonung des Sinnlichen, die den Text durchzieht, findet sich im übrigen auch in der Gestaltung des Buches wieder: Der Verlag hat den Text in eine optisch und haptisch sehr ansprechende Form gebracht. Hilfreich in Hinblick auf die Lektüre älterer Kochbuchliteratur ist das im Anhang befindliche Glossar, in dem Begriffe aus der Küchensprache versammelt sind. Der Band enthält neben dem Quellen- und Sekundärliteraturverzeichnis auch noch ein Personen- und Sachregister sowie die Originalrezepte der fremdsprachigen Vorlagen.

Susanne Breuss

Das ungebaute Wien, Projekte für eine Metropole, 1800 bis 2000. 256. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, von 10.12.1999 bis 20.2.2000. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1999, 526 Seiten.

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen gemütlich bei einer Melange und einem Apfelstrudel (oder einer Sachertorte u.ä.) mitten am Wiener Graben. Plötzlich beginnt es zu regnen. Sie jedoch verweilen – in der mit Glas überdachten Passage. Das Glasdach schafft Verbindung, verlängert die rechts und links den Graben säumenden Geschäfte hinein in den Bereich der Straße und macht sie zu einem „immer geöffneten ‚Salon' der Bürger" (S. 484). Leider, mögen Sie sich jetzt denken, ist dem aber nicht so. Bei anderen Szenarien, die im Katalog der Ausstellung „Das ungebaute Wien" gezeichnet werden, atmen Sie vielleicht beruhigt auf, daß sie Utopie geblieben sind und nicht realisiert wurden. Die kürzlich im Historischen Museum der Stadt Wien präsentierte Ausstellung zeigt Entwürfe und Modelle nicht realisierter Projekte, in die der/die Besucher/in eintauchen kann. Sparsam eingesetzte Raumtexte und Bildunterschriften kommen dem Flanieren durch die Vorstellungswelt eines ‚ungebauten Wiens' entgegen, stehen dem ästhetischen Wahrnehmen der Entwürfe nicht im Wege. Um so mehr kommt jedoch dem ergänzenden Katalog an Bedeutung zu, will man mehr über die einzelnen Projekte wissen, sie im Zusammenhang der Stadtentwicklung verstehen.

Entwicklungen und Rückgriffe auf historische und internationale Vorbilder bzw. die jeweiligen Trends in der Stadtplanung sind in zwölf chronologisch geordneten Kapiteln des Katalogs ebenso wie in der Ausstellung zusammengestellt. Von den ersten Ausbruchsversuchen Wiens aus dem Mittelalter über diverse Kontroversen zwischen Tradition und Moderne bis hin zu kürzlich gefällten Entscheidungen, wie z.B. über das Museumsquartier, wird der Werdegang Wiens über rund 200 Jahre skizziert. Dafür wurden einige Quellen zum Teil zum ersten Mal bearbeitet und veröffentlicht. Die Intention der Ausstellung ist es aber nicht nur, weitgehend unbekanntes Material zugänglich zu machen (nicht realisierte Entwürfe findet man wesentlich seltener in der Fachliteratur thematisiert als realisierte, obwohl manche Visionen die Entwicklung stärker prägten als tatsächlich gebaute Manifeste). Sondern den Initiatoren geht es auch darum zu zeigen, daß gerade an der ungebauten Stadt zu erkennen ist, „in welch hohem Maß das Bild der Stadt, das reale Bild vom politischen Umfeld, den geschichtlichen Ereignissen abhängig ist" (S. 7).

In der für Wien typischen Wettbewerbspraxis spiegelt sich jenes politische Umfeld deutlich wider. Der Katalog weiß von der ersten großen Ausschreibung, die 1858 Kaiser Franz Joseph für einen Grundplan zur Stadterweiterung verfaßte, zu erzählen (sie betrifft die heutige Ringstraße)

bis hin zu den Kontroversen um das UNO-Zentrum und das angrenzende EXPO-Gelände. Die langwierige Projekteauswahl sowie die Vergabepolitik machen deutlich, daß das Stadtbild keineswegs – wie so oft speziell von der historischen Innenstadt behauptet – ein ‚natürlich' gewachsenes ist! Es ist die besondere Leistung dieses Katalogs zu zeigen, daß Wien auch ganz anders aussehen könnte, hätten sich andere Entwürfe bzw. andere politische Mächte durchgesetzt. Die zu erfüllenden Kriterien, wie sie in den Ausschreibungen verlangt werden, lassen erkennen, daß Architektur häufig bewußt zur Repräsentation bestimmter Ideologien eingesetzt wird. Daher kann Architektur als materieller Ausdruck der Einstellungen der jeweiligen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Eliten gelesen werden. Diese Richtung der Interpretation wird im Katalog zwar häufig angedeutet (jedes Kapitel wird mit Informationen zum historischen Hintergrund eingeleitet), die einzelnen Projektbeschreibungen gehen jedoch meist nur auf die formale Ebene ein.

Was aber sagen Fakten – daß man sich in Wien im Gegensatz zu Paris nicht für das Durchbrechen der Altstadt entschied, um Platz für großer Boulevards zu schaffen, oder daß sich moderne Architektur bei Konkurrenzen kaum durchsetzen konnte – über die Wiener Stadtgesellschaft aus? Hier bildet das zusammengetragene Material die Basis für Fragen an sozialwissenschaftlich ausgerichtete Disziplinen, wie auch an den/die Stadtethnologen/in. Die Gegenüberstellung der nicht realisierten Projekte und deren Ideologien mit den realisierten kann unseren Blick für die Ideengeschichte schärfen, die hinter dem gebauten Wien steht. Darüber hinaus ergeben sich verschiedenste Fragen: inwiefern diese gebaute Umwelt – und keine andere – wiederum auf die Bewohner/innen zurückwirkt, inwiefern sich die räumliche Aneignung auf die Bildung von Identitäten auswirkt etc., etc. Insgesamt stellt der Katalog eine umfassende Auswahl vieler für Wien wichtiger Bauprojekte dar, die es ermöglichen, gesellschaftspolitische Hintergründe von der anderen, der ungebauten Seite her aufzurollen.

Sabine Gruber

Buchanzeigen

BOURDIEU, Pierre: *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes* (= édition discours, Bd. 12). Konstanz, UVK Universitätsverlag Konstanz, 1998, 86 Seiten.

Die Lektüre dieses schmalen Bändchens, dessen Kernstück ein Vortrag des vielgelesenen und -zitierten französischen Soziologen bildet, sei allen in den Wissenschaftsbetrieb Integrierten wärmstens empfohlen (also auch VolkskundlerInnen, die durch ihr Studium kritischen Analysen gegenüber aufgeschlossen sein sollten), denn sein Inhalt hilft, hinter die Kulissen von wissenschaftlichen Institutionen zu blicken, ihre Netzwerke und „Schnitzeljagden" transparent zu machen (und die gibt's, wenn der Schein nicht trügt, vermehrt ja auch in der Europäischen Ethnologie).

Am Beispiel des INRA (Institut national de la recherche agronomique), des 1946 gegründeten landwirtschaftlichen Forschungsinstituts in Frankreich, beschäftigt sich der Verfasser (wieder einmal) mit der Welt der Wissenschaft, ihren Konflikten und Gegensätzlichkeiten sowie dem Verhalten der in sie involvierten Personen. Zudem versucht er, die Strategien aufzuzeigen, die notwendig wären, um den Einfluß der Parteipolitik einzudämmen und die Effizienz der Forschung zu erhöhen, was u.a. mit dem Stellen und Beantworten der Frage nach ihrem „gesellschaftlichen Nutzen", mit dem Überbrücken der Kluft zwischen „reiner" und „angewandter" Forschung zusammenhängt.

Des weiteren entlarvt Bourdieu die „Macht-Spiele" der Wissenschaft(lerInnen), die nicht wenigen dazu dienen, eigene Eitelkeiten zu befriedigen – mit dem als „wissenschaftlich" getarnten Nebeneffekt, allfällige „Konkurrenten" zu behindern, an den Rand zu drängen, deren Arbeit abzuwerten. Dazu Bourdieu in einem im Buch (das außer dem Referat auch noch die darauffolgende Diskussion und eine Bourdieu würdigende Einleitung enthält) ebenfalls wiedergegebenen Gespräch über „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft": „Selbst das gegenseitige Anschwärzen, das eine sehr bedeutende Rolle in wissenschaftlichen Kreisen spielt, kommt in wissenschaftlichem Gewand daher."

Nach Meinung des Autors kann ein Wissenschaftsbetrieb nur dann klaglos funktionieren, seine der Gesellschaft verpflichtete Position erfüllen, wenn die anstehenden Aufgaben von, nach unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen agierenden Personen gemeinsam in einer demokratischen und kollektiven Vorgangsweise erledigt werden, was seiner Ansicht nach (und es fällt leicht, ihm da beizupflichten) einer grundlegenden *Dehierarchisierung* bedarf.

Seine Empfehlung an die MitarbeiterInnen der INRA gilt ebenso für die anderer wissenschaftlicher Einrichtungen: Daß sie nämlich, „statt ihre Kraft immer wieder für Bürgerkriege zu verschwenden, [...] gemeinsame Anstrengungen unternehmen sollten, um das Besondere der Institution zu entfalten ...". (EB)

HAID, Gerlinde und Hans: *musica alpina III & IV. Volksmusik aus den Alpen. Repertori di tradizione orale nell'arco alpino. Folk Music of the Alps* (= Arunda 50; IDI-Ton 27/28). Innsbruck, Pro Vita Alpina Alpenakademie & Arunda & Institut für Volksmusikforschung, 1999, Schuber mit 2 CDs und Begleitheft (153 Seiten, s/w-Abbildungen, Notenbeispiele) sowie Karte mit den Belegorten (Bestelladressen: Pro Vita Alpina, z.H. Dr. Hans Haid, „Roale" im Ventertal, A-6450 Sölden bzw. Institut für Volksmusikforschung der Universität für Musik und darstellende Kunst, Ungargasse 14, A-1030 Wien).

Nach musica alpina I & II (1993 als Arunda 35 erschienen) haben Gerlinde und Hans Haid nun zwei weitere Compact Discs mit insgesamt 61 authentischen und weitestgehend ungekürzten Musikaufnahmen aus dem Alpenraum vorgelegt. Sie umfassen Reime und Rufe, Juchzer und Jodler, Lieder über Erotik, Liebe und Hochzeit, über Desertion und Abschied, liturgische Gesänge und Balladen, brauchgebundene Vokal- und Instrumentalmusik zu Weihnachten, Neujahr und Dreikönig, Fasching und Frühlingsbeginn, Kufenstechen und Almabtrieb – allesamt aufgenommen zu den jeweiligen Anlässen, fernab von Studios, Heimatabenden und sich künstlicher „Alpendialekte" bedienender Moderatoren, wobei der Bogen der 37 Belegorte von der Provence bis in die slowenischen Berge, von der Lombardei bis Wien reicht.

Das informative und auch wissenschaftliche Ansprüche erfüllende Begleitheft beinhaltet die Liedtexte (in der jeweiligen Originalsprache und in Übersetzung) und Noten, dokumentiert Sänger, Musikanten, Person(en) und Termin der Aufnahme sowie Archivierung; es bietet überdies zu jeder Nummer mit Literaturverweisen versehene Kommentare in deutscher, englischer und italienischer Sprache und eine abschließende Bibliographie.

Der im Vorwort geäußerte Wunsch der Autoren, die uns die Schätze einer weitgehend verborgenen alpinen Musikkultur zugänglich gemacht haben und „ein sensibles, ergreifendes Zuhören und Erleben" ermöglichen wollen, möge ebenso in Erfüllung gehen wie der des Unterfertigten auf ein baldiges Erscheinen von musica alpina V & VI. (OB)

PARÍKOVÁ, Magdaléna: *Reemigrácia Slovákov z Mad'arska v rokoch 1946–48. Etnokultúrne a sociálne procesy* [Reemigration von Slowaken aus Ungarn 1946–48. Ethnokulturelle und soziale Prozesse]. Bratislava, STIMUL – Centrum informatiky a vzdelávania FIFUK, 1999, 278 Seiten, dt. Zusammenfassung.

Zu den Migranten, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Wohngebiete verließen bzw. verlassen mußten, zählen auch rund 70.000 Nachfahren jener Slowaken, die aus ökonomischen, aber auch religiösen Gründen nach den Türkenkriegen als Kolonisten aus ihrer damals nordungarischen Heimat in andere und von den Osmanen weitgehend verwüstete Gebiete des damaligen Ungarn zogen und dort als Bauern, aber auch als Bergleute zum Wiederaufbau der Regionen beitrugen.

Eine im Februar 1946 zwischen beiden Staaten getroffene Vereinbarung über einen „Einwohneraustausch zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei" führte dazu, daß sich die besagten Nachkommen freiwillig für eine Rückkehr in die Tschechoslowakei entschlossen, wo sie – da sie vor 1938 nicht die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft besessen hatten – als „Reemigranten" bezeichnet wurden. Diese „Freiwilligkeit" war zum einen durch die auf völlige Assimilation abzielende ungarische Minderheitenpolitik, zum anderen durch erhoffte bessere wirtschaftliche Aussichten begründet. Die Zahl derer, die sich für eine „Rückkehr" entschlossen, bestimmte die Zahl der Ungarischsprachigen, welche, keineswegs freiwillig, ihre angestammten südslowakischen Siedlungsgebiete verlassen und nach Ungarn umsiedeln mußten. Annähernd 70.000 Personen waren somit von dieser erzwungenen Aussiedlung betroffen; ihnen schlossen sich freiwillig weitere gut 20.000 Menschen an.

Das anzuzeigende Buch, eine von der Comenius-Universität in Bratislava approbierte und weitgehend die Ergebnisse umfangreicher Feldforschungen wiedergebende ethnologische Habilitationsschrift, beschäftigt sich mit den kulturellen und sozialen Problemen der bis heute als „Übersiedler" bezeichneten Personengruppe (die sich wiederum in einer Minderheitenposition befanden). Den Reemigranten (die ihr gesamtes Hab und Gut mitnehmen konnten) wurden adäquate Besitz- und Lebensverhältnisse zugesichert, was aber in der neuen „Heimat" (großteils in der slowakischen Staatshälfte) nicht immer eingehalten wurde. Überdies wurden vielen von ihnen die von den ungarischen Zwangsaussiedlern verlassenen Höfe und Gründe zugewiesen, was zwangsläufig zu Konflikten mit den dort verbliebenen Ungarischsprachigen führen mußte. Dazu kamen als Probleme weiters: der durch die – die Familienverhältnisse nicht berücksichtigende – Ansiedlung bedingte Verlust des verwandtschaftlichen Umfeldes; die zum Teil nur münd-

lichen slowakischen Sprachkenntnisse; ungenügende landwirtschaftliche Fähigkeiten und Gerätschaften derer, die in Ungarn dem „Agrarproletariat" angehört oder Landwirtschaft nur als Nebenerwerb betrieben hatten ...

Die Integration und Assimilation der „neuen" Slowaken war insgesamt ein langwieriger und komplizierter Prozeß, den u.a. die nach anfänglichem Mißtrauen später vermehrt geschlossenen „Mischehen" beschleunigten. Die von M. Paríková vorgelegten ethnologischen Daten und deren Analyse sind auch für die politische und soziale Praxis im Zusammenhang mit anderen und neuen Migrationsprozessen von Bedeutung, weshalb man sich eine über das Resümee hinausgehende anderssprachige Zusammenfassung oder gar eine Übersetzung dieser für die Europäische Ethnologie wichtigen Arbeit wünschen würde, die hiermit angeregt seien. (OB)

SELLACH, Brigitte: *Wie kommt das Essen auf den Tisch? Die Frankfurter Beköstigungsstudie*. Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren, 1996, 193 Seiten, Tabellen.

Brigitte Sellachs Studie entstand aus der Intention heraus, die Arbeitsleistung von Frauen bei der Ernährungsversorgung ihrer Familie zu untersuchen. Die Soziologin begründet die Relevanz des Themas mit der existentiellen Bedeutung der Ernährung und der an der Haushaltswissenschaftlerin Rosemarie von Schweitzer orientierten Auffassung, daß die häuslichen Kulturmuster der harte Kern jeder Kultur sind. Hinter den immer wieder hervorgehobenen sozialen und kulturellen Bedeutungen des Essens und Trinkens verschwinde jedoch meist die Arbeit derjenigen Personen, die im privaten Haushalt bzw. in der Familie für die alltäglichen Mahlzeiten sorgen. Im Mittelpunkt von Sellachs Untersuchung stehen daher die Frauen als die bezüglich der Ernährungsversorgung in der Familie zentralen Handlungsträgerinnen: Es geht um die mit dem Essen und Kochen verbundene Arbeit sowie um die Wahrnehmung der eigenen Ansprüche und Wertschätzung bzw. Ablehnung der entsprechenden Tätigkeiten.

Theoretisch und wissenschaftssystematisch ordnet die Autorin ihre Arbeit der Frauenforschung zu, zu deren zentralen Themen bereits früh die Hausarbeit zählte. In einer schriftlichen Befragung wurden mittels eines weitgehend standardisierten Fragebogens mehr als 400 Frankfurter Frauen aus verschiedenen sozialen und ethnischen Gruppen darüber befragt, wie sie das „Essen auf den Tisch bringen". Die Ergebnisse der Befragung wurden zusätzlich noch im Rahmen von Diskussionsrunden besprochen, hier wurde u.a. nach Erklärungen für bestimmte Verhaltensformen gesucht.

Sellach untersuchte das auf die Ernährung bezogene Alltagshandeln der Frauen auf drei Ebenen: in Hinblick auf die Zuständigkeit für die Ernährung im Rahmen der Arbeitsteilung in der Familie, in Hinblick auf die Arbeitsleistung selbst sowie in Hinblick auf die Gefühle, die Frauen im Zusammenhang mit der Beköstigung der Familie entwickeln. Methodisch wurde die Komplexität der Ernährungsversorgung im privaten Familienhaushalt auf vier Tätigkeitsbereiche reduziert: die Zubereitung der Mahlzeiten, den Einkauf, das Spülen sowie die Müllentsorgung.

Die Autorin ging von einer umfassenden Zuständigkeit der Frauen für die Ernährungsversorgung der Familie aus, was durch ihre Untersuchung bestätigt wurde. Sie stellt fest, daß Frauen „unabhängig von ihrem Alter, ihrer ethnischen Herkunft, der Größe des Haushalts, dem Alter der Kinder, ihrer Lebensform und ihrem Familienstand, ihrem höchsten Ausbildungsabschluß, ihrer Erwerbstätigkeit und dem Haushaltsnettoeinkommen zu fast drei Viertel täglich die Mahlzeiten für die Familie selbst zubereiten" (S. 81). Zwei Drittel der befragten Frauen haben angegeben, in der Regel allein dafür verantwortlich zu sein, daß mit der täglichen Ernährung alles klappt. Die Frage von Sellachs Untersuchung, „Wie kommt das Essen auf den Familientisch?", läßt sich aufgrund der gewonnenen Daten im wesentlichen so beantworten: „indem die Frauen es mehrheitlich herbeischaffen, vorbereiten, zubereiten, servieren, ab- und die Reste aufräumen und den Schmutz beseitigen" (S. 153). Die Darstellung der Ergebnisse im Detail erfolgt problemorientiert. Dabei geht es u.a. um die zeitliche Dimension der Ernährungsversorgung, um die Bedeutung von Geschmack, Frische und Gesundheit, den Einsatz von Fertig- und Halbfertigprodukten, um den Sinn des Kochens, die haushälterische Kompetenz und die Einschätzung der Bedeutung der eigenen Arbeitsleistung für die Ernährung der Familie.

Die Publikation, in der Sellach ihre Ergebnisse präsentiert, besteht aus fünf Kapiteln sowie einem Literatur- und einem Tabellenanhang. Im ersten Kapitel werden Idee und Konzeption der Untersuchung vorgestellt, im zweiten und dritten Kapitel die theoretischen Ansätze der Frauenforschung bzw. der Haushaltswissenschaft zur Hausarbeit diskutiert. Das vierte Kapitel ist den Ergebnissen von Sellachs Untersuchung gewidmet. Das fünfte und letzte Kapitel schließlich handelt resümierend von den Frauen als Ernährerinnen der Familie. (SB)

METHFESSEL, Barbara (Hg.): *Essen lehren – Essen lernen. Beiträge zur Diskussion und Praxis der Ernährungsbildung. Bericht zum 4. Heidelberger Ernährungsforum.* Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren, 1999. 208 Seiten, SW-Abb. u. Tabellen.

Das Heidelberger Ernährungsforum, auf das dieser Sammelband zurückgeht, bildete den Abschluß einer dreijährigen Projektphase zum Thema „Eßkultur im Alltag – Beiträge zu neuen Konzepten der Ernährungserziehung", das von der Dr. Rainer Wild-Stiftung für gesunde Ernährung gefördert wurde. Ziel dieses Forschungsprojektes war es, neue Wege in der Ernährungs- bzw. Gesundheitsbildung und -erziehung zu analysieren und zu entwickeln. Dabei ging es nicht zuletzt um eine Abkehr von einer stark naturwissenschaftlich-technischen Ausrichtung der Ernährungslehre. Vielmehr sollte das Essen bzw. die Ernährung stärker im alltagskulturellen Kontext betrachtet werden. Dieser Ansatz dürfte auch für eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Ernährungs- und Eßkulturforschung von Interesse sein.

Ausgehend von der kulturellen Bestimmtheit der Eßgewohnheiten und des Geschmacks wurde in diesem Projekt das Essen als Lernprozeß im Sinne der Vermittlung kultureller Praktiken verstanden. Damit sollte auf ein Theorie-Praxis-Problem in der Ernährungsbildung und -erziehung reagiert werden: Das Wissen um gesunde Ernährung zieht nämlich nicht automatisch ein entsprechendes Ernährungsverhalten nach sich. Die Erweiterung des einschlägigen Wissens erwies sich nicht als der adäquate Weg, die Ernährungspraxis zu verändern. Die Einbettung des Ernährungsverhaltens in den alltagskulturellen Kontext ermöglicht den Blick auf ansonsten unsichtbare, jedoch maßgebliche Faktoren. So spielt zum Beispiel das Körperverständnis eine wichtige Rolle. Essen wirkt sich auf den Körper aus – dabei denken jedoch viele nicht vorrangig an Gesundheit und Wohlbefinden, sondern an die gute Figur, ans Schlanksein, an die Muskelbildung etc.

Die Beiträge des Heidelberger Ernährungsforums, die im vorliegenden Band dokumentiert sind, beschäftigen sich mit verschiedenen alltagskulturellen Fragen, die als relevant für eine moderne, problemorientierte Ernährungserziehung erachtet werden. Neben der Einleitung von Barbara Methfessel beschäftigen sich elf Aufsätze mit folgenden Themen: Wie sehen Kinder ihr Ernährungsverhalten? (Alexandra Heyer), Körperbeziehungen und Ernährungsverhalten bei Mädchen und Jungen (Barbara Methfessel), Alltagsbewußtsein und naturwissenschaftliche Bildung zum Thema Ernährung (Lissy Jäkel), Eßkultur: Die Revolution findet täglich statt (Dorothea vom Berg), Wie kommen wir auf den Geschmack? (Renate Storch), Ernährung und Gewicht (Eva Kracke), Nachhaltiger Konsum und Gemüseverzehr (Gerda Tornieporth), Biographische Aspekte des Essens und Trinkens (Ines

Heindl), Lebensweltorientierung als Chance in der schulischen Ernährungserziehung (Uta Strotkamp), Das Schulbuch als Vermittler einer Konzeption zur Ernährungserziehung (Dorothea Dümmel/Ulrike Klüppel), Vom Essen: Anmerkungen eines Theologen (Hartwig Weber). (SB)

WAGNER, Christoph: *Süßes Gold. Kultur- und Sozialgeschichte des Wiener Zuckers*. Wien, Verlag Christian Brandstätter, 1996, 223 Seiten, zahlr. Farb- u. SW-Abb.

Christoph Wagner, bekannt durch zahlreiche Publikationen zu kulinarischen Themen, legt mit diesem Buch eine anekdotenreiche Geschichte des Wiener Zuckers vor. Er verknüpft wirtschafts-, sozial- und kulturhistorische Dimensionen des Zuckers miteinander, wobei besonderes Augenmerk auf den vielzitierten Wiener „Mehlspeishimmel", das immer wieder konstatierte enge Verhältnis der Wiener und Wienerinnen zum Süßen, gelegt wird. Der Einstieg in das Thema erfolgt über eine kurze Abhandlung der Frage „Wie wir lernten, das Süße zu lieben", worin der Autor eine Verteidigung des maßvollen Zuckerkonsums unternimmt. In den anschließenden Kapiteln erfährt man u.a., wie der Zucker nach Europa und die Zuckerrübe nach Österreich kam oder wie die böhmischen Mehlspeisen süß wurden. Wagner geht den Anfängen der österreichischen Zuckerindustrie ebenso nach wie der Erfindung des Würfelzuckers oder dem „Süßen Wien" zur Zeit der Habsburgermonarchie. Ein tafelkundlicher Exkurs widmet sich dem Zucker bei Tisch. Das letzte Kapitel beschreibt die Geschichte des Wiener Zuckers im 20. Jahrhundert, wobei hier auch ausführlich auf die 1994 von der AGRANA Zucker-Ges.m.b.H. geschaffene Trademark „Wiener Zucker" eingegangen wird. Der Band wird schließlich durch ein kleines Zucker-ABC sowie durch historische und aktuelle Rezepte mit Zucker abgerundet. Wie die meisten Bücher aus dem Brandstätter Verlag ist auch dieses schön gestaltet und aufwendig illustriert. (SB)

KRIEG, Beate: *„Landfrau, so geht's leichter!" Modernisierung durch hauswirtschaftliche Gemeinschaftsanlagen mit Elektrogroßgeräten im deutschen Südwesten von 1930 bis 1970* (= tuduv-Studien, Reihe Kulturwissenschaften, Bd. 16). München, tuduv Verlag, 1996, 304 Seiten, 30 SW-Abb., IV Karten.

In ihrer in München eingereichten volkskundlichen Dissertation beschäftigt sich Beate Krieg mit der Technisierung und Rationalisierung der ländlichen Hauswirtschaft am Beispiel von Gemeinschaftsanlagen. Geographisch kon-

zentriert sie sich dabei auf Württemberg, wo landwirtschaftliche Hausfrauenvereine Ende der 1920er Jahre als Selbsthilfeeinrichtung genossenschaftliche Waschküchen mit Elektrogroßgeräten gründeten. Ziel war eine Entlastung der Frauen von der zeitaufwendigen und kräfteraubenden Wascharbeit. Die gemeinschaftliche Nutzung der Geräte ermöglichte eine technische Ausrüstung, die für den einzelnen Haushalt nicht finanzierbar gewesen wäre. Mit diesen Geräten wurden nun auch die Frauen mit dem „technischen Fortschritt" konfrontiert, denn in der Landwirtschaft galten Investitionen in moderne Technik in der Regel der Außenwirtschaft, da diese in den überwiegend klein- und mittelbäuerlichen Betrieben die Existenz sicherte. In der Zwischenkriegszeit entstanden in der Folge auch staatlich geförderte Gemeinschaftsbackanlagen und -waschküchen, was zu einer Beschleunigung der Rationalisierung und Technisierung der ländlichen Hauswirtschaft führen sollte. Auch im „Dritten Reich" erfuhren gemeinschaftliche Wasch- und Backanlagen eine gezielte Förderung. Nach dem Zweiten Weltkrieg erweiterte sich das Angebot an Gemeinschaftseinrichtungen um Gefrieranlagen. Mit der technischen Verbesserung und Verbilligung der Geräte sowie dem Ausbau des Stromnetzes verloren Gemeinschaftsanlagen ca. ab den 1960er/1970er Jahren an Bedeutung und es erfolgte eine zunehmende Technisierung der Einzelhaushalte.

Krieg fragt in ihrer Arbeit nach den Akteuren des technischen Innovationsprozesses, nach den spezifischen Reaktionen von Männern und Frauen, nach der Vermittlung des notwendigen technischen Wissens und nach den Veränderungen der weiblichen Arbeit durch die Gemeinschaftsanlagen. Ihr Interesse richtet sich vor allem auf den kulturellen Wandel, der mit dem Innovations- und Modernisierungsprozeß einherging. In theoretischer Hinsicht stützt sie sich auf das Kommunikations-Innovations-Modell von Max Matter. Als Quellen dienen ihr archivalische Text- und Bildmaterialien der beteiligten Institutionen, Organisationen und Firmen. Ergänzend dazu wurden qualitative Interviews mit Vertretern und Vertreterinnen der involvierten Personengruppen durchgeführt sowie die Jahrgänge 1917 bis 1972 der Zeitschrift „Land und Frau" ausgewertet. (SB)

RICHARZ, Irmintraut (Hg.): *Der Haushalt. Neubewertung in der Postmoderne. Beiträge eines internationalen disziplinübergreifenden Symposions an der Universität Münster vom 12.–13. März 1997.* Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, 1998, 265 Seiten, 35 SW-Abb., 14 Tabellen.

In Zeiten der Globalisierung konnte der private Haushalt eine neu erwachte Aufmerksamkeit seitens verschiedener Wissenschaftsdisziplinen auf sich

ziehen: die Haushalte wurden als Akteure entdeckt und erfuhren eine Neubewertung. Heute implizieren Alltagsentscheidungen in den Haushalten globale Folgen. Sie werden als Schaltstationen in den weltweiten Produkt-, Waren- und Stoffkreisläufen begriffen. Bei der Vielzahl der in den Haushalten tagtäglich zu treffenden Entscheidungen ist zum Beispiel deren ökologische Relevanz nicht zu unterschätzen. Die nachhaltigen Veränderungen und Pluralisierungen der Familienstrukturen ließen es zunehmend als sinnvoll erscheinen, statt von Familien von Haushalten als Grundeinheit auszugehen. Der Rekurs auf den Haushaltsbegriff ermöglicht es, familiale und nicht-familiale Formen des Zusammenlebens zu erfassen. Frauenbewegung und Frauenforschung haben ebenfalls massiv zu einer Diskussion des Haushaltes und vor allem der Hausarbeit beigetragen. Der Wandel von Werten und Normen hat erhebliche Konsequenzen für das Zusammenleben in den Elementareinheiten der Gesellschaft, in Familie und Haushalt.

Es sind also verschiedene gesamtgesellschaftliche Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit, die den Haushalt massiv tangieren und so zu seiner Neubewertung herausfordern. Der vorliegende Band versammelt internationale Beiträge aus verschiedenen Disziplinen, in denen versucht wird, diesen Veränderungen Rechnung zu tragen und zu einer Neueinschätzung zu gelangen. Dabei wird zwar auch ein Blick in die Vergangenheit geworfen, um aktuelle Entwicklungen in einen historischen Kontext zu stellen, doch die meisten Aufsätze widmen sich dem Haushalt in der Postmoderne. Eine dezidiert kulturwissenschaftliche Perspektive nehmen die Beiträge zwar nicht ein, doch es werden von sozialwissenschaftlicher, haushaltswissenschaftlicher, wirtschaftswissenschaftlicher und medizinhistorischer Seite Probleme angesprochen und Fragen aufgeworfen, die auch für kulturwissenschaftliche Zugänge zum Haushalt von Interesse sind bzw. für solche notwendiges Basiswissen liefern können. Die Beiträge beschäftigen sich unter anderem mit dem Verhältnis von Wandlungs- und Beharrungstendenzen im Bereich des Haushalts, mit der ökologischen Bedeutung haushälterischen Handelns, mit den alltäglichen Aufgaben und Problemen des Haushalts und mit den Risiken und Chancen verschiedener Haushaltsformen. Mehrere Beiträge sind der Sicht verschiedener Disziplinen auf den Haushalt gewidmet bzw. dessen Wiederentdeckung durch bestimmte Disziplinen im Kontext aktueller gesellschaftlicher Veränderungsprozesse. (SB)

BRODHAECKER, Michael: *Menschen zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Der Alltag jüdischer Mitmenschen in Rheinhessen, Mainz und Worms während des „Dritten Reiches"*. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 26. Bd.). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1999, 426 Seiten, 54 s/w-Abb.

Die Erforschung des Alltags von Juden im Dritten Reich hat mittlerweile Tradition und gehört längst hinein in den Kanon zeitgeschichtlicher Fragen. Die Dissertation des Volkskundlers Michael Brodhaecker, vorgelegt in Mainz, zählt zur sozusagen zweiten Generation von Untersuchungen, die sich im regionalhistorischen Zusammenhang mit der Thematik befassen. Allerdings kommt Brodhaecker auf die regionalspezifischen Aspekte erst im zweiten Hauptteil der Studie zu sprechen. Eingangs erläutert er im allgemeinen und sehr ausführlich die Grundlagen und Hintergründe dieses Alltags in der antisemitischen Politik der Nationalsozialistischen Partei. Erst dann geht der Autor auf regionale und lokale Gegebenheiten, auf landesgeschichtliche Besonderheiten und schließlich auf die spezifischen Lebenslagen und -situationen der Juden Rheinhessens ein. Anhand von Archivalien, privaten Korrespondenzen, Lebensberichten, Zeitungsnotizen etc. – einer breiten Palette an Materialien also – untersucht Brodhaecker das Phänomen Mainzer Karneval. Solche Analysen sind exemplarisch angelegt. Freilich sind es sehr unterschiedliche Themen, die hier bearbeitet sind, die Themenauswahl wirkt zu heterogen, als daß sie ohne weiteres plausibel würde. Es hätte der Untersuchung gut getan – und wahrscheinlich auch den Autor entlastet – wenn der allgemein gehaltene Teil Einleitung geblieben und zugunsten der regionalen, detaillierten Analyse kürzer ausgefallen wäre. Doch ist das ein Dilemma, in das die meisten (die Rezensentin eingeschlossen) mit ihren Dissertationen hineingeraten – immer gilt es, mit einer Dissertation die umfassende Kenntnis über den gesamten Themenkreis vorzuführen. (KL)

SCHANK, Gerd: *Komische Käuze. Originale in der deutschen Provinz. Ein Beitrag zu einem volkstümlichen Typus.* (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX Volkskunde/Ethnologie). Bern, Berlin, Brüssel, Peter Lang Verlag, 1999, 184 Seiten.

Es ist weniger die Ausnahme als vielmehr die Regel, daß das Thema den Ton des Schreibens beeinflußt. So ist es ein eher bemüht launiger Text, der hier von dem Germanisten und Philosophen Gerd Schank vorgelegt wurde. Viel ist da von Lachen oder wenigstens Schmunzeln die Rede, in das

einzustimmen der Leser aufgefordert wird. Solches Bemühen irritiert und verstellt bisweilen grundlegende, auch anregende Einlassungen zu Begriff und Geschichte des Originals, zum Original als Erzählfigur in der Anekdote. Schanks Studie geht im Schwerpunkt, und das macht sie für Volkskundler interessant, auf das Original als Typus und Topos alltäglichen Erzählens ein: Welche Eigenschaften und Handlungen werden einem Original zugeschrieben, welche Traditionen des Erzählens über das Original lassen sich im Roman des 18. und 19. Jahrhunderts nachweisen. An diesen Hauptteil des Bandes schließt sich ein kürzerer Beispiel-Teil an, in dem Schank nun real existierende Originale im Hunsrück vorstellt. Da wird es wieder betont heiter. Über die Formen und Motive der (Selbst-)Stilisierung dieser Personen zu regional bekannten und berühmten Originalen erfährt man leider kaum mehr etwas. (KL)

REHNIG, Jeanne E.: *Das „Photographische Atelier" im Warenhaus. Fotografie bei A. Wertheim (1898–1933) und Wolf Wertheim (1909–1914).* Text- und Bildband (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 71 u. 72). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 1999, 463 Seiten bzw. 220 s/w-Abb.

Wer sich mit der Popularisierung des Mediums Fotografie befaßt, der tut gut daran, sich nicht erst mit den sogenannten Knipsern zu beschäftigen, mit den Amateuren, die und wie diese immer selbstverständlicher bestimmte Ereignisse aufnehmen, präsentieren, archivieren. Wer sich für die Logik und die Entwicklung des fotografischen Blicks interessiert, der sollte sich aber auch nicht nur mit der künstlerischen Avantgarde, sondern vor allem auch mit jenen Berufsfotografen und deren Ateliers auseinandersetzen, wie sie seit der Jahrhundertwende um 1900 von einem zunehmend breiten Publikum frequentiert wurden. Jeanne Rehnig konzentriert sich mit ihrer Untersuchung auf einen, für die Stilbildung wesentlichen Zwischenbereich, auf die Ateliers der Wertheim-Warenhäuser in Berllin und auf deren Einfluß auf die Amateur-Fotografie – wurden doch in diesen Warenhäusern gleichzeitig „fotografische Bedarfsartikel" auch für den Hobby-Fotografen angeboten.

In drei Schritten nähert sie sich dem Problem: Ein erstes Kapitel ist den Warenhäusern der Familie Wertheim gewidmet, deren Baugeschichte und deren Funktion als öffentliche Räume im zur Metropole aufsteigenden Berlin, aber auch deren betriebswirtschaftlichen Strategien. Rehnig arbeitet hier verschiedenste Materialien ein, Kataloge, Tages- und Fachzeitungen, Baupläne und Geschäftskorrespondenzen. Im Vergleich mit anderen Waren-

häusern verweist sie auf die Marktposition der Wertheimschen Häuser. Ganz ähnlich verfährt sie im zweiten Teil ihrer Studie, in dem sie unterschiedlichste Perspektiven auf die Einrichtung „Photographisches Atelier" anbietet. Es geht da um allgemeine, betriebswirtschaftliche Überlegungen so gut wie um Fragen der spezifischen Arbeitsorganisation in den Ateliers, um deren Raumstruktur wie um deren Angebotspalette.

Im dritten Hauptteil macht Rehnig Fotos und Motive, Requisiten und Posen zum Thema, wie sie für diese Ateliers typisch waren; sie kann dabei auf einen großen Fundus, auf den Bestand des Privatarchivs Maas zurückgreifen. Rehnig beläßt es nicht dabei, auf den Stilpluralismus in den Ateliers hinzuweisen (so konnte man zwischen Historismus- und Jugendstil-Möblierung auswählen); sie verweist zudem auf die unterschiedlichen Formen und Funktionen von Tischdecken, Böden, Kulissen usw. Auch die Formate der Fotos, die standardisierten Posen, wie insgesamt die Systematik der Bildarrangements werden detallierten Analysen unterzogen. Schließlich geht Rehnig auch auf die Sozialstruktur der Kunden sowie auf die Anlässe der Fototermine ein. So liefert sie einen so präzisen wie umfassenden Beitrag zur Fotogeschichte des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, der zudem im Begleitband sehr gut illustriert dokumentiert ist. (KL)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 423–435*

Eingelangte Literatur: Sommer 2000

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Bartnykaitė-Savickienė Agota, „Ein Dorf zwischen großen Wäldern". Erinnerungen aus dem alten Litauen. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 39). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1997, 309 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-98613-X.

Bausinger Hermann, Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? (= Beck'sche Reihe, 1348). München, Beck, 2000, 175 Seiten. ISBN 3-406-42148-2.

Böse Brigitte, **Franz Schäfer (Bearb.)**, Geistliche Lieder und Gesänge in Böhmen. Band II, 2. 1420–1475. (= Bausteine zur slawischen Philologie und Kulturgeschichte, Reihe B, Editionen, NF 14). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 472 Seiten. ISBN 3-412-02099-0.

Buchwald Konrad, Heimat. Ergänzt von Hermann Attinghaus mit einem Beitrag von Roland Girtler. (= Eckartschrift, 152). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 2000, 96 Seiten, Abb.

Bulcroft Kris, **Linda Smeins**, **Richard Bulcroft**, Romancing the Honeymoon. Consummating Marriage in Modern Society. (= Understanding Families, 16). Thousand Oaks u.a., Sage Publications, 1999, XVIII, 229 Seiten, Abb., Tab. ISBN 0-7619-0804-8.

Clavier 2000. „Durch den bloßen Druck der Finger ...": 300 Jahre Hammerklavier. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 2000, 48 Seiten, Abb. ISBN 3-926982-64-0.

Connelly Mark, Christmas. A Social History. London/New York, I.B. Tauris Publishers, 1999, 264 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 1-86064-446-5.

Corbin Alain, Village Bells. Sound and Meaning in the 19th Century French Countryside. London u.a., Papermac, 1999, XX, 418 Seiten. ISBN 0-333-75280-5.

Davies Owen, Witchcraft, Magic and Culture 1736–1951. Manchester/New York, Manchester University Press, 1999, XIII, 337 Seiten. ISBN 0-7190-5656-X.

Die Kunstdenkmäler der Stadt Graz. Die Profanbauten des I. Bezirkes Altstadt. Bearbeitet von Wiltraud Resch. Mit Beiträgen von Wolfgang Artner u.a. (= Österreichische Kunsttopographie, 53). Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1997, XCI, 712 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-7031-0697-2.

Die Kunstdenkmäler der Stadt St. Pölten und ihrer eingemeindeten Ortschaften. Bearbeitet von Thomas Karl u.a. Mit Beiträgen von Theodor Brückler u.a. (= Österreichische Kunsttopographie, 54). Horn, Verlag Berger, 1999, CXII, 614 Seiten, Abb., Planskizzen, Karten. ISBN 3-85028-310-0.

Die Philosophie der Schraube. Museum Arbeitswelt Steyr. Mit Beiträgen von Doris Sieckmeyer und Josef Weidenholzer und Fotografien von Jürgen Sieckmeyer. 1. Auflage. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 135 Seiten, Abb. ISBN 3-412-06599-4.

Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Friesach. Bearbeitet von Barbara Kienzl u.a. Mit Beiträgen von Theodor Brückler u.a. (= Österreichische Kunsttopographie, 51). Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1991, XV, 309 Seiten, Abb., Planskizzen, Faltkarten. ISBN 3-7031-0665-4.

Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil I: Innere Stadtteile. Bearbeitet von Johanna Felmayer u.a. Mit Beiträgen von Herta Arnold-Öttl u.a. (= Österreichische Kunsttopographie, 52). Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1995, X, 530 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-7031-0689-1.

Die sakralen Kunstdenkmäler der Stadt Innsbruck. Teil II: Äußere Stadtteile. Bearbeitet von Martha Fingernagel-Grüll u.a. Mit Beiträgen von Brigitte Ascherl u.a. (= Österreichische Kunsttopographie, 52). Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1995, 661 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-7031-0689-1.

Die Via Sacra. (= Denkmalpflege in Niederösterreich, 23; Mitteilungen aus Niederösterreich, 3/00). St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung für Kultur und Wissenschaft, 2000, 55 Seiten, Abb., 1 Faltkarte.

Drascek Daniel u.a. (Hg.), Erzählen über Orte und Zeiten. Eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 24). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 1999, 365 Seiten, Abb. ISBN 3-89325-815-9 (Inhalt: **Daniel Drascek**, „Ich werde 100 Jahre alt." Zum stereotypisierten Bild des alten Menschen in einer medial vermittelten Erzählkultur der Gegenwart. 13–34; **Irene Götz**, „Wo ich mich so richtig als Bayer gefühlt habe." – Zum Verhältnis von nationaler und regionaler Identifizierung in qualitativen Interviews. 35–57; **Esther Gajek**, Von Mutterglück und Busenqualen. Erzählte Erinnerungen an die Zeit des Stillens. 59–83; **Gabriele Wolf**, „Schö-

ner als auf dem Prospekt": Eine kurze Reise von Bulgarien nach Bayern und zurück. 87–97, **Asker Kartari**, Erzählen am Arbeitsplatz. 99–110; **Alois Moosmüller**, Vom Erzählen peinlicher Begebenheiten. Als Ausländer in Japan. 111–128; **Susanne M. Zaninelli**, Critical Incidents in der Interkulturellen Kommunikation: Erzählte Mißverständnisse und dazugehörige Problemlösungen. 129–148; **Karl-Sigismund Kramer**, Erinnerungen an das Kriegsende, die Flucht von Bitterfeld nach München und die ersten Nachkriegsjahre. 151–176, **Felix Karlinger**, Ethnographische Skizze einer Erzählsituation auf Mallorca. 177–180; **Walter Scherf**, Wer sind die Menschenfresser unserer Märchen? 181–200; **Rainer Wehse**, Spiele der Erwachsenen und Jugendlichen. Formen und Funktionen von „Kneipenspielen". 201–216; **Sabine Wienker-Piepho**, Mißverständnisse als destruktives und produktives Element in der Liedüberlieferung. 219–239; **Nina Gockerell**, „Herr und Frau von Wachs, oder ein lustiges Gespräch zwischen zwey wächsernen Opfermännln." Gedanken zu einer erzählenden Broschüre aus dem josephinischen Wien. 241–265; **Ingolf Bauer**, Von Beruf Bauer – einst und jetzt. 267–286; **Christoph Köck**, Historische Perspektiven erzählen. Oder: über den Schnee von gestern und das Milchbehälterexperiment. 287–301; **Burkhart Lauterbach**, Expressive Bilder. Die photographischen Erzählungen von Robert Doisneau (1912–1994) über Paris und seine Banlieue. 305–323; **Thomas Raff**, Damit das Glück nicht herausfällt, oder: Wie herum hängt man ein Hufeisen auf? 325–343; **Leopold Kretzenbacher**, Volkskundliche Feldforschung nach dem „erzählenden Bilde". 345–362).

Eddie Scott M., Historisches Verzeichnis der Grundbesitzer des Burgenlandes = Burgenland Történelmi Gazdacímtára. 1893–1930. (= Burgenländische Forschungen, 79). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt.7-Kultur, Wissenschaft und Archiv, 1999, 276 Seiten, Tab., Karten. ISBN 3-901517-16-2.

Edelstein Rabbi Berl, Schabbatnachmittage im Obstgarten. Zerbrochene Welten meiner chassidischen Kindheit. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1999, 241 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-99055-2.

Ehrmann Jürgen (Hg.), Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Geschichten vom Essen und Trinken. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 34). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1995, 207 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-98370-X.

Flächen.Kunst. 150 Jahre Stoffdesign der Firma Joh. Backhausen & Söhne. Ausstellung: Österreichische Postsparkasse, Wien 1, Georg-Coch-Platz 2, 23. Juni bis 27. August 1999. Wien, 1999, 32 Seiten, Abb.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 9, Lieferung 1: l – leben. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2000, Spalte 1–512. ISBN 3-11-016708-5.

Fügedi Márta (Hg.), Borsod-Abaúj-Zemplén Megye Népmývészete. Miskolc, 1997, 542 Seiten, Abb., Karte. ISBN 963 7221-86-7.

Funder Ludwig, Aus meinem Burschenleben. Mit einem Anhang: Meines Lebens Maienzeit. Gesellenwanderung und Brautwerbung eines Grazer Zuckerbäckers 1862–1869. Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Bruckmüller. (= Damit es nicht verloren geht ..., 45). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 307 Seiten, Karten.

Gabaccia Donna R., Italy's many Diasporas. (= Global Diasporas). London, University College London Press, 2000, XV, 264 Seiten, Tab. ISBN 1-85728-583-2.

Gerndt Helge (Zsgest.), Leopold Kretzenbacher – Vergleichende Volkskunde Europas. Gesamtbibliographie mit Register. 1936–1999. In Fortführung der Zusammenarbeit mit Elfriede Grabner, Gerda Möhler, Georg R. Schroubek und Hans Schuhladen. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 25). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 107 Seiten, 1 Abb. ISBN 3-89325-840-X.

Gullberg Tom, State, Territory and Identity. The Principle of National Self-Determination, the Question of Territorial Sovereignty in Carinthia and other Post-Habsburg Territories after the First World War. Åbo, Åbo Akademis Förlag/Åbo Akademi University Press, 2000, 217 Seiten, 1 Abb. ISBN 3-951-765-032-9.

Haid Gerlinde, Ursula Hemetek, Rudolf Pietsch (Hg.), Volksmusik – Wandel und Deutung. Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag. Mit CD und englischen Zusammenfassungen. (= Schriften zur Volksmusik, 19). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 630 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-205-99238-5 (Inhalt: **Gerlinde Haid**, Im Mittelpunkt die Musik – Walter Deutsch als Lehrer. 15–27; **Max Peter Baumann**, Ethnomusikologische Feldforschung. 28–47; **Alice Elscheková und Oskár Elschek**, Analytische Verfahren und Schichten in der Volksmusikforschung. 48–78; **Julijan Strajnar**, Das Verhältnis zwischen Text und Melodie im Volkslied. 79–86; **Thomas Hochradner**, Beobachtungen zur Gattungstypologie des Volksliedes. 87–95; **Wilhelm Keller**, Die Mehrdeutigkeit des Begriffes Volk in der Bezeichnung Volksmusik. 96–104; **Josef Sulz**, Der Volksmusik zuliebe. Der Alpenländische Volksmusikwettbewerb in Innsbruck: Erinnerungen an die Gründungsphase (1973/1974). 105–119; **Konrad Köstlin**, Der Wandel der Deutung: Von der Modernität der Volksmusik. 120–132; **Irmgard Bontinck**, Soziographie in der musiksoziologischen Forschung. 133–139; **Justin Stagl**, Von der Macht der Kultur über die Gesellschaft. 140–148; **Nußbaumer Thomas**, Das Ostmärkische Volksliedunternehmen und die ostmärkischen Gauausschüsse für Volksmusik. Ein Beitrag zur Geschichte des Österreichischen Volksliedwerkes. 149–172; **Maria Walcher, Dorli Draxler, Michaela Brodl, Annemarie Gschwantler**, Feldforschung in

Südtirol – ein Beitrag zur gegenwärtigen Situation von Forschung und Dokumentation. 173–195; **Ursula Hemetek**, „De ma Devla æi baxtori ...". Gib mir Gott ein wenig Glück. Roma und Religion. 199–213; **Helga Thiel**, Aus „jüdischen Studien". Zur Gebrauchsmusik und zu einigen ihrer Hintergründe. 214–223; **Reinhard Johler**, Da capo: „Italienerlieder". Von der Volksmusik einer Mehrheit zum Identitätszeichen einer Minderheit. 224–237; **Helmut Wulz**, Das zweisprachige Singen im Gailtal. 238–258; **Engelbert Logar**, Anmerkungen zum musikalischen Rhythmus im Volksgesang der slowenischen Volksgruppe in Kärnten. 259–280; **Hildegard Herrmann-Schneider**, Spätmittelalterliche Maultrommelfunde in Nordtirol. 283–294; **Lujza Tari**, Ländler und Galopp in ungarischen Notenhandschriften um 1820. 295–315; **Bálint Sárosi**, Eine Verbunkos-Melodie vor zweihundert Jahren und heute. 316–320; **Klaus Fillafer**, Geschichtliche und choreographische Grundlagen der Mazurka in Europa in bezug auf die Formen der Mazurka in Kärnten. 321–341; **Herbert Rathner**, Ein „Hiatatanz" in der Gastein. 342–348; **Günther Antesberger**, „Denn: Komponiren ist Gabe, Instrumentiren ist Kunst ...". Der Gailtaler Bauernmusiker Wilhelm Viertler (1855–1933). 349–357; **Arnold Blöchl**, Die Innviertler Musikantenfamilie Geisberger aus Gilgenberg. 358–382; **Sepp Gmasz**, „Stephan Wolckerstorffer heißt mein Nahm. Pomagn ist mein Vaterlant." Ein handschriftliches Liederbuch aus dem nördlichen Burgenland. 383–402; **Otto Holzapfel**, „Drunten im Hulsteiner Wald ...". Ein Lied aus der Prager Sammlung im Deutschen Volksliedarchiv (DVA), Freiburg i. Br. 403–416; **Brigitte Bachmann-Geiser**, Zu Jeremias Gotthelfs Verständnis der Volksmusik. 417–430; **Annemarie Bösch-Niederer**, „Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder ...". Studien zum Vorarlberger Volksgesang in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 431–445; **Walburga Litschauer**, Neue Dokumente zu Schuberts Freunden in Oberösterreich. 446–453; **Gottfried Scholz**, Das Volkslied und Johannes Brahms. 454–460; **Wolfgang Suppan**, Alois Pachernegg und die Volksmusik seiner Ennstaler Heimat. 461–475; **Eva Maria Hois**, Zum Thema Anton Webern und die Volksmusik. 476–493; **Leander Petzoldt**, „Ein schönes newes Lied ...", oder eine „Moritat" aus unserer Zeit. 494–503; **Philip V. Bohlman**, Auf dem Weg zur Wallfahrt. Musikalische Kolportage an den Grenzen der Volksfrömmigkeit. 504–521; **Elena Ostleitner**, Die Musik Venezuelas – Versuch eines Überblicks. 522–529; **Reingard Witzmann**, „Uns alles dreht sich ...". Historische Gesellschaftstänze aus Wien in der Museums-Welt von heute. 533–544; **Ernst Weber**, Alte Tanz und neue Lieder. 545–565; **Theophil Antonicek**, Alexander Krakauer. Skizze einer Würdigung. 566–576; **Gertraud Pressler**, G'stanzte Gstanzln. Wie ein mechanisches Geburtstagsständchen entsteht. 577–598).

Harms Wolfgang, Gilbert Heß und Dietmar Peil (Hg.), SinnBilder-Welten. Emblematische Medien in der Frühen Neuzeit. Katalog der Ausstel-

lung in der Bayerischen Staatsbibliothek München, 11.8.–1.10. 1999. München, Institut für Neuere Deutsche Literatur der Ludwig-Maximilians-Universität, 1999, 160 Seiten, Abb. ISBN 3-87707-534-7.

Hörmann Fritz, Gerald Hesztera, Zwischen Gefahr und Berufung. Gendarmerie in Österreich. Werfen, Museumsverein u. Wien, Bundesministerium für Inneres, Gendarmeriezentralkommando, 1999, 648 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-933756-99-5.

Horst Janssen. The Portrait. A Selection from 1945 to 1994. Woodcuts, Etchings, Lithography, Drawings, Watercolours. With an introduction from Manfred Osten and biographical notes to the portraits from Gerhard Schack. Catalogue for the exhibition 26 November 1998 to 28 February 1999, Germanisches Nationalmuseum Nuremberg. o.O., Verlag St. Gertrude GmbH, 1998, unpag., Abb., 318 Abb. a. Tafeln. ISBN 3-923848-79-X.

Imhof Michael, Helga Leisner und John Moore (Hg.), Frömmigkeit und Kunst in Franken. Festschrift für Klaus Guth zum 60. Geburtstag. (= Bamberger Beiträge zur Volkskunde, 5). Bamberg, Bayerische Verlagsanstalt GmbH, 1994, 239 Seiten, Abb. ISBN 3-870542-409-X.

Imhoff-Stollwerck-Museum für Geschichte und Gegenwart der Schokolade. Köln, Imhoff-Stollwerck-Museum, 1996, 71 Seiten, Abb.

Internationale Sprachen der Kunst. Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen der Klassischen Moderne aus der Sammlung Hoh. Bearbeitet von Ursula Peters. Mit Beiträgen von Susanne Aschka u.a. (= Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Ostfildern-Ruit, Hatje, 1998, 253 Seiten, Abb. ISBN 3-7757-0772-7.

Jackson Derek, Victorinox. Original Schweizer Offiziersmesser. Königswinter, Heel, 1999, 190 Seiten, Abb. ISBN 3-89365-794-0.

Jeggle Utz (Hg.), Erinnerungen an die Haigerlocher Juden. Ein Mosaik. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 92). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2000, 432 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-932512-10-3.

Jeřábek Richard (Zsgestellt. u. Hg.), Počátky Národopisu na Moravě = Anfänge der Volkskultur in Mähren. Anthologie der Arbeiten aus den Jahren 1789–1884. Stražnice, Ústav lidové kultury, 1997, 411 Seiten, Abb., Karten. ISBN 80-86156-05-2.

Just Johannes, Die Gründung des Vereins für Sächsische Volkskunde und des Museums für Sächsische Volkskunst vor 100 Jahren. Sonderdruck aus: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz e.V., Heft 3/1997, 15 Seiten, Abb.

Kagan Gennadi E., Die Welt von gestern – heute. Erinnerungen eines russisch-jüdischen Germanisten. (= Damit es nicht verloren geht ..., 32). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1995, 257 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-98368-8.

Kampik Hubert (Bearb.), Ballspenden. München, Ketterer Kunst, 1991, 106 Seiten, Abb. ISBN 3-928371-04-5.

Karl Hartung. Werke und Dokumente. Archiv für Bildende Kunst im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. (= Werke und Dokumente, NF 12). Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 1998, 136 Abb. ISBN 3-926982-54-3.

Kirby David, Merja-Liisa Hinkkanen, The Baltic and the North Seas. (= Seas in History). London/New York, Routledge, 2000, XI, 353 Seiten, Abb. ISBN 0-415-13282-7.

Kupfer Erwin, Das Königsgut im mittelalterlichen Niederösterreich vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Band 28; Zugleich: NÖ Schriften 120 Wissenschaft). St. Pölten, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 1999, 215 Seiten, Tab., Karten. ISBN 3-85006-119-1.

Lauterbach Burkhart, Angestelltenkultur. „Beamten"-Vereine in deutschen Industrieunternehmen vor 1933. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 23). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 1998, 284 Seiten, Abb. ISBN 3-89325-658-X.

Lexikon für Theologie und Kirche. Neunter Band: San bis Thomas. 3., völlig neu bearb. Auflage. Freiburg/Basel/Rom/Wien, Herder, 2000, 14 Seiten, 1538 Spalten. ISBN 3-451-22009-1.

Löhnis Hermann Eberhard, Die Tücken des Maultiers. Eine lange Reise durch Südamerika 1850–1852. (= Das volkskundliche Taschenbuch, 21). Zürich, Limmat Verlag, 2000, 367 Seiten, Abb. ISBN 3-85791-309-6.

Losová Jana (Hg.), Kindheit in Böhmen und Mähren. (= Damit es nicht verloren geht ..., 33). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1996, 414 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-98215-0.

Luger Karin, „Dieses Land, das wir so liebend gerne hassen ...". Österreich in der französischen Presse 1986–1992. Mit einem Vorwort von Felix Kreissler. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft, 16). Wien, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag Wien, 2000, 296 Seiten. ISBN 3-85437-134-9.

Mandel Gabriele, Das Messer. Geschichte, Kunst und Kultur. Köln, Parkland Verlag, 1996, 167 Seiten, Abb. ISBN 3-88059-860-6.

Mckenna Kevin J., Proverbs in Russian Literature: from Catherine the Great to Alexander Solzhenitsyn. (= Supplement Series of Proverbium, 3). Burlington, The University of Vermont, 1998, 112 Seiten.

Mieder Wolfgang, „A House Divided". From biblical proverb to Lincoln and beyond. (= Supplement Series of Proverbium, 2). Burlington, The University of Vermont, 1998, 161 Seiten, Abb.

Nichts tun. Vom Flanieren, Pausieren, Blaumachen und Müßiggehen. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 75). Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000, 116 Seiten, Abb. ISBN 3-900359-89-X.

Nikitsch Herbert (Red.), Jahresbericht 1999. (= Mitteilungen, 13). Wien, Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 2000, 76 Seiten.

Orizio Riccardo, Tanslated by Avril Bardoni. Lost White Tribes. Journeys Among the Forgotten. London, Secker & Warburg, 2000, XII, 270 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 0-436-27505-8.

Pammer Franz, Hadersdorf. Eine Landgemeinde im Wandel der Zeit. 1900–1995. Wien, 1998, 237, 53 Seiten. Dissertation.

Potthoff Ulrich, Verkehrsberuhigung und Unfallentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Untersuchung des Einflusses baulicher und verkehrsregelnder Maßnahmen zur Geschwindigkeitsreduzierung auf die Entwicklung des innerörtlichen Unfallgeschehens im Straßenverkehr der Städte und Gemeinden Nordrhein-Westfalens zwischen 1983 und 1990. (= Deutsche Hochschulschriften, 1022). Egelsbach/Frankfurt/Washington, Hänsel-Hohenhausen, 1994, XLVI, 225 Seiten, Abb., Tab., Graf. ISBN 3-8267-1022-3.

Praxmarer Inge und Hermann Drexel, „Als ich in shwerer angst gestanden ..." Votivbilder aus Tirol. (= Tiroler Kulturgüter). Innsbruck/Wien, Tyrolia Verlag, 1998, 80 Seiten, Abb.ISBN 3-7022-2168-9.

Prohaska Norbert, Der Deutsche Schulverein. Beiträge zum 120. Gründungstag. (= Eckartschrift, 153). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 2000, 32 Seiten, Abb., Abb. a. Tafeln..

Pulz Waltraud, „Nicht alles nach der Gelahrten Sinn geschrieben" – Das Hebammenanleitungsbuch von Justina Siegemund. Zur Rekonstruktion geburtshilflichen Überlieferungswissens frühneuzeitlicher Hebammen und seiner Bedeutung bei der Herausbildung der modernen Geburtshilfe. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 15). München, Münchner Vereinigung für Volkskunde, 1994, 217 Seiten, Abb. ISBN 3-926844-14-0.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 14. Band: Harfe und Leier – Hludana-Hloðyn. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1999, 645 Seiten, Abb. a. Tafeln, Karten. ISBN 3-11-016423-X.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 15. Band: Hobel – Iznik. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2000, 610 Seiten, Abb., Abb. a. 32 Tafeln. ISBN 3-11-016469-6.

Reinhard Eugen (Hg.), Gemeindebeschreibungen und Ortschroniken in ihrer Bedeutung für die Landeskunde. (= Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung in Baden-Württemberg; Serie A: Landesarchivdirektion, Heft 12). Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 1999, 288 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-17-015535-0.

Sammer Marianne, Röhrich Lutz, Walter Salmen, Herbert Zeman (Hg.), Leitmotive. Kulturgeschichtliche Studien zur Traditionsbildung. Festschrift für Dietz-Rüdiger Moser zum 60. Geburtstag am 22. März 1999. Kallmünz, Verlag Michael Laßleben, 1999, 708 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-7847-3111-2 (Inhalt: **Lutz Röhrich**, Dietz-Rüdiger Moser zum 60. Geburtstag. 11–15; **Hans Maier**, Deutschland – Kulturnation? Eine Nachfrage. 19–23; **Anke Martiny**, Die Kultur des gespaltenen Menschseins. Die kulturelle Dominanz des Patriarchats wird durch den Feminismus nicht wirklich berührt. 25–38; **Karl Stocker**, Wahrung der Tradition durch Innovation. Didaktische Überlegungen zum Einsatz der digitalen Medien in der universitär-interdisziplinären Lehre. 39–50; **Fidel Rädle**, Die Nymphe, die stets das letzte Wort hat. Über Echo-Formen in der neulateinischen Literatur. 53–67; **Wilfried Stroh**, Seneca in Prag. Ein tragisches Exercitium des jungen Jacob Balde S.J. 69–119; **Hans Unterreitmeier, Karl Heinz Keller**, „Quasi vas auri solidum". Eine Augustiner-Predigt zum Festtag des hl. Augustinus im Clm 8495. 121–140; **Wolfgang Adam**, Auf der Suche nach der „Verlorenen Bibliothek". Gedächtnis und autobiographische Spurensicherung bei Walter Mehring. 143–159; **Bammesberger Alfred**, Von Glocken und Grüßen und Glaubensboten aus Irland. 161–175; **Elisabeth Buxbaum**, Karl Kraus und Ludwig Ganghofer. (Auch) eine Beziehung Wien–München. 177–190; **Otfrid Ehrismann**, „Denn reine Rechnung erhält die Freundschaft". Hebbels Verhandlungen über Mutter und Kind: Ein Protokoll. 191–207; **Konrad Feilchenfeldt**, Judendarstellung oder Antisemitismus? Eine Kontroverse um das Buch *Geblendet* von Philipp Kreuzer aus dem Jahr 1993. 209–222; **Waldemar Fromm**, Der Dichter als Pilger. Zum Verhältnis von Ästhetik und Religion in Brentanos Dülmener Zeit (1818–1824). 223–247; **Işık Gerçeker, Ulrich Müller**, Das türkische National-Epos über Dede Korkut *(Kitabı Dede Korkut)* und das *Nibelungenlied*. Ein „Work in Progress" zum jeweiligen Frauenbild. 249–267; **Eva Kimminich**, Wort und Wirklichkeit – Magie und Autopoiese. Gedanken über Literatur und Sprache. 269–281; **Wynfrid Kriegleder**, Ein deutscher Martin *Chuzzlewit*. Franz von Ellings (i.e. Karl Müllers) Roman *Des Lebens Wandlungen* (1854). 283–294; **Wolfgang Martens**, „Miles christianus". Das Kriegswesen als Gegenstand geistlicher Allegorese um 1750. 295–306; **Joachim Reiber**, Wie romantisch ist die romantische Oper? Literaturgeschichtliche Überlegungen zu einem Problem der deutschen Operngeschichte. 307–319; **Anton und Ute Schwob**, „Das heiße Eisen tragen".

321–328; **Volker Wehdeking**, Nachkriegs- und Nachwendeliteratur in gegenseitiger Spiegelung. 329–345; **Sibylle Appuhn-Radtke**, „Fortuna stabilis" – das dauerhafte Glück. Zur Bildgenese einer Wunschvorstellung. 349–373; **Barbara und Hans Holländer**, Die Damen von Fontainebleau und das poetische Schönheitsinventar. 375–388; **Heinz-Herbert Mann**, Der Narr, der durch die Finger sieht. 389–401; **J. A. Schmoll gen. Eisenwerth**, Picasso und die ungegenständliche Malerei. 403–417; **Herbert Rosendorfer**, Das Fehlen leitender Größen ... Einige Anmerkungen zur Vita des vergessenen Komponisten Lorenzo Perosi. 421–426; **Wolfgang Ruf**, Kammermusik zwischen Exklusivität und Öffentlichkeit. Zum Sextett op. 18 von Johannes Brahms. 427–434; **Walter Salmen**, „Alte Minnelieder und Volksgesänge" im Werk der Annette von Droste-Hülshoff. 435–446; **Wolfgang Suppan**, Über Singen, Musizieren und Tanzen in den Visitations- und Inquisitionsprotokollen des Jahres 1528 in der Steiermark. 447–455; **Heinrich W. Schwab**, „Anyone for tennis". Anmerkungen zum Genre „Tenniskomposition". 457–480; **Helmut Barak**, Ein Wittelsbacher in Wien oder Die burgtheatralische Bernauerin. 483–488; **Pia Janke**, Hugo Hofmannsthals Konzept der Salzburger Festspiele. 489–500; **Herbert Zeman**, Mittelalterlicher Gesang im Rollenspiel – das geistliche Schauspiel des Mittelalters und der frühen Neuzeit. 501–506; **Elfriede Grabner**, „In gremio Matris sedet Sapientia Patris". Zur Ikonographie eines „verletzten Kultbildes". 509–527; **Manfred Heim**, Freising – Kirche und Kultur in einer altbayerischen Bischofsstadt. 529–551; **Konrad Köstlin**, Sternsingen, Christkind und Eintöpfe. Brauch-Transformationen in die Moderne. 553–561; **Leopold Kretzenbacher**, „... und ihrer hat Gott schon vergessen!" Zu einem frühmittelalterlich-byzantinischen Motiv schwerster Jenseitsstrafen zwischen Apokryphen, F. Dostojewskij und dem geistlichen Volksschauspiel der Steiermark. 563–576; **Lutz Röhrich**, „Drey gar schöne Neue Weyhnacht-Gesänglein" in einer Augsburger Flugschrift des 17. Jahrhunderts. 577–603; **Marianne Sammer**, Gallina divina. Zur Allegorese der Henne vom hl. Hieronymus bis zu Giovanni Guareschi. 605–641; **Rudolf Schenda**, „Lapsus" und „Kasus": Fälle des Körpers. Begegnungen mit einer extremen Situation des Menschen. 643–662; **Eugen Thurnher**, Was ist Kulturgeschichte? Der historische Methodenstreit zwischen Dietrich Schäfer und Eberhard Gothein in den Jahren 1888/89. 663–670; **Andreas Wacke**, Gute oder böse List. Rechtsfälle aus Schwankerzählungen. 671–687; Schriftenverzeichnis Dietz-Rüdiger Moser. 691–708).

Sausgruber Angelika, Die Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr in Vorarlberg. Soziale, rechtliche und politische Aspekte – von den Anfängen bis 1914. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 38). Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 1999, 127 Seiten, Abb. ISBN 3-900866-66-X.

Scheel Bernd, Bestecke. Von der Frühzeit der Esskultur bis heute. (= Battenberg-Antiquitäten-Katalog). Augsburg, Battenberg, 1997, 152 Seiten, Abb. ISBN 3-89441-308-5.

Schillinger-Prassl Christa und Ilse Brehmer, Mädchenerziehung in Innerösterreich vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur Schulreform unter Maria Theresia und Joseph II. (= Veröffentlichung des Steiermärkischen Landesarchivs, 24). Graz, 2000, 167 Seiten, Abb. ISBN 3-901938-03-6.

Schubart-Stumpfe Ortrud, Der Kampf mit dem Drachen. Begegnungen mit einer Elementarkraft im Spiegel der Kulturen. Stuttgart, Verlag Freies Geistesleben und Urachhaus, 1999, 64 Seiten, Abb. ISBN 3-8251-7229-5.

Schuster Maria, Auf der Schattseite. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 40). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1997, 297 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-98781-0.

Schwaller Robert, Treicheln Schellen Glocken = Sonnailles et Cloches. Schmitten, R. Schwaller, 1996, 152 Seiten, Abb. Text Dt. u. Franz.

Schwarz Monika (Red.), Sonderaustellungen. Katalog. Ergänzungen zum Museumsführer Österreich. Nach Bundesländern geordnet werden aktuelle Sonderausstellungen aufgelistet. Wien, ÖGB, 2000, 41 Seiten.

Schweitzer Peter P., Dividends of Kinship. Meanings and uses of social relatedness. (= European Association of Social Anthropologists). London/New York, Routledge, 2000, X, 221 Seiten. ISBN 0-415-18284-0 (Inhalt: **Peter P. Schweitzer**, Introduction. 1–32; **Mark Nuttal**, Choosing kin: sharing and subsistence in a Greenlandic hunting community. 33–60; **Elke Mader**, **Richard Gippelhauser**, Power and kinship in Shuar and Achuar society. 61–91; **Gertraud Seiser**, On the importance of being the last one: inheritance and marriage in an Austrian peasant community. 92–123; **Jenny B. White**, Kinship, reciprocity and the world market. 124–150; **Antónia Pedroso de Lima**, Is blood thicker than economic interest in familial enterprises? 151–176; **Christoph Brumann**, „Philoprogenitiveness" through the cracks: on the resilience and benefits of kinship in Utopian communes. 177–206; **Peter P. Schweitzer**, Concluding remarks. 207–217).

Stekl Hannes (Hg.), „Höhere Töchter" und „Söhne aus gutem Haus". Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik. (= Damit es nicht verloren geht ..., 45). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2000, 324 Seiten, 41 Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-99059.

Tervonen Viljo (Hg.), Europaeuksesta Setälään. Seitsemän suomalaisen kirjeenvaihtoa József Budenzin kanssa 1863–1891. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia/Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, 236). Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura, 1999, 107 Seiten, Abb. ISBN 952-5150-30-X.

Trokhimenko Olga V., „Wie eine Elefant im Porzellanladen". Zur Weltgeschichte einer Redensart. (= Supplement Series of Proverbium, 5). Burlington, The University of Vermont, 1999, 186 Seiten, Abb.

Tschofen Bernhard, Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien, Sonderzahl, 1999, 357 Seiten, Abb. ISBN 3-85449-163-8.

Uli Linke, Blood and Nation. The European Aesthetics of Race. (= Contemporary Ethnography). Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1999, XV, 332 Seiten, Abb. ISBN 0-8122-3477-4.

Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 21). Wien, Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2000, 446 Seiten, Abb. ISBN 3-902029-04-8 (Inhalt: **Reginald Byron**, Rewriting Culture. Ethnic Hagiography in Contemporary America. 9–23; **Hermann Bausinger**, Moderne – überschätzt, unterschätzt ... 25–33; **Wolfgang Brückner**, Volkskunde ist Moderne. 35–46; **Bjarne Stoklund**, European Ethnology between Two Turns of Centuries. The Danish Experience. 47–59; **Tamás Hofer**, Eine ungarische Würdigung Riehls 1862. Notizen zur Eigenart der ungarischen Gesellschaft. 61–70; **Nils-Arvid Bringéus**, Der Vergleich in der ethnologischen Forschung. 71–90; **Kai Detlev Sievers**, Armut und Moderne. 91–104; **Wolfgang Kaschuba**, Volkskundliche Wissenschaftskultur und Moderne. Zum gesellschaftlichen Status ethnographischen Wissens. 105–122; **Martin Scharfe**, Engelskopf mit Flügeln. Kritik einer methodischen Selbstverständlichkeit. 123–139; **Bo Lönnqvist**, Wo ist die „Heimat" des Volkskundlers? 141–148; **Rolf Lindner**, Der zweite Abschied vom Volksleben. 149–155; **Orvar Löfgren**, The Cult of Creativity. 157–167; **Gisela Welz**, „Wo sich neun sattessen, werden auch zehn besiegt". Das Mesedes-Syndrom: Mutation einer nahrungskulturellen Praxis. 169–178; **Bjarne Rogan**, Travelling – Between Ritual and Routine. Some comments on a consumption ritual in a historical perspective. 179–194; **Silke Götsch**, „... unverrückt und ungestillt nach dem norden ..." Zur Popularisierung von Bildern über den Norden im 19. Jahrhundert. 195–214; **Ueli Gyr**, Kitsch in der Zeitung. Medientypische Gebrauchsweisen zum Nachdenken. 215–231; **Walter Hartinger**, Jetzt knien sie wieder. Bayerische Vereine beim Patenbitten. 233–251; **Regina Bendix**, Der gespielte Krieg. Zur Leidenschaft des Historic Reenactment. 253–268; **Jonas Frykman**, National Identities. Between Modernity and Cultural Nationalism. 269–286; **Peter Niedermüller**, Kultureller Wandel: osteuropäische Perspektiven. 287–304; **Anders Gustavsson**, Living near the Swedish-Norwegian border in the 20th century. 305–327; **Dunja Rihtman-Auguštin**, Ethnology and the Ethnomyth. 329–340; **Gottfried Korff**, Zur Faszinati-

onskraft der Dinge. Eine museumshistorische Reflexion in Bildern. 341–354; **Konrad Bedal**, Befund und Funktion. Tendenzen, Möglichkeiten und Grenzen der Hausforschung und ihre Beziehung zur Volkskunde. 355–378; **Christel Köhle-Hezinger**, Der Weihnachtsbär. Verbärung der Weihnacht – Verbärung der Welt? 379–397; **Klaus Beitl**, CONCORS POPVLORVM AMOR, oder : Der Pelikan als Hauszeichen des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee. 399–414; **Christine Burckhardt-Seebass**, Hinausrennen. 415–419; Schriftenverzeichnis Konrad Köstlin (1966–1999). 421–436; Konrad Köstlin – Curriculum Vitae. 437–438).

Von Ansicht zu Ansicht. Oberösterreich in historischen Ortsansichten. (= Katalog des OÖ. Landesmuseums, NF 148). Linz, OÖ. Landesmuseum, 2000, 178 Seiten, Abb. ISBN 3-85474-048-4.

Winkelbauer Thomas (Hg.), Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie" am 26. Oktober 1997 in Horn. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, 40). Waidhofen/Thaya, Waldviertler Heimatbund, 2000, 208 Seiten. ISBN 3-900708-14-2 (Inhalt: **Thomas Winkelbauer**, Plutarch, Sueton und die Folgen. Konturen und Konjunkturen der historischen Biographie. 7–46; **Christoph Mentschl**, Biographisch-lexikalisches Arbeiten. Gedanken zu Theorie und Praxis fächerübergreifender biographischer Lexika, mit besonderer Berücksichtigung des Österreichischen Biographischen Lexikons. 47–67; **Harald Tersch**, Vielfalt der Formen. Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit als historische Quellen. 69–98; **Martin Scheutz**, Frühneuzeitliche Gerichtsakten als „Ego-Dokumente". Eine problematische Zuschreibung am Beispiel der Gaminger Gerichtsakten aus dem 18. Jahrhundert. 99–134; **Christa Hämmerle**, Nebenpfade? Populare Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts in geschlechtervergleichender Perspektive. 135–167; **Günter Müller**, Sammlungen autobiographischer Materialien in Österreich. 169–204).

Wörterbuch der Bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). 33. Lieferung (1. Lieferung des 5. Bandes): deu – törren. (= Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch: I. Österreich). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000, III Seiten, 192 Spalten. ISBN 3-7001-2881-0.

Würtz Herwig, Die Auswahl ist riesengroß. Geschäftskataloge aus Wien im Wandel der Zeit. Katalog der 234. Wechselaustellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Wien, Stadt Wien, MA 9, 1997, 40 Seiten, Abb.

Volkskultur und Moderne

Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende

Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000

Hrsg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 21)
Wien 2000. - 448 Seiten, 52 Abbildungen.
ISBN 3-902029-04-8

„Volkskunde gehört zum Bestand moderner Kulturtechniken, indem sie als basso ostinato, aber gewiß nicht allein, die Modernisierung der Gesellschaft in ihre populären Felder hinein mit Verweisgeschichten grundiert. So ist das Fach ohne die Moderne gar nicht denkbar."
Konrad Köstlin

Mit Beiträgen von
Reginald Byron, Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Bjarne Stoklund, Tamás Hofer, Nils-Arvid Bringéus, Kai Detlev Sievers, Wolfgang Kaschuba, Martin Scharfe, Bo Lönnqvist, Rolf Lindner, Orvar Löfgren, Gisela Welz, Bjarne Rogan, Silke Göttsch, Ueli Gyr, Walter Hartinger, Regina Bendix, Jonas Frykman, Peter Niedermüller, Anders Gustavsson, Dunja Rihtman-Auguštin, Gottfried Korff, Konrad Bedal, Christel Köhle-Hezinger, Klaus Beitl, Christine Burckhardt-Seebass
und einem
Schriftenverzeichnis Konrad Köstlin (1966-1999)

Bestellungen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien
Tel ·43/1/4277-44001; Fax ·43/1/4277-9440
E-mail: volkskunde@univie.ac.at

ATS 390,-/DM 57,-/sfr 51,-/EURO 28,30 (inkl. Versand)

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Regina Bendix
University of Pennsylvania
Center for Folklore and Ethnography
313 Logan Hall
Philadelphia, PA 19104-6304
USA

Mag. Dr. Elisabeth Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

ao. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Dr. Nina Gorgus
Haus der Geschichte der
Bundesrepublik Deutschland
Willy Brandt Allee 14
D-53113 Bonn

HR Dir. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Sabine Gruber
Wattgasse 23/9
A-1160 Wien

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

emer. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang
Jacobeit
Augustastraße 40
D-16798 Fürstenberg

Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller
Bundesdenkmalamt, Restaurier-
werkstätten
Arsenal, Objekt 15, Tor 4
A-1030 Wien

Dr. Martin Kügler
Bergstraße 3
D-02826 Görlitz

Klára Kuti
Institute of Ethnology
Hungarian Academy of Sciences
P.O.Box 29
H-1250 Budapest

Mag. Nikola Langreiter
Große Sperlgasse 37a/21
A-1020 Wien

Margareth Lanzinger
Jungstraße 15/5/16
A-1020 Wien

Prof. Dr. Reinhard Lauer
Allentsteiner Weg 32
D-37120 Bovenden

Univ.-Ass. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Dr. Johannes Moser
Institut für Kulturanthropologie und
Europäische Ethnologie der
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main
Bettinaplatz 5,
D-60325 Frankfurt am Main

Mag. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Dr. Christian Rapp
Kaasgrabengasse 22/A
A-1190 Wien

Dr. Herbert Schempf
Hauffstraße 12
D-70825 Korntal

Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Christian Stadelmann
Hainfelderstraße 47
A-3040 Neulengbach

Univ.-Ass. Dr. Bernhard Tschofen
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 439–455*

Volkskunde, Kulturwissenschaft, Kulturkomparatistik

Eine Problemskizze

Burkhart Lauterbach

Zur Zeit macht sich ein Trend bemerkbar, Volkskunde als Kulturkomparatistik neu zu konturieren. Dieser Trend hat sogar schon zu einer Instituts-Umbenennung geführt: Fortan kann man an einer deutschen Universität nicht mehr „Volkskunde" studieren, sondern „Vergleichende Kulturwissenschaft". Wie diese neue Disziplin aussehen könnte, das diskutiert der Beitrag.

Am Dienstag, den 16. Mai des Jahres 2000, erhob die britische Königin die 1932 in London geborene, in den USA aufgewachsene und weitgehend von dort aus zu Ruhm gekommene Schauspielerin Elizabeth „Liz" Taylor, wie die Presse berichtete, „in den Adelsstand". Wer sich an ihre Hauptrollen in Filmen wie „Cleopatra" (1963) oder „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?" (1966) erinnert, der ahnt, warum der Hollywood-Schauspielerin der, wenn auch niedrigste und nicht erbliche, Adelstitel und damit das Recht verliehen worden ist, sich ab sofort „Dame" nennen zu dürfen[1]. Dennoch bleibt zu fragen: Was geschieht hier ganz genau? Ein Mensch, Mitglied einer sozialen Gruppe, welche sich durch ein bestimmtes Berufsprestige auszeichnet, wird Mitglied einer anderen sozialen Gruppe, welche sich durch ein bestimmtes Abstammungsprestige auszeichnet, um Max Webersche Kategorien zu verwenden[2]. Zwei differente Kulturen treten miteinander in Kontakt.

1 Süddeutsche Zeitung 56, 2000, 113 vom 17.5.2000, S. 4; Bawden, Liz-Anne, Wolfram Tichy (Hg.): rororo-Filmlexikon. Bd. 6. S. 1399 f.; Messinger, Heinz: Langenscheidts Handwörterbuch Englisch. Teil I: Englisch-Deutsch. Berlin u.a. ³1998, S. 168; Mosse, Werner: Adel und Bürgertum im Europa des 19. Jahrhunderts. Eine vergleichende Betrachtung. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Eine Auswahl. 3 Bde. Göttingen 1995. Bd. 3, S. 9–47, hier S. 20.

2 Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie

1. Einführung: Ein Fallbeispiel

Im folgenden befasse ich mich zunächst mit der 1992 im englischen Original und 1995 in deutscher Übersetzung auf dem Buchmarkt erschienenen Studie zur europäischen Adelsgeschichte des britischen Osteuropa-Historikers Dominic Lieven. Unter Berücksichtigung machtpolitischer Erwägungen beschränkt sich der Autor in seinen Darlegungen auf die Entwicklungen in Großbritannien, Deutschland und Rußland in der Zeit zwischen dem Wiener Kongreß und dem Beginn des Ersten Weltkriegs[3].

Der Begriff „Adel" bezeichnet, was für alle drei untersuchten Länder und für das gesamte Spektrum zwischen hochadeligen Magnatenkreisen und dem sogenannten kleinen Landadel gelte und lokale Facetten durchaus berücksichtige, „eine historische Herrscherschicht, deren Mitglieder sich nur durch Abstammung rekrutieren"[4], seit Beginn der Frühen Neuzeit zunehmend auch durch Ernennung. Soziale Gruppen zeichnen sich generell dadurch aus, daß sie sich formieren, das heißt, „über eine gewisse Zeit gemeinsame Ziele verfolgen", die sich durch Normen, Bräuche, Gewohnheiten, Interessen und Rollenzuweisungen konstituieren, „über deren Sinn Konsens besteht. Zur Existenz einer sozialen Gruppe gehört, daß sie von den Mitgliedern als ein ‚Wir' anerkannt wird, das sich von einem ‚Nicht Wir' abgrenzt"[5].

Lieven arbeitet sehr deutlich heraus, wie sich im Fall des europäischen Adels im 19. Jahrhundert soziale Formierung abspielt, das heißt, wie die gemeinsamen Ziele durch bestimmte Distinktionsweisen oder Abgrenzungsmechanismen erreicht werden. Die soziale Gruppe Adel, oder Aristokratie,

---

(1922). Tübingen [5]1980, S. 179–180; Vgl. Lubecki, Paul: Interaktion und Berufsprestige. Eine empirische Untersuchung zur Bewertung von Berufen. Diss. rer. pol. Erlangen-Nürnberg 1976.

3 Französische, österreichische und ungarische Verhältnisse werden nur in Nebensätzen angesprochen, spanische oder skandinavische Verhältnisse kommen dagegen nicht vor. Lieven, Dominic: Abschied von Macht und Würden. Der europäische Adel 1815–1914. Frankfurt am Main 1995, S. 9–14.

4 Lieven (wie Anm. 3), S. 14.

5 Bahrdt, Hans Paul: Schlüsselbegriffe der Soziologie. Eine Einführung mit Lehrbeispielen. München 1984, S. 90; Max Weber definiert den Adel auch als Stand. Weber (wie Anm. 2), S. 180

— setzt sich mit den neuen Ideen von Aufklärung und Französischer Revolution sowie mit den aufstrebenden bürgerlichen Schichten auseinander; sie ignoriert sie nicht; diese Auseinandersetzung findet zwischen den Polen Offenheit und Ablehnung statt; im Vordergrund der Überlegungen steht die Überlebensfähigkeit des „Wir";
— setzt, um dieses „Wir" überlebensfähig zu gestalten, auf den Einsatz ökonomischer Mittel: auf Besitz, Einkommen und zunehmend auf berufliche Leitungs-Tätigkeit;
— setzt, um dieses „Wir" überlebensfähig zu gestalten, auf den Einsatz pädagogischer Mittel: auf Bildung, Ausbildung und Vermittlung von bestimmten eigenen, also als „standesgemäß" ausgegebenen, Werten;
— setzt, um dieses „Wir" überlebensfähig zu gestalten, auf den Einsatz sozialer Mittel: auf Umgangsformen, Regeln, Konventionen und das Verfolgen bestimmter eigener, also als „standesgemäß" ausgebener, Freizeit-Aktivitäten.

Spätestens dann, wenn man sich die zum Einsatz kommenden pädagogischen und sozialen Mittel vor Augen hält, wird es deutlich: Wir haben es hier auch mit Kultur zu tun, mit erlernten, weitervermittelten, direkt übernommenen oder selbst umgestalteten Praktiken. Kultur ist hier im breiten oder erweiterten oder ethnologisch-volkskundlichen Sinn zu verstehen.

Lieven arbeitet vergleichend. Er befaßt sich mit Übereinstimmungen[6], Ähnlichkeiten[7] und Unterschieden[8] zwischen den verschiedenen nationalen Varianten adeligen Handelns in drei verschiedenen Staaten in einer bestimmten historischen Phase. Er setzt kulturelle Erscheinungen, „Kulturgüter" und „Handlungen"[9], anders gesagt: „materielle", „geistige" und „soziale" Kultur[10], zueinander in Beziehung, und nicht nur das, er setzt auch die dazugehörigen historischen

6 Etwa Reichtum, gesellschaftlichen Vorrang, Macht betreffend.

7 Etwa soziale Wohlfahrtspolitik, Verhältnis zur Kirche betreffend.

8 Etwa Fragen der Primogenitur, der Bildung, der Moral, des politischen Engagements, des militärischen Selbstverständnisses, des Status, der Marktorientiertheit, der Modernität, des Ausmaßes der eigenen Macht betreffend.

9 Wiegelmann, Günter: „Materielle" und „geistige" Volkskultur. Zu den Gliederungsprinzipien der Volkskunde. In: Ethnologia Europaea 4 (1970), S. 187–193; hier S. 189.

10 Gerndt, Helge: Studienskript Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende. Münster u.a. ³1997, S. 13.

Kontexte zueinander in Beziehung. Er arbeitet also kulturvergleichend[11].

2. *Kulturvergleich*

Was ist das überhaupt, ein Kulturvergleich? „Kulturvergleich" meint eine „Untersuchung darüber, ob ein Untersuchungsobjekt x für ein bestimmtes Merkmal P oder eine endliche Menge von Merkmalen P_i dieselben Merkmalsausprägungen aufweist wie ein Untersuchungsobjekt y". Kulturvergleich sucht durch das Aufeinanderbeziehen von bestimmten Inhalten mindestens zweier Kulturen Entsprechungen und Unterschiede zwischen diesen herauszuschälen[12]. In den soziologischen und ethnologischen Begriffsbestimmungen folgen in der Regel Hinweise darauf, daß der Kulturvergleich durch evolutionistische Forscher angewandt wurde, „um Unterschiede der Entwicklungshöhe festzustellen und daraus einen schematisierten Entwicklungsablauf zu konstruieren"[13]. Der Soziologe Friedrich H. Tenbruck geht noch einen Schritt weiter, wenn er in seiner Kritik

11 und gibt seiner Leserschaft damit die Chance, sein Werk in Bezug zu den Werken weiterer, hier in Auswahl genannter Forscherinnen und Forscher zu setzen, welche, einem breiten kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinenspektrum entstammend, gleichermaßen kulturvergleichend arbeiten: Völger, Gisela (Hg.): Die Braut. Geliebt, verkauft, getauscht, geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich. 2 Bde. Köln 1985; dies. (Hg.): Männerbünde – Männerbande. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich. 2 Bde. Köln 1990; von Borries, Bodo: Jugend und Geschichte. Ein europäischer Kulturvergleich. Opladen 1999; Trommsdorff, Gisela (Hg.): Sozialisation im Kulturvergleich. Stuttgart 1989; Eggebrecht, Rainer: Sprachmelodische und musikalische Forschungen im Kulturvergleich. München 1985; Endres, Franz Carl, Annemarie Schimmel: Das Mysterium der Zahl. Zahlensymbolik im Kulturvergleich. München ^{4}1988; Schechner, Richard: Theater-Anthropologie. Spiel und Ritual im Kulturvergleich. Reinbek 1990; Völger, Gisela, Karin v. Welck (Hg.): Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. 3 Bde. Reinbek 1982; Hahn, Hans Peter: Die materielle Kultur der Konkombe, Kabyè und Lamba in Nord-Togo. Ein regionaler Kulturvergleich (= Westafrikanische Studien, 14). Köln 1996.

12 Schweizer, Thomas: Methodenprobleme des interkulturellen Vergleichs. Probleme, Lösungsversuche, exemplarische Anwendung (= Kölner Ethnologische Mitteilungen, 6). Köln, Wien 1978, S. 8.

13 Fuchs, Werner u.a. (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen 1973, S. 388; vgl. Panoff, Michel, Michel Perrin (Hg.): Taschenwörterbuch der Ethnologie. Berlin ^{2}1982, S. 181 f.

darauf hinweist, daß der herkömmliche Kulturvergleich allzu deutlich durch den sich ausbreitenden weltweiten Nationalismus des 19. Jahrhunderts geprägt worden sei und zur Einseitigkeit neige, indem er sich zentral mit der Entwicklung einer Gesellschaft „aus sich selbst heraus" befasse, Einflüsse von Kulturberührungen und Kulturbegegnungen[14] nicht berücksichtige und das Interesse an einer gleichberechtigt-wechselseitigen Praxis des Aufeinanderbeziehens von bestimmten Inhalten negiere[15].

Ein Konzept des Kulturvergleichs dagegen, das diese Kritikpunkte berücksichtigt und das gewissermaßen auto- und heteroreflexiv angelegt ist, scheint mir mit dem neueren Konzept des Kulturtransfers gegeben zu sein, das zu Beginn der 1980er Jahre von einer deutsch-französischen Forschergruppe am Centre National de la Recherche Scientifique in Paris und an der Universität Leipzig entwickelt worden ist[16]. Dieses geschichtswissenschaftliche Konzept läßt sich nach Einschätzung des Historikers Wolfgang Schmale vielfältig anwenden, etwa „innerhalb kleiner Räume hinsichtlich der Kommunikation zwischen verschiedenen Sozialgruppen; in bezug auf Vergleiche zwischen mutmaßlichen Kulturräumen (Regionen, Staaten, ‚Kulturen') oder losgelöst von geographischen Zusammenhängen in bezug auf individuelle oder soziale Kommunikationsnetzwerke". Kulturtransfer läßt sich gar „zwischen Kaufleuten, Künstlern, Handwerkern, Gelehrten usw. ungeachtet irgendwelcher politischer Grenzen" beobachten[17].

Dies ist für meinen Argumentationszusammenhang in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Zum einen wird Kulturtransfer nicht reduziert auf das Aufeinandertreffen von nationalen Kulturen[18]; es geht,

14 Tenbruck, Friedrich H.: Was war der Kulturvergleich, ehe es den Kulturvergleich gab? In: Matthes, Joachim (Hg.): Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs (= Soziale Welt, Sonderband 8). Göttingen 1992, S. 13–35; hier S. 13, 26.

15 Tenbruck (wie Anm. 14), S. 21, 28, 14.

16 Schmale, Wolfgang: Historische Komparatistik und Kulturtransfer. Europageschichtliche Perspektiven für die Landesgeschichte. Eine Einführung unter besonderer Berücksichtigung der Sächsischen Landesgeschichte (= Herausforderungen, 6). Bochum 1998, S. 10 f., 91, 101; vgl. Brungs, Alexander: Das Neue im Alten entdecken. Ein Graduiertenkolleg an der FAU Erlangen-Nürnberg erforscht den „Kulturtransfer im europäischen Mittelalter". In: Plenum. Universitätszeitung für Bamberg, Bayreuth und Erlangen-Nürnberg, Nr. 7 (2000), S. 17.

17 Schmale (wie Anm. 16), S. 104 f.

18 Schmale (wie Anm. 16), S. 104 f.

anders gesagt, nicht nur um internationalen Kulturimport und Kulturexport, sondern die nationale Komponente stellt nur eine unter vielen, und vor allem, möglicherweise nicht einmal die zentralste, dar. Diese konzeptionelle Offenheit, welche gleichzeitig eine Erweiterung und eine Kritik der herkömmlichen Kulturbeziehungsforschung sowie der vergleichenden Imagologie darstellt[19], zeigt sich in aller Deutlichkeit in unterschiedlichen Studien aus den 1990er Jahren, welche Formen und Inhalte ganz konkreter Kulturtransferpraktiken untersuchen[20], bei denen die jeweiligen Nationen lediglich den Handlungsrahmen abgeben. Zum zweiten bezieht sich Kulturtransfer auch auf innergesellschaftliche, intrakulturelle, Prozesse. So lautet jedenfalls der Anspruch.

Merkwürdigerweise findet sich etwa in einem Einführungswerk zur historischen Kulturtransferforschung wie dem von Wolfgang Schmale kein Hinweis auf den Titel auch nur einer einzigen diesbezüglichen Arbeit. Hier könnte als Beispiel meine eigene Studie fungieren, der es unter anderem darum geht, zu zeigen, wie sich deutsche, vorwiegend männliche, Angestellte in der Zeit zwischen den 1880er und den 1930er Jahren sozial formieren, wie sie ihren Alltag gestalten, wie sie sich sozial abgrenzen und wie sie ihre spezifische Identität konstruieren, indem sie sich an höhergestellten Leitbildern orientieren, dies in den Bereichen Selbstorganisation, Bildung, Geselligkeit,

19 Schmale (wie Anm. 16), S. 102, 121; vgl. Dyserinck, Hugo: Komparatistik als Europaforschung. In: ders., Karl Ulrich Syndram (Hg.): Komparatistik und Europaforschung. Perspektiven vergleichender Literatur- und Kulturwissenschaft (= Aachener Beiträge zur Komparatistik, 9). Bonn, Berlin 1992, S. 31–62.

20 Lüsebrink, Hans-Jürgen, Rolf Reichardt: „Kauft schöne Bilder, Kupferstiche ..." Illustrierte Flugblätter und französisch-deutscher Kulturtransfer 1600–1830. Mainz 1996; dies. (Hg.): Kulturtransfer im Epochenumbruch Frankreich-Deutschland 1770–1815 (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 9). 2 Bde, Leipzig 1997; Espagne, Michel, Matthias Middell (Hg.): Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 1). Leipzig ²1999. – Espagne, Michel, Werner Greiling (Hg.): Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers 1750–1850 (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 7). Leipzig 1996; François, Etienne (Hg.): Marianne – Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789–1914 (= Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 10). 2 Bde. Leipzig 1998; Schmidt-Bergmann, Hansgeorg (Hg.): Zwischen Kontinuität und Rekonstruktion. Kulturtransfer zwischen Deutschland und Italien nach 1945. Tübingen 1998; Ludes, Peter: Kulturtransfer und transkulturelle Prozesse. Amerikanisierung und Europäisierung des Fernsehprogramms in der Bundesrepublik. Heidelberg 1991.

Musik und Sport[21], indem sie also eine Art von Kulturübertragung, Übertragung von Bestandteilen einer Kultur auf eine andere[22], vornehmen. Als Beispiel für eine Monographie, welche intrakulturelle Prozesse in synchroner Ausrichtung in den Blick nimmt, ließe sich jene Studie anführen, die von ihrem Autor als „eine Art Ethnographie Frankreichs" bezeichnet wird[23].

Ich kehre für einen Moment zur eingangs diskutierten aristokratiehistorischen Studie Dominic Lievens zurück: Diese hätte, wie schon angedeutet, breiter angelegt sein können, also durch Einbezug der Adelswelten weiterer europäischer Länder oder durch noch stärkere inneradelige soziale Differenzierung. Im Lichte der Kritik an der herkömmlichen Praxis des Kulturvergleichs jedoch hätte nach meinem Verständnis eine anders aufgebaute Studie auch so aussehen können, daß der jeweiligen Gesamtgesellschaft mit allen den sie konstituierenden Gruppen mehr Gewicht gegeben wird unter besonderer Berücksichtigung der direkten Beziehungen zwischen dem Adel und den dazugehörigen nichtadeligen Kontaktgruppen[24]. Eine derartige Arbeit hätte sehr viel mehr den Alltag in den Mittelpunkt der Darlegungen gerückt, wie dies etwa zwei völlig unterschiedliche volkskundliche Studien plastisch demonstrieren, worauf ich kurz eingehe.

In der Kopenhagener Studie von Palle Ove Christiansen über das Leben in einem seeländischen Gutsbezirk[25], die sich mit der Zeit zwischen 1750 und 1980 befaßt, werden Beziehungen zwischen den agrarischen Produktionslandschaften des Gutes sowie der Dörfer und der nächstgelegenen Hafenstadt hergestellt, außerdem die eigene Partizipation am internationalen Handel in die Untersuchung miteinbezogen. Der im Zentrum stehende Gutsbezirk wird nicht nur als Handlungsort von adeligen Gutsherren behandelt, sondern als eine Welt, die durch vielfältige und vielseitige horizontale und vertikale Differenzierung und entsprechende Mobilität gekennzeichnet ist und

21 Lauterbach, Burkhart: Angestelltenkultur. „Beamten"-Vereine in deutschen Industrieunternehmen vor 1933 (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 23). Münster u.a. 1998.

22 Fuchs u.a. (wie Anm. 13), S. 388.

23 Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982, S. 11.

24 Vgl. Mosse (wie Anm. 1).

25 Christiansen, Palle Ove: A manorial world. Lords, peasants and cultural distinctions on a Danish estate 1750–1980. Oslo u.a. 1996.

sich daher stets als ein ganzer Komplex von räumlichen wie sozialen, also auch kulturellen, Handlungsorten herausstellt. Dem wird Rechnung getragen durch eine komparatistische Alltagsforschung, die ihren Gegenstand nicht in kulturalistischer Manier reduziert betrachtet, sondern, im Gegenteil, die diesen stets in hauptsächlich wirtschaftliche und soziale, aber auch politische, rechtliche und technologische Kontexte einbettet. In methodisch durchaus vergleichbarer Weise geht die Münchner Studie von Beate Spiegel vor, die sich dem Alltagsleben in einer Hofmark am Westufer des Starnberger Sees um die Mitte des 18. Jahrhunderts widmet[26].

Während sich Lieven fast durchgängig auf der Makro-Ebene bewegt, herrscht die Mikro-Ebene bei den beiden anderen Studien vor, welche den Eindruck, ihr Untersuchungsobjekt als stellvertretend für eine jeweilige nationale Adelskultur betrachten zu wollen, gar nicht erst aufkommen lassen, dies um den Preis, daß ein ins Internationale ausgreifender Kulturvergleich nicht stattfindet. Was statt dessen dominiert, ist von vornherein die regionale Perspektive, was nichts anderes bedeutet, als daß sich ein Kulturvergleich im nationalen oder gar internationalen Rahmen erst auf der Basis der Zusammenschau verschiedener derartiger Studien ergeben kann. Während Lieven eine direkte Vergleichsstudie erarbeitet hat, stellen sich die Arbeiten von Christiansen und Spiegel als Parallelstudien[27] dar. Ungeachtet dieser Klassifikation findet in allen drei Studien eine wohl eher unbewußte Orientierung am Kulturtransfer-Konzept statt, dies insofern, als die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen nationalen Adelswelten im einen Fall, allerdings eher am Rande, und der verschiedenen Sozialschichtenkulturen in den beiden anderen Fällen, im Gegensatz dazu zentral und nahezu systematisch, zur Erörterung kommt.

26 Spiegel, Beate: Adliger Alltag auf dem Land. Eine Hofmarksherrin, ihre Familie und ihre Untertanen in Tutzing um 1740 (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 18). Münster u.a. 1997.

27 Vgl. die Gliederung bisheriger vergleichend-volkskundlicher Arbeiten durch Roth, Klaus: Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 91 (1995), S. 163–181; hier S. 167–169; Lauterbach, Burkhart: Von der Heimatkunde zur Europäischen Ethnologie. Volkskunde als vergleichende Alltagskulturforschung. In: Augsburger Volkskundliche Nachrichten 6 (2000), 11, S. 1–21; hier S. 9–14.

3. Volkskunde

Nun war die Rede von Volkskunde. Der Begriff taucht Ende des 18. Jahrhunderts erstmals auf, dies im Zusammenhang mit aufklärerischem Reisen, kameralistischer Staats- und Bevölkerungskunde sowie, scheinbar konträr dazu, der Romantik. Ein erster programmatischer Text wird 1858 als Vortrag gehalten: „Die Volkskunde als Wissenschaft." Der Autor Wilhelm Heinrich Riehl setzt gegen das bloße Beobachten und Stoffsammeln der, wie Hermann Bausinger sie mehr als 110 Jahre später nennen wird, „Mythologen und Positivisten"[28] die Bemühungen um das Erkennen von Gesetzmäßigkeiten, das Prinzip des Vergleichs, das Interesse für Gegenwart und Vergangenheit, schließlich grundlegende Kategorien[29]. Riehl bringt, einen Schritt weitergehend als seine Vorgänger, die Zusammenschau ins Spiel, wobei er gar so weit geht, zu konstatieren: „Die Volkskunde ist ihrer Natur nach vergleichend, aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze, und der ächte Volksforscher reist, nicht blos um das zu schildern, was draußen ist, sondern vielmehr um die rechte Sehweite für die Zustände seiner Heimath zu gewinnen."[30]

Die Riehlsche Perspektive ist nicht willkürlich gewählt, sondern sie ergibt sich aus der Einsicht in die Notwendigkeit, daß sich kulturelle Entwicklungen hierzulande ohne Einbezug des entsprechenden überregionalen oder internationalen Kontextes allzu oft gar nicht beschreiben, analysieren und interpretieren lassen.

Derartige Überlegungen tauchen auch bald eineinhalb Jahrhunderte später auf, etwa wenn der Literatur- und Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme zusammen mit zwei Fachkollegen formuliert: „Kulturwissenschaft erforscht die von Menschen hervorgebrachten Einrichtungen, die zwischenmenschlichen, insbesondere die medial vermittelten Handlungs- und Konfliktformen sowie deren Werte- und Normenhorizonte. Sie entwickelt dabei Theorien der Kultur(en) und materiale Arbeitsfelder, die systematisch wie historisch untersucht werden. Insofern ist für die Kulturwissenschaft die Kultur als Ganzes

28 Vgl. Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt (1971), S. 59.

29 Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Volkskunde als Wissenschaft (1858). In: ders., Adolf Spamer: Die Volkskunde als Wissenschaft. Berlin 1935, S. 7–22; hier S. 14–16.

30 Riehl (wie Anm. 29), S. 16.

sowohl das Objekt als auch der Rahmen für ihre eigenen Operationen."

Die Autoren erkennen an dieser Stelle offensichtlich selbst, daß ihnen besonders der letzte Teil der Äußerung etwas zu allgemein und wohl auch zu vollmundig geraten ist, weswegen sie relativierend fortfahren: „Da es nicht ‚die' Kultur, sondern nur viele Kulturen gibt, ist die Kulturwissenschaft mit multi- und interkulturellen Überschneidungen konfrontiert. Sie verfährt deshalb immer auch kulturvergleichend, indem sie die Semantik dessen untersucht, was in unterschiedlichen Gesellschaften unter ‚Kultur' verstanden wurde."[31]

Was aber meinen die Autoren genau, wenn sie von einer Vielzahl von Kulturen sprechen? Gehören etwa sozio-ökonomisch gebundene Formationskulturen wie bürgerliche Kultur oder Arbeiterkultur zu dieser Vielzahl von Kulturen dazu? Gehören Organisationskulturen wie Unternehmenskultur oder Belegschaftskultur dazu? Und wie verhält es sich mit grundlegenden, gesamte Gesellschaften in den Blick nehmenden Konzepten wie zum Beispiel Massenkultur? Oder reduzieren die Autoren ihren Kulturen-Begriff nicht doch eher auf die Gleichsetzung von ganzen Gesellschaften mit gewissermaßen ganzen Kulturen, ganzen Nationen mit gewissermaßen ganzen nationalen Kulturen? Der Verweis auf die etwas undeutlich bezeichneten „multi- und interkulturelle[n] Überschneidungen" spricht in diesem Zusammenhang eine deutliche Sprache, denn zumindest im Rahmen einer Nominaldefinition ließe sich allein der Begriff „Multikultur" auch auf ganz andere Bereiche als auf die Begegnungen zwischen Inländern und Ausländern sowie ethnischen Mehrheiten und Minderheiten anwenden, nämlich gleichermaßen auf Klassen-, Schichten- und Gruppenkulturen, Alters- und Geschlechterkulturen, National-, Regional- und Lokalkulturen, um nur einige wenige zu benennen. Derartige Gesichtspunkte tauchen in dem Text nicht auf; darüber hinaus fehlt jeglicher Hinweis auf das Verhältnis der Kulturen zueinander; nach Gewichtungen und Hierarchien wird nicht gefragt.

Und noch ein dritter Kritikpunkt ist anzubringen: Kulturwissenschaft verfährt zwar „immer auch kulturvergleichend, indem sie die Semantik dessen untersucht, was in unterschiedlichen Gesellschaften unter ‚Kultur' verstanden wurde", aber vorrangig wohl doch, indem sie auf dieser Basis Kulturen in unterschiedlichen Gesellschaften in

31 Böhme, Hartmut, Peter Matussek, Lothar Müller: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek 2000, S. 104.

unterschiedlichen räumlichen, zeitlichen und sozialen Zusammenhängen hinsichtlich ihrer inhaltlichen Bestandteile, ihres formalen Aufbaus und ihrer Funktionen vergleichend untersucht. Es geht also bei kulturvergleichendem Arbeiten, anders als es bei Böhme, Matussek und Müller heißt, nicht nur um die Analyse von Begrifflichkeiten, sondern vor allem um die Analyse von ganz realen kulturellen Entwicklungen. Damit bin ich wieder bei der Volkskunde angelangt, die bereits vor einem halben Jahrhundert vom schwedischen Fachkollegen Sigurd Erixon definiert wurde als vergleichende Kulturforschung auf regionaler Basis, mit soziologischer und historischer Orientierung und unter Einbezug bestimmter psychologischer Aspekte[32].

Das heißt, Volkskunde besitzt eine gegenwartsbezogene Dimension und eine historische Dimension. Sie stellt den Menschen ins Zentrum ihrer Untersuchungen und geht zunächst von kleinräumigen Zusammenhängen aus. Erixon liefert durchaus zentrale Ideen für eine Vergleichende Kulturwissenschaft, als da sind: die gesamteuropäische Perspektive, der Blick in die außereuropäische, aber europäisch beeinflußte Welt, der Einbezug der im geographischen Sinn zu bestimmenden jeweiligen Nachbarn sowie der Einbezug der Partner in historischen Kulturbeziehungen[33].

Dies führt mich zu der Frage, was eine derartige Disziplin, in unserem thematischen Kontext sprachlich indiskutabel, aber inhaltlich adäquat, als „Alltagskultur-Komparatistik" zu bezeichnen, ganz konkret einem Vergleich, verstanden als eine elementare und zentrale Erkenntnishilfe kulturwissenschaftlichen Arbeitens, unterzieht.

Nun, gleich ob wir eher Jacob Grimm oder Wilhelm Mannhardt, Wilhelm Heinrich Riehl oder Karl Lamprecht, die Völkerpsychologen oder die Gründer von Volks- und Völkerkundemuseen im späten 19. Jahrhundert, die Erarbeiter der Human Relations Area Files oder Émile Durkheim oder weitere Wissenschaftler als die Vorväter einer Vergleichenden Kulturwissenschaft betrachten[34], stets geht es darum, eine Methode zu entwickeln, diese in der konkreten Forschung anzu-

32 Erixon, Sigurd: An introduction to folklife research or nordic ethnology. In: Folk-Liv. Acta Ethnologica et Folkloristica Europaea XIV/XV. 1950/51, S. 5–15; hier S. 15.

33 Erixon (wie Anm. 32), S. 5.

34 Gerndt, Helge: Die Anwendung der vergleichenden Methode in der Volkskunde. In: ders.: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 5). München ²1986, S. 168–193; hier S. 170–177; Böhme u.a. (wie Anm. 31), S. 11–103; Burke, Peter: Soziologie und Geschichte. Hamburg 1989, S. 40.

wenden und sie auf ihre Verläßlichkeit hin zu überprüfen, welche ein „spezifisches In-Beziehung-Setzen"[35] ermöglicht, dies anhand eines bestimmten Themas und im Verfolg eines bestimmten Zieles. Das spezifische In-Beziehung-Setzen zeichnet sich dadurch aus, daß es in historischer, typologischer oder symbolischer Perspektive geschieht, konkret in den Dimensionen Raum, Zeit, Soziales und Psychisches, um insgesamt jenes Phänomen in den Griff zu bekommen, das wir „Zusammenhang"[36] nennen, wobei im Zentrum des Forschungsinteresses Menschen samt ihren Ideen, Handlungen, Gesellungsformen und Dingen stehen und „Kultur" dabei vorwiegend auf das Alltagsleben der Menschen bezogen wird.

4. Basiskategorie Alltag

Befassen wir uns kurz mit dem Begriff „Alltag". Dieser besitzt nach meinem Dafürhalten zentrale Bedeutung für die Vergleichende Kulturwissenschaft, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man den Begriff nicht für die Sache selbst hält, das heißt, nicht für ein beschreibbares, analysierbares und interpretierbares Forschungsobjekt, sondern daß man erkennt, daß er auf ein dahinterstehendes Konzept verweist, das unter Berücksichtigung obengenannter Differenzierungen in Auseinandersetzung mit als problematisch wahrgenommenen kulturellen Phänomenen, Objektivationen und Subjektivationen gleichermaßen, zur Anwendung kommt und sich mit Peter L. Berger und Thomas Luckmann folgendermaßen einkreisen läßt: Die Alltagswelt ist „Wirklichkeit par excellence"; sie besitzt eine Vorrangstellung; sie erscheint als „vor-arrangiert" und als „bereits objektiviert"; sie stellt eine „intersubjektive Welt" dar; sie ist räumlich und zeitlich strukturiert[37]. „Alltagskultur" ist dann, in meinem Ver-

35 Gerndt (wie Anm. 34), S. 180.

36 Gerndt (wie Anm. 34), S. 182–187, 190 f. Vgl. die Kritik an der Verwendungspraxis des Begriffs „Zusammenhang" von Könenkamp, Wolf-Dieter: Erklärung durch „Zusammenhang"? Zu Theorie und Praxis der Ausstellung im kulturhistorischen Museum. In: Göttsch, Silke, Kai Detlev Sievers (Hg.): Forschungsfeld Museum. Festschrift für Arnold Lühning zum 65. Geburtstag (= Kieler Blätter zur Volkskunde, 20). Kiel 1988, S. 137–167.

37 Berger, Peter L., Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (1966). Frankfurt am Main 1997, S. 24, 25, 29.

ständnis, zu definieren als ein Ensemble von menschlichen Handlungen und Fähigkeiten, die sich geistig, materiell und sozial äußern, von dazugehörigen Mustern und Bewertungen, schließlich von Bedeutungen[38]. Das Konzept „Alltagskultur" bietet einen grundlegenden Vorteil: Der hier zugrundeliegende Kulturbegriff ist nicht der „possessuale"[39], sondern der weite oder erweiterte Kulturbegriff, der von der ausschließlichen Gebundenheit an die Spitzenleistungen in Wissenschaft und Kunst sowie an die „Institutionen der Kultur [...], das Museum, das Theater, das Konzert, die Oper, die Bibliothek"[40] befreit ist und die breitgefaßte Alltagsperspektive, einschließlich des Arbeitsbereichs, dagegensetzt.

„Alltag". Der Begriff selbst läßt sich erstmals Mitte des 18. Jahrhunderts belegen[41]. Das Grimmsche Wörterbuch dokumentiert ihn, als Substantiv allerdings nur in Form von Komposita, die von „Alltagschrist" über „Alltagsleben" bis hin zu „Alltagswelt" reichen, ansonsten als Adjektiv: „alltägig", „alltäglich", „alltags"[42].

1969 erscheint, drei Jahre nach der englischsprachigen Originalausgabe, das wissenssoziologische Standardwerk „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit" von Berger und Luckmann mit dem sicherlich nicht nur in der Volkskunde vielbeachteten Kapitel über „Die Grundlagen des Wissens in der Alltagswelt"[43]. Und sechs Jahre später heißt das Thema der 41. Ausgabe der von Hans Magnus Enzensberger initiierten Zeitschrift „Kursbuch": „Alltag". Mitherausgeber Karl Markus Michel bezieht sich darin, in seinem einleitenden Aufsatz, mehrere Male auf eine Veröffentlichung, welche ihrerseits kurze Zeit später als Taschenbuchausgabe auf den Markt gebracht und starken Absatz finden wird. Ich spreche von

38 Vgl. Lindner, Rolf: Zur kognitiven Identität der Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 90. 1987, S. 1–19; hier S. 8; Williams, Raymond: Culture and Society 1780–1950. Harmondsworth 1968, S. 16, 285.

39 Korff, Gottfried: Volkskultur und Arbeiterkultur. Überlegungen am Beispiel der sozialistischen Maifesttradition. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert (= Geschichte und Gesellschaft 5 [1979] 1). Göttingen 1979, S. 83–102; hier S. 83.

40 Hoffmann, Hilmar: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Frankfurt am Main 1979, S. 13.

41 Laermann, Klaus: Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs. In: Kursbuch 41: Alltag. Berlin 1975, S. 87–105; hier S. 88 f.

42 Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Erster Band. Leipzig 1854, Sp. 239 f.

43 In der Ausgabe Frankfurt am Main 1997, S. 21–48.

Norbert Elias' zweibändigem Werk „Über den Prozeß der Zivilisation"[44], das bereits 1969 als gebundene Ausgabe in zweiter Auflage in der Schweiz erschienen war, 33 Jahre nach Fertigstellung des Textes, 30 Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe, ebenfalls in der Schweiz. Der Soziologe Elias setzt sich, bewußt, wie er später erklärt[45], ohne den Terminus „Alltag" auskommend, auseinander mit Umgangsformen, Verhaltensweisen beim Essen sowie im Schlafraum, mit Einstellungswandlungen in Bezug auf die natürlichen Bedürfnisse und die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, mit Alltagsproblemen also.

Ebenfalls um die Mitte der 1970er Jahre erscheint auf dem deutschen Buchmarkt die Übersetzung von Henri Lefèbvres philosophischem Werk „Critique de la vie quotidienne" von 1947, welches den hier zur Debatte stehenden Begriff im Titel trägt: „Alltag"[46]. Daß in dieser Zeit weitere Beiträge aus Philosophie[47] und Psychologie[48] vorgelegt werden, daß sich in Zürich Ende der 1970er Jahre eine Zeitschrift mit dem Titel „Der Alltag" gründet[49] und daß immer mehr Ausstellungsprojekte das Substantiv „Alltag" im Titel führen[50], das alles vermag diesen thematischen Trend nur zu unterstreichen[51].

44 Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt am Main 1976; Michel, Karl Markus: Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten. In: Kursbuch (wie Anm. 41), S. 1–40, hier S. 15–23, 31.

45 Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich, Kurt, Michael Klein (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20). Opladen 1978, S. 22–29, besonders S. 24.

46 Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. 3 Bde. München 1974, 1975.

47 Heller, Agnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt am Main 1976.

48 Leithäuser, Thomas: Untersuchung zur Konstitution des Alltagsbewußtseins. Genf 1971.

49 die als Heft 4 des 7. Jahrgangs 1984 die Schrift „Der Alltag. Aufsätze zum Wesen der Gesellschaft" von Norbert Einstein, zuerst München 1918, abdruckt.

50 Etwa: „Frankfurt um 1600. Alltagsleben in der Stadt", Historisches Museum Frankfurt 1976. – „Alltag in Wien seit 1848", Österreichisches Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum Wien 1979.

51 wobei in jüngerer Zeit sicherlich zu kurz greifende Versuche unternommen worden sind, dies auf den Übergang vom zyklischen zum linearen Zeitverständnis, aber auch grundlegend auf den beginnenden Industrialismus mit der kapitalistischen Verwertung von Zeit und Arbeitskraft zurückzuführen. Paulinyi, Akos, Ulrich Troitzsch: Mechanisierung und Maschinisierung 1600 bis 1840 (=

Der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski, Autor der ersten umfangreichen Veröffentlichung zur Alltagsgeschichte der Deutschen[52], operiert mit dem Begriff „Alltag" erst, als die rege polydisziplinäre Diskussion darüber im Westen längst eingesetzt hat; zudem legt er damit keineswegs das dogmatische Kultur-und-Lebensweise-Konzept ad acta, sondern beginnt eine Art friedliche Koexistenz beider Konzepte zu pflegen. Seine grundsätzlichen Reflexionen geraten ausgesprochen beiläufig. Alltag umfaßt in seinem Verständnis: „Natürlich Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung. Und dann vor allem und entscheidend wichtig die Arbeit mit ihren besonderen Verhältnissen. Auch die Religion. Auch die Gestaltung der Gemeinschaftsverhältnisse, der Familie, des Betriebes, des Dorfes, der Stadt"[53] – womit wir wieder bei der Volkskunde angelangt wären, und zwar ganz konkret bei ihrem sogenannten Sachkanon, der Kuczynskis allerdings eher traditionell formulierter Auflistung zumindest partiell entspricht. Genau diese Volkskunde aber befindet sich, und zwar nicht nur im deutschsprachigen Raum, auf dem Weg hin zu einer europabezogenen, also vergleichenden Forschung, dies verstärkt seit den erneuerungsfreudigen späten 1960er Jahren, was auch zum Ausdruck kommt in den zunehmenden Umbenennungspraktiken der Universitätsinstitute im deutschsprachigen Raum in Richtung „Europäische Ethnologie"[54] sowie in der entsprechend zunehmenden übergreifenden Ausrichtung der periodischen Literatur[55].

Propyläen Technikgeschichte, 3). Berlin 1997, S. 207–211; Laermann (wie Anm. 41), S. 93; vgl. dagegen Kühnel, Harry (Hg.): Alltag im Spätmittelalter. Graz, Wien, Köln ²1985.

52 Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. 6 Bde. Berlin, Köln 1980–1985.

53 Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Studien 1: 1600–1650. Köln 1980, S. 122.

54 Seit den frühen 1970er Jahren sukzessive: Bamberg (Untertitel), Basel (Untertitel), Bayreuth, Berlin, Frankfurt am Main (Untertitel), Graz (Untertitel), Innsbruck (Untertitel), Marburg, München (Untertitel), Münster (Untertitel), Wien.

55 Beispiele: „Ethnologia Europaea" (seit 1967), „Ethnologia Slavica" (seit 1969), „Ethnologia Scandinavica" (seit 1971), „Anthropological Journal on European Cultures" (seit 1990), „Ethnologia Balkanica" (seit 1997), außerdem das 1994 in „Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde" umbenannte frühere „Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde".

5. Perspektiven

Die Volkskunde erkennt mehr und mehr, schreibt 1987 Hermann Bausinger, „daß Interkultur bis zu einem gewissen Grad die generelle Signatur unserer Zeit ist – womit freilich dieser Begriff (der ja fest umgrenzte Kulturen voraussetzt) auch fragwürdig wird"[56]. Präzision ist also verlangt[57]. Diese läßt sich erreichen, indem man mit offener Wahrnehmung und größtmöglicher räumlicher, zeitlicher und sozialer Differenzierung, also unter Beachtung aller drei ethnologischen Dimensionen[58], das herauszuarbeiten sucht, was die Kulturen, auch Partial-, Sub- und andere Kulturen, kennzeichnet, was sie verbindet und was sie voneinander trennt, dies mit dem Ziel, eine genaue historische Einordnung der jeweiligen Kulturgüter und Handlungen zu leisten.

Moderner und adäquater als von Kuczynski formuliert, geht es bei der Disziplin Vergleichende Kulturwissenschaft nach meinem Verständnis darum, die folgenden, vorwiegend auf Europa oder Teile von Europa zu beziehenden Gegenstandsbereiche und Themenfelder in Forschung und Lehre zentral zu behandeln, in komparatistischer und sowohl diachroner als auch synchroner Perspektive, und zwar unter dem jeweiligen Einbezug der Problembereiche Kulturkontakt/Kulturkonflikt, kulturelle Identität sowie Selbst- und Fremdbilder: erstens die kulturellen Handlungsfelder Arbeiten, Wohnen, Sich Ernähren, Sich Kleiden, Sich Erholen, Kommunikation einschließlich Religion; zweitens internationale, nationale, regionale, lokale und organisationale Kulturen; drittens intrakulturelle, interkulturelle und interethnische sowie transkulturelle Beziehungen; viertens städtische und ländliche Lebenswelten; fünftens Sozialschichten-, Geschlechter- und Altersgruppen-Kulturen; sechstens kultureller Wandel. Forschung geht von lokalen oder regionalen Zusammenhängen aus, um auf dieser Basis gesamtgesellschaftlich-überregionale und

56 Bausinger, Hermann: Neue Felder, neue Aufgaben, neue Methoden. Vorbemerkungen. In: Chiva, Isac, Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt am Main, New York, Paris 1987, S. 326–344, hier S. 334.

57 Vgl. Lauterbach, Burkhart: Perspektiven und Probleme einer multikulturellen Gesellschaft in Europa und die Aufgaben kulturwissenschaftlicher Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 96 (2000), S. 15–28.

58 Erixon, Sigurd: Ethnologie régionale ou folklore. In: Laos 1 (1951), S. 9–19, hier S. 15 f.

übernationale Entwicklungen in den Blick zu nehmen, dies, um es noch einmal zu betonen, in historischer und gegenwartsbezogener Ausrichtung, was die Auswertung unterschiedlicher Quellen und den Einsatz einer Vielfalt von kultur- und sozialwissenschaftlichen Methoden mit sich bringt. Diese reichen von Verfahren der historisch-archivalischen Forschung über die Objektanalyse und Dokumentenanalyse bis hin zu den verschiedenen Verfahren der Feldforschung.

Insgesamt richtet auch und gerade im Zeitalter der Internationalisierung und Globalisierung menschlicher Lebenswelten sowie der dazugehörigen Gegenbewegungen[59] die alltagsbezogene Disziplin Vergleichende Kulturwissenschaft ihr Augenmerk auf die „Wirkfaktoren"[60] in Kulturprozessen sowie auf die genauen Abläufe dieser Prozesse. In einem sachbezogenen Text hätte ich mich eingehend mit dem eingangs diskutierten Beispiel der „traditionellen europäischen Eliten"[61] in Relation zu historischen und gegenwärtigen europäischen Nicht-Eliten befaßt. In dem von mir gelieferten programmatischen Text jedoch sollte es ganz bewußt um das Konzept einer volkskundlich oder europäisch-ethnologisch fundierten, landeskundlich relevanten Vergleichenden Kulturwissenschaft gehen, welche es in dieser spezifischen Form überhaupt erst zu entwickeln gilt.

Burkhart Lauterbach, Volkskunde, Humanities, Comparative Culture Studies. A Sketch of the Problems

It becomes apparent that for the time being there are tendencies towards relaunching folklore studies to the liking of a comparative subject. These tendencies are headed by a German university where students from now on cannot enroll any more for courses in folklore studies but in comparative cultural studies. The article outlines fundamentals of the new subject.

59 Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt am Main, New York 1994.

60 Kramer, Dieter: Empirische Kulturanthropologie, Chancen und Grenzen. Frankfurter Studien zur Kulturanalyse. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 81 (1985), S. 86–93, hier S. 91.

61 Lieven (wie Anm. 3), S. 16.

Neuerscheinung

Klaus Beitl und Reinhard Johler (Hg.):
Bulgarisch-österreichisches Kolloquium
Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen

Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999 anlässlich der Jahresausstellung „Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien", vom 20. Juni bis 1. November 1999 im Schloss Kittsee (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 12). Kittsee 2000.

136 Seiten, Format 14,8 x 20,8 cm, brosch. ISBN 3-900359-90-3

Im Rahmen der neuen Tagungsreihe „Kittseer Herbstgespräche" wird das Thema der jeweiligen Jahresausstellung im Schloss Kittsee von und mit Fachkolleginnen und -kollegen aus Ost- und Südosteuropa diskutiert.

Inhalt:

Klaus BEITL, Ethnographie ohne Grenzen – ein Wissenschafts- und Museumsprojekt, S. 7–14; Christo CHOLIOLČEV, Das Bulgarische Forschungsinstitut in Österreich und seine Aktivitäten, S. 15–16; Račko POPOV, Über die versäumten und künftigen Möglichkeiten der bulgarischen Ethnologie, S. 17–22; Konrad KÖSTLIN, Aus dem ethnographischen Musterkoffer. Volkskunde und Volkskultur in der Mediengesellschaft, S. 23–35; Radost IVANOVA, Die bulgarische Ethnologie und die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, S. 37–46; Reinhard JOHLER, Die „kleinen" Ethnologien und das „neue Europa" – oder: Perspektiven eines bulgarisch-österreichischen Wissenschaftskontaktes, S. 47–64; Milena BENOVSKA-SABKOVA, Die Ethnologie – ein Abbild der Welt, S. 65–75; Gert DRESSEL, Fettnäpfe und andere Fallen: Der noch weite Weg zu einem gleichberechtigten europäischen Dialog in den anthropologischen Wissenschaften – ein Erfahrungsbericht, S. 77–91; Anelia KASSABOVA-DINČEVA, „Kultur- und Wissenschaftsschocks" – Zu den kleinen und großen Unterschieden, S. 93–108; Ulf BRUNNBAUER, Nach der Wende und an der Grenze. Neuorientierungen in der bulgarischen Geschichtswissenschaft nach 1989, S. 109–133.

Preis:
ATS 135,—/DM 19,19/EURO 9,82 (exkl. Versand)
ATS 90,—/DM 12,80/EURO 6,55 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee

Bestellungen beim Ethnographischen Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee
Tel. 0043/2143/2304, Fax 0043/2143/2025
E-mail: office@schloss-kittsee.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 457–466*

Wickie und die Online-Erinnerungen

Vermutungen zu einem 1970er-Jahre-Revival

Christian Rapp

Vor etwa drei Jahren begann eine Gruppe von 30jährigen, sich über ein E-Mail-Forum an die Kindheit in den 70er Jahren zu erinnern. Aus den gesammelten Mails wurde der Sachbuchbestseller „Wickie, Slime und Paiper", der inzwischen einer ganzen Revivalbewegung mit regelmäßigen Clubbings, Kabarettabenden und anderen Veranstaltungen den Namen gibt. In einigen Skizzen geht der Autor den Fragen nach, was es mit dem Begriff der „Online-Erinnerungen" auf sich haben könnte, warum gerade Kindheitserinnerungen nun die Vorstellungen von den 70er Jahren prägen und warum diese in Österreich so erfolgreich sind.

„Weiß jemand noch, wer Bobby und Strolchi waren? – Bin ich die einzige, die sich an eine klebrige Süßigkeit namens Leckerschmecker erinnert? – Kann jemand noch den Faserschmeichler Song singen?" Mit Fragen wie diesen eröffnete vor drei Jahren die Journalistin Susanne Pauser eine Internetnewsgroup im Wiener Mailboxsystem Blackbox. Knapp vor ihrem eigenen 30. Geburtstag, so die Legende, wollte Pauser Gleichgesinnte versammeln, die sich mit ihr an die Kindheit in den 1970er Jahren erinnerten, die bereit waren „noch einmal die alten Geschichten aus Kindertagen aufzuwärmen, bevor sie endgültig aus dem Gedächtnis kippen"[1].

Mittlerweile, wissen wir, sind diese Geschichten nicht nur nicht aus dem Gedächtnis gekippt, sondern sogar mit beispiellosem Erfolg reaktiviert, publiziert, ausgestellt, dramatisiert und bebildert worden. Aus dem Internet-Projekt wurde – zusammen mit Wolfgang Ritschl – eine Rundfunkserie und im Frühjahr 1999 schließlich jenes Buch, das einer ganzen Bewegung den Namen geben sollte: „Wickie, Slime und Paiper". Über ein halbes Jahr führte das sogenannte „Online-Erinne-

1 Pauser, Susanne, Wolfgang Ritschl: Wickie, Slime und Paiper – Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre. Wien–Köln–Weimar 1999, S. 9.

rungsalbum" die österreichischen Sachbuch-Bestseller-Listen an. Im Herbst 1999 folgte eine von Sony Austria produzierte CD (mittlerweile sind es drei), im Frühjahr 2000 wurde der Bildband „Faserschmeichler, Fönfrisuren und die Ölkrise"[2] veröffentlicht und zur Jahreswende 1999/2000 gab es eine „Wickie, Slime und Paiper"-Ausstellung im Wiener Bundesmobiliendepot. Seit Juli 1999 werden regelmäßig Kabarettabende und Clubbings veranstaltet. Programmpunkte wie das „70s Quiz", der „70s Styling Corner", der „70s Outlook Contest" weisen darauf hin, daß man sich für die Revival-Abende inzwischen gut vorbereiten sollte. Eigene Internet-Newsletter und zahlreiche Homepages zum Thema bieten da Hilfe. Für Jahresende 2000 ist – die Spezialisierung der Revivalisten schreitet rasch voran – sogar vorgesehen, ganz konkret die Silvesternacht von 1979/80 nachzufeiern.

Das 70er Jahre Revival kommt also als perfekt organisiertes und instrumentiertes Label daher, zu dem sich schon aufgrund seiner Omnipräsenz und Multimedialität kaum ein Konkurrenzprojekt behaupten könnte. Alle Veranstaltungen, alle Homepages, Flyer und Merchandising-Produkte zitieren stets Titel und das optische Konzept des Buches. Und dieses wiederum bezieht sich deutlich auf das graphische Repertoire des Internet- und E-Mail-Verkehrs. Selbst noch die CD, die ausschließlich Popsongs und Radio-Signations enthält, firmiert unter dem Titel „Online-Erinnerungsalbum".

Mit dem Phänomen der „Online-Erinnerungen" befassen sich daher die folgenden Vermutungen, die ganz bewußt so zu verstehen sind, daß sie – wie das, worauf sie sich beziehen – unter der E-Mail-Adresse des Verfassers „christian.rapp@vienna.at" jederzeit fortgesetzt und kommentiert werden können.

Online-Erinnerungen als alltagsgeschichtliche Zeugnisse

Im Unterschied zu gewöhnlichen alltagshistorischen Projekten, die mit einer Menge Anstrengungen verbunden sind und in der Regel über Forschungsmittel, Ausstellungsbudgets, jedenfalls über mühsame Antragsprozeduren erst finanziert sein wollen, arbeiten die Online-

2 Pauser, Susanne, Wolfgang Ritschl, Harald Havas: Faserschmeichler, Fönfrisuren und die Ölkrise – Das Bilderbuch der siebziger Jahre. Wien–Köln–Weimar 2000.

Erinnerungsaktivisten erstens umsonst, zweitens leidenschaftlich, drittens aber nichtsdestoweniger anspruchsvoll. Online-Erinnerungen werden in der Freizeit verfaßt, ihre Autoren denken weder über ihren Zeitaufwand noch über die Telefon- bzw. Internetkosten nach. Über 25.000 Beiträge sind seit dem Herbst 1997 auf dem Forum www.blackbox.net/Users_Corner/30jährige/ eingetroffen. An Spitzentagen langen bis zu 60 Mails ein.

Was aber sind Online-Erinnerungen? Zunächst unterscheiden sie sich von sonstigen privaten und öffentlichen, autorisierten und nichtautorisierten, nonymen und anonymen Erinnerungsakten dadurch, daß sie an allen Anteil haben. Sie sind öffentlich, aber eben nur innerhalb einer Internetnewsgroup, sie sind festgeschrieben und doch ständig erweiterbar, sie sind anonym, und haben trotzdem einen deklarierten Urheber im Sinne eines Adressanten. Als schriftliche Kommunikationsformen liegen sie irgendwo zwischen privatem Brief und öffentlicher Stellungnahme. Die ambivalente Struktur der „Online-Erinnerung" macht aus den beitragenden Autoren gewissermaßen Forscher und Zeitzeugen gleichzeitig, Interviewpartner und Interviewer, denen man wechselseitig über die Schulter schauen kann, wie sie „Geschichte" machen, wie sie „dank des Puzzleeffekts mit vereinten Kräften nicht nur in den Ganglien verschollene Namen und Produkte einander zuordnen, sondern zum Beispiel den ‚Wickie'-Titelsong und jenen von ‚Mein Onkel vom Mars' rekonstruieren"[3].

Hier aktiviert also ganz beiläufig und ohne vorherige Abmachung eine informelle Gruppe nicht nur ihr Gedächtnis, sondern hinterlegt dabei auch ihren Diskurs. Und nirgends ist die Begeisterung der Teilnehmer größer, als dann, wenn es darum geht, freigeschaufelte Objekte und Situationen ins Netz zu stellen, um sie gemeinsam zu betrachten und mit weiteren Erinnerungen zu umkreisen. Die Newsgroup fungiert wie ein Labor, in dem die Erinnerungen kollektiviert und kulturell veredelt werden. Und der Prozeß der Veredelung ist natürlich umso eindrucksvoller, je bedeutungsloser die Objekte sind. „‚Bine' writes: Könnt's euch no an die ‚Liebe ist ...'-Welle erinnern? Hat wahrscheinlich doch eher die weiblichen unsereiner betroffen/getroffen, oder? – ‚Uli' writes: Ich glaub, ein Briefpapier mit ‚Liebe ist ...' hat noch überlebt bei meinen Aufräumungsarbeiten ..."[4]

3 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 9 f.
4 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 55

Natürlich stellt die Alltagskultur selbst erlebter Epochen immer ein Angebot gemeinschaftlicher Sinnstiftung dar. Im Unterschied aber zu vor- und frühindustriellen Alltagskulturen, die im wesentlichen über die geographische, ethnische, soziale Provenienz bestimmt wurden, sind mit der modernen Produktkultur Marke und Produktionszeit zu den entscheidenden Parametern geworden. Regionale Provenienzen wurden also durch temporelle Provenienzen abgelöst.

Nicht mehr das „Woher?", sondern das „Seit wann?" und „Wielange?" sind die entscheidenden Fragen. Das ist an sich nicht neu. Neu ist hingegen, daß in den Online-Erinnerungen in erster Linie die Gebrauchsakte rekonstruiert werden. Wann ein Produkt oder eine Fernsehsendung entstanden ist und wer dafür verantwortlich war, ist vergleichsweise unerheblich. Die Aneignungen allein sind es, die zum gemeinsamen Bekenntnis aufrufen und eben dabei macht sich die besondere Autorität des Autorenkollektivs geltend, als Versicherung, daß die Praxis der Aneignung dieser Gegenstände allgemein und individuell zugleich war, daß die Erzeugnisse, ursprünglich von jedem für sich allein, wie sich zeigt aber faktisch von allen gleichzeitig entdeckt und gebraucht wurden.

Im virtuellen Diskussionsforum erhebt daher niemand Anspruch auf eine verbindliche Wahrheit. Gerade das spontane „Jö, ja, stimmt, kannte ich auch", „fand ich übel" und die nachgereichten sogenannten Emoticons und Gefühlsausdrücke wie *eine Trauerminute einleg*, *würg* verleihen dem Unternehmen seinen spezifischen Erinnerungsrahmen. Es handelt sich dabei weder um jenen der Autobiographie, auch nicht in der Mehrzahl, noch um ein geläufiges historiographisches Verfahren, sondern am ehesten um das Kommunikationsmodell eines endlosen Brainstormings, dessen wesentliche Ambition das Sammeln ist, und das eine beliebig erweiter- und verfeinerbare Erinnerungstopographie hervorbringt, eine wachsende und sich ständig neu formierende Landschaft aus Memorabilien, Anekdoten und Episoden. Die Online-Erinnerungen haben nicht den Anspruch, zu demonstrieren, wie es wirklich war, sondern daß allein die Annäherungen von möglichst vielen geteilt werden. Und je weiter die Mitglieder voneinander entfernt sind, nicht nur geographisch, sondern auch sozial und ökonomisch, desto stärker kann sich diese Erinnerungsgemeinschaft als quasi-soziale Klasse empfinden. Denn: Folgt man Pierre Bourdieu, ist die soziale Klasse ja weder durch Summe von Merkmalen, noch durch ein Merkmal definiert, als vielmehr

„durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen, die jeder derselben, wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht"[5]. Und wo lassen sich diese Beziehungen besser herstellen als im Netz, noch dazu wenn als Kommunikationssubstanz die Handlungsfelder von Kindheiten beschrieben werden.

Online-Erinnerungen als Erinnerungen an Navigationsakte durch die Konsumkultur

Zugegeben: Man kann im Internet auch über die politische Lage, über das Kino und über sexuelle Vorlieben debattieren. Aber über drei Jahre ein einziges Thema aufrecht erhalten zu können, dazu bedarf es mehr. Dazu muß es sich um einen Themenkreis handeln, der alle (User) angeht und das sind abgesehen vom technischen System selbst im wesentlichen die Praxen des Suchens, des Sammelns, des Ordnens, des Navigierens, von Aktivitäten also, die in der Idee des Archivs zusammengefaßt werden können. Da liegt es nahe, gewissermaßen das Archiv im eigenen Kopf zum Thema zu machen, es zu aktivieren, Gedächtnisleistungen miteinander auszutauschen und vor allem entwickelte Kriterien der Navigation, der Differenzierung und der Urteilskraft geltend zu machen.

Daher ist der Vorwurf gegenüber „Wickie, Slime und Paiper", daß man sich hier „nur" an die Konsumkultur erinnern würde, unberechtigt. Erstens, weil dieses „nur" eine Menge aktiver Arbeit bedeutet und zweitens, weil es nicht die Konsumkultur, sondern eben die Konsumtionsakte sind, an die hier erinnert wird.

Die Kinder-Generation der 70er war die erste, die mit dem Fernsehen als flächendeckendem Massenmedium und mit einer alle Lebensbereiche durchziehenden Produktkultur konfrontiert war. Sie registrierten, prüften, analysierten Fertigwaren und Produkte, deren Konsum nicht mehr an das Wissen um ihre Herstellung und Lagerung gebunden war, sondern an die Kenntnis der Zeichensysteme, mit denen sie vermittelt wurden. Dieses Wissen gaben sie den Eltern weiter. Die Werbebranche weiß das bis heute zu schätzen. „Wichtig:

5 Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1987, S. 182.

Sagt Euren Muttis, daß es auf den Tigerboy von Tuf 6 Monate Garantie gibt, auf den ganzen Schuh!"[6]

Mit den Online-Erinnerungen etablieren die Erinnerungsaktivisten gegenüber der Diskurshegemonie der Elterngeneration gewissermaßen ihre eigene historische Leistung. Susanne Pauser spricht im Vorwort von „Wickie, Slime und Paiper" von den „anderen 68ern", von jenen also, die damals geboren wurden, sich in Planung befanden oder bereits die Sandkisten bevölkerten.[7] Damit klammert sie, wenn auch mit Augenzwinkern, die elterliche Sphäre nicht nur aus, sondern mobilisiert die Kinder-Erinnerungen gewissermaßen gegen die „Eltern"-Erinnerungen (das Jahr 1968 und seine Folgen). Die „anderen", die „historischen" 70er Jahre, die sie nicht erlebt haben, nicht steuern konnten, interessieren in dieser „Froschperspektive" – nur insofern, als sie den Kindern über die Medien mitgeteilt wurden. Das Thema der Kindheits-Erinnerungen sind daher nicht die großen Diskursräume, sondern allenfalls deren mediale Schattenrisse und nicht der gesellschaftliche Aufbruch, sondern das Erwerben einer Souveränität innerhalb der neuen Produkt- und Medienkultur.

Der „Paiper" ist dabei nicht zufällig zum Hoheitszeichen der Revivalbewegung geworden: Er ist ein Produkt, das sich aus der Werbung, der Verpackung, dem Design und der Substanz zusammensetzt, und er ist dazu ein höchst flüchtiges Erzeugnis, das seine eigentliche Konsistenz aus diesen Merkmalen bezieht.

Die Devotionalien der 1950er Jahre – Motorroller, Jeans, Rock'n Roll-Musik etc. – mögen Vehikel individueller Befreiungen gewesen sein oder sogar Requisiten rebellischer Haltungen. In den Konsumprodukten der 1970er Jahre war aber das Freiheitsversprechen bereits implantiert: Ob Erfrischungsgetränke oder Duschseifen, ob Urlaubsprospekte oder Autoplakate, überall wurde mit Erlösungsformeln und Verheißungen individuellen Glücks geworben. Diese Kommerzialisierung von Freiheit erforderte nun sehr viel raffiniertere Bewältigungspraxen, als „bloß" die Verweigerung und Rebellion gegenüber dem Pflichtenprogramm herkömmlicher Autoritäten. Man mußte unterscheiden lernen zwischen rhetorischen und funktionalen Befreiungsversprechen, also zwischen dem, was einem die Werbung weis machen wollte und dem, was einen wirklich befriedigte. Und man

6 Aus einer Schuhwerbung der Marke Tigerboy, in: Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 139.

7 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 9.

mußte entschlüsseln, was einen anging und was nicht. Denn die Kinder der 70er Jahre waren durch die Massenmedien nicht nur mit Teilbereichen, sondern mit der gesamten Produktkultur konfrontiert – auch jener der Eltern. Sie mußten letztlich selbst herausfinden, worum es sich beispielsweise bei „O.B." handelte und warum Bausparen Sinn machen könnte.

Die Online-Erinnerungen als Exportartikel

Das 70er Jahre Revival in der beschriebenen Konstellation ist ein österreichisches Konzept. Hier entstand die Idee zu dem Projekt, hier entstanden Rundfunkserie und Buch, hier wurden die Clubbings ins Leben gerufen. Zuletzt wurde dieses Erfolgskonzept nach Deutschland exportiert. Im September 2000 erschien die Export-Version „Alles Bonanza – Ein Album der 70er Jahre". Sieht man davon ab, daß die Diskussion auf einer Online-Plattform der Hamburger „Zeit" ausgetragen wurde, ist das Buch ein durch und durch österreichisches Produkt. Das Prinzip ist das gleiche wie bei „Wickie, Slime und Paiper", die Produktion hat neuerlich die Wiener Niederlassung des Böhlau-Verlages übernommen und der Herausgeber Christian vulgo „Anko" Ankowitsch mag zwar schon einige Jahre in Deutschland leben, hat aber „seine" 70er Jahre definitiv in Klosterneuburg verbracht.

Dennoch gibt es zwischen den beiden Büchern markante Unterschiede. Der wichtigste ist wohl: Die deutschen Erinnerungen sind, völlig wertfrei gesagt, „erwachsener". Die „Wickie"-Autoren halten sich ziemlich konsequent an die Kinder-Perspektive und ergänzen diese kaum durch nachträgliche Revisionen. Die deutschen Erinnerungsaktivisten lassen dagegen durchblicken, daß sie älter geworden sind und auch Kindheitserinnerungen Korrekturen und Reflexionen erlauben. Das zeigt sich am deutlichsten in der Interpretation politischer Ereignisse. Schon in der Eingangssequenz des Buches, in der die Phrase „In den 70ern ..." von den Teilnehmern jeweils mit eigenen Assoziationen zum Lebensgefühl fortgesetzt werden sollte, bringt mehr als die Hälfte der Autoren Begriffe aus verschiedenen politischen Diskursen ein. Das reicht von den Spätfolgen des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus bis zur deutsch-deutschen Frage und dem Kalten Krieg. Am häufigsten wird, mit immerhin 21 Nennungen, der RAF-Terrorismus erwähnt. Aber auch Phänomene

wie „kooperative Schule", „Wohngemeinschaft", „antiautoritäre Erziehung"[8] gehören für die „Bonanza"-Kinder offenbar genuin zum Lebensgefühl der 70er Jahre.

Die österreichischen Wickie-Erinnerungen sind dagegen ziemlich frei von politischen Begrifflichkeiten. „Politik", fasst Susanne Pauser den durchaus allgemeinen Tenor ihrer Mitautoren zusammen, „war für uns das Kirchschläger-Portrait im Klassenzimmer, und die Ölkrise präsentierte sich in Form von Pickerln, die mit Bezeichnungen wie ‚MO' oder ‚DO' Vaters VW-Käfer endlich von dem der Nachbarn unterscheidbar machten"[9]. Nun mag man einwenden, daß die beiden Bücher möglicherweise mit unterschiedlichem Anspruch entstanden sind. Das ändert aber nichts an der Differenz der politischen Sozialisierung, denn diese zeigt sich schon dort, wo es darum geht, sich über den Stellenwert politischer Personen und Ereignisse zu einigen. Gleich in der ersten Chat-Runde wird da etwa debattiert, was zulässig wäre, wenn man nach den fünf wichtigsten Personen der 70er Jahre fragt. Chatterin Klaudia Sisters: „Ich möchte nicht daran beteiligt sein, noch im nachhinein die Baader-Meinhof-Gruppe oder einzelne von denen hochzujubeln. Wichtig ist für mich bei Personen gleichbedeutend mit beeindruckend und positiv." Daraufhin Chatterin Anja Schroeder: „Wichtig und prägend ist nicht immer das, was wir gutheißen. Historischer ‚Bestandteil' der 70er Jahre ist auch der Terrorismus, die RAF, Baader-Meinhof. Als ‚Nachrichten' aus den 70er Jahren sind mir besonders die Meldungen zu diesem Thema im Gedächtnis geblieben ... Auch an dem Ausmaß des Unbehagens kannst Du ablesen, wie sehr die RAF-Geschichte Dein Leben in den 70ern begleitet hat."[10]

Demgegenüber sind sich die „Wickie"-Kinder nicht nur über den Stellenwert der Begriffe einig, sondern auch darüber, daß dieser konsequent in der Perspektive kindlicher Naivität verhandelt werden kann, wie die letzte im Buch zitierte Online-Erinnerung offenlegt. „Aber etwas, das mir dennoch Rätsel aufgegeben hat, war der in den Siebzigern sehr geläufige Terminus ‚Eiserner Vorhang'. Das wurde ganz oft erwähnt, und ich hatte eine sehr bildhafte Vorstellung davon.

8 Sämtliche Nennungen aus Kapitel „Einschwingen" in: Alles Bonanza, Ein Album der 70er Jahre – zusammengetragen von Surfern im Internet, hg. von Anko Ankowitsch. Wien–Köln–Weimar 2000, S. 13–29.

9 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 9.

10 Alles Bonanza (wie Anm. 8), S. 27 f.

Beschäftigt hat mich vor allem die Frage, ob eiserne Vorhänge wohl schöne Falten werfen ..."[11]

Dennoch enthält auch das österreichische Wickie-Revival eine politische Valenz. Diese ist allerdings nicht im Erinnerten zu suchen, als vielmehr in der euphorischen Begeisterung, mit der dieses Jahrzehnt beschworen wird und die mittlerweile den Charakter einer Massenbewegung angenommen hat. Viel stärker, als das bei den Bonanza-Kindern der Fall ist, wird hier ein Sehnsuchtsbedürfnis spürbar, das auch dem enormen Erfolg von „Wickie, Slime und Paiper" zugrundeliegt.

Keine Frage: Die österreichischen 70er Jahre waren rückblickend „ein remarkables Jahrzehnt"[12]: Das Jahrzehnt des Sonnenkönigs Kreisky, das Jahrzehnt internationaler Reputation, das Jahrzehnt des österreichischen Austropop, das Jahrzehnt der Skispringer und Weltcupsieger, der Rennsiege Niki Laudas, kurz, ein Jahrzehnt der Siegesposen und der ersten Plätze. Und all das umrahmt von einer stabilen politischen Konstruktion (Sozialpartnerschaft, SPÖ-Alleinregierung), die so gut wie luftdicht war gegenüber gesellschaftlichen Radikalisierungen, wie sie in der BRD auch den kindlichen Alltag prägten.

Und trotzdem: Nicht weil damals alles „so super" war, sind die österreichischen 70er Jahre in den Online-Erinnerungen so konfliktfrei, sondern weil es offenbar ein Bedürfnis gibt, sie so zu idealisieren. Denn – und das erst macht den Nimbus um dieses Jahrzehnt so besonders glanzvoll, wie das Licht eines Scheinwerfers umso heller strahlt, je dunkler seine Umgebung ist – in den beiden folgenden Jahrzehnten trifft das Erwachsenwerden der 70er Jahre-Kinder, salopp gesagt, mit dem „Erwachsenwerden" der Republik zusammen. Erst rückblickend läßt sich der besondere Ausnahmezustand erkennen, bei dem die seinerzeit vielzitierte „Insel der Seligen" mit dem „Paradies der Kindheit" der demoskopisch größten Bevölkerungsgruppe (Babyboomers) zusammenfiel. Beides hat zwangsläufig seine Unschuld verloren. Ob Bruno Kreisky oder Kurt Waldheim, ob die Verstaatlichte Industrie oder Wolfgang Ambros, ob die Sozialpartnerschaft oder die katholische Kirche, ob der Staatsvertrag, die Neutralität oder die Mär vom Opferstatus Österreichs, keine jener in den 70ern selbstverständlichen Institutionen und Gewißheiten, die nicht

11 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 124.
12 Pauser/Ritschl, Wickie (wie Anm. 1), S. 137.

inzwischen unter zunehmendem Druck der politischen Lager demontiert wurde. Und was besonders schmerzhaft ist: Die Kinder der 70er Jahre mußten in ihrer Adoleszenz, je nachdem, ob sie sich eher den „linken" Demontageparadigmen anschlossen (gegen Waldheim, gegen die „Lebenslüge", gegen die Sozialpartnerschaft etc.) oder den „rechten" (gegen die Verstaatlichte, gegen Kreisky, gegen die Neutralität) sich „ihr" Kindheitsparadies gewissermaßen gegenseitig „zerstören". Die Erinnerungen an die 70er Jahre, vor allem in der hier beschriebenen spezifischen Form, sind insofern der Ausdruck einer Harmonisierungssehnsucht, die nicht ablösbar von der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung der letzten Jahre ist. Sie beschwören mit den Erinnerungen an ein Jahrzehnt zugleich auch die soziale Idee, eine politisch auseinandergedriftete Generation noch einmal in einem anonymen Medium zu versammeln, wo man – wenn sonst schon nichts – doch immerhin die Erinnerungen als Fluchtziel gemeinsam hat.

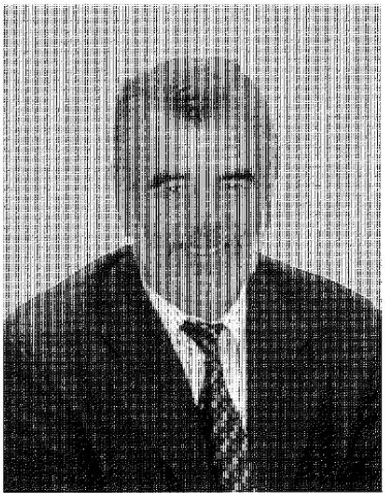
Christian Rapp, Wickie and Online Remembrances: Surmises about a Revival of the 1970s

About three years ago, a group of 30-year olds began exchanging remembrances of their 1970s childhood through an email forum. A non-fiction bestseller entitled "Wickie, Slime und Paiper" was crafted out of the collected emails, and under this name an entire revival movement has emerged in the meantime that includes club meetings, evening cabarets and other performances. The author here pursues the question what the term "online remembrances" might mean, why it is that memories of childhood in particular mark the imagery of the 1970s, and why such remembrances have been so successful in Austria.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 467–516*

Franz Grieshofer zum 60. Geburtstag

Zwischen Attraktion und Irritation
Museumsarbeit in den Neunzigern



Das Museion der Antike als Begegnungsstätte der Künste und Wissenschaften, als Ort des anregenden Gedankenaustausches, als Raum in dem Kreativität und Toleranz walten, hat Franz Grieshofer einmal in einem Vorwort zu einem Ausstellungskatalog (Werkzeug-Transformationen, Wien 1997) auch als für die Gegenwart attraktiv und passend befunden. Dem ist wohl uneingeschränkt zuzustimmen. Die heutige Gesellschaft stellt in der Differenziertheit ihrer Milieus und der Unterschiedlichkeit der Bildungsvorstellungen und Wissensideale jedoch auch noch andere und erweiterte Ansprüche an ein zeitgemäßes Museum.

Das Museum fungiert als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, nicht ohne den Blick auch in eine imaginierte Zukunft zu richten. Kraft seiner Objektressourcen hat es dafür ein mehr oder weniger geeignetes Instrumentarium zur Verfügung, nur genügt es nicht mehr, dieses statisch und wohlgeordnet darzubieten. Dem Deutungsvermögen des heutigen Ausstellungsmachers obliegt es, das homogene Material in neue Seh- und Sinnzusammenhänge zu stellen und damit neu zu kontextualisieren, und dem heterogenen Bestand stimmige Bilder und Botschaften zu unterlegen, also ihn zu ordnen und verstehbare Welt zu erzeugen.

Als bloßer Hort von Dingen hat das Museum an Bedeutung eingebüßt. Das gilt umso mehr für kulturgeschichtliche Sammlungen, deren „Schätze" oft keinen besonderen materiellen Wert repräsentieren. Gegenwärtig kann es nur mehr dann die Aufmerksamkeit des Publikums erwecken, wenn es den Objekten über den faktischen und funktionellen Zusammenhang hinaus Sinn zu geben vermag. Der Interpretationsarbeit kommt dabei steigende

Bedeutung zu. Der frühere pragmatische Umgang mit den Dingen ist im Museum einem ästhetischen und emotionalen gewichen.

Das Museum erhält damit neben der alten Archivfunktion für Sachgüter eine neue, bislang nicht dagewesene Funktion als Nachdenkort für die Fragen der Gegenwart. In dieser Funktion ist es gewissermaßen auch Übersetzungsinstitution und Schnittstelle für die Verbreitung und Popularisierung von Wissenschaft. Aus der Dynamik des intellektuellen Marktes eröffnen sich dafür gegenwärtig neue Möglichkeiten der Kooperation mit externen Spezialisten. Die Leitung eines Museums verlangt hingegen mehr denn je den Generalisten, so der Direktor nicht in einem sogenannten großen Haus mit komfortabler finanzieller und personeller Ausstattung sitzt. Er muß heutzutage neben der Sachkompetenz auch über betriebswirtschaftliche Erfahrung verfügen, geschickt im Umgang mit den Medien agieren und ein Sensorium für gesellschaftliche Entwicklungen und intellektuelle Trends entwickeln, um einerseits nicht am vielzitierten Zeitgeist vorbeizuplanen, ihm andererseits aber auch nicht gänzlich aufzusitzen.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für kulturelle Institutionen und die geänderten Konsumgewohnheiten der Menschen sind wesentliche Charakteristika für die geänderte Museumslandschaft in den Neunzigern. Museen im urbanen Umfeld sind in eine früher in diesem Ausmaß nicht dagewesene Konkurrenzsituation untereinander geraten und zusätzlich in einen Wettstreit mit den vielfältigen Angeboten der Konsum-, Erlebnis- und Freizeit-Fun-Gesellschaft im Ringen um das (zahlende) Publikum. Museen unterliegen dem steigenden Zwang, ihren gesellschaftlichen Stellenwert neu zu definieren und zu legitimieren, und sich auch wirtschaftlich zu positionieren, seit es Stimmen in der Politik gibt, die für einen Rückzug aus der öffentlichen kulturellen Verantwortung votieren. Die Fördermaßnahmen für Museen werden dementsprechend nach und nach reduziert. Die Folgen für die Bewahrung von und Forschung über das in den Mussen bewahrte Kulturgut und für den damit verbundenen Bildungsauftrag werden sich früher zeigen, als den Entscheidungsträgern lieb sein wird.

Was hat dies alles mit Franz Grieshofer zu tun, mag man sich fragen. Nun – eine ganze Menge –, denn seine Direktionszeit im Österreichischen Museum für Volkskunde fällt genau in diese Phase der beschleunigten Veränderungen in der Kulturszene. Doch ich will in dieser Würdigung seiner Persönlichkeit ein wenig früher ansetzen, bei seinem beruflichen Start im Fach. Franz Grieshofer begann seine Karriere in der Volkskunde 1971 als Mitarbeiter am Österreichischen Volkskundeatlas unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In den siebziger Jahren erlebte die ethnographische Kartographie in Österreich noch einmal eine gewisse Blüte. In diesem Umfeld erfuhr unser Jubilar nach dem Studium in

Innsbruck und Wien seine wissenschaftliche Sozialisation. 1975 trat er in den akademischen Dienst des Österreichischen Museums für Volkskunde ein, und im Jänner 1995 folgte er Klaus Beitl als Direktor des Museums nach.

Auf diese sechs Jahre seiner Direktion möchte ich das Hauptaugenmerk meiner Glückwunschadresse zum 60. Geburtstag Franz Grieshofers lenken, denn während dieser Zeit entwickelte er in seiner Arbeit ein ganz eigenes Profil, welches dem Museum eine neue Richtung gab. Dank des Renovierungswerkes, das Klaus Beitl am Museumsgebäude vollbracht hatte, und der modernen neuen Schausammlung, die er nach seinem Ausscheiden aus dem Bundesdienst 1994 hinterließ (an deren inhaltlicher Ausrichtung Grieshofer maßgeblichen Anteil hat), konnte sich der neue Direktor ganz dem Ausstellungswesen widmen, das in der Museumswelt gegenwärtig einen so hohen Stellenwert einnimmt wie kaum zuvor.

Nicht mehr der Geist der stillen Gelehrtenwelt eines Leopold Schmidt erfüllt die Räume des Museums in der Laudongasse, sondern die Forderungen der mobilen Leistungs- und flexiblen Unterhaltungsgesellschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts. Das mag uns gefallen oder nicht, es ist eine Tatsache. Diesem Wandel entspricht aber vorläufig nur der von der Öffentlichkeit wahrgenommene Schau-Teil des Hauses, jedoch nicht der strukturelle Bereich in den Büros und Werkstätten. Das Spiel vor dem Vorhang läuft dank Grieshofers ungeheurem Einsatz und seines organisatorischen Geschicks dynamisch und erfolgreich. Unter welch unzulänglichen personellen Voraussetzungen er diesen Erfolg erkämpft, können nur mit der internen Situation einigermaßen Vertraute ermessen.

Dem derzeitigen Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde bläst der scharfe Wind der allgemein bekannten kulturpolitischen Maßnahmen der letzten Jahre im Bundesbereich ins Gesicht, ohne daß dem Vereinsmuseum die personelle Flexibilität zugestanden wird, die den Bundesmuseen den Umstieg in die neue Organisationsform erleichtert und auch attraktiv macht. Franz Grieshofers Persönlichkeitsstruktur, seinem ausgeprägten Verantwortungsbewußtsein und seiner, von einem in dieser Form nur mehr selten anzutreffenden Berufsethos geprägten Dienstauffassung, aber auch seiner grundsätzlichen Freude an der volkskundlichen Arbeit ist es zu verdanken, daß er unter den gegebenen Voraussetzungen und der oft vermißten Unterstützung durch das zuständige Ressort, das sich unter Berufung auf die Buchstaben der Gesetze und Verordnungen, einer gemeinsamen Suche nach kreativen Lösungen für das strukturelle Rechtsproblem entzieht, nicht kapituliert.

In den vergangenen sechs Jahren hat Franz Grieshofer als Museumsdirektor 34 Ausstellungen allein in der Laudongasse organisiert, durchschnittlich vier bis sechs pro Jahr. Daneben beteiligt er sich regelmäßig mit

wissenschaftlichen Beiträgen an Landesausstellungen und mit Leihgaben an vielen weiteren Ausstellungsprojekten im Lande. Aber nicht mit Zahlen soll hier geprotzt werden. Es ist vielmehr die inhaltliche Ausrichtung und das ausgesprochene Gespür für thematische Trends, die an Franz Grieshofers Ausstellungspolitik beeindrucken.

Das Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie hat sich in den vergangenen Jahren enorm gewandelt und ein neues Profil erhalten. An den Universitäten und auf Kongressen werden Leitlinien gelegt, neue Felder erschlossen, Erkenntnisse gewonnen und oft rasch wieder verworfen. Für Museen als wesentlich statischere Einrichtungen, wo nicht nur Gedanken, sondern auch Realien bewegt werden müssen, ist es nicht ganz einfach, dieser Dynamik zu folgen (was einen zuzeiten durchaus auch vor Sackgassen bewahrt). Doch ist es für eine lebendige Kultureinrichtung unabdingbar, am zeitgenössischen Wissenschaftsdiskurs teilzunehmen und das ein oder andere Mal auch voranzuschreiten mit Themen und Ideen, die der Zeit entsprechen. Da kann es dann aber auch zu Störungen traditioneller Sehgewohnheiten kommen, die nicht mehr jedermann mittragen kann und will.

Es ist vielleicht als größte Veränderung der letzten Jahre im Museumsgeschäft zu konstatieren, daß die realen Dinge, die Objekte, die Museumsgegenstände und selbst die Kunstwerke zugunsten von Ideen und Inszenierungen einen Bedeutungsverlust erfahren haben. Natürlich sind Botschaften im Museum wieder nur durch Objekte zu vermitteln, aber ohne Botschaft, ohne (neuen) Sinnzusammenhang, ohne „Geschichte" sind die Museumsobjekte nicht mehr an den Mann/die Frau zu bringen, an den Kulturkonsumenten zu „verkaufen".

Dieser Entwicklung trägt das Österreichische Museum für Volkskunde Rechnung mit Ausstellungen wie „Schönes Österreich" (1995), „Dinge zum Tragen" (1998), „Leben in der Platte" (1999), „2000: Zeiten/Übergänge. Die Ausstellung zur Jahrtausendwende" (1999/2000), „Nichtstun" (2000). Gerade in der soeben überaus erfolgreich zu Ende gegangenen Ausstellung über den Müßiggang hat sich gezeigt, was das Kommunikationsangebot Ausstellung leisten und bedeuten kann. Der betont subjektive Zugriff und die spielerisch-emotionale Lesart in dieser Ausstellung haben das Publikum polarisiert. Etwas Besseres kann gar nicht passieren, bringt doch nur die Ambivalenz zwischen Zustimmung und Ablehnung einen Dialog in Gang. Attraktion und Irritation hat der Geschäftsführer des neuen Museumsquartiers, Wolfgang Waldner, kürzlich für die wichtigsten Parameter in der gegenwärtigen Kultur- und Museumsarbeit erklärt, und ich denke, er hat recht.

Das bedeutet aber für Franz Grieshofer nicht, die Geschichte und Tradition des Museums zu verleugnen oder zu vergessen. Seine große Bosnien-Ausstellung (1995), die Schau „Galizien in Bildern" (1997), oder jene über

die mährischen Kroaten (1998), schöpften alle aus dem geistigen Fundus des Hauses und seiner historischen Verbindungen. Dazwischen gibt es fallweise auch Ausstellungen serieller Art, wie jene über Jesuskindfiguren aus drei Jahrhunderten, über zeitgenössische Keramik in Niederösterreich, über den Dudelsack in Europa oder über Spitzen aus Kroatien, die auch Sammlerinteressen zu befriedigen vermögen. Wissenschaftliche Publikationen begleiten jede dieser Schauen, die in erster Linie in Kooperation mit befreundeten Museen und anderen Partnern entstanden sind.

Gerne würde Franz Grieshofer mehr aus der eigenen Kraft des Hauses und seiner Sammlungen heraus operieren, aber durch die bereits angesprochene Personalsituation ist im Augenblick daran kaum zu denken. Professionelle Museumsarbeit ist derzeit am Österreichischen Museum für Volkskunde nur durch Kooperationen mit externen Fachleuten verschiedener Wissenschaften und anderer einschlägigen Berufsgruppen zu leisten. Der Direktor trägt dabei ein beträchtliches Risiko in der Zusammenarbeit mit der neuen Generation von selbständigen Kulturagenten, die nicht auf ein institutionelles Sicherheitsnetz zurückgreifen können, doch der Erfolg gibt ihm bis dato recht.

Man würde den Qualitäten Franz Grieshofers allerdings nicht ganz gerecht werden, ohne nicht auch auf seine künstlerischen Ambitionen hinzuweisen. Privat äußern sie sich in einer außerordentlichen Theaterbegeisterung, im begabten Aquarellisten und Kenner der Malerei des 20. Jahrhunderts, doch sie werden auch im Museum manifest. Mit der Ausstellungsserie „... aus der Reihe" hat er eine Kooperation mit zeitgenössischen Künstlern ins Leben gerufen, die eine kreative Auseinandersetzung mit klassischen ethnographischen Materialien angeregt hat. Künstler verschiedener Sparten lassen Alltagsdinge und obsolet gewordene Kulturrelikte mit den eigenen Artefakten in Dialog treten. Durch eine derartige Veränderung der Kontexte werden wiederum gewohnte Zusammenhänge gestört, doch können solche Irritationen zu ganz neuartigen und interessanten Sichtweisen bekannter Dinge und Fakten führen. Dies läßt uns auch im Museum selbst unseren historischen Bestand in neuem Licht erscheinen. In diese Kategorie gehören die Ausstellungen „Kunst-Spiel-Zeug" (1996), „Werkzeug-Transformationen" (1997), Phono-Inventionen" (1999).

Bislang habe ich Franz Grieshofer mehr aus der in der Öffentlichkeit wirksamen Perspektive, in der er zur Zeit am ambitioniertesten tätig ist, dargestellt. Als langjähriger Museumsmann ist er der Fachwelt aber auch als klassischer Sachforscher in der Tradition eines Oskar Moser geläufig. Er kennt die Objekte seines Museums wie kein Zweiter und aus dieser Kennerschaft entstehen seine Studien zu Krippen, zur Kleidung, zur Hausforschung. Letztere reicht von bemalten Bauernhäusern bis zum Bungalow und

zur Beschäftigung mit dem wichtigen Hausforscher Johann Georg Bünker. In Arbeiten zur Kleidung geht Franz Grieshofer mit historischer Tiefenschärfe vor, wie etwa in der Untersuchung zur Trachtenleiste des berühmten barocken Völkertafel-Bildes, aber auch kulinarisch, wie im Buch über die Lederhose, das als einer seiner Bestseller gelten kann.

Wirft man einen Blick in Franz Grieshofers Bibliographie, so präsentiert sich ein vielseitig interessierter und versierter Volkskundler mit gewissen Vorlieben. Diese umfassen im Regionalen Oberösterreich, um genauer zu sein, das Salzkammergut und das Ausseer Land; das rumänische Siebenbürgen, um genauer zu sein, die Dörfer der Siebenbürger Landler; und in den letzten Jahren die Süd-Ost-Gebiete der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, genauer Bosnien, Galizien, und jüngst Istrien. Seine inhaltlichen Vorlieben sind in einem seiner Buchtitel zusammengefaßt: Häuser, Trachten, Bräuche (Wien 1984).

In der Brauchforschung ist Grieshofer Generalist. In seinem Schriftenverzeichnis finden sich Beiträge zu Weihnachts- und Faschingsbrauch, Maskengestalten und Jahresfesten. Den Redakteuren der unterschiedlichsten Medien ist er ein beliebter Ansprechpartner. Weder Freitag, der 13., noch Valentin, Muttertag, Osterhase oder Christkind, Erntedank, Kathrein oder Leopold, Nikolaus und Krampus, Adventkranz und Christbaum oder Silvester und Neujahr bringen ihn in Verlegenheit. Diese Themen referiert er auch in zahllosen Vorträgen und leistet damit einen großen volksbildnerischen Beitrag. Ein weiterer Schwerpunkt in Franz Grieshofers wissenschaftlichem Interesse gilt dem Vereinswesen. Ausgehend von seiner Promotion 1971 mit einer Arbeit über das Schützenwesen des Salzkammergutes, hat er sich mit städtischen Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereinen ebenso beschäftigt wie mit ländlichen Burschenschaften. Weniger bekannten Repräsentanten und Vorläufern aus der Fachgeschichte hat Franz Grieshofer verschiedene Studien gewidmet. Er stellte die Bedeutung des Statistikers Karl Freiherr von Czoernig für die Volkskunde dar, oder das Wirken Karl Lachers für die museale Volkskunde im Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum.

Aus all dem spricht eine Wertschätzung Franz Grieshofers für die Persönlichkeiten, die Sachgüter und Themen des Faches, die von den Menschen in seinem Umfeld dankbar vermerkt und reflektiert wird. Franz Grieshofers Arbeitskraft, seine Freude am Entwickeln von Ideen, seine Uberzeugung von der Bedeutung des klassischen Museions in der aktuellen Form des Museums im 21. Jahrhundert sind ungebrochen. Ihm wünschen wir zu seinem 60. Geburtstag alles Gute und viel Glück und uns, an der Freude, mit der er seine Arbeit tut, weiter teilhaben zu dürfen.

Margot Schindler

Schriftenverzeichnis Franz Grieshofer 1970 bis 2000

1970 Das Ischler Bergfest. Wien, Montan-Verlag, 1970. 35 S., 12 Abb. (= Leobener Grüne Hefte, 121)

— Das „Antlaß-Singen" in Traunkirchen, volkskundlich betrachtet. (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 19, Wien 1970. 96–111, Noten)

— Schützenbrauch im Salzkammergut. In: Merian-Heft Salzkammergut, 1977, 94

1971 Das Schützenwesen des Salzkammergutes. Eine volkskundliche Untersuchung der Schützengesellschaften. Wien 1971. XV, 292 Bl., 7 Bl. Noten, 2 Bl. Faks. Wien, phil. Diss.

1972 Die Anzenaumühle. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Wien, Notring der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1972. 141–143, 1 Abb. (= Notring-Jahrbuch 1973) Mit engl. und franz. Zusammenfassung

— Einige Fragen zum Ötztaler Hacker. (Ötztaler Heimatverein. Mitteilungsblatt Nr. 12, Längenfeld 1972. 5–8)

1973 Faschingshochzeit „Die Hochzeit des Herrn Bader Jagerl in Bad Ischl". (Österreichische Narrenpresse 6. Jänner 1973 Folge 22. 28–29, Abb.)

1974 (zusammen mit Oskar Moser:) Grassense I – Grundtypen der Langstielsense, Bl. 79; (zusammen mit Werner Bauer:) Grassense II – Bezeichnung für den Sensenstiel, Bl. 80; (zusammen mit Oskar Moser:) Getreidesense – Formen der Umlegevorrichtung, Bl. 81; Vereinswesen I–IV/Gesangsvereine, Blasmusikkapellen, Schützenverbände, Trachtenvereine, Bll. 83–86; Faschingsbrauchtum, Bl. 90. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. 5. Lieferung. Richard Wolfram, Ingrid Kretschmer. Graz/Wien/Köln, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlaus Nachf., 1974

— Der Österreichische Volkskundeatlas. Eine Dokumentation der österreichischen Volkskultur. (Kulturprogramm 1974. Kulturprogramm des Landesverbandes der Trachten- und Heimatvereine für Niederösterreich, Wien 1974. 59–63)

— Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Volkskundeatlas. (Mitteilungsblatt des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, Beiträge zur Sachvolkskunde 7, Wien 1974. 1–4, 1 Fragebogen)

1975 Faschingsbrauchtum. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hg. von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden Richard Wolfram. 5. Lieferung/1. Teil. Wien/Köln/Graz, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlaus Nachf., 1975. 67 S., Tab., 1 Faltkarte

— An Punkt han i g'schoss'n, da Böller hat kracht. Schützentradition im Salzkammergut. (Oberösterreich Kulturzeitschrift 25. Jg., Heft 3, Linz 1975. 11–18, 12 Abb.)

— V. Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie. Visegrád, Ungarn, 23. bis 28.9.1974. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXIX/78, Wien 1975. 195–197)

1976 Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel. In: Gaál, K., O. Bockhorn (Ltg.): Tadten. Eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonica Austriaca 1972/73. Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. XII/3, 1976. 129–158, Abb., 2 Abbildungsbeilagen, 2 Karten, 1 Luftbild (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 56; Kulturwissenschaften, 21)

— Eine kleine Kulturgeschichte der Schießscheibe. In: Förg, A. (Hg.): Schieß-Scheiben. Volkskunst in Jahrhunderten. 450 Schieß-Scheiben aus Deutschland, Österreich, Südtirol und der Schweiz. Rosenheim, Rosenheimer Verlagshaus, 1976. 8–15, Abb. (= Rosenheimer Raritäten)

— Flohdosen. (Mitteilungsblatt des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk, Beiträge zur Sachvolkskunde 9, Wien 1976. 10)

1977 Das Schützenwesen im Salzkammergut. Linz, OÖ Landesverlag, 1977. 216 S., Abb., Noten, 6 Farbtafeln, 57 Abb. a. Tafeln

— Folklorismus als Freizeitkultur. In: Mensch und Freizeit. Wien, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1977. 161–167, 2 Abb. (= Aus Österreichs Wissenschaft)

— Kartenspiele – Preisveranstaltungen, Bl. 102. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. 6. Lieferung/1. Teil. Richard Wolfram, Ingrid Kretschmer. Graz/Wien/Köln, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlaus Nachf., 1977

— Schützenbrauch im Salzkammergut. In: Merian-Heft Salzkammergut, 1977. 94

1978 Die Lederhose. Kleine Kulturgeschichte des alpenländischen Beinkleids. Zusammengestellt von Christian Brandstätter und Franz Hub-

mann. Mit 30 Farbabbildungen nach Photographien von Franz Hubmann sowie 78 Schwarzweißabbildungen. Wien/München/Zürich, Fritz Molden, 1978. 120 S., Abb. Mit Übersetzung ins Engl.

— (herausgegeben zusammen mit Klaus Beitl:) Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag. Wien, Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde, 1978. 353 S., Abb., Noten, Pläne, Karten, Abb. a. Tafeln (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 3) (Mit den Beiträgen: Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens. 113–122; Schriftenverzeichnis [F. C. Lipp] 1938–1978. Zusammengestellt aus: Biographisches Lexikon von Oberösterreich, bearb. v. Martha Khil, Bd. 4; Jahrb. d. OÖ. Musealvereins und eigenen Ergänzungen. 8–18)

— Jagd und Jäger in der Volkskunst. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1978. 71 S.

— (zusammen mit Klaus Beitl:) Südtiroler Volkstrachten in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffl. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, 1978. 86 S., 8 Abb. a. Tafeln (Darin: Einleitung. 7–15)

— Seit wann gibt es den Osterstrauß(-baum)? Eine Umfrage. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXII/81, Wien 1978. 43–46)

— Jagd und Jäger in der Volkskunst. Zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXII/81, Wien 1978. 276–278)

1979 (zusammen mit Klaus Beitl:) Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, 1979. 56 Seiten, Noten, 20 Abb. a. 12 Tafeln (Mit dem Beitrag: Die Erinnerungsgaben der Ravag-Volksliedersingen. 24–27)

— Bemalte Bauernhäuser im Innviertel. Zeichnungen, Aquarelle und Fotos aus der Sammlung in Schloß Walchen, OÖ. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1979. 20 S.

— Das Vereinswesen in Wien. Ein volkskundlicher Aufriß. In: Bericht über den vierzehnten österreichischen Historikertag in Wien. Wien, Verband Österreichischer Geschichtsvereine, 1979. 221–232 dazu Protokoll 245 (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine, 22)

— Holzhackerschilder aus dem Wienerwald. In: Martischnig, M. (Hg.): Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Wien, Verband der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1979. 165–172, 10 Abb.

— Schützenwesen in Österreich: Schützenfest der Augstbachler Kapselschützen – Altaussee/Steiermark. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film CTf 1651 der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie. (Wissenschaftlicher Film 23, Wien 1979. 19–26)
— Bemalte Bauernhäuser im Innviertel. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIII/82, Wien 1979. 304–308)
— Der Bauer und der Bungalow. Wandlungen der ländlichen Architektur im pannonischen Raum. (Pannonia 7. Jg., Heft 3, Eisenstadt 1979. 19–21, Abb.)
— Jagd und Jäger in der Volkskunst. Eine Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde – Wien. (Kultur im Zeitgeschehen. Österreichische Ärztezeitung, Wien 1979. 2–3, 3 Abb.)
— Bemalte Bauernhäuser im Innviertel. Ausstellung im Museum für Volkskunde in Wien bis 7. September 1979. (Kultur im Zeitgeschehen. Österreichische Ärztezeitung, Wien 1979. 95–96)

1980 Volkskunst aus dem Ausseer Land. Sonderausstellung zum Gedenken an Konrad Mautner (1880–1924) vom 23.5.1980–20.10.1980 im Schloßmuseum Gobelsburg, vom 26.10.1980–8.3.1981 im Gartenpalais Schönborn. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1980. 39 S.
— Alte Krippenkunst aus Österreich. Große Weihnachtsausstellung, Wien 1980/81. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1980. 22 S.
— Vom Essen und Trinken in Nestelberg. Eine strukturell-funktionelle Analyse. In: Bockhorn, O. (Hg.): Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung. Wien, Institut für Volkskunde der Universität Wien, 1980. 225–271, 10 Abb. (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 8)
— Schloßmuseum Gobelsburg, Sonderausstellung 1980: Volkskunst aus dem Ausseerland. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIV/83, Wien 1980. 182–184)
— „Volkskunst aus dem Ausseerland." Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois, NÖ. (Kultur im Zeitgeschehen. Österreichische Ärztezeitung 1980, Wien 1980. 96–97, 2 Abb.)

1981 Vereinswesen in Österreich. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hg. von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden Richard Wolfram. 6. Lieferung/3. Teil. Wien/Köln/Graz, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlaus Nachf., 1981. 78 S., Tab.

— Die Lederhose. Kleine Kulturgeschichte des alpenländischen Beinkleids. Zusammengestellt von Christian Brandstätter und Franz Hubmann. Mit 26 Farbabbildungen nach Photographien von Franz Hubmann sowie 75 Schwarzweißabbildungen. 1. Auflage. Genehmigte, gekürzte Taschenbuchausgabe. München, Goldmann, 1981. 144 S., Abb. Mit Übersetzung ins Engl.
— Alte Krippenkunst aus Österreich. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1981. 29 S.
— Vom Hl. Nikolaus zum Weihnachtsmann. Eine kurze Geschichte der weihnachtlichen Geschenkbringer. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981, 15 gez. Seiten, Abb.
— Volkskunst aus Oberösterreich. Entstehung und Wesen einer regionalen Sammlung innerhalb des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. (Kulturzeitschrift Oberösterreich 31. Jg., Heft 4, Linz 1981. 2–8, 10 Abb.)
— Schloßmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung 1981: Die Stabkirchen Norwegens. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXV/84, Wien 1981. 187–188)
— Südtiroler Volkskundemuseum in Dietenheim eröffnet. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXV/84, Wien 1981. 191–192)

1982 (zusammen mit Klaus Beitl, Friedrich Fuhrich, Eva Kausel und Michael Martischnig:) Volksschauspiel im Burgenland. Katalog. Mattersburg, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1982. 158 S. (Mit dem Beitrag: Spielhafter Brauch. 22–45)
— (zusammen mit Michael Martischnig:) Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Graphik. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1982. 26 S., 1 Frontispiz, 12 Abb. a. Tafeln (Mit dem Beitrag: Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Graphik. 13–17)
— Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich am Beispiel des Burgenlandes. In: Beitl, K., K. Ilg (Hg.): Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1982. 155–180, Tab. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. 5)
— (zusammen mit Olaf Bockhorn:) Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Umzüge – Bälle – Maskeraden. Bad Aussee 1980. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1733 der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie. (Wissenschaftlicher Film 29, Wien 1982. 38–46)

— „Bader Jagerl und Gertraud". Zwei Alt-Ischler Maskengestalten. In: Bockhorn, O., H. P. Fielhauer (Hg.): Kulturelles Erbe und Aneignung. Wien, Institut für Volkskunde der Universität Wien, 1982. 131–141, 4 Abb. a. Tafeln (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, Bd. 9)
— Volkswandern in Österreich. (Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 119. Jg., So. 4, Wien, 1982, S. 42–53, 1 Abb. a. Tafel; Zugleich: Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 11)
— Erforschung von Volksmusikinstrumenten. Bericht über die Tagung der Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde beim 15. Österreichischen Historikertag 1981 in Salzburg. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85, Wien 1982. 26–28)
— Volkskunde beschäftigt sich mit dem Thema „Tod". Bericht von der Tagung der Görres-Gesellschaft in Passau vom 3.–7. Oktober 1981. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85, Wien 1982. 35–36)
— Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauches. Bericht vom 23. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Regensburg vom 6.–11. Oktober 1981. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85, Wien 1982. 36–38)
— Sonderausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde: „Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Graphik". (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVI/85, Wien 1982. 130–131)
— Leopold Schmidt gestorben. (Salzburger Heimatpflege 6. Jg., Heft 1, Salzburg 1982. 88–90, 1 Abb.)
— Palm Twigs and Easter Bunnies. (Tafelspitz International, Spring 1982, Klosterneuburg 1982. 30–31, 2 Abb.)
— Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung. (Wissenschaftliche Gesellschaften. Beilage der Österreichischen Hochschulzeitung 34. Jg., Heft 10, Wien 1982. 39)

1983 (zusammen mit Romana Flotow und Michael Martischnig:) Ernst Hubers Volkskunstsammlung. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1983. 79 S., 11 Abb. a. Tafeln
— Michael-Haberlandt-Medaillen 1983. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVII/86, Wien 1983. 171–172)
— Ernst Hubers Volkskunstsammlung. Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVII/86, Wien 1983. 172–173)

— Salzburger Weihnachtskrippen. Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 30.11.1983 bis 2.2.1984. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVII/86, Wien 1983. 255–256)

1984 Häuser, Trachten, Bräuche. Bildzeugnisse österreichischer Kultur. Herausgegeben von Christian Brandstätter und Hans Schaumberger. Mit 77 Farbabbildungen nach Photographien von Franz Hubmann u.a. Wien, Christian Brandstätter Verlag & Edition, 1984. 71 S., Abb.

— Klingende Volkskultur: Die Bedeutung der oberösterreichischen Blasmusikkapellen für Brauch und Tracht. In: Brixel, E.: Das große oberösterreichische Blasmusikbuch. Wien/München, Christian Brandstätter, 1984. 146–156, Abb.

— Trachtenvereinsgeschichte und -geschichten. In: Lipp, F. C., E. Längle, G. Tostmann, F. Hubmann (Hg.): Tracht in Österreich. Wien, Brandstätter, 1984. 194–199, Abb.

— (zusammen mit Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Hans Lunzer, Oskar Moser, Martha Sammer, Karl Santner:) Lehrplanentwurf für den Unterrichtsgegenstand Volkskunde an Höheren land- und forstwirtschaftlichen Bundeslehranstalten. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, Wien 1984. 122–127)

— Volkskultur im Kartenbild – Der Österreichische Volkskundeatlas. Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und im Institut für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, Wien 1984. 338–339)

— Regierungsrat Professor Hans Gruber 70 Jahre. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXVIII/87, Wien 1984. 344–345)

1985 (zusammen mit Ulrike Riss, Herbert Zwiauer:) Papiertheater. Eine Sonderausstellung aus Wiener Sammlungen. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1985. 101 S., Abb., Tab.

— Aspekte brauchtümlicher Handlungen in der Gegenwart. Traditionelle – erneuerte – neue Phänomene. Zum Stellenwert einer gegenwartsbezogenen Brauchforschung. In: Beitl, K. (Hg.): Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Wien, Verein für Volkskunde, 1985. 239–260, 1 Abb. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. 6)

— Bestandsaufnahme und kartographische Darstellung des ländlichen Gerätewesens durch den Österreichischen Volkskundeatlas. In: Bericht über den sechzehnten österreichischen Historikertag in Krems/Donau. Wien, Verband Österreichischer Geschichtsvereine, 1985. 469–475

— Schützenwesen in Österreich: Schützenfest der Eselsbacher „Stachelschützen" – Bad Aussee/Steiermark. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1695 des Österreichischen Bundesinstituts für den Wissenschaftlichen Film. (Wissenschaftlicher Film 33, Wien 1985. 78–86, 2 Abb.)
— Fastnachtsforschung in Österreich. Eine Bibliographie. (Jahrbuch für Volkskunde NF 8, Würzburg u.a. 1985. 227–236)
— Prälat Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl 80 Jahre. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIX/88, Wien 1985. 186–187)
— Univ.-Prof. Dr. Erwin Mehl †. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIX/88, Wien 1985. 187)
— Schützenscheiben. Kunst für den Gebrauch. (Leben mit Tradition 7, Salzburg 1985. 2–5, Abb.)

1986 (zusammen mit Ulrike Riss, Herbert Zwiauer:) Papiertheater. Eine Sonderausstellung aus Wiener Sammlungen. II. Teil: Ferdinand Raimund und das Wiener Theater seiner Zeit im Spiegel des Papiertheaters. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1986. 35 S., 1 Abb.
— (zusammen mit Otto Oberhauser:) Krippenmotive auf Briefmarken. Katalog. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1986. 15 S.
— Jagd und Jäger im Spiegel der „Volkskunst". (Kulturzeitschrift Oberösterreich 36. Jg., Heft 3, Linz 1986. 27–33, 9 Abb.)
— Maultrommeln – Klingende Botschafter Österreichs. (Leben mit Tradition 12, Salzburg 1986. 17–18)
— Schmuck für Pferde. Pferdegeschirr und Zaumzeug. Kunst aus Leder und Messing. (Leben mit Tradition 13, Salzburg 1986/87. 19–21)

1987 (Herausgeber von:) Krippen. Geschichte, Museen, Krippenfreunde. Innsbruck, Pinguin Verlag und Frankfurt am Main, Umschau-Verlag, 1987. 103 S., Abb. (Mit den Beiträgen: Einführung in Werden und Wesen der Krippe. 9–14; Weihnachtskrippen im Österreichischen Museum für Volkskunde. 93)
— Jungbürgerfeiern in Österreich. Die Jungbürgerfeiern als Manifestationen des staatlichen Selbstverständnisses. In: Beitl, K. (Hg.): Gegenwartsvolkskunde und Jugendkultur. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1987. 274–306, Abb., Tab., Karte, 1 Faltkarte (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte, 493. Bd.; zugleich: Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 18)

— Bericht von der 1. Retrospektive über den volkskundlichen/ethnographischen Film der Regio Alpina in Bozen vom 18. bis 22. Februar 1987. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLI/90, Wien 1987. 253–254)
— Arbeitsgespräche zur Ergologie und Gerätekunde Südtirols auf der Brunnenburg, Dorf Tirol, vom 7. bis 9. Mai 1987. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLI/90, Wien 1987. 260–262)
— Tabakdosen. Kostbarkeiten für's Schnupfen und Rauchen. (Leben mit Tradition 14, Salzburg 1987. 10–13, Abb.)

1988 Musik im Schützenbrauch des Salzkammergutes. In: Deutsch, W., W. Schepping (Hg.): Musik im Brauch der Gegenwart. Wien, Verlag A. Schendl, 1988. 169–177, 3 Abb., Noten (= Schriften zur Volksmusik, 12)
— Faschingsbrauchtum in Österreich, Oberösterreich – „Fetzenfasching" in Ebensee. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1872 des ÖWF. (Wissenschaftlicher Film 38/39, Wien 1988. 135–144, 3 Abb.)
— „Perspektiven des wissenschaftlichen Films in der Volkskunde". Bericht über die volkskundliche Filmtagung in Reinhausen. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLII/91, Wien 1988. 205–206)
— Festakademie für Franz C. Lipp anläßlich des 75. Geburtstages. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLII/91, Wien 1988. 311–312)

1989 Die Neuordnung der Studiensammlung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. (Jahrbuch für Volkskunde und Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau 3. Jg., Spittal/Drau 1989. 59–66)
— Goldhauben. (Leben mit Tradition 21, Salzburg 1989. 2–4, 6 Abb.)
— Mit Messer und Gabel. Volkstümliche Bestecke. Vom Kulturgut zum Sammelobjekt. (Leben mit Tradition 21, Salzburg 1989. 30–34, 14 Abb.)
— Mit Knall und Rauch. Tromboni. Die Prangerschützen von San Bartolomeo. (Leben mit Tradition 22, Salzburg 1989. 2–4, 5 Abb.)
— Ohne Pulver und Rauch. Armbrustschießen. Schützenbrauch im Salzkammergut. (Leben mit Tradition 23, Salzburg 1989. 19–21)
— Wer klopfet an? Geheimnisvolle Adventnächte. Maskengestalten der Mittwinterzeit. (Leben mit Tradition 24, Salzburg 1989/90. 37–40, Abb.)

1990 Rowisch und Burschenstock. Die ländliche Burschenschaft in Österreich. In: Völger, G., K. v. Welck (Hg.): Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich. 2. Band. Köln, Rautenstrauch-Joest-Museum für Volkskunde, 1990. 111–118

— Der Mensch und die Biene. Bilderwelt am Bienenstock. Von der Apikultur Sloweniens. (Leben mit Tradition 28, Salzburg 1990/1991. 38–41, Abb.)

1991 (herausgegeben zusammen mit Gerd Kaminski:) Herdgott und Habergeiß. Leben und Brauch in China und Österreich. Ein Vergleich in Bildern und Sachen. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde und Österreichisch-Chinesische Gesellschaft, 1991. 75 S., Abb. (= Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann-Institutes für China- und Südostasienforschung, 29)

— Wenn Weihnachtskrippen erzählen. Aus der Sammlung des Wiener Volkskundemuseums. (Blickpunkte. Kulturzeitschrift Oberösterreich 41. Jg., Heft 4, Linz 1991. 24–29, 6 Abb.)

— Faschingsbrauchtum in Österreich. „Fetzenfasching" in Ebensee. In: B. Bönisch-Brednich (Hg.), Erinnern und Vergessen. Volkskundliches Filmforum am 27. Deutschen Volkskunde-Kongreß Göttingen. Göttingen, Schmerse, 1991. 24–29

— Die „Landler" in Siebenbürgen. Sie sprechen wie wir. Das Schicksal einer Volksgruppe. (Leben mit Tradition 30, Salzburg 1991. 2–3)

1992 (zusammen mit Klaus Beitl, Nora Czapka, Gudrun Hempel, Margot Schindler, Magdalena Schwenter-Zott:) „Museum im Umbau". Schauplatz 1–6. Begleitheft. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1992. 15 S., Anhang (Mit dem Beitrag: Schauplatz 6: Keramik. 14–15)

— Erforschung und Bewertung von Volkskunst in Österreich. (Jahrbuch für Volkskunde NF 15, Würzburg u.a. 1992. 81–104)

— Entwicklungslinien im volkskundlichen Museumswesen Österreichs. In: Beitl, K. (Hg.): Volkskunde. Institutionen in Österreich. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1992. 21–40. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, XXVI; Bio-Bibliographisches Lexikon der Volkskunde, Vorarbeiten 5)

— Brauch und Tracht. Die Tracht in volkskundlicher Bewertung. In: Sommerakademie Volkskultur 1992, Musik. Wien, Österreichisches Volksliedwerk, 1992. 134–138

— Von Kipferln und Krapfen. Wiener Jahresfeste in der Wahrnehmung der Kinder. In: Kindsein in Wien. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1992. 54–57, Abb.

— Bericht über den 19. Österreichischen Historikertag vom 18. bis 22. Mai 1992 in Graz. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVI/95, Wien 1992. 522–524)

— Kufenstechen und Lindentanz. (Berg 55, 1992. 36–39)

1993 Von Jungfrauen, Blasmusikkapellen und Hausierern ... Zur Emblematik der Kastelruther Tracht. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVII/96, Wien 1993. 289–310, 8 Abb.)

— Hochzeit. In: Vavra, E. (Hg.): Familie. Ideal und Realität. Horn, Verlag Berger, 1993. 558–567, Abb. (= Katalog des NÖ Landesmuseums, NF 316)

— Denkmäler der Provokation. In: Mikoletzky, L. (Red.): Bericht über den 19. Österreichischen Historikertag in Graz vom 18.–22. Mai 1992. Herausgegeben vom Verband Österreichischer Historiker. Graz, 1993. 320–324 (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine, 28)

— Bibliographie Franz C. Lipp II. Fortsetzung zum Schriftenverzeichnis 1938–1978 in: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag. Hg. v. Verein für Volkskunde, geleitet von Klaus Beitl und Franz J. Grieshofer. Wien 1978 (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 3) (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVII/96, Wien 1993. 253–259)

— Brauch und Tracht. Die Tracht in volkskundlicher Bewertung. (Kärntner Landsmannschaft 9/10, Klagenfurt 1993. 66–67)

1994 (zusammen mit Klaus Beitl, Margot Schindler, Bernhard Tschofen:) Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde und Verein für Volkskunde, 1994. 94 S., Abb. (zugleich: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVIII/97, Heft 1)

— Sach-Geschichten. Über ein Vierteljahrhundert Sammlungsgeschichte. In: Sach-Geschichten. Aus den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Das jüngste Vierteljahrhundert 1969–1994. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1994. 19–26 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 62) (Mit den Beiträgen: Grenze. 55; Krippenkunst. 75; Musikinstrumente. 89; Sammelleidenschaft. 97; Touristenkultur. 107; Trachtenerneuerung. 109; Verwandlungen. 115; Wandschmuck. 123; Weihnachten. 125)

— (zusammen mit Klaus Beitl, Margot Schindler, Bernhard Tschofen, Elsa Prochazka, Erhard Busek:) Österreichisches Museum für Volkskunde. Eröffnung der neuen Schausammlung zur historischen Volkskultur am 30. Jänner 1994.(Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVIII/97, Wien 1994. 141–152)

— Die Gestalt der Bercht und ihre Erscheinungsformen in Österreich. In: Salzburger Perchtenbrauch. Tagungsband zum Salzburger Perchten-Symposion Maske, Mystik, Brauch. Salzburg, Salzburger Volkskultur, [1994]. 49–63

— Heimat im Verein. Die Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereine als städtisches Phänomen. In: Schnur, H. (Red.): Ländliche Kulturformen – ein Phänomen in der Stadt. Tagungsbericht zum Symposion. Graz, Weishaupt-Verlag, 1994. 102–110 (= Sätze und Gegensätze. Beiträge zur Volkskultur, 2)

— Winterfreuden. Ausstellung vom 5. Dezember 1994 bis zum 13. Jänner 1995 im Kassensaal der CA. Wien 1994. 4 gez. S., Abb.

— Bosnien. Zwischen Okkupation und Attentat. Die Bosniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee August 1994 bis März 1995.(Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVIII/97, Wien 1994. 485–487)

1995 Über die „ganz ordinären" Produkte. Erzeugnisse aus Hausindustrie und Manufakturen. In: Werner, T. (Hg.), H. Lackner (Bearb.): Das k.k. National-Fabriksprodukten-Kabinett. München/New York, Prestel, 1995. 141–153, Abb. a. Farbtafeln

— Üb' Aug und Hand für's Vaterland. Über das Schützenwesen im Land Salzburg. (Salzburger Volkskultur 19. Jg., April, Salzburg 1995. 86–91, 2 Abb.)

— Winterfreuden. Zeugnisse winterlichen Vergnügens. Eine Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Kassensaal der Creditanstalt-Bankverein vom 5.12.1994 bis 13.1.1995. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLIX/98, Wien 1995. 73–79)

— Vorwort. In: Fitz, O., P. Huber: Bergmännische Geduldflaschen. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1995. 6 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, XXVII)

— Appearance and Reality. Considerations relating to the Toy Collection of the Austrian Folklore Museum. In: Childhood – Playtime? International Symposium on the Research and Documentation in Museums of Cultural Aspects of Toys, Children and Youth, Cologne, 20th–23rd June 1993. Köln u.a., Rheinlandverlag u.a., 1995. 110–115 (= Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, 52)

1996 Kunst-Spiel-Zeug. Werke mexikanischer Künstlerinnen und Künstler und traditionelles Spielzeug aus der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1996. 24 S., Abb. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 68)

— Die Lederhose. Kleine Kulturgeschichte des alpenländischen Beinkleids. Zusammengestellt von Christian Brandstätter und Franz Hubmann. Mit 30 Farbabbildungen nach Photographien von Franz Hubmann sowie 78 Schwarzweißabbildungen. Husum, Husum Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H., 1996, 120 S., Abb. Mit Übersetzung ins Engl.

— (zusammen mit Wilfried Schabus, Irmgard Sedler, Martin Bottesch, Lore Lotte Hassfurther), Spurensicherung und Lebenslinien der Landler. Forschungsprojekt des Österreichischen Museums für Volkskunde im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft, Verkehr und Forschung GZ. 20.764/2-II/2/93. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1996. Div. Pag., Abb., Karten (3 Teile in Mechanikordner). (Mit dem Beitrag: Kennt es Kletiten? Die Nahrung der Landler. 33 Bl.)

— Das Vierkanthof-Modell im Wiener Volkskundemuseum. Eine „endliche" Geschichte. (Blickpunkte. Kulturzeitschrift Oberösterreich 46. Jg., Heft 3, Linz 1996. 18–23, 6 Abb.)

— Kunst-Spiel-Zeug. Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 15. Mai bis 1. September 1996. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde L/99, Wien 1996. 238–240)

1997 Die Jagd im Spiegel populären Kunstschaffens. In: Alles Jagd ... eine Kulturgeschichte. Kärntner Landesausstellung Ferlach 1997. Klagenfurt, Kärntner Landesausstellung, 1997. 285–292, 7 Abb.; Katalog 610–628

— Die Percht – das unbekannte Wesen im Widerschein wissenschaftlicher Deutung. (Parnass 17. Jg., Sonderheft 13: Kopf oder Maske, Wien 1997. 130–135, 5 Abb.)

— Hundert Jahre „Jaufenthaler-Krippe" im Österreichischen Museum für Volkskunde. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LI/100, Wien 1997. 73–75)

— Vorwort. In: Peschel-Wacha, C.: Mit dem Gefühl der Hände. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1997. 7 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 69)

— Vorwort. Galizien in Bildern – eine Volkskunde vor der Volkskunde. In: Kohl, I., E. Brix, Galizien in Bildern. Wien, Selbstverlag Öster-

reichisches Museum für Volkskunde, 1997. 4 (= documenta ethnographica, 2)
— Das museion – Begegnungsstätte von Kunst und Kultur. In: Fritz Russ. Werkzeug-Transformationen. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1997. 1 gez. S. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 70)
— Schloß Gobelsburg: Gefühl der Hände. (morgen 21. Jg., Heft 115, Klosterneuburg 1997. 6, 1 Abb.)

1998 (zusammen mit Klaus Beitl, Margot Schindler, Bernhard Tschofen:) Österreichisches Museum für Volkskunde/Austrian Museum of Folk Life and Folk Art. Display Collection of Historical Popular Culture. Accompanying Booklet. Vienna, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde und Verein für Volkskunde, 1998. 94 S., Abb.
— Die Bedeutung des Ausstellungswesens für die Entwicklung der Ethnographie in Galizien und Wien. In: Galizien. Ethnographische Erkundung bei den Bojken und Huzulen in den Karpaten. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1998. 19–42, Abb. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Veröffentlichungen des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, 9)
— Galizien in der Photothek des Österreichischen Museums für Volkskunde. Wien, Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1998. 493–512, 14 Abb. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. 15; zugleich: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LI/100, Wien 1997. 493–512, 14 Abb.)
— Volkscharakter und Sitten in Gmunden. Ein Kapitel aus Carl Ritters „Chronik von Gmunden". In: Volkskunde. Erforscht, gelehrt, angewandt. Linz, Land Oberösterreich, OÖ. Landesmuseum, 1998. 13–24 (= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 7)
— Vorwort zur 2. Auflage. In: Hills, J.: Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d.Ä. (1560). 2. Auflage. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1998. (Erstauflage Wien 1957) 7–8 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, X)
— Vorwort. In: Czapka, N.: Gnadenreiches Jesulein. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1998. 7 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 71)
— Vorwort. In: N. Gockerell, Il Bambino Gesù. Italienische Jesuskindfiguren aus drei Jahrhunderten. Sammlung Hiky Mayr. 2. geänderte Auflage. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1998, 6–7

1999 (herausgegeben zusammen mit Margot Schindler:) Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Festgabe für Klaus Beitl zum siebzigsten Geburtstag. Wien, Im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1999. 696 S., Abb. (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Band 4) (Mit den Beiträgen: [zusammen mit Margot Schindler], Zueignung. 13–14; Karl Freiherr von Czoernig (1804–1889). Ein Wegbereiter der Ethnographie in Österreich. 117–127)

— (Katalogredaktion von:) Hans Christian Tschiritsch. Phono-Inventionen. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1999. 23 S., Abb. (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 72) (Darin: betr.: Vorwort. 5–6)

— Die Tracht der Kleidung. Bemerkungen zur Darstellung der europäischen Nationen auf der „Völkertafel". In: Stanzel, F. K. (Hg.): Europäischer Völkerspiegel. Heidelberg, Universitätsverlag C. Winter, 1999. 45–60, Abb.

— (zusammen mit Renate Bauinger:) Feierliche Übergabe eines Christleuchters an das Österreichische Museum für Volkskunde. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, Wien 1999. 179–183)

— Hans Christian Tschiritsch: Phono-Inventionen. Eine Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde „... aus der Reihe" vom 21. Jänner bis 5. April 1999. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIII/102, Wien 1999. 49–51, Abb.

— Zur Ausstellung. In: Müller, W.: Leben in der Platte. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1999. 7–10 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 73)

— Vorwort. In: 2000: Zeiten/Übergänge. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1999. 6–7 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 74)

— Perchten – Maskengestalten der Mittwinterzeit. In: 2000: Zeiten/Übergänge. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 1999. 46–48 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 74)

— Schützenscheiben als literarische Quellen. (Der Vierzeiler 19. Jg., Nr. 1, Graz 1999. 28–29, 5 Abb.)

2000 Wallfahrt. In: Die Via Sacra. St.Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung für Kultur und Wissenschaft, 2000. 6–9, 6 Abb. (= Mitteilungen aus Niederösterreich, 3/00)

— Volkskunde im Aufbruch. Das neue Österreichische Museum für Volkskunde in Wien. (Joanneum aktuell 2, Graz 2000. 9, 1 Abb.)

— Die Volkskunde in der Bukowina. In: Spurensuche. Czernowitz und die Bukowina einst und jetzt. Ausstellung Schallaburg, 3. Juni bis 29. Oktober 2000. 76–78; Katalog 78–80
— Zur Einleitung: Gruß an den Krampus. In: Gruß vom Krampus. Die Krampuskartenkollektion Ernst Brodträger. Mit Beiträgen von Gerhard Fischer und Kathrin Pallestrang. Wien, Selbstverlag Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. 5–6 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 76)

Erscheint im Jänner 2001

— Das Modell und das Museum. In: Croy, O., O. Elser, Sondermodelle/ Special Models. Die 387 Häuser des Peter Fritz, Versicherungsbeamter aus Wien. ... erscheint anläßlich der Ausstellung „Sondermodelle" im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien (18. Januar 2001–18. März 2001). Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz, 2001
— Umzüge als Kulturform. In: Allerley Umzüge. How long can you go. Atzenbrugg, Volkskultur NÖ, 2001

Sonstige Schriften

— Verschiedene Beiträge in: Kapfhammer, G.: Brauchtum in den Alpenländern. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. München, Callwey, 1977.
— Beitrag für den Leykam-Kalender 1986 über die „Verkehrte Welt" auf Obermillner Fayencen.
— Bericht über das Forschungsprojekt „Die Siebenbürger Landler im Auswanderungsfieber". Themenbereich Volkskunde. In: „Landler-Projekt". Feldforschungsprojekt des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 22.10. bis 2.11.1990. Endbericht. [Wien 1991]. 28–32
— Jahresberichte über Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 1982–2000
— Beiträge in: Zaubertöne. Mozart in Wien, 1781–1791. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1990. (124–129; 212–213; 259–260)
— Verschiedene Beiträge in: R. u. M. Bamberger, E. Bruckmüller, K. Gutkas (Hg.), Österreich Lexikon in zwei Bänden. Wien, Verlagsgemeinschaft Österreich-Lexikon u. Christian Brandstätter Verlagsgesellschaft, 1995.

Schriften ohne Autorenangabe

— Österreichisches Museum für Volkskunde. In: Kulturbericht 1996. Wien, BMfUkA, Sektion IV, [1997]. 101–105, 2 Abb.

— Österreichisches Museum für Volkskunde. In: Kulturbericht 1997. Wien, BMfUkA, Sektion IV, [1998]. 97–102, 4 Abb.
— Österreichisches Museum für Volkskunde. In: Kulturbericht 1998. Wien, BMfUkA, Sektion IV, [1999]. 103–106, 2 Abb.
— Beiträge in: Österreich von A–Z. Stuttgart/Zürich/Wien, Verlag das Beste, 1981. (Die Österreichischen Gehöftformen. 40–43, 2 Abb., 1 Karte; Brauchtum. 86–88, 6 Abb.; Fasching. 134–135, 3 Abb.; Trachten. 410–411, 5 Abb.)
— „Volkskunst aus dem Ausseerland". Sonderausstellung 1980. Österreichisches Museum für Volkskunde, Schloßmuseum Gobelsburg. Ab 23. Mai 1980, 2 Bl.
— Die Stabkirchen Norwegens. Ausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois. (Kultur im Zeitgeschehen. Österreichische Ärztezeitung, Wien 1981. 84, 2 Abb.)

Rezensionen

— Helmut Fielhauer, Gerlinde Haid (Hg.), Die musikalische Volkskultur in Niederösterreich. Wien 1976. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 26, 1977. 152–153
— Erich Egg, Wolfgang Pfaundler, Das große Tiroler Schützenbuch mit Ehrentafel der Tiroler Schützen. München/Zürich 1976. In: ÖZV XXXI/80, 1977. 244–247
— Erich Egg, Schützen – Scheiben – Schätze. Katalog zur Ausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum Innsbruck, 3. Juni bis 2. Oktober 1977; und Werner Galler, Schützengilden und Bürgerkorps. Katalog zur Ausstellung der Volkskundlichen Sammlung des NÖ. Landesmuseums Wien, 3. September 1976 bis 27. März 1977. In: ÖZV XXXI/80, 1977. 320–322
— Sigurd Graf von Pfeil, Schützenwesen und Schützenfeste in Niedersachsen. Göttingen 1975. In: ÖZV XXXI/80, 1977. 335–337
— Torsten Gebhard, Alte Bauernhäuser. München 1977. In: ÖZV XXXII/81, 1978. 69–71
— Helene Grünn, Wäsche waschen. Wien 1978. In: ÖZV XXXIV/83, 1980. 40–41
— Olaf Bockhorn, Wagen und Schlitten im Mühlviertel. 2 Bde. Linz 1973/1978. In: ÖZV XXXV/84, 1981. 55–57
— Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. Liezen 1980. In: ÖZV XXXVI/85, 1982. 141–142
— Fritz Felgenhauer (Hg.): Forschungen in Stillfried. Band 1–3. Wien 1974. In: ÖZV XXXVI/85, 1982. 144–145

— Hiltraud Ast, Die Schindelmacher im Land um den Schneeberg. Augsburg 1981. In: ÖZV XXXVI/85, 1982. 314–315
— Volker Hänsel, Sepp Walter (Hg.): Volkstümliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag. Liezen 1981. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 58–60
— Michael Unterlercher, In der Einschicht. Klagenfurt 1976. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 84
— Ilka Peter, Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern. Salzburg 1981. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 86–87
— Dieter Weiss, Helmut Eberhart, Handbuch der Museen und Sammlungen in der Steiermark. Graz 1979. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 194–195
— Rotraud Acker-Sutter, Heimatmuseen im Lande Salzburg. Salzburg 1980. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 195–196
— Olaf Bockhorn, Hermann Steininger, Museen und Sammlungen in Niederösterreich. Pram 1981. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 196–197
— Gertrud Huemer, Niederösterreichische Heimatmuseen. Wien 1982. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 197
— Gerhart Prell, Totes Gebirge. Linz 1978. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 199–200
— Edith Hörandner, Friedl Jary, Mitfeiern! Festland Österreich. Wien/München 1983. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 202–203
— Helmut Huber, Totenbrauchtum in Niederösterreich. Wien 1981; Helmut Huber, Gebet- und Liedgut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich. Wien 1981. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 203–204
— Ilka Peter, Tanzbeschreibungen – Tanzforschung. Wien 1983. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 282
— Herbert Lager, Hilde Seidl, Kontratanz in Wien. Wien 1983. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 283
— Ludwig Denecke (Hg.): Brüder Grimm Gedenken Band 3. Marburg 1981. In: ÖZV XXXVII/86, 1983. 283–284
— Walter Dujmovits (Red.), Marktgemeinde Kukmirn. Kukmirn 1982. In: ÖZV XXXVIII/87, 1984. 220–221
— Bruno G. Schüch (Hg.): 200 Jahre Pfarre Neustift am Walde. Wien 1983. In: ÖZV XXXVIII/87, 1984. 221
— Bruno Riegler, Ybbsitz, 500 Jahre Markt–800 Jahre Seelsorge. St. Pölten/Wien 1982. In: ÖZV XXXVIII/87, 1984. 221–222
— Friederike Prodinger, Reinhard R. Heinisch, Gewand und Stand. Salzburg/Wien 1983. In: ÖZV XXXIX/88, 1985. 197–199

— Lisl Waltner (Hg.), Der gemeine Steirer. Volkscharakter an Beispielen. Wien/Köln/Graz 1982. In: Zeitschrift für Volkskunde 81, 1985. 95–96
— Volker Hänsel, Maria Kundegraber, Oskar Moser (Hg.): Tradition und Entfaltung. Trautenfels 1986. In: ÖZV XLII/91, 1988. 318–321
— Franz Gillesberger, Brauchtum in Ebensee. Ebensee 1987. In: ÖZV XLII/91, 1988. 335
— Franz Stadler, Brauchtum und Masken in der Obersteiermark, Bezirk Liezen. Trautenfels 1988. In: ÖZV XLIII/92, 1989. 157–158
— Franz Carl Lipp, Vom Flachs zum Leinen. Linz 1989. In: ÖZV XLIV/93, 1990. 242–243
— Helmut Adler, Franz Mandl, Rudolf Vogeltanz unter Mitarbeit von Rudolf Leitinger, Zeichen auf dem Fels – Spuren alpiner Volkskultur. Unken 1991. In: ÖZV XLV/94, 1991. 312–314
— Hans Haid, Mythos und Kult in den Alpen. Mattersburg/Bad Sauerbrunn, 1990. In: ÖZV XLV/94, 1991. 425–430
— Olaf Bockhorn, Wolfgang Slapansky (Hg.), Gutshofknechte und Saisonarbeit im Pannonischen Raum. Wien 1990. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 90, 1994. 257–258
— Viktor Herbert Pöttler, Bäuerliche Fahrzeuge und Arbeitsgeräte. Stübing 1997. In: ÖZV LII/101, 1998. 125–126

Herausgeber und Mitarbeiter

— documenta ethnographica. Seit 1996 (zusammen mit Klaus Beitl und Konrad Köstlin)
— Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Seit 1995
— Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde. Seit 1995
— Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (gemeinsam mit Klaus Beitl). Seit 1983
— Ab Folge 11–12: 1975–1976 (Wien 1980) Mitarbeit an der Österreichischen Volkskundlichen Bibliographie bis Folge 27–28: 1991–1992 (Wien 1995)
— Ab Band 1977–1978 bis Band 1997 Mitarbeit an der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie

Filme

— CTf 1651 – Schützenwesen in Österreich – Schützenfest der Augstbachler Kapselschützen – Altaussee/Steiermark. 16-mm-Film, Magnetton, Farbe, 22 Minuten, deutscher Kommentar. Aufgenommen 1977. Wien, Bundesstaatliche Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie, 1979

— (zusammen mit Olaf Bockhorn:) C 1733 – Faschingsbrauchtum in Österreich, Steiermark: Umzüge – Bälle – Maskeraden, Bad Aussee 1980. 16-mm-Film, Magnetton, Farbe, 22 Minuten. Aufgenommen 1980. Wien, Bundesstaatliche Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie, 1982

— C 1695 – Schützenwesen in Österreich: Schützenfest der Eselsbacher „Stachelschützen" – Bad Aussee/Steiermark. 16-mm-Film, Magnetton, Farbe, 19 Minuten, deutscher Kommentar. Aufgenommen 1979. Wien, Österreichisches Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film, 1984

— C 1872 – Faschingsbrauchtum in Österreich, Oberösterreich – „Fetzenfasching" in Ebensee. 16-mm-Film, Magnetton, Farbe, 32 Minuten. Aufgenommen 1984. Wien, Österreichisches Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film, 1986

Hermann F. Hummer

Neuerscheinung

Gruß vom Krampus
Die Krampuskartenkollektion Ernst Brodträger
Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung mit Beiträgen von Franz Grieshofer, Gerhard Fischer, Kathrin Pallestrang
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 48 Seiten, 15 Farbabb. Format 23 x 13, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Nr. 76)
ISBN 3-900359-91-1

Der zottelige, gehörnte und kettenbehangene Begleiter des Nikolaus, der Krampus, und seine Erscheinungsweisen auf den Postkarten von der Jahrhundertwende bis in die Gegenwart stehen im Zentrum dieses illustrativen Begleitbandes zur Sonderausstellung im Volkskundemuseum (6. Dezember 2000 bis 28. Jänner 2001), die der außergewöhnlichen Krampuskartensammlung von Ernst Brodträger gewidmet ist. Fünfzehn seiner papierenen Schätze sind im Begleitband in Originalgröße wiedergegeben und erlauben einen Einblick in den Formenreichtum der Karten und die Fantasie ihrer Gestalter. Im ersten Textbeitrag wird der Leser von Gerhard Fischer in die Welt dieser wilden Gestalt entführt. Der Autor spürt ihren Bedeutungsformen in Kunst und Philosophie nach. Das anschließende Gespräch, das er mit dem Sammler führt, legt die Geschichte der Kollektion dar, schildert Motivation und Intention Ernst Brodträgers und läßt dabei den Zeitgeist der 50er und 60er Jahre lebendig werden. Der abschließende Beitrag von Kathrin Pallestrang liefert einen kurzen kulturhistorischen Abriß über die Postkarte und versucht einen Erklärungsansatz für Gestaltung und Erscheinungsformen der Krampuskarten zu bieten. Das Grafikatelier Haller hat den Band sorgfältig gestaltet und damit ein schönes Begleit- und Geschenkbüchlein für den Advent geschaffen.

Bestellungen:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

ATS 135,—/DM 19,20/EURO 9,81 (exkl. Versand)
ATS 90,—/DM 12,80/EURO 6,54 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Die sogenannte Holländische Galerie des Gartenpalais Schönborn

Rückblick auf die zwischen 1917 und 1999 stattgefundenen Restaurierungen

Als im Jahre 1917 die damalige Museumsdirektion daranging, das von der Stadt Wien dem Verein für Volkskunde für Museumszwecke zur Verfügung gestellte ehemalige Gartenpalais Schönborn für die Präsentation der umfangreichen Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde zu adaptieren, war von der prachtvollen Ausstattung des Hauses, die ehemals fast den ganzen ersten Stock umfaßte, nicht mehr viel übrig geblieben. Einen vollständigeren Eindruck von der ehemaligen Einrichtung gab nur mehr das damalige Direktionszimmer (Abb. 1), das sich beim Vergleich mit der Kleiner'schen Abbildung unschwer als das „Bilder Zimmer von Holländischen Meistern" erkennen läßt. Es ist nicht bekannt, warum gerade dieser Raum neben noch zwei vorhandenen Stuckdecken von der schon um 1800 vorgenommenen radikalen Plünderung des Hauses ausgenommen worden war und auch Zeiten überlebt hat, in denen die Barockarchitektur wenig geschätzt worden ist.

Auf jeden Fall war mit dem k.k. Museum für österreichische Volkskunde ein Mieter eingezogen, zu dessen (Vereins)zielen die Bewahrung historischen Kulturgutes zählte, weshalb der Weiterbestand der Originalausstattungsreste gesichert schien. Tatsächlich findet sich im Baubuche aus dem Jahre 1917, in dem die Adaptierungsarbeiten für das Museum aufgelistet sind, der Hinweis auf ein Gerüst in der Holländischen Galerie, was auf Renovierungsarbeiten an der Decke schließen läßt. Ob und inwieweit Tür-, Fenster- und Wandverkleidungen bei dieser Gelegenheit behandelt worden sind, läßt sich nicht feststellen. Es kann sich jedenfalls nur um geringfügige Maßnahmen gehandelt haben, da die Mittel so knapp waren, daß nicht einmal die auf Leinwand geklebten aus dem 19. Jahrhundert stammenden Papiertapeten erneuert wurden, die schon damals infolge der im ganzen Hause verwendeten Kohlen- und Koksofenheizung ziemlich schmutzig gewesen sein mußten.

Überhaupt war die Einzelofenheizung, die später teilweise auf Gasgeräte umgestellt wurde, eine ständige Schmutzquelle, weshalb auch viel häufiger ausgemalt werden mußte, als dies heute der Fall ist.[1]

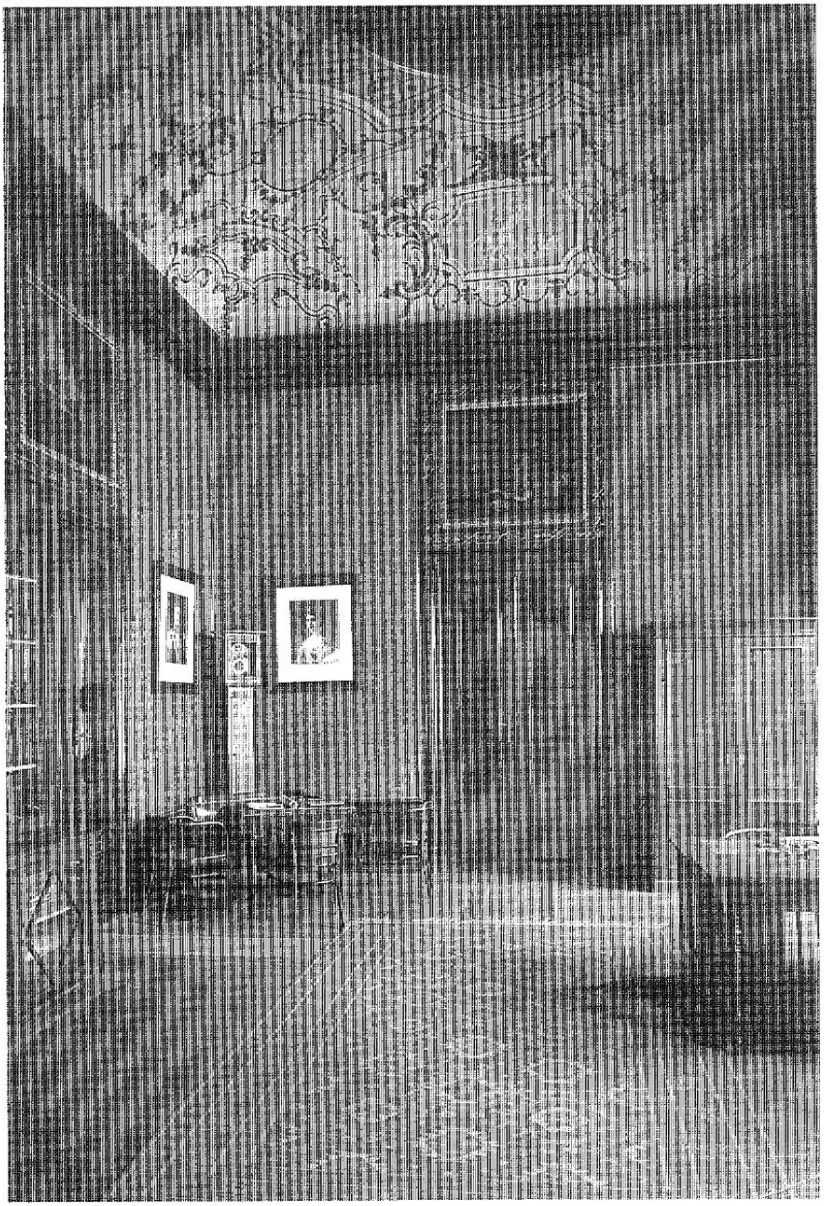


Abb. 1: Direktionszimmer des k.k. Museums für österreichische Volkskunde, um 1918 (Foto: Österreichisches Museum für Volkskunde)

Türen Lambris

Während immerhin, wie schon oben erwähnt, drei Stuckdecken die zahlreichen Hausadaptierungen überdauert haben, ist die Holländische Galerie der einzige Raum, in dem nicht nur die barocke Decke, sondern auch die wandfeste Ausstattung bis heute erhalten geblieben sind. Dem zur Erbauungszeit üblichen Gliederungskanon folgend, handelt es sich um Wandfelder über einer Parapetzone, in die gerahmte Türen, Fenster und Bilder eingelassen sind. Ein kräftiges Gesims bildet den Abschluß gegen das Deckengewölbe. Konstruktiv betrachtet, bestehen die einzelnen Elemente ganz in der Art zeitgenössischen Möbelbaus aus furniertem Weichholz. Je nach Bedeutung im Ensemble wechseln Bandelwerkmarqueterien mit längs-, diagonal- und querfurnierten Partien, überwiegend aus verschiedenfarbigen Nußhölzern.

Soweit sich heute beurteilen läßt, hat abgesehen von gelegentlichen Ausbesserungen, niemals eine umfassende Restaurierung aller Holzteile stattgefunden. Deutlich wird dies angesichts des schlechten Zustandes, in dem sich die Türrahmen- und Gesimsprofile befinden. Hier wurden durch Anwendung einer Technik, gleichsam gegen die gewachsene Struktur des Holzes, die künftigen Schäden schon bei der Herstellung vorprogrammiert. So hat man die Furniere in der Faserrichtung über die Profile gebogen und festgeleimt, wodurch es, begünstigt durch Temperatur- und Luftfeuchtigkeitsschwankungen, zu großflächigen Furnierverwerfungen und Loslösungen gekommen ist. Die Behebung dieser Schäden hätte einen Abbau aller Teile und deren werkstattmäßige Restaurierung bedeutet, wozu sich schon aus finanziellen Gründen bisher kein Direktor entschließen konnte. Behoben wurden allerdings Schäden, die während der Benützung des Hauses durch das Volkskundemuseum entstanden waren.

Eine Entscheidung mit fatalen Folgen war das Aushängen der Türflügel und deren Ersatz durch Glasflügel zwischen der Galerie und dem östlich angrenzenden Raum, als dieser unter der Leitung von Leopold Schmidt zum Direktionszimmer gemacht wurde. Die beträchtlichen Schäden (Abb. 2), die durch jahrelange unsachgemäße Deponierung der barocken Türblätter im Keller, auf dem Dachboden und schließlich in der damaligen Tischlerwerkstatt entstanden waren, wurden erst Ende der 70er Jahre unter Schmidts Nachfolger Klaus Beitl behoben, als sich dieser zu einer Wiederherstellung des früheren Zustandes entschlossen hatte.

Im Vertrauen auf meine Fähigkeiten, die ausgehend von meiner Ausbildung als Gemälde- und Skulpturenrestaurator mittels der intensiven Schulung durch unseren bereits 1968 in Pension gegangenen Haustischler Karl Autolny auch auf dem Gebiet der Kunsttischlerei einigermaßen zugenom-

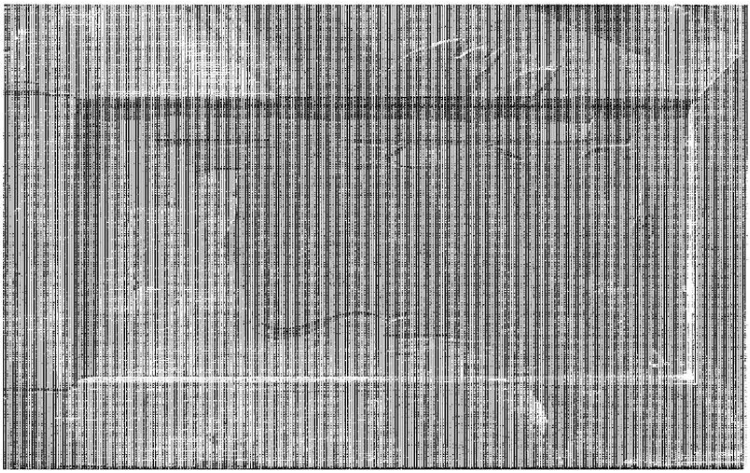


Abb. 2: Intarsierte Tür aus der sog. Holländischen Galerie, Zustand vor der Restaurierung Mai 1983 (Foto: Martin Kupf)

men hatten, machte ich mich sofort anbötig, diese schwierige Aufgabe zu übernehmen.

Die Restaurierung erfolgte in zwei Etappen, gleichsam im Außendienst im Stift Geras, wohin die Türblätter gebracht worden waren, um im Rahmen zweier „Intarsienkurse" unter der Aufsicht von Walter Turrini (Kunsttischler in Maria Saal, Bruder des Schriftstellers Peter Turrini) bearbeitet zu werden. Sein Verdienst bestand hauptsächlich in der Beschaffung der dicken Sägschnittfurniere, die für die Ergänzung der zahlreichen fehlenden Teile notwendig, aber nur schwer zu bekommen waren.

Schadensbild

Leimabbau und darauffolgende großflächige Ablösung von Furnierteilen durch Lagerung in zu feuchtem Klima und anschließende Deponierung bei zu hohen Temperaturen in zu trockener Umgebung, wodurch es auch zur Bildung von Schwundrissen in den Füllungen gekommen ist. Zerkratzte und verschmutzte Oberflächen, bestoßene Kanten.

Restaurierung

Reinigung, Niederleimen lockerer Furnierteile. Aussuchen der für Ergänzungen notwendigen Furniere, vor allem solche, die sich für die Wiederherstellung spiegelbildlich gemaserter Figuren eignen.

Füllungen
Ausleimen der Schwundrisse, Aussägen der Hintergrundpartien, Anfertigen der Bandelwerkteile aus Ahorn und Ebenholz, alles unter Berücksichtigung der Verzerrungen in der Ornamentzeichnung, die sich durch die Schwundrisse ergeben haben.

Rahmen
Ergänzung der um die beiden Symmetrieachsen gespiegelten Bordüren mit schlichtem gegen das Zentrum gerichteten Maserverlauf.

Oberflächen
Galerieseite: Die vorhandene Schellackpolitur (unbekannten Datums) konnte erhalten und die neuen Teile nach eventueller Farbkorrektur angeglichen werden.

Direktionsseite: Wegen der Ergänzungen größeren Umfangs Abtragung der restlichen vorhandenen Politur und Beschränkung auf eine Imprägnierung mit Leinölfirnis. Neue Schlagleiste und Kanten.

Beschläge
Mit Sicherheit gab es ursprünglich auf beiden Flügeln symmetrisch angeordnete, außen montierte Eisenschlösser in gegossenen oder getriebenen Messingkästen. Die heute in die Flügel eingelassenen Einstemmschlösser stammen aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und sind außen mit Garnituren, bestehend aus Drückern und Langschildern in Formen des Neorokoko versehen. Da diese Beschläge nur für die Galerieseite vorhanden waren, bestand der Wunsch nach Repliken für die Rückseite, die bei der Firma Albrecht in Altrandsberg bei Cham im Bayerischen Wald mittels der von mir zur Verfügung gestellten Kautschukformen im galvanoplastischen Verfahren aus vergoldeter Bronze in guter Qualität hergestellt und geliefert werden konnten.[2]

Statt der eingestemmten Schubriegel, welche auch nicht mehr zur Originalausstattung zählten und die anläßlich der Kanteninstandsetzung entfernt werden mußten, standen außen zu montierende Eisenriegel mit Messingknöpfen zur Verfügung, die uns Pater Bertrand Baumann, damals Gutsverwalter in dem zum Stift Zwettl gehörenden Weingut Schloß Gobelsburg, freundlicherweise überlassen hatte. Es handelt sich dabei um Stücke aus einer Serie von Beschlägen, die anläßlich der Restaurierung des Schlosses Mitte der 60er Jahre zur Komplettierung der Türen im ersten Stock eigens nach historischen Vorbildern angefertigt worden waren.

Zur Erhöhung der Schalldichte zwischen Galerie und Direktion wurde unter Zuhilfenahme der oben erwähnten Glasflügel eine Kastentür angefer-

tigt. Die analog der barocken Tür neu ausgeführten Seitenwände und der Sturz der über die Mauerstärke hinausgehenden Leibung hat mein langjähriger Mitarbeiter Karl Vollstuber mittels Imitationsmalerei vorzüglich dem echten Holz unmittelbar daneben angeglichen.

Größere Schäden, vergleichbar mit jenen an den erwähnten Türflügeln, entstanden durch Feuchtigkeitseinwirkung von außen an den Lambris in der Südostecke. Stets durch Möbel verdeckt, wurde dem Zustand der Verkleidungen kaum Aufmerksamkeit geschenkt, bis anläßlich der Tapeziererarbeiten wegen der Sanierung der parallel verlaufenden Spannrahmen auch die Lambris vorübergehend demontiert werden mußten. Die notwendige Restaurierung erfolgte zeitgleich mit den restlichen Instandsetzungsarbeiten, sodaß die Verkleidungen, derer sich Caroline Weidle aus Hamburg sowie Bernhard Raftl aus Wien, beide Möbelrestauratoren, mit viel Idealismus angenommen haben, rechtzeitig wieder angebracht werden konnten.

Fußboden

Im Laufe der Installationsarbeiten für die neue Warmwasserheizung wurden im Frühjahr 1986 auch Überlegungen angestellt, in welcher Weise die Holländische Galerie in das System eingegliedert werden könnte, ohne daß der Raum durch Beschädigung der Holzvertäfelungen oder sichtbare Installationen allzusehr in Mitleidenschaft gezogen werden würde. Nachdem der Aufstellung unverkleideter Heizkörper in den drei Fensternischen als einziger vernünftiger Alternative zu anderen optisch weniger störenden Lösungen mit wenig Begeisterung zugestimmt wurde, sollten wenigstens die Rohrstränge durch Verlegung in den Fußboden den Raum nicht zusätzlich beeinträchtigen.

Die Überraschung war groß, als nach Entfernung der ersten Tafeln des vorhandenen Parkettbodens bemalte Weichholzbretter zum Vorschein kamen, die offenbar schon länger als Blindboden für die Verlegung von mindestens zwei Generationen Parketten gedient haben mußten. War zunächst an eine Erhaltung und Restaurierung der vermutlich aus dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts stammenden Tafeln und deshalb an eine Bodenöffnung nur im Bereich der künftigen Leitungen gedacht worden, wurde angesichts der interessanten Entdeckung diese Idee fallengelassen, zumal der Erhaltungszustand der Biedermeiertafeln, wie sich erst nach deren Herausnahme beurteilen ließ, viel schlechter war, als ursprünglich angenommen worden war.

Nach und nach kam ein offensichtlich barocker Boden zum Vorschein, wobei sich sehr rasch herausstellte, daß dieser zwar immer an dieser Stelle gelegen sein mußte, jedoch beim Umbau des Hauses zum Palais entlang der

südlichen Schmalseite gekürzt worden war. Eine zeichnerische Rekonstruktion (Abb. 3), die aufgrund der symmetrischen Anordnung der großflächigen Scheinintarsiaornamente keine Schwierigkeiten bereitete, ergab für den ursprünglichen Boden Maße von ca. 8,50 m x 5,80 m. Im Vergleich dazu mißt der neue Raum bei gleicher Breite nur 7,60 Länge, was einer Differenz von 90 cm entspricht. Warum die Fuß- (bzw. Blind-)bodendielen letztlich um mehr als dieses notwendige Maß gekürzt und die verbleibende Erstfläche mit rohen Brettern zugenagelt worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

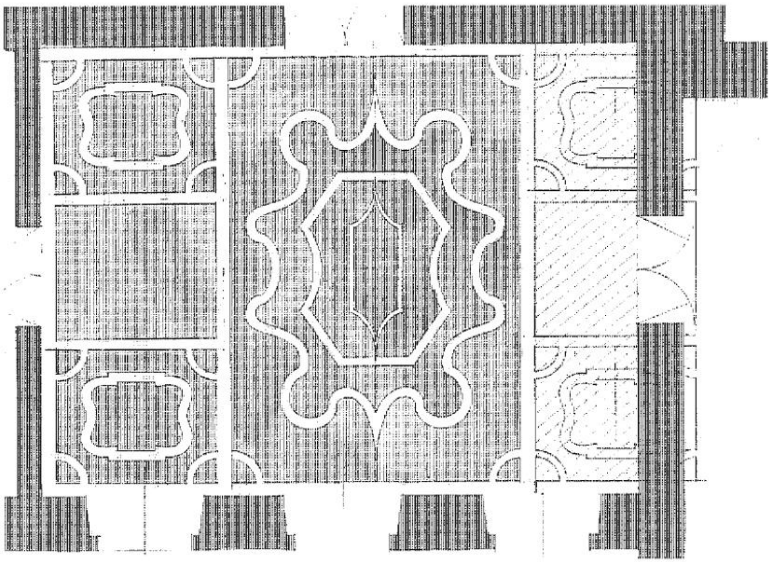


Abb. 3: Skizze des barocken bemalten Fußbodens der Galerie. Schraffierter Teil fehlt (Zeichnung: Martin Kupf, 1986)

Wie schon erwähnt, ist der Boden aus ca. 3 cm starken und 35 cm breiten paarig verleimten Bohlen zusammengesetzt. Die größte Länge eines Einzelbrettes beträgt 5 m. Die Illusion einer sich über größere Felder erstreckenden Einlegearbeit wird durch Ölfarbenanstriche erzielt: Hellbeige Ornamente auf mittel- bis dunkelbraunem Grund, womit vermutlich Ahorn- und Nußholz vorgetäuscht werden sollte. Die Ornamentik verteilte sich auf sieben gerahmte Felder: Ein größeres in der Mitte und jeweils drei aneinandergereihte kleinere Felder an den Schmalseiten des Raumes, von denen eine Gruppe bei dem schon erwähnten Umbau verloren gegangen ist. Auf-

grund stilistischer und architekturhistorischer Überlegungen muß der Boden frühestens anläßlich der Restaurierung des Gebäudes nach den Zerstörungen während der zweiten Türkenbelagerung im Jahre 1683, spätestens jedoch vor dem Umbau des Hauses zum Palais ab 1704 angefertigt worden sein.

Verständlicherweise stellte der interessante Fund die Museumsleitung vor keine geringen Probleme. Der Boden, in seiner Art ein Unikat, dessen Erhaltung im öffentlichen Interesse gelegen ist, konnte allein aus konservatorischen Gründen im Hause selbst keiner Wiederverwendung im Sinne seiner ursprünglichen Nutzung zugeführt werden, zumal es auch keinen Raum gab, dessen Funktion, Lage und Abmessungen dies hätten sinnvoll erscheinen lassen.

Aufgrund dieser Überlegungen kam als künftiger Aufbewahrungsort wieder nur ein Museum in Frage, dessen Sammlungstätigkeit sich zumindest teilweise auf das Gebiet der historischen Innenraumausstattung beziehen mußte. Verhandlungen mit dem Historischen Museum der Stadt Wien zerschlugen sich aufgrund der Bedingung, die Direktor Beitl an eine Übernahme knüpfte, die beinhaltete, daß das Historische Museum für die Überlassung die Mehrkosten eines neuen Blindbodens in der Höhe von fast zwanzigtausend Schilling zu tragen hätte.

Die Bemühungen der Museumsdirektion, das interessante Objekt einer vernünftigen Wiederverwendung zuzuführen, führten schließlich zu einer Aufnahme des Bodens in die Sammlungen des Österreichischen Bundesmobiliendepots, eine Lösung, der alle bisher involvierten Stellen zustimmten. Eine Ausnahme bildete allerdings das Bundesdenkmalamt, dessen damaliger Landeskonservator Dr. Peter Pötschner sich übergangen fühlte und deshalb ziemlich ärgerlich reagierte. Wie er damals meinte, *„wäre ja, wenn schon das Historische Museum verzichtete, noch das Österreichische Museum für Angewandte Kunst in Frage gekommen. Alles wäre besser, als die der Stadt Wien gehörenden Bretter der Bundessammlung alter Stilmöbel anzuvertrauen, wo sie in einem Depot verschimmeln werden"*. Schließlich wurde auch von dieser Seite nachträglich eine Zustimmung erteilt, in der vor allem die Bergung der Bretter wohl als die denkmalpflegerisch optimale Lösung betrachtet wird. Weiter heißt es: *„Wenngleich die Lagerung im Bundesmobiliendepot auf Dauer nicht wünschenswert ist, kann sie dennoch den Umständen entsprechend als einwandfrei bezeichnet werden. Da darüber hinaus die Bretter inventarisiert wurden, scheint der weitere Bestand vorerst gesichert."*

14 Jahre später bestätigt sich die Mutmaßung Dr. Pötschners, der dem bemalten Fußboden ein Depotdasein vorausgesagt hat: Die Chance für eine Wiederverwendung wurde in dem Moment vertan, als man es verabsäumte,

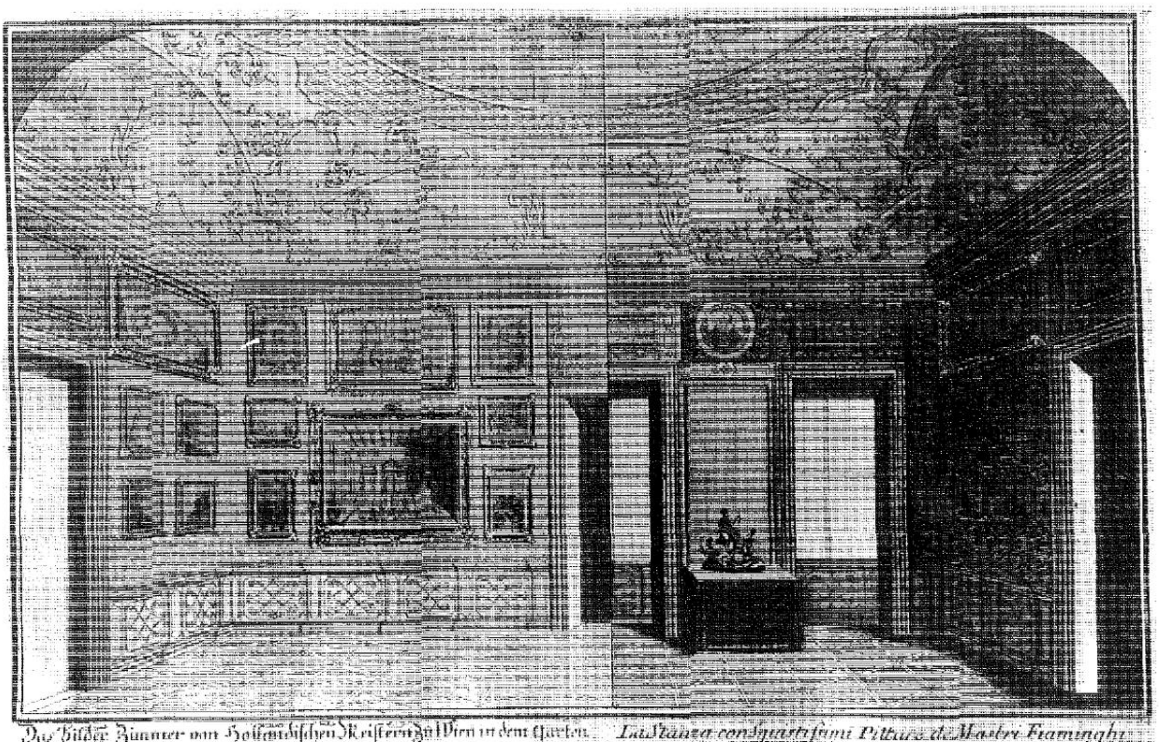


Abb. 4: „Das Bilder Zimmer von Holländischen Meistern". Stich von Salomon Kleiner, erstes Drittel 18. Jahrhundert (Foto: Martin Kupf)

bei der Neuadaptierung des Museums einen Raum für die Präsentation eines Wiener Interieurs um 1700 zu schaffen.

Die Kosten, die unserem Museum durch die überraschende Entdeckung erwuchsen, waren nicht unbeträchtlich, konnten aber glücklicherweise durch Sonderdotierungen gedeckt werden. Schließlich mußte nicht nur der Blindboden, sondern das gesamte Tafelparkett erneuert werden.

Die Frage, in welcher Form diese Erneuerung stattfinden sollte, wurde zugunsten einer Rekonstruktion des Zustandes gelöst, wie er nach dem Umbau ab 1704 geherrscht haben könnte. Als Vorlage hiefür diente der Kleiner-Stich (Abb. 4), aus dem immerhin, wie es schien, brauchbare Angaben über die Größe und Art der Teilung der einzelnen Tafeln zu entnehmen waren. Hinsichtlich der in Frage kommenden Holzarten fiel die Wahl auf dunkle Nuß und Ahorn, womit nicht nur historische Vorbilder berücksichtigt, sondern auch ein angenehmer Kontrast zwischen den Feldern und Rahmen der Tafeln erzielt worden ist (Abb. 5). Der neue Boden, ein Erzeugnis der Fa. Herdlitschka in Altlengbach, besteht aus beidseitig 6mm stark furnierten Paneelplatten, eine Konstruktion, welche den zerstörerischen Einflüssen von Klima und mechanischer Belastung besser widersteht als dies bei Anwendung historischer Fertigungstechniken der Fall gewesen wäre. Ein Feinschliff und Wachsauftrag im Anschluß an die Verlegungsarbeiten verlieh dem Boden zwar authentisches Flair, macht die Reinigung jedoch zum Problem, wodurch es bereits zu einer kräftigen Patinabildung gekommen ist.

Alle oben angeführten Überlegungen über die Beschaffenheit des Bodens in der Holländischen Galerie wurden zumindest relativiert, als im März 1992 die auf dem Kleiner-Stich sichtbaren, später aber vermauerten seitlichen Balkontüren der „Großen Bilder-Statuen und anderer Raritäten Galerie", heute Keramiksaal, geöffnet wurden. Auf beiden Seiten kamen unterhalb des heutigen Fußbodenniveaus die Reste barocker Parkettafeln zum Vorschein (Abb. 6), von denen man annehmen kann, daß ursprünglich der ganze Raum damit ausgelegt gewesen sein muß. Auffallend ist die ausschließliche Verwendung von Nußholzbrettchen für die sichtbare Seite. Die in ihrer Farbintensität teilweise stark kontrastierenden Teile sind ohne Rücksicht auf die Symmetrie des Plattenmusters zusammengesetzt.

Vergleicht man nun den Fund mit dem auf dem Stich dargestellten Boden, der aussieht, als würde er aus verschiedenfarbigen Steinplatten bestehen, erhebt sich die Frage, inwieweit die im Ansichtenwerk dargestellten Details den Tatsachen entsprachen oder ob es sich um Entwürfe handelt, die gegebenenfalls nicht ausgeführt wurden, weil man es sich anders überlegt hatte. So gesehen war die für die Holländische Galerie gefällte Entscheidung nicht grundsätzlich falsch, man hätte sich allerdings die originalen Tafeln, selbst

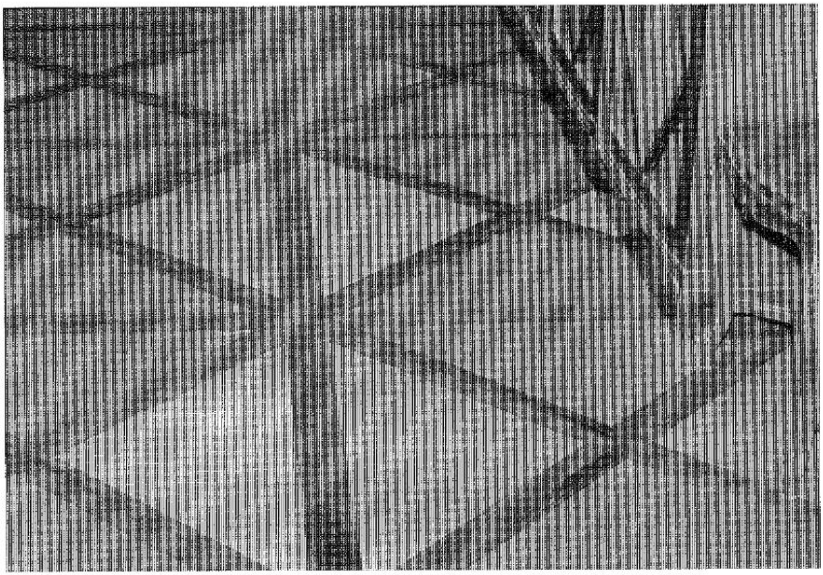


Abb. 5: Sitzungszimmer, neuer Parkettfußboden
(Foto: Martin Kupf, April 1989)

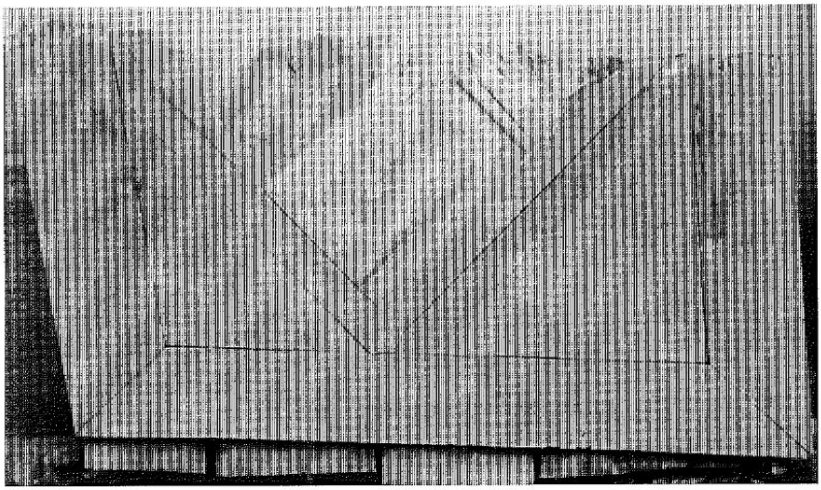


Abb. 6: Historisches Parkettafelfragment aus dem derzeitigen Keramiksaal
(Foto: Martin Kupf, März 1992)

aus einem anderen Raum, zum Vorbild genommen, wären diese rechtzeitig gefunden worden.

Wandflächen

Einige Jahre nach meinem Eintritt in das Museum, es muß gegen das Ende der 60er Jahre gewesen sein, beschloß Direktor Leopold Schmidt, die noch immer vorhandenen, auf Leinwand kaschierten und aufgespannten, geblümten Papiertapeten in den Pannaux aus den schon erwähnten Gründen abnehmen zu lassen.[3] Die Rahmung, bestehend aus glatten, einfach profilierten Waschgoldleisten mußte dabei demontiert werden, wobei eine Wiederanbringung wegen des schlechten Zustandes a priori auf unbestimmte Zeit verschoben worden ist. Schon damals bestand der Wunsch nach einer passenden Stoffbespannung, die jedoch aus Geldmangel nicht angeschafft werden konnte. Stattdessen füllten nun jahrelang kakaofarbig angestrichene Faserplatten die Tapetenrahmen, eine Notlösung, welche der zeitweiligen Nutzung des Raumes als Bildergalerie sehr entgegenkam, da Nägel und Haken ohne Rücksicht auf eventuelle Schäden überall eingeschlagen werden konnten.

Abgenommen wurden damals auch Wandarme, etwas weiter ausladende leicht gebogene Messingrohre mit Tulpenschirmen aus der Anfangszeit des elektrischen Lichtes. Stattdessen wurden uns aus den Beständen des Bundesmobiliendepots qualitätvolle Neorokokoappliken aus feuervergoldeter Bronze als ständige Leihgabe zur Verfügung gestellt und an den beiden Wandfeldern zwischen den Fenstern montiert, wo sie sich auch heute noch befinden.

War der neue Fußboden die bisher größte Investition, die seitens des Museums für die Holländische Galerie getätigt wurde, übertrafen die Restaurierungen des Jahres 1998 alles Vorangegangene, indem durch die Wiederanbringung einer, der historischen Ausstattung einigermaßen entsprechenden, neuen Wandbespannung dem Raum ein wesentlicher Bestandteil seines ursprünglichen festlichen Charakters zurückgegeben wurde. Es ist Direktor Franz Grieshofer zu verdanken, die zu erwartenden hohen, eigentlich rein denkmalpflegerischen Ausgaben im laufenden Budget untergebracht zu haben, da seitens des Denkmalamtes mit keiner Unterstützung zu rechnen war.

Sobald der Entschluß gefaßt war, nahm ich den Kontakt mit dem mir von früher bekannten Herrn Peter Backhausen, Mitbesitzer der traditionsreichen Firma gleichen Namens auf, um im Firmenarchiv nach geeigneten Stoffmustern zu suchen, die bald darauf im Museum präsentiert wurden. Nach teilweise recht heftig geführten Debatten, in denen die Angst mancher Kollegen vor der dunklen Farbe des von Margot Schindler und mir präferierten Stoffes dominierte, entschlossen wir uns für den sog. Hof- oder

Ananasdamast, der seit 1896 nach historischen Vorlagen zunächst nur für das Kaiserhaus, heute für jedermann erhältlich, in der Backhausen'schen Weberei in Hoheneich bei Gmünd im Waldviertel hergestellt wird. Unter den in Frage kommenden Materialien entschieden wir uns für ein Gewebe aus Viskose und Zellwolle (als Ersatz für Seide) und für eine Farbkombination von mittelgrauem Muster auf dunkelblauem Grund. Benötigt wurden 80 m Stoff bei einem Raport von 1,10 m in der Höhe und 78 cm in der Breite. Die einzelnen Bahnen wurden derart beschnitten und vernäht, daß sich symmetrische Muster in den einzelnen Wandfeldern ergaben.

Nun wäre die prächtige Bespannung bei weitem nicht so gut zur Geltung gekommen, wäre nicht gleichzeitig die entsprechende Rahmung mit vergoldeten Schnitzleisten konzipiert, hergestellt und an den vorgesehenen Stellen montiert worden. Dabei handelte es sich lediglich um den Abschluß eines Projektes, das schon drei Jahre früher begonnen worden war und die Restaurierung sämtlicher über den Türen und Fenstern angebrachten vergoldeten Holzbildhauerarbeiten zum Ziel hatte.

Gemäldeausstattung

Entsprechend seiner Benennung als „Bilderzimmer" im Schönborn'schen Inventar[4] war die Holländische Galerie in besonderem Maße mit Gemälden ausgestattet. Von den 40 Bildern, die der Raum ursprünglich beherbergte, u.a. von A. Mor, Dürer, Egmond, Bourgignon, Mompert, Breughel, Cassiau, Mignon, Teniers, Vinckeboons, Rottenhammer, Schalcken, Wouwerman, Dyck, Bril, Huysum, sind ausschließlich das Deckenbild von Peter Strudel (geb. 1660 in Cles am Nonsberg, gest. 1714 in Wien) und die unsignierten acht wandfesten Bilder beim Verkauf des Palais an die Stadt Wien von der gräflichen Familie unter Wahrung des Eigentumsrechtes an Ort und Stelle belassen worden.

Anders als die heitere Thematik der ebenfalls von Peter Strudel stammenden (verschwundenen) Deckenbilder im benachbarten Paradezimmer bezieht sich der Inhalt des Deckenbildes in der Holländischen Galerie auf den geistlichen Stand des Hausherren. Es stellt die Opferung der Tochter des von einer Schlacht gegen die Ammoniter heimgekehrten israelitischen Feldherren Jephte dar (Abb. 7). Dieser verdankte seinen Sieg über den Feind einem Gelübde, nämlich das erste lebendige Wesen zu opfern, das ihm bei seiner Rückkehr begegnen würde: Es lief ihm allerdings nicht sein Hund entgegen, wie er mit Sicherheit angenommen hatte, sondern seine Tochter, die er nun zu töten sich gezwungen sah.

Die weiteren im Hause verbliebenen wandfesten Gemälde lassen keine einheitliche oder auf das Haus bezogene Thematik erkennen: Ein offenbar

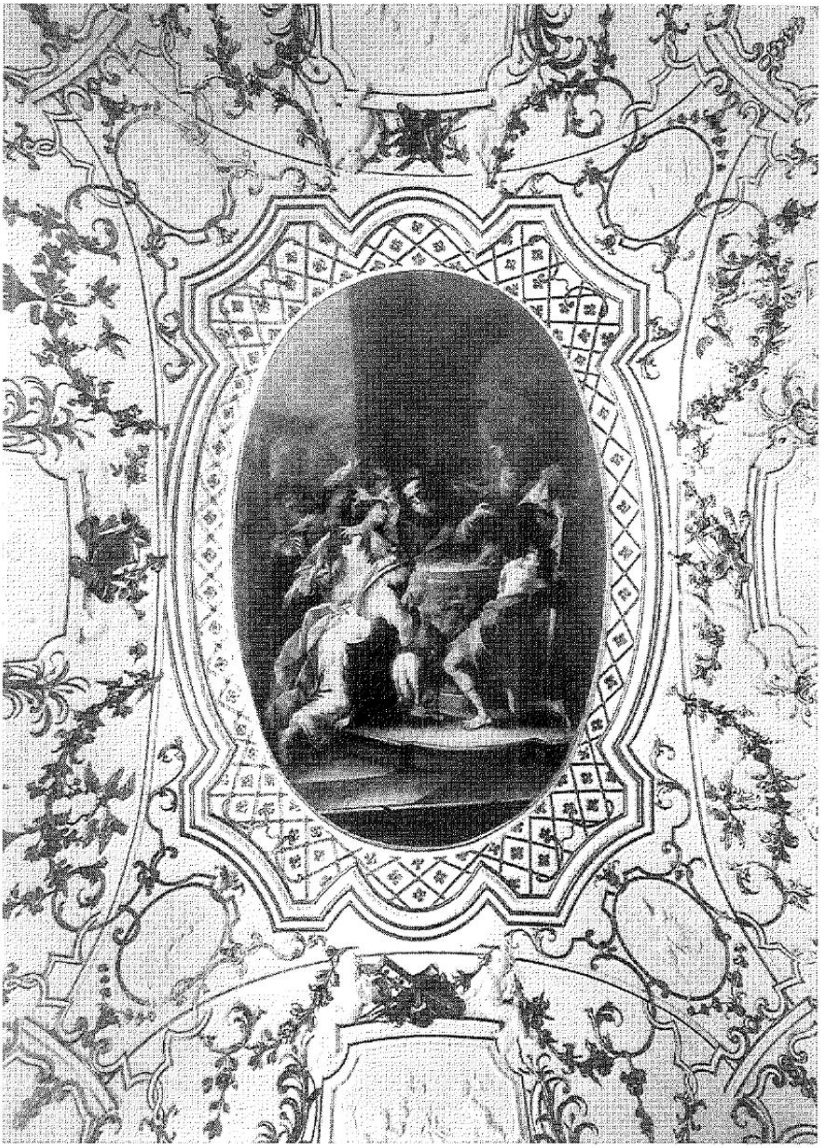


Abb. 7: Stuckdecke der Bildergalerie samt Deckengemälde von Peter Strudel „Opferung der Tochter des Jephte" nach der Restaurierung 1957
(Foto: Österreichisches Museum für Volkskunde)

französisches Schloß aus der Vogelperspektive, eine neutestamentarische Szene – die Flucht nach Emaus, und ein Tierstück mit Vögeln über den Türen, sowie zwei Seestücke, darstellend ein Schiff im Hafen und eine Schiffbruchszene, zwei Männerporträts aus dem 16. Jahrhundert und schließlich eine zeitgenössische Kopie „Triumph der Kirche" nach einem Gemälde von Rubens über den Fenstern. Alle Bilder sind Ölgemälde, die fünf zuerst genannten auf Leinwand, die Porträts und die Rubenskopie auf Holztafeln, deren Format an die vorgesehenen Rahmen angepaßt werden mußte.

Interessante Hinweise über die Rubenstafel findet man übrigens in der Korrespondenz, die Josef Zykan mit Prof. Van Molle am Institut Royal du Patrimoine artistique in Brüssel sowie mit Prof. Ludwig Baldass von der Gemäldegalerie im Kunsthistorischen Museum in Wien geführt hat. So heißt es unter anderem: „*Das Gemälde war vor längerer Zeit in eine Boiserie im Palais Schönborn in Wien 8 eingebaut worden und zu diesem Zwecke angestückelt bzw. beschnitten worden. Auf der Rückseite der Tafel befindet sich ungefähr in der Mitte ein Brandstempel (zwei Hände). Die Angabe, daß aus dem Vorhandensein dieses Brandstempels geschlossen werden könnte, die Tafel stamme nicht aus dem Atelier des Künstlers selbst, stützt sich auf eine Bemerkung von Prof. Baldass, daß Rubens nicht auf Tafeln der Tischlerinnung angewiesen war, da er sich seine Tafeln selbst herstellen durfte.*"[5]

Wenn man von den drei letztgenannten Bildern absieht, über die noch in anderem Zusammenhang zu berichten sein wird, ist eine Zuschreibung der verbliebenen Gemälde bisher nicht gelungen. Allerdings hat sich Herr Prof. Artur Rosenauer vom Kunsthistorischen Institut der Universität Wien liebenswürdigerweise bereit erklärt, entsprechende Nachforschungen anzustellen, die uns in dieser Frage weiterhelfen könnten.

Offen bleibt auch die Frage, inwieweit die genannten Bildwerke zur ursprünglichen Ausstattung zu zählen sind. Mit Sicherheit kann man dies von den beiden Porträts annehmen, von denen das rechte auf dem Kleiner-Stich deutlich abgebildet ist. Die Flucht nach Emaus und die französische Schloßanlage sind offensichtlich erst später in die entsprechenden Supraportenrahmen eingepaßt worden, vielleicht erst anläßlich des Palaisverkaufes 1863, als man die möglicherweise besseren und wertvolleren Bilder der Originalausstattung – auf dem Kleiner-Stich sind deutlich größere Pferde zu erkennen – lieber in der hauseigenen Galerie präsentieren wollte. So gesehen dürften auch die beiden Seestücke ursprünglich nicht an ihrer heutigen Stelle gehangen sein.

Die Geschichte der nachweislichen Restaurierungen nimmt 1956 ihren Anfang, als sich im Zusammenhang mit den notwendig gewordenen Deckensanierungen Vertreter des Denkmalamtes auch für die vorhandenen

Gemälde zu interessieren begannen. Es wurde beschlossen, diese abnehmen und in den amtseigenen Restaurierwerkstätten im Arsenal restaurieren zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit erkannte der damalige Werkstättenleiter, Oberstaatskonservator Dr. Josef Zykan, die besondere Qualität der zwei Männerporträts und der Rubenskopie, was ihn zu der Überlegung veranlaßte, die künftige Präsentation dieser drei Bilder an günstigerer Stelle anzuregen, als sie weiterhin im Volkskundemuseum anzubringen, wo sie unter schlechten Lichtverhältnissen[6] und in zu großer Höhe über den Fenstern kaum zur Geltung gekommen sind. Er wandte sich daher an den Eigentümer, Graf Georg von Schönborn-Buchheim, und empfahl ihm, die drei wertvollen Bilder für den Raum im Volkskundemuseum (auf seine Kosten) kopieren zu lassen und die Originale in seine Galerie zu übernehmen, wo sie besser zur Geltung kommen würden.[7]

Nachdem Graf Schönborn für diese Idee gewonnen worden war, stimmten auch alle anderen involvierten Institutionen zu, wie Präsident Demus vom Denkmalamt, Prof. Leopold Schmidt für unser Haus, Dr. Robert Weissenberger als Vertreter des Kulturamtes der Stadt Wien sowie Ing. Hölzl von der MA 26, der damals für die Instandsetzungsarbeiten am Volkskundemuseum seitens der Gemeinde zuständig war.[8]

Es wurden alle erforderlichen Schritte unternommen, um die Restaurierung der Bilder sowie die Anfertigung der Kopien in einem Zug durchzuführen. Dr. Zykan wandte sich an den erwähnten, unter seiner Leitung arbeitenden Restaurator und akademischen Maler Emmerich Sandig[9], um ein Anbot über die Anfertigung der gewünschten Kopien zu legen. Laut Offert vom 30. April 1957 bietet Sandig die Arbeit um S 7.000,– an, ein Preis, der uns heute lächerlich gering erscheint, der damals aber durchaus angemessen war.

Innerhalb eines Jahres, währenddessen sich Dr. Zykan gegenüber Graf Schönborn lobend über die künstlerische Qualität der Arbeit Sandigs, insbesondere der figurenreichen Darstellung des „Triumphes der Kirche", äußerte und gleichzeitig um eine à conto Zahlung wegen der prekären finanziellen Lage des Künstlers bat, erledigte dieser den Auftrag. Am 23. Mai 1958 wurden Bilder und Kopien an den jeweilig bestimmten Ort übergeben. Aus den schon genannten Gründen (schlechte Lichtverhältnisse usw.) wurde auf eine anfangs erwogene Patinierung der Kopien nach einer schon vorher stattgefundenen Probehängung verzichtet.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, daß das Deckenbild von Peter Strudel offenbar so wenig Beachtung fand, daß nicht einmal das Thema der Darstellung, die Opferung der Tochter des Jephte, erkannt worden ist. In den vergleichsweise spärlichen Unterlagen ist stets von einer

Hl. Agnes die Rede, so auch im Kostenvoranschlag eines mir unbekannten Malers und Restaurators Alois Schumann, der im Auftrag der damaligen Landeskonservatorin von Wien, Frau Dr. Blauensteiner, laut Kostenvoranschlag vom 28. Jänner 1957 das Bild zum Preis von S 5.000, bis Mitte April restauriert hat. Die Rechnung vom 17. April beinhaltet zugleich den handschriftlich abgefaßten Restaurierbericht: *„1. Oval Ölbild auf Leinwand in Ausmass 4 x 2,50 m auf Holzrahmen gespannt. Ab- und Aufmontieren des Bildes, die Holzdecke unter dem Bilde mit Leinwand überspannt um das Bild vor weiterer verschmutzung zu schützen, nach Abspannen des Bildes mit einer 30 cm breiten Leinwand die Ränder zur Frischverspannung verstärken. Aufstehende Malerei niederbügeln, alten Lack entfernen, Fehlstellen auskitten und restaurieren Zierrahmen montiren."*

Es blieb meinem Studienkollegen, Hofrat Dr. Manfred Koller, vorbehalten, die Bedeutung der Brüder Strudel, vor allem Peters, des Malers, in einer umfangreichen Monographie[10] zu würdigen, doch schon sein Beitrag „Der unbekannte Künstlerkreis von J. L. Hildebrands Frühwerk" in einer Nummer der Zeitschrift „Alte und moderne Kunst" aus dem Jahre 1968 lieferte uns wertvolle Hinweise über den Maler im Zusammenhang mit der Geschichte unseres Hauses.

Stuckdecke

Wie schon erwähnt, erfolgte gleichzeitig mit der Bilderrestaurierung eine Instandsetzung der gewölbten Stuckdecke (Abb. 7). Obwohl damals mehrere Dippelbaumdecken ausgewechselt wurden, scheint man dem hölzernen Scheingewölbe über der Holländischen Galerie ausreichende Festigkeit garantiert zu haben, sodaß lediglich eine Wärmedämmung aufgebracht wurde, welche im Rauminneren die Kondenswasser- bzw. Schmutzbildung in der kalten Jahreszeit nachweislich verringert hat. Trotz relativ gesunder Deckenkonstruktion gab es doch eine Reihe von Schäden zu beheben, hauptsächlich im Bereich des Putzträgers (Verrohrung) und der frei aufgetragenen Stuckdekoration. Zu diesem Zweck mußte ein Plateauleitergerüst aufgestellt werden, das die „Gerüstbauanstalt M. Rabas" am 17. Jänner 1957 um 750 Schilling (für vier Wochen) angeboten und kurz darauf auch aufgestellt hat.

Die entsprechenden Restaurierungsmaßnahmen teilten sich das Ehepaar Hilde und Ernst Werner hinsichtlich der Reinigungs- und Bildhauerarbeiten (Offert über S 8.000, vom 10. September 1956) mit dem Vergolder Wilhelm Smolka, der die notwendigen Ausbesserungsarbeiten im Rahmen der finanziellen Möglichkeiten auszuführen versprach (Offert über S 4.380, vom

4. April 1956). Im Lauf der Arbeiten, während derer mehrere Färbelungsschichten abzunehmen waren, wurde festgestellt, daß Teile der Dekoration nachträglich aufgebracht worden sind, alles wurde aber unverändert belassen. Im Übrigen erfolgte eine Sicherung der Decke mit Schrauben, womit die Partien, hinter denen sich die Verrohrung gelöst hatte, in ihre ursprüngliche Lage zurückgedrückt werden konnten, gelöste Teile wurden appliziert, fehlende ergänzt, Sprünge geöffnet und sachgemäß geschlossen. Die Vergolderarbeit beschränkte sich auf eine Reinigung, Ausbesserung mittels Blattgold und Neufassung, wo nötig, mit Schlagmetall, ein Material, das wegen seiner Korrosionsunbeständigkeit im Denkmalbereich schon längst nicht mehr geduldet wird.[11]

Mit der Rechnung der Bildhauer Werner vom 28. Mai 1957 – Herr Smolka war schon im März fertig – dürften die geplanten Restaurierungen abgeschlossen gewesen sein. Die letzten noch offenen Forderungen sind den Kollegen allerdings erst kurz vor Weihnachten überwiesen worden. Die Gesamtkosten für die Deckenrestaurierung werden mit 24.000 Schilling beziffert.[12]

Vergoldete Bilderrahmen und geschnitzte Dekorelemente

Schon im Zusammenhang mit den Kopienherstellungen war von einer Rahmenrestaurierung durch einen Fachmann die Rede. Da aber keine zusätzlichen Mittel mehr aufgebracht werden konnten, unterblieb diese Arbeit. Unser Haustischler Karl Autolny bot sich allerdings an, die zahlreichen Ergänzungen an Ecken usw. durchzuführen, was gemäß seinen bescheidenen Fähigkeiten als Bildhauer entsprechend dilletantisch ausfiel und, weil es nichts kostete, auch akzeptiert wurde.

Alle anderen Teile, die offenbar schon seit Generationen unsachgemäß behandelt worden waren, sahen nicht viel besser aus, zumal sie wegen der stark oxydierten Bronze, mit der alles irgendwann einmal überstrichen worden war, eher wie rohes verschmutztes Holz aussahen, als eine vergoldete Schnitzarbeit. Wie auf den Photos leicht zu erkennen, handelt es sich um rechteckige und ovale (Bilder-)Rahmen über den Türen und Fenstern, die alle von durchbrochenem Gitter- und Rankenwerk, garniert mit kleinen Rosetten, gesäumt werden.

Schon bald nach meinem Eintritt in das Museum machte ich mir Gedanken über eine allfällige Restaurierung dieser nicht uninteressanten Teile der Raumausstattung. Eine Probeabdeckung mit einem Abbeizmittel brachte größere Partien originaler Vergoldung zum Vorschein, die relativ leicht zu ergänzen waren. Als wenig erfreuliche Überraschung erwies sich die Tatsache, daß die überwiegende Zahl der geschnitzten Rosetten und Tulpenblüten

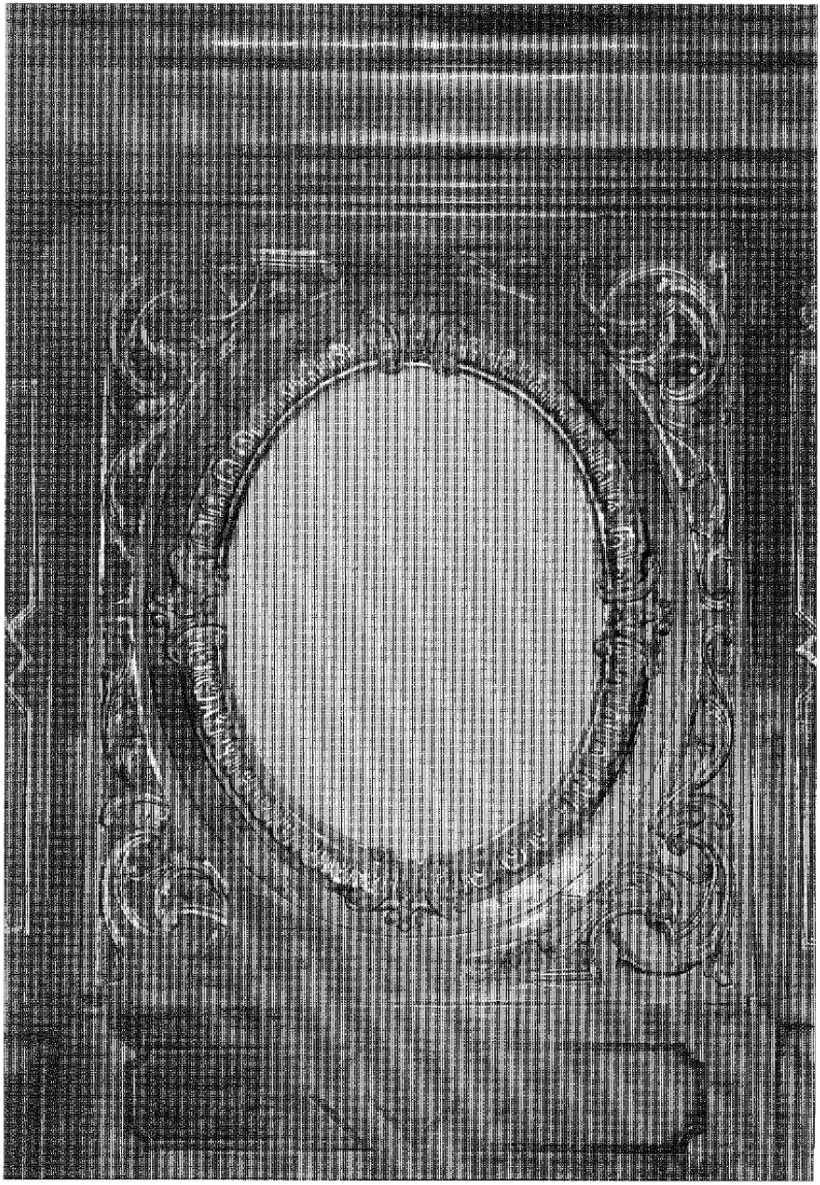


Abb. 8: Sitzungszimmer, Portraitrahmen, Zustand der Dekorteile vor der Restaurierung (Foto: Martin Kupf, 1996)

in jüngerer Zeit aus bronzierter Vergoldermasse imitiert worden war. Mittels nach den spärlichen Originalen im Abformverfahren hergestellter grundierter Kunstharzkopien gelang es mir, wenigstens äußerlich identische Repliken dieser Teile zu verfertigen. Der Bilderrahmen selbst bot wenig Möglichkeit, originale Oberflächen freizulegen, sodaß ich das Problem mit einer eher unkonventionellen Methode zu lösen versuchte: Ein dünner, PVC-geleimter und aufgespritzter Kreidegrund veränderte die Oberfläche kaum, brauchte kaum geschliffen werden und ließ sich problemlos polimentieren und vergolden.

Alles gedieh zur vollsten Zufriedenheit, sodaß ich aufgemuntert wurde, in meinen Bemühungen fortzufahren. Es vergingen allerdings 25 Jahre, bis ich mich entschloß, im Hinblick auf die geplante Wandbespannung die begonnene Arbeit fortzusetzen. Der gesamte dekorative Zierat einschließlich der Bilder kam in die Werkstatt, wo sich erst das gesamte Schadensausmaß beurteilen ließ (Abb. 8). Abgesehen von zahlreichen Teilen, die überhaupt fehlten und ergänzt werden mußten, waren etwa die Hälfte der rahmenden Gitterwerkteile offenbar im 19. Jahrhundert in minderer Qualität nachgeschnitzt sowie ohne Grundierung bronziert worden. Fast alle Rosetten waren wegen mangelhafter Qualität neu anzufertigen. Auch hier bewährte sich das Grundspritzverfahren, zumal es sich ja um neue Teile handelte. Die schon erwähnten Rahmenecken konnten ebenfalls im Abformverfahren nach zwei noch vorhandenen originalen Stellen neu hergestellt und optisch zufriedenstellend angeglichen werden.

Da mein Kollege Vollstuber gerade zuvor in Pension gegangen war, mußte ich wegen des großen Arbeitsanfalles auch andere Kollegen zur Hilfe heranziehen. Isabella Kamel und Doris Burgstaller, zwei freischaffende Akademieabsolventinnen, die sich kurz zuvor selbständig gemacht hatten, restaurierten so die beiden ovalen Porträtrahmen, ein Auftrag, den sie mit jugendlichem Engagement und Sorgfalt erledigten. Ein wesentlicher Anteil der Arbeit, nämlich die Vergoldungen, fiel meiner Tochter Veronika zu, die damals im Atelier des Vergoldermeisters Karl Kratochwil arbeitete, der, wegen seiner qualitätvollen Arbeit vom Denkmalamt empfohlen, bei mehreren Palaisrestaurierungen größere Aufträge übernehmen konnte.

Etwa die Hälfte der hier genannten Arbeiten umfaßte die Neuanfertigung der gänzlich verschwundenen, die Wandfelder umrahmenden Schnitzleisten, ohne welche die neue Wandbespannung gar nicht so richtig zur Geltung gekommen wäre. Nach einigem Suchen fand ich in einem dem Marmorsaal des Palais Schwarzenberg benachbarten Salon, dessen Ausstattung noch aus dem frühen 18. Jahrhundert stammt, im Lambrisbereich eine passende Leiste, die uns die Fürstliche Gutsverwaltung freundlicherweise als Modell zur Verfügung stellte.

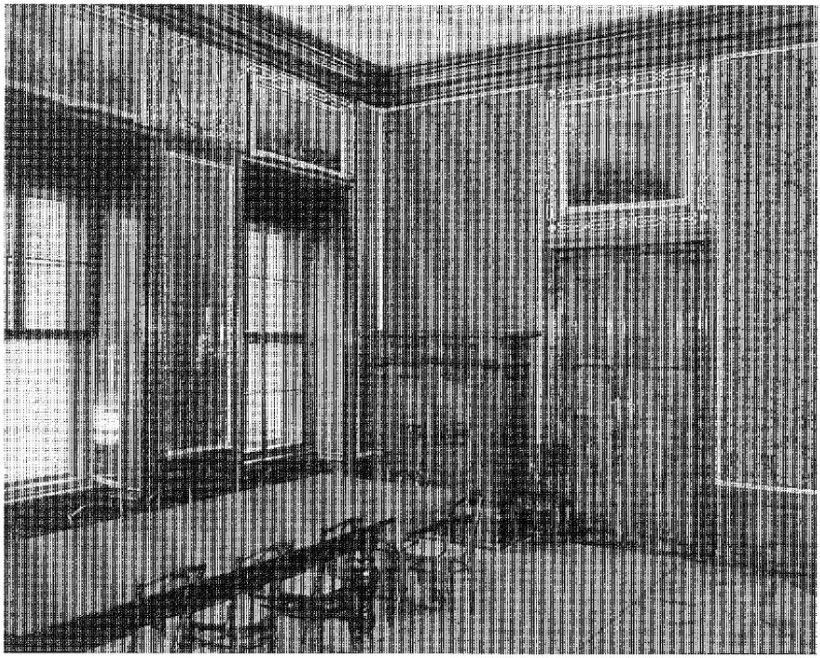


Abb. 9: Sitzungszimmer Nordwestecke (Foto: Martin Kupf, September 2000)

Kopien in traditioneller Weise mit Hilfe eines Bildhauers sowie eines Vergolders (vor allem für die Grundbearbeitung) mußten schon aus rein finanziellen Überlegungen ausgeschlossen werden. Es fiel deshalb hier die Wahl auf Kopien nach dem abgeformten Original, womit auf jeden Fall völlig identische Oberflächen erzielt werden konnten. Nach mehreren Versuchen – es mußten immerhin mehr als hundert Meter erzeugt werden – erwiesen sich zwei Meter lange Abgüsse aus Leimgips über einer möglichst großvolumigen Holzeinlage als die vorteilhafteste Methode. Die Anfertigung von Winkelleisten für die Raumecken sowie von Abdeckblättern für die Rahmenecken, für die ein Modell aus dem Eisenstädter Schloß zur Verfügung stand, erwiesen sich als vergleichsweise geringes Problem. Nachdem der gesamte Zierat einschließlich der Bilder montiert worden war, wobei im Hinblick auf eine spätere Demontage ausschließlich messingene Holzschrauben zum Einsatz kamen, konnte Anfang 1999 schließlich die beträchtliche Arbeit abgeschlossen werden (Abb. 9 und 10).

Im Rahmen einer stilvollen kleinen Feier am 11. März 1999, bei der außer allen Mitwirkenden auch Freunde des Hauses sowie Vertreter des Ministe-

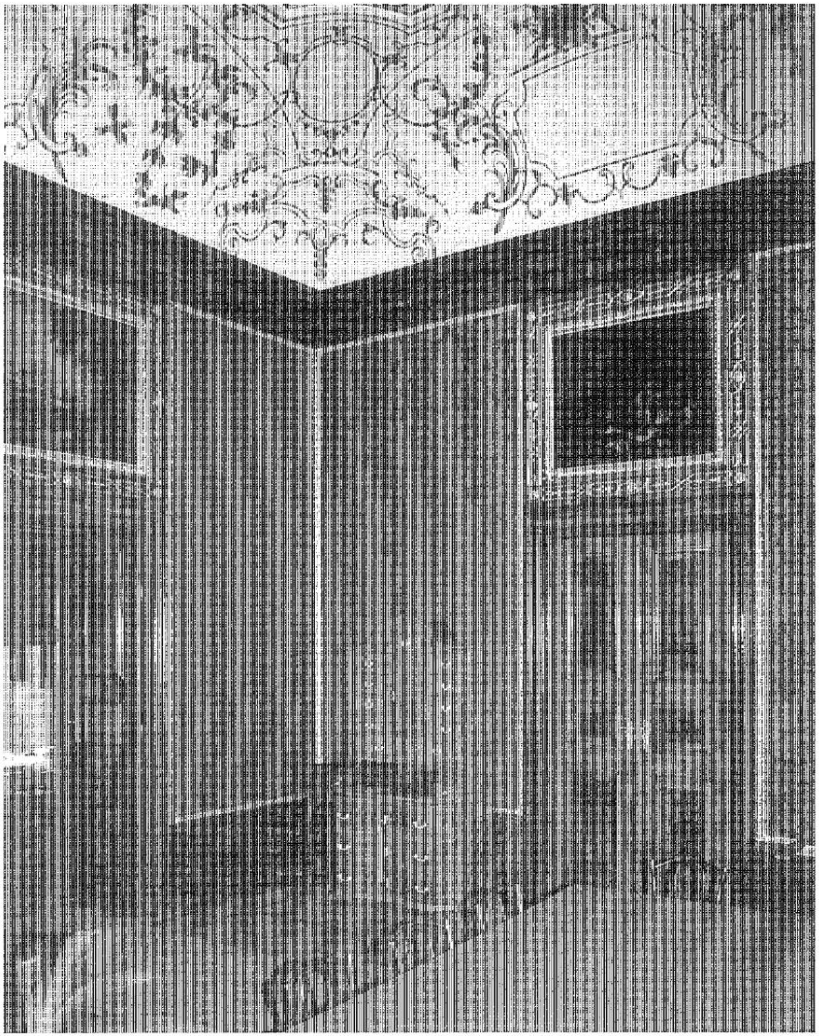


Abb. 10: Sitzungszimmer Südostecke (Foto: Martin Kupf, September 2000)

riums und des Denkmalamtes eingeladen waren, sprach Direktor Franz Grieshofer seine Anerkennung über das gelungene Unternehmen aus, vergaß aber dabei, sich selbst zu loben, da er immerhin die erforderlichen beträchtlichen Mittel zur Verfügung gestellt hatte, obwohl denkmalpflege-

rische Aufgaben nicht im zentralen Interesse der Museumstätigkeit stehen. Ein Diavortrag zur Erläuterung der Geschichte der vorangegangenen Restaurierung, die passende musikalische Umrahmung, einige kulinarische Köstlichkeiten und ein prächtiger Blumenschmuck im repräsentativen Raum an diesem Tag werden in angenehmer Erinnerung bleiben.

Martin Kupf

Anmerkungen

1 Seit meinem Eintritt in das Museum war das zweimal der Fall: in den späten 60er und während der 70er Jahre, auf jeden Fall 1957 anläßlich der großen Haussanierung, bei der auch das Strudel'sche Deckengemälde restauriert wurde.
2 In der Firma Albrecht, die unter dem Namen Arakunst für die Herstellung qualitätvoller Museumsrepliken bekannt ist, wurde mit meiner Mithilfe auch das bemerkenswerte Griesl-Schachspiel für das Wildalpener Museum kopiert. Dieser Umstand erklärt, warum wir uns nicht an eine bodenständige Firma gewendet haben.
3 Eine Restaurierung oder Abnahme wurde zwar seitens des Denkmalamtes schon anläßlich der Generalsanierung 1957 erwogen, unterblieb aber aus Geldmangel.
4 Inventar 1746 bzw. Sammelband fol. 14.
5 BDA 172/62.
6 Es gab damals noch keine Deckenbeleuchtung.
7 Ein Brief Josef Zykans an Graf Schönborn vom 14. Mai 1957 illustriert neben dem sachbezogenen Inhalt auch gesellschaftliche Umgangsformen, wie sie zu jener Zeit schon selten gepflogen wurden: *„Erlaucht! Zurückkommend auf Ihren freundlichen Besuch in den amtlichen Werkstätten und die Besprechung wegen Kopien von drei Gemälden im Palais Schönborn in Wien, VIII., Laudongasse erlaube ich mir einen KV des akademischen Malers E. Sandig zu übermitteln. Die von ihm genannten Preise scheinen entsprechend. Die Kopien würden so angefertigt werden, daß sie in der Wanddekoration des Volkskundemuseums angebracht werden können. Die Originale würden in den amtlichen Werkstätten instandgesetzt werden, wobei die späteren unsachgemäß angebrachten Anfügungen entfernt werden. Drei Gemälde werden nach Instandsetzung wertvolle Kunstwerke darstellen, welche wegen ihrer geringen Größe leicht in Wohnräumen untergebracht werden können. Mit dem Ausdruck aufrichtiger Wertschätzung verbleibe ich Erlaucht ergebenster Zykan."*
8 Ein umfangreicher Briefwechsel im Archiv des Bundesdenkmalamtes gibt genaue Auskunft über alle damit im Zusammenhang stehenden Erwägungen und die getroffenen Maßnahmen.
9 Künstlerhausmitglied, geb. in Wien am 25.7.1893, gest. ebenda am 21.11.1973, den auch ich während meiner Arbeit in den Werkstätten zu meinen Kollegen zählen durfte.
10 Koller, Manfred: Die Brüder Strudel. Wien, Tyrolia Verlag, 1993.
11 Die Ausbesserungen an Stuck und ovalem Rahmen, die ich selbst anläßlich der Malerarbeiten in den 60er Jahren vorgenommen habe, sind durchwegs mit Blattgold erfolgt.
12 BDA 8062/57.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 517–531*

Chronik der Volkskunde

EXPO 2000 Hannover

Die Weltausstellung 1. Juni bis 31. Oktober 2000 in Deutschland Der Österreich- und der Deutschland-Pavillon

Weltausstellungen firmieren unter dem Singular der Superlative: Die Einmaligkeit *dieser* Weltausstellung ist es, die Besucherinnen und Besucher mobilisieren soll. Diese Strategie zeitigt Erfolge, wenn auch vielleicht in einem anderen Sinn als dem ursprünglich gedachten. Es ist wohl vor allem die Tatsache, daß man und frau die – nimmt man Maß an den Biographien – einmalige Chance nutzen will, eine Weltausstellung sozusagen vor der Haustüre miterleben zu können. Ein merkwürdiger Reiz liegt ja gerade in dem Anachronismus einer Ausstellung, in der auf eng begrenztem Raum, an einem eingezäunten Ort, die Welt zusammengeholt sein soll, dieselbe Welt, die sich in den Alltagen zunehmend globalisiert, also relativ offen und unübersichtlich präsentiert.

Von diesem Präfix „Welt-" jedenfalls bleiben die wenigsten unbeeindruckt, am allerwenigsten, so scheint mir, diejenigen, die sich professionell, als Betreiber und als Beobachter, mit dieser Weltausstellung befassen. Vielleicht ist es also kein Zufall, daß sich auffallend viele Berichte über die EXPO in betont subjektiver Sicht- und Schreibweise dem Großen und Ganzen, nein: eher dem Detail nähern. Uns allen geht es da wie Siegfried Kracauer, der unter dem Titel „Deutsche Bauausstellung. Vorläufige Bemerkungen" in seinem ersten Satz einräumte: „Diese riesige Schau, die größte Fachausstellung seit Jahren, kann nicht im ganzen überblickt werden, sondern muß nach und nach durchgearbeitet werden."[1]

Nur Vorläufiges und Vorbehaltliches ist es auch, was im folgenden zu erwarten ist. Meine Vorbehalte sind so persönlicher wie auch methodischer Art. Von dem Gefühl, auf dieser EXPO ein bestimmtes Programm „durcharbeiten" zu sollen, konnte ich mich für die gesamte Dauer meines Aufenthaltes nicht befreien. Dazu dürfte auch der erste Eindruck vor dem Einlaß entscheidend beigetragen haben: Auf die Sekunde genau wurden die Pforten geöffnet, man schob unter den aufmerksamen Blicken der EXPO-Security seine Eintrittskarte in den Schlitz und konnte dann den Kontrollpunkt passieren – eine Szenenfolge, die in der Ernsthaftigkeit und Angespanntheit

aller Beteiligten fatal an sozialkritische Filme der 70er Jahre über Fabrikarbeit erinnerte.

Meine Haltung gegenüber der Weltausstellung blieb ambivalent; sie ist dies nach wie vor. Auch die in den ersten Wochen der Laufzeit fast durchwegs „schlechte Presse" über die mehr phantasievollen als realitätsgerechten Finanzierungsmodelle hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, auch wenn mir bewusst war, daß derlei Kritik und Krisentext zum Kanon der Berichterstattung über Weltausstellungen gehört. Mein Gang über die EXPO war also am wenigsten ein Flanieren, das ja weitgehende Offenheit voraussetzt, mit dem man Menschen, Dinge und Situationen auf sich zukommen läßt, schon eher war das ein strategisches Anpeilen von Länderpavillons und Ausschnitten des Themenparks. Die längste Zeit brachte ich schließlich im österreichischen und im deutschen Länder-Pavillon zu.

Man hat sich, dies ist vorauszuschicken, angestrengt. Man hat viel Mühe darauf verwandt, die Besucherinnen und Besucher mit einem ‚anderen', einem untypischen Bild von Österreich bzw. Deutschland zu überraschen. Was mit den unkonventionellen Lösungen von Peter Kogler (Österreich) und von Josef Wund (Deutschland) in der Außenarchitektur sehr schön gelingt: die schwungvolle, einladende Geste, die neugierig auf das so Verpackte macht, dies bricht sich in merkwürdiger Weise im Inneren beider Pavillons. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielen sicherlich im Fall des Österreich-Pavillons die versiert lächelnden männlichen und weiblichen Hostessen, die einen in ihrer professionellen Geschäftigkeit sogleich an das erinnern, was die EXPO eben auch ist, eine Industrie-Messe. So sind denn auch vor der sogenannten Begrüßungswand mit einem Bilderbogen, der „Österreich von seinen eindrucksvollsten Seiten" (EXPO-Prospekt) zeigen will und der – in meiner Wahrnehmung wenigstens – relativ viele Abbildungen von Menschen bei der Handarbeit vorführt, Informationsstände der Bundesländer aufgebaut, die in ganz klassischer Manier Tourismuswerbung betreiben. Da gibt es Prospektmaterial, Plakate, Gustostückerl aus heimischer Küche ...

Doch ist es ohnehin so, daß man den unteren Bereich, auch die vielgerühmten Panorama-Screens auf drehbaren Säulen, schnell hinter sich läßt und auf die eigentliche Sensation zusteuert, auf die österreichische Variante einer „Oase der Ruhe" (vgl. homepage zur EXPO: www.expo2000.at). Man kann sich das am besten so vorstellen: In einen rechteckigen Grundriß (die Außenarchitektur des Pavillons) ist ein Raumkörper mit weichen Konturen gesetzt, dessen Unterbau mit Textmontagen, einer Art Leistungsbilanz, verkleidet ist, und dessen oberer Teil über eine geschwungene Rampe zu erreichen ist. Schon der Aufgang, man geht auf Schaumstoff, alle Bauteile sind mit bräunlichem Lederimitat gepolstert, soll auf das Kommende ein-

stimmen, auf eine „stilisierte Landschaft mit vielfältigen Sinneseindrücken" (EXPO-Prospekt). Was einen nach dem Weg (für mich eher hinein in ein Schneckenhaus als hinauf auf ein Dach) erwartet, dies ist ein gigantischer Innenraum (3000 m² Fläche) in abgedunkelter Beleuchtung, eine überdimensionierte Wohnlandschaft, wie sie im privaten Wohnbereich immer wieder Konjunkturen erlebt. Diese „Chillout-Zone", so der Architekt Christian Knechtl[2], ist ausgestaltet mit Schaumstoffkörpern in verschiedensten, immer aber abgerundeten Formen, die über unterschiedliche Ebenen, immer mit weichen Übergängen verteilt sind.

Über allem (bis zu 80 m Höhe) und auf der zentralen Raumachse plaziert läuft ein zehnminütiger Film im Monumentalformat mit Aufnahmen von Georg Riha: ein Flug über ein Österreich, dessen Erscheinungsbild auf wundersame Weise nicht von technischen Häßlichkeiten oder sonstigen Alltäglichkeiten gestört wird. Dieses Panorama wird flankiert von Medienwänden mit parallel geschalteten Diaschauen, die von Landschaften und Architekturen, ‚Land und Leuten' handeln. Schließlich findet das Ganze links und rechts seinen Abschluss in 200 Fotoportraits von Österreicherinnen und Österreichern; auch durch die Größe bedingt wirken diese Gesichter wie Landschaften. Zumal mit diesem, nicht von ungefähr aus Schwarzweiß-Aufnahmen zusammengestellten Fotoalbum zeigt sich, wie gerade auch der Versuch, eine ‚andere Geschichte' des Landes zu erzählen, allzu leicht in Pathos abgleiten kann, ein Pathos, das nicht zuletzt auch durch die über allem schwebenden Sphärenklänge unterstützt wird.

Diesem so aufwendig gestalteten Panorama wenden sich viele, so meine Beobachtung, immer wieder zu, etwa so nebenbei, wie man immer wieder auf eine laufende TV-Sendung blickt, die man eigentlich schon kennt; doch konzentrieren sich die meisten auf das Eigentliche, das sie hierher geführt hat, die Möglichkeit auszuruhen. Die hier vorgestellte Ästhetik der Entschleunigung kommt beim Publikum an. Wie allgemein beim Reisen spielen die Empfehlungen von Freunden und Bekannten auch beim EXPO-Besuch eine wichtige Rolle: Da mußt Du hin, da muß man gewesen sein. Man nutzt die österreichische Wohnlandschaft, um sich eine Auszeit zu nehmen. Man bringt sich Essen mit, plaudert, bewegt sich ganz ungezwungen – bevor man sich wieder aufmacht, hinein in die Welt(-Ausstellung).

Das Konzept einer „Oase der Ruhe" ist aufgegangen, das eines ‚anderen' Österreich-Bildes wohl kaum. Die Aufgabenstellung, wie sie in der Vorgeschichte und in den offiziellen Stellungnahmen zur österreichischen EXPO-Beteiligung formuliert wurde, sah ja ‚Anderes' vor, eine Selbstdarstellung jenseits der Klischees von der Insel der Seligen, die das Land als einen Staat beschreibt, der für Wandel offen ist und sich Transformationen stellt. Was aber – durch die Raumdramaturgie unterstützt – in Erinnerung bleiben wird,

dies ist das Bild eines Raumes außer der Zeit, in dem man mitten in all dem Trubel genießen und entspannen kann. Eine, wenn man der Definition von Johann Christoph Gottsched folgt, Idylle also. Das ist nicht das schlechteste aller möglichen Bilder, vorausgesetzt man versteht es, dieses Bild auch immer wieder zu drehen, zu kippen, zu ironisieren. Eine Selbstinszenierung wie diejenige Österreichs auf der EXPO 2000 aber wirkt wie eine eher unfreiwillige Selbstparodie.[3]

Mit dem Anderen und doch wieder Eigenen hat auch Deutschland seine Probleme. Denn jene Leichtigkeit, wie sie die Architektur des Pavillons andeutet, sucht man in der thematischen Gestaltung oft vergebens. Sehr viel ist sehr gut gemeint. Die Idee, Deutschland eingangs als Unfertiges, als Werkstatt zu präsentieren und damit das Image der selbstgenügsamen Deutschen zu durchkreuzen, ist in einer merkwürdigen Art und Weise, nämlich eins zu eins in Szene gesetzt. So hat man alle Hostessen in Overalls gesteckt. Es wurden mehrgeschossige Baugerüste aufgestellt, zwischen denen in Werkstattinszenierungen 47 unterschiedlich dimensionierte (bis zu 10 m hohe), fertige und halbfertige Gipsbüsten berühmter Personen aus „Politik, Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft und Sport" (EXPO-Prospekt; man beachte die Reihung) ausgestellt sind.

Diese sogenannte „Ideen-Werkstatt", „sie will frech, ungewöhnlich und herausfordernd sein" (EXPO-Prospekt), muß man passieren, um die zentrale Filmshow besuchen zu können. Diese steht unter dem Motto: „Deutschland. Brücken in die Zukunft". Tatsächlich sind es sechs Brücken, auf die man nach einer Wartezeit geschickt wird und die in verschiedenen Höhen über einen gänzlich abgedunkelten Innenraum gespannt sind. Eine solche Wortwörtlichkeit in der Umsetzung irritiert mehr, als daß sie langweilen würde; immer wieder vermutet man dahinter Ironisches, was dann aber doch ausbleibt.

Vom Raum der Filmvorführung kann man zunächst nur die einzelnen Brücken erkennen. Einigermaßen erstaunt registriert man eine Masse von Menschen, die sich alle in Erwartung des Kommenden an den Brückengeländern drängeln. Dann werden in einer dramatischen Aktion die Türen geschlossen, es wird gänzlich abgedunkelt. Für Sekunden steht man in völliger Dunkelheit und Stille. Der so vorbereitete musikalische und filmische Auftakt fährt einem in die Glieder: Von einem, nachträglich kaum mehr im einzelnen zu identifizierenden, immerhin aber sehr lauten und baßlastigen Musikmix begleitet, beginnt eine Kamerafahrt entlang der Hofseite eines Mietshauses: Menschen erwachen, stehen im Bad, frühstücken. Das Ganze geht dann über in einen Bilderreigen von etwa zehn Minuten, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes vorführt, darunter immer wieder Sequenzen, die vor allem Privates zum Thema haben: ein

Innenhoffest etwa, das Menschen verschiedenster Herkunft und Hautfarbe miteinander genießen. So gut gelaunt, wie da alle sind, denkt man unwillkürlich an die, allerdings besser gemachten Werbefilme der Fa. Langnese, besonders dann, wenn es zwischendurch Pril-Blumen regnet. Die Deutschen, dieser Gedanke schießt einem da durch den Kopf, lieben es halt doch bunt und laut, besonders dann, wenn es ihnen gutgeht.

Nach diesem Spektakel wird man in die, vergleichsweise nüchternen Welten der Bundesrepublik entlassen. Im „Mosaik Deutschland" geht es in erster Linie um Innovationen und Technologien in den einzelnen Bundesländern. Dieser Bereich mit dem „Baum des Wissens" in der Mitte ist umgeben von separaten Messeständen, an denen „Die Deutsche Wirtschaft" (so der Titel eines Programmheftes) möglichst publikumsnah (etwa mit Hilfe von Zeichentrickfilmen) Probleme wie Globalisierung oder Neue Selbständigkeit thematisiert. Doch wäre es interessant, wieviele Besucherinnen und Besucher überhaupt noch in diesem Teil des Pavillons verweilen. Ganz entscheidend dürfte demgegenüber der Eindruck sein, den viele aus der beschriebenen Filmshow mit nach Hause mitnehmen, die in jeder Hinsicht zentral plaziert ist.

In einer derartigen Raumdramaturgie des Innersten treffen sich meines Erachtens die Identitätspolitiken Deutschlands und Österreichs, wie sie auf der EXPO 2000 zu beobachten sind, wenn auch mit unterschiedlichen Akzentuierungen: Im Grunde sind die Deutschen ein Volk, das einfach gut mit anderen auskommen will und kann, das zuversichtlich und lebensfroh seine Zukunft plant – so wie die Österreicher ein lebenslustiges und genußfreudiges Volk sind, das mit sich und der Welt gut auskommt. Harmlosigkeit, im genauen Wortsinne, ist es, die solche Selbstdarstellung signalisiert, Harmlosigkeit, die sich vor allem auch auf mittlerweile schon bewährte Versatzstücke aus der Kiste postmoderner Multikulturalismus-Rhetorik verläßt. Mit dem, freilich nicht gering zu achtenden Unterschied, daß man im österreichischen Pavillon gerne verweilt, wozu die Gerüste und Brücken des deutschen Pavillons nicht einladen. Auch so entstehen Vorurteile.

Klara Löffler

Anmerkungen

1 Kracauer, Siegfried: Deutsche Bauausstellung. Vorläufige Bemerkungen. [1931] In: Ders.: Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930–33. Zürich 1996, S. 117–121, hier 117.

2 Vgl. Felber, Ulrike, Elke Krasny, Christian Rapp: Smart Exports. Österreich auf den Weltausstellungen 1851–2000. Wien 2000, S. 191; vgl. Rezension in diesem Heft.

3 Vgl. dazu auch der Kommentar „Österreich auf der EXPO. Land der Berge, Land der Ruhe ...". In: Falter Nr. 25/2000, S. 61.

Regions and Minorities in a Greater Europe

Summer Academy 2000, Brixen, 4. bis 15. September 2000

Zum zweiten Male beherbergte heuer das Land Südtirol eine internationale Akademikergruppe aus 26 verschiedenen Ländern, die sich dem Thema des Minderheitenschutzes in Europa widmete. Die buntgemischte Gruppe, bestehend aus Juristen, Wirtschafts- und Politikwissenschaftlern, Ethnologen, Historikern, UN- und OSZE-Mitarbeitern beschäftigte sich insbesondere mit ethnischen Minderheiten in Fragen europäischer Verwaltungsreform, Osterweiterung, Regionalisierung, Globalisierung und grenzüberschreitender Zusammenarbeit.

Von besonderer Bedeutung stellte sich die Hinterfragung historischer und ahistorischer Konzepte heraus, die bei Konfliktlösungen insofern eine unheilvolle Rolle spielen, als ihnen allzu oft die beteiligten regionalen, nationalen und internationalen politischen Akteure verhaftet sind.

Ein umfassendes Bild politischer und juridischer Arbeitskonzepte vermochte die große Zahl der Referenten zu vermitteln, die direkt an der Gestaltung des europäischen Verwaltungsapparates mitwirken. Unter anderem konnten der Generalanwalt des Europäischen Gerichtshofes, Siegbert Alber, der Bearbeiter der Europäischen Grundrechtscharta, Andrew Duff, und der ehem. jugoslawische Justizminister, Tibor Várady, als Referenten gewonnen werden.

Gemäß der juristischen Ausbildung eines Großteils der Referenten und der geographischen Herkunft der Mehrzahl der Teilnehmer aus den ehemaligen Ostblockländern, drehte sich die Diskussion in erster Linie um die Erstellung juristischer Richtlinien des Minderheitenschutzes in Osteuropa. Dabei wurde klar, dass die ständigen Verwaltungsreformen innerhalb der Europäischen Union zu tiefen Erschütterungen überlieferter politischer Konzepte wie etwa staatliche Souveränität, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie führen. Auf dem Weg zu einer zunehmenden Regionalisierung und einer Zentralisierung der Kompetenzen in Brüssel, Straßburg und Den Haag entstehen immer wieder neue Verwaltungsgrenzen (Euregio, Euro-Länder, Nato-Länder, Schengen-Länder). Befremdung verursacht u.a. die Tatsache, daß Funktionäre, die oft nicht direkt gewählt werden, großen Einfluß auf die europäische Politik ausüben. Dass aber auch der Minderheitenschutz ein in seinem Wesen (Sonderstatus für Gruppen mit parlamentarischer Minderheit) ein der Demokratie zuwiderlaufendes, dennoch aber unverzichtbares, Unterfangen darstellt, ist den Teilnehmern ebenso klar geworden, wie die Wichtigkeit des Denkens in dynamischen und nicht statischen Dimensionen. Dies gilt für die maßgeblichen Führungskräfte der EU-Länder wie für die

12 Staaten im Beitrittskandidatenstatus schon heute und nicht erst in einer fernen Zukunft.

Soziologische Aspekte innerhalb der Sommer-Akademie wurden durch den Soziologen Max Haller (Universität Graz) und durch den Ethnopsychoanalytiker Siegfried Baur (Universität Klagenfurt) behandelt. Letzterer zeigte anhand einer eingehenden Analyse des Südtiroler Falles die unheilvolle Rolle des Zelebrierens und der steten Internalisierung eines einst geschehenen Unrechtes auf. Sich anbahnende Kompromisse können dadurch verhindert und bestehende Spannungen zementiert werden, schon deswegen weil ein zum Mythos verklärtes Trauma ein neues erzeugt, nur eben auf der anderen Seite.

Veranstalter der Sommer-Akademie war das Institut für Ethnische Minderheiten und Regionale Autonomien an der Europäischen Akademie Bozen, welche im Jahre 1991 als erste Forschungsinstitution des Landes Südtirol gegründet worden war. Als Vordenker und Hauptbezugsperson der Sommer-Akademie fungierte Joseph Marko, Professor für öffentliches Recht (Universität Graz), der als Institutsvorstand an der Europäischen Akademie Bozen und als internationaler Richter am Verfassungsgericht in Bosnien-Herzegowina die Rollen des Gastgebers, des Balkanexperten und des Rechtsphilosophen harmonisch zu vereinigen wusste. Sein Hauptanliegen war es, der Veranstaltung einen hohen Grad an Interdisziplinarität zu verleihen, was ihm insbesondere durch Einbeziehung des qualifizierten Publikums in zahlreichen Podiumsdiskussionen und Foren gelang.

Oliver Haid

Volkskundestudierendentreffen in Augsburg 6. bis 9. Juli 2000

Das diesjährige Treffen der Studierenden der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft fand vom 6. bis 9. Juli 2000 im Institut für europäische Kulturgeschichte in Augsburg statt. Der Hauptausschuß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde und die Augsburger Fachschaft luden alle Interessierten ein, sich drei Tage lang mit dem Thema „Forschungsstereotypen der Volkskunde – Ideologische und normative Positionen seit Falkenstein" auseinanderzusetzen. Der Einladung, die an alle Institute in Deutschland, Österreich und der Schweiz versandt worden war, folgten ca. 50 Studierende aus Bamberg, Berlin, Frankfurt am Main, Freiburg, Mainz, Marburg, Passau, Regensburg, Tübingen, Wien und Würzburg.

Es bildeten sich nach einführenden, selbstreflexiven Impulsreferaten über die gegenwärtige Situation unseres Faches vier verschiedene Arbeitsgruppen, die ihre Ergebnisse jeweils anschließend im Plenum präsentierten. Angeregt durch zwei bewußt provokative Vorträge über stereotype, normative und ideologische Leitgedanken in der jüngsten Fachgeschichte von Stephan Bachter und Achim Weber wurden in einem der Arbeitskreise u.a. „Mythenanfälligkeit", „Konstruktivismus" oder „Irrationalität" im aktuellen Diskurs kritisch hinterfragt. Die Augsburger Fachschaft meinte nach einem Vergleich des Lehrangebots der Volkskundeinstitute im deutschsprachigen Raum angesichts der Themenvielfalt, der Uneinheitlichkeit in der Benennung des Faches und der Zugehörigkeit zu verschiedenen Fakultäten keinen gemeinsamen volkskundlichen Kanon erkennen zu können und brachte die Frage nach seiner Notwendigkeit in einer weiteren Arbeitsgruppe zur Diskussion. FachschaftsvertreterInnen aus Tübingen fragten wiederum nach den Kompetenzen der Volkskunde und wo diese eingebracht werden können (und sollten!). Letzteres griff die Freiburger Fachschaft auf, als sie eine Debatte über mögliche Berufsperspektiven anregte und bereits im Impulsreferat die Einrichtung von Netzwerken verschiedener Institute und Forschungseinrichtungen vorschlug.

Allgemein gelangte man zu der Erkenntnis, daß in Zukunft regelmäßiger Erfahrungsaustausch, überregionale Zusammenarbeit, verstärktes Einbringen in das aktuelle Tagesgeschehen oder selbstbewußteres Auftreten der VolkskundlerInnen immer notwendiger werden. Im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit „neuen alten Ideologien" der Volkskunde wurde ein Grundstein für weitere Diskussionen gelegt. Ein konkretes, sehr erfreuliches Ergebnis des Treffens war – hauptsächlich aufgrund des Engagements der Teilnehmenden aus Berlin – die Einrichtung einer „Volkskunde-Mailingliste", die sich vor allem zum Austausch von Informationen (z.B. über Tagungen, Projekte, Ausstellungen etc.), aber auch für konkrete (Fach-)Fragen eignet. Nähere Informationen zu diesem Netzwerk und zum nächsten Treffen in Marburg/Lahn sind bei den Fachschaften erhältlich.

In organisatorischer Hinsicht gilt es, den Augsburger KommilitonInnen höchstes Lob auszusprechen! Die ausgezeichnete Planung des Treffens selbst, zu der auch die Versendung der nötigen Literatur zur Vorbereitung gehörte, und die umfassende Betreuung in bezug auf Unterkunft und Verpflegung trugen wesentlich zur positiven Atmosphäre bei. Es war sehr anregend, mit KollegInnen anderer Institute zu diskutieren und deren Ansätze kennenzulernen.

Silvia Richtarz, Katharina Richter-Kovarik

Nachruf auf Felix Karlinger

Felix Karlinger, weit über den deutschen Sprachraum hinaus anerkannter Romanist und Volkskundler, ist am 27. Juni 2000, nach langer schwerer Krankheit, im achtzigsten Lebensjahr verstorben.

Seine wissenschaftliche Laufbahn begann in München, wo er sich 1959 mit einer Abhandlung über das sardische Volkslied habilitierte. Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit an der Universität München wurde er 1967 auf den Lehrstuhl für Romanische Philologie an der Universität Salzburg berufen.

Wer sich ein Bild von der herausragenden wissenschaftlichen und publizistischen Lebensarbeit des Forschers Felix Karlinger machen will, muß auf die vor zwanzig Jahren in der „Raabser Märchenreihe" des Österreichischen Museums für Volkskunde (Bd. 4: Europäische Volksliteratur; Wien 1980) anläßlich seines sechzigsten Geburtstages erschienene Festschrift zurückgreifen. Die darin wiedergegebene Bibliographie listet über dreihundert aus der Feder des Verstorbenen stammende Bücher, Aufsätze und Rezensionen auf. Dies ist jedoch nur ein Teil seines Lebenswerkes. 1980 hatte Felix Karlinger die Universität verlassen und widmete sich seither mit beispielloser Schaffenskraft seinen Forschungsgebieten. In den vergangenen zwei Dezennien verdoppelte sich die Zahl seiner Veröffentlichungen. Kaum ein Jahr verging ohne das Erscheinen eines Buches und dazu kamen noch zahlreiche Aufsätze und Buchbesprechungen. Nur wenige Wochen vor seinem Tod ist unter dem Titel „Vorgetragen – Nachgelesen" (Wien 2000) sein nun leider endgültig letztes Werk erschienen. Es ist dies eine Anthologie von Vortragsmanuskripten, mit deren Drucklegung das langjährige Wirken des Verstorbenen als Forscher und Lehrer dokumentiert wird, und deren thematisches Spektrum sein weitgespanntes Erkenntnisinteresse widerspiegelt. Es ist sicher nicht zu weit gegriffen, hierin ein Vermächtnis Felix Karlingers zu sehen, ein Bekenntnis zum interdisziplinären Untersuchungsansatz und zum Methodenpluralismus, die letztlich seine gesamte wissenschaftliche Arbeit bestimmt haben.

Als Schüler von Rudolf von Ficker begann Felix Karlinger seine Forschungs- und Lehrtätigkeit zunächst im musikwissenschaftlichen Bereich. Sehr bald jedoch erfolgte unter dem Einfluß seiner Lehrer Rudolf Kriss, Gerhard Rohlfs und Hans Rheinfelder die Hinwendung zur Volkskunde und zur Romanischen Philologie. Die Romanistik sollte schließlich *das* impulsspendende Fach werden, dem er sowohl aus volkskundlicher Sicht als auch als Sprach- und Literaturwissenschafter sein Hauptaugenmerk schenkte.

In den ersten Jahrzehnten war die wissenschaftliche Arbeit Felix Karlingers durch intensive Feldforschung auf dem Gebiet der romanischen Dialektologie und Populärliteratur bestimmt. Mit einem tragbaren Tonbandge-

rät ausgerüstet, durchwanderte er insbesondere Sardinien und Korsika, aber auch Teile der Iberoromania und der Balkanhalbinsel auf der Suche nach oral tradierten Texten aus der Volkstradition des jeweiligen Raumes. Hierbei stieß er immer wieder auf bis dahin unveröffentlichte Lieder und Erzählungen. Die äußerst kenntnisreich kommentierten Dokumentationen dieses reichhaltigen Materials sind umso bedeutsamer, als sie eine weit über den akademischen Wirkungskreis hinausreichende Leserschaft mit diesen Belegen romanischer Volkskunst vertraut machten.

Einen herausragenden Stellenwert im Oeuvre Felix Karlingers nehmen zweifellos seine Arbeiten auf dem Gebiet der Narrativistik ein. Die literarischen Textsorten Volks- und Kunstmärchen, Sage und Legende beherrschen als bevorzugte Forschungsfelder sowohl den Korpus seiner Studien als auch seine textdokumentarischen Veröffentlichungen. Die aus diesem Bemühen heraus entstandenen Märchenbände sind beinahe Legion. Als Nachfolger Friedrich von der Leyens in der Herausgeberschaft der Reihe „Märchen der Weltliteratur" übersetzte und edierte er Sammlungen von Volksmärchen aus allen Sprachbereichen der Romania, und diese erreichten nicht nur hohe Auflagenziffern, sondern wurden auch in andere Sprachen wie z.B. das Japanische übertragen.

Wenn nun in Felix Karlingers Werkeverzeichnis auch zahlreiche Studien zum Themenkreis der ‚großen romanischen Sprachen' und ihrer kunst- und populärliterarischen Hervorbringungen zu finden sind, so galt sein hauptsächliches Interesse doch den romanischen ‚Rand- oder Kleinsprachen'. Das Rumänische bildete hierbei den einen Schwerpunkt. Insbesondere literarische Texte, die einen religionswissenschaftlichen Interpretationsansatz forderten, und hier vor allem solche mit Bezug zur Orthodoxie, regten ihn zu zahlreichen Studien an. Und auch seine mit großem Nachdruck unternommenen Untersuchungen zum romanischen ‚Volksbuch' erwiesen sich gerade im Bereich des Rumänischen als besonders ergiebig.

Den anderen Schwerpunkt seines Interesses an den Literaturen romanischer Kleinsprachen bildete Sardinien. Felix Karlinger galt hier nicht nur als ein intimer Kenner der sardischen Volkstradition, sondern bot auch mit äußerst kenntnisreichen Arbeiten über die frühesten literarischen Erzeugnisse der Insel und der damit verbundenen Varietätenproblematik einen wertvollen Beitrag zu diesem nur von wenigen Gelehrten beschrittenen Forschungsfeld.

Nach dieser angesichts der Schaffensfülle des Verstorbenen nur sehr lückenhaften Darstellung seiner wissenschaftlichen Leistungen darf ein Hinweis auf die stets unprätentiöse und klare Form der Präsentation seiner Arbeitsergebnisse nicht fehlen. Wenn wissenschaftliche Erkenntnisse in publizierter Form meistenteils nur einen kleinen Kreis von Eingeweihten

erreichen, so ist es Felix Karlinger gerade durch diesen sprachlichen und konzeptionellen Vorzug seiner Studien gelungen, selbst mit fachspezifischen Veröffentlichungen eine umfangreiche Leserschaft zu gewinnen.

Felix Karlingers immense Kompetenz als Forscher und Lehrer sicherte ihm die Anerkennung und den Respekt der Freunde und Kollegen; sein liebenswürdiges Wesen, seine Selbstlosigkeit und Bescheidenheit machen nun seinen Heimgang für sie zu einem schmerzlichen, unersetzlichen Verlust.

Johann Pögl

Gedenkblatt für Felix Karlinger (17.3.1920 bis 27.6.2000)

Die Besuche von Felix Karlinger in der Laudongasse in der Wiener Josefstadt sind schon seit längerer Zeit ausgeblieben. Das Wiener Volkskundemuseum konnte sich zu jenen Häusern zählen, in die der Romanist, Volkskundler und Musikologe viele Jahre hindurch freundschaftlich zuzukehren pflegte. Seine stille Zurückgezogenheit im Heim der Barmherzigen Brüder im niederösterreichischen Kritzendorf bei Klosterneuburg und die zunehmenden Beschwernisse und vermehrten gesundheitlichen Beeinträchtigungen des Alters haben ihn gezwungen, auf diese beiderseits beliebten persönlichen Kontakte zu verzichten. Unauslöschlich bleibt die Erinnerung an die unverwechselbare Silhouette seines Erscheinens in der dunklen Lodenpelerine des Bayern und mit der schwarzen Baskenmütze des Romanisten; stets hatte er ein verschmitztes Blitzen in den Augen.

Schon in den Tagen seiner frühen Lehrtätigkeit an der Münchner Universität und dann vermehrt aus der geringeren Distanz von Salzburg, wohin er 1966 als o. Professor an die Romanistische Lehrkanzel berufen worden war, führte ihn der Weg immer wieder in das Museum zum damaligen Direktor Leopold Schmidt; auch während des nachfolgenden Direktorates bewahrte er dem Museum seine Treue. Es wurde seine Mitarbeit an der von ihm regelmäßig mit Rezensionen versorgten „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde" besprochen. Die Domäne seines Interesses und seiner Zuständigkeit erstreckte sich dabei auf den weitgespannten Bogen der europäischen Romania; seine besondere Zuwendung erfuhren deren „Rand- und Kleinsprachen", wie es in der Fachsprache heißt, und dort vor allem die populäre Narrativistik, die Volkslied- und Volksmusikforschung. Auch wurden die Absprachen getroffen für die Edition seiner kleinen nachdenklichen Anthologien „Zauberschlaf und Entrückung. Zur Problematik des Motivs der Jenseitszeit in der Volksüberlieferung" (1986) und „Heilige Ereignisse – Heilige Zeiten. Weihnachtserzählungen aus der mündlichen Überlieferung"

(1988) in der von Leopold Schmidt im Museumsverlag gegründeten „Raabser Märchen-Reihe" (Band 7 und 8). Eva Kausel war seinerzeit bemüht, diesen Bändchen mit der Umschlaggestaltung und in sinnvoller Bebilderung ein gefälliges äußeres Erscheinungsbild zu geben. Seinen persönlichen Einstand in diese handliche Taschenbuchreihe hatte Felix Karlinger allerdings schon Jahre früher gehalten, als ihm seine Salzburger RomanistenkollegInnen Dieter Messner und Angela Birner 1980 anläßlich seines 60. Geburtstages als Band 4 die Festschrift „Europäische Volksliteratur" gewidmet hatten.

Solche Zusammenarbeit zwischen Felix Karlinger und der Volkskunde in der Laudongasse reicht indes weiter zurück. Daran erinnert zuletzt der Abdruck der Studie „‚Launeddas' – Skizze eines Kultinstrumentes" in dem von Dieter Messner und Johann Pögl zum 80. Geburtstag von Felix Karlinger herausgebrachten Sammelband von Vortragsmanuskripten „Vorgetragen – Nachgelesen. Ausgewählte Beiträge zur romanischen Literatur und Europäischen Ethnologie" (Wien 2000). Diesen Vortrag über das – in seiner ursprünglichen Form eine vermeintlich dreitausendjährige Vergangenheit überdauernde – sardische Nationalinstrument hatte Felix Karlinger, nach seiner Habilitation 1959/60 damals noch an der Universität in München tätig, im Wiener Verein für Volkskunde gehalten. Darüber hinaus hält unsere Vereinschronik auch die nachfolgenden, bereits in die Zeit Karlingers als Vorstand des Instituts für Romanische Philologie der Universität Salzburg fallenden Wiener Vorträge „Die Sagra di San Efisio in Cagliari/Sardinien" (Februar 1967) und „Märchen und Märchenerzähler in Südfrankreich" (Jänner 1974, zusammen mit dem Französischen Kulturinstitut in Wien) fest.

Allein die Themen dieser drei Vorträge lassen die Zuständigkeit und die vielfältigen Leistungen Karlingers auf den Gebieten der Trias von Romanistik, Volkskunde/Europäische Ethnologie und Musikwissenschaft erkennen. Vollends aber wird dies deutlich in der „Felix Karlinger-Bibliographie" in der erwähnten Festschrift zu seinem 60. Geburtstag, worin seine Veröffentlichungen aus den Jahren 1946 bis 1979 verzeichnet sind. Das Verzeichnis seiner in den beiden nachfolgenden Jahrzehnten wohl verdoppelten Anzahl von Publikationen wäre alsbald nachzutragen.

Da sich das Leben von Felix Karlinger nun vollendet hat, möge zwei seiner Druckschriften aus den jüngst vergangenen Jahren ein tieferer Sinn zugeschrieben werden. Karlingers dargelegte Zeitzeugenschaft „Wiederbeginn der Volkskunde in München in Forschung und Lehre nach 1945" als Beitrag in der dem Schreiber dieses Gedenkblattes zugedachten Festgabe „Netzwerk Volkskunde" (1999) kann nunmehr verstanden werden als eine späte Rückwendung zu den seinerzeit disziplinenübergreifenden Neuan-

fängen der bayerischen Volkskunde, worin wohl die Wurzeln seines späteren wissenschaftlichen Schaffens zu suchen sind. Als Sohn von Hans Karlinger, dem Münchner Kunsthistoriker und Verfasser des seinerzeit maßgeblichen Buches „Deutsche Volkskunst" (1938) in der Reihe der Propyläen-Kunstgeschichte, hat sein kulturwissenschaftliches Interesse zweifellos eine frühzeitige Prägung erfahren. Die Namen seiner Münchner Lehrer – Friedrich von der Leyen, Otto Basler, Gerhard Rohlfs, Alois Schmaus, Walter Riezler und vor allem Rudolf Kriss und Josef Hanika – wie auch diejenigen der Forscher Hans Moser und Karl-S. Kramer an der Landesstelle für Volkskunde (Kommission für Bayerische Landesgeschichte der Akademie der Wissenschaften) bezeichnen ihrerseits die Weite seines frühen und lebenslangen Interessensfeldes. So ist es denn auch kein Zufall, daß sich Felix Karlinger zusammen mit einem anderen Schüler der „ersten Stunde" der Münchner Nachkriegsvolkskunde, dem Märchenforscher Walter Scherf, in der „Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth, „Erzählen über Orte und Zeiten" (1999), mit dem Kreis der gegenwärtigen Münchner Folkloristik zuletzt wieder vereint sieht. Zurückgreifend auf die Jahre der Feldforschungen entwirft Felix Karlinger in seinem Beitrag noch einmal eine „Ethnographische Skizze einer Erzählsituation auf Mallorca".

Wir waren Freunde. Auch wenn die persönlichen Begegnungen in den allerletzten Jahren ausgeblieben sind, so haben wir uns als solche doch stets mit Geburtstagsbriefen gegenseitig bedacht. Mit Datum 26.3.2000 schrieb Felix Karlinger, „derzeit Geras", noch an mich con sordino: „Das Alter bringt allerlei Gebrechen und ist mehr Prüfung als eine Gnade". Dennoch erwartete er in diesen Tagen mit der diesem bescheidenen Menschen eigenen Selbstironie: „Irgendwann – es kann noch Monate dauern – soll von mir eine Broschüre ‚Vorgetragen – Nachgelesen' herauskommen. Ein Leipziger Allerlei". Diese Freundesgabe seiner Romanistenkollegen in Salzburg hat er noch in Empfang nehmen können. Nicht mehr einlösen konnten wir aber das abermalige Versprechen eines Wiedersehens im Sommer: „Für gediegenen Wein – weiß oder rot? – kann ich sorgen ..."

Felix Karlinger hat sich immer wieder – so auch in den vergangenen Märztagen – aus dem Seniorenheim in Klosterneuburg-Kritzendorf nach Geras im niederösterreichischen Waldviertel zurückgezogen. In unmittelbarer Nachbarschaft zum dortigen Prämonstratenserstift, mit dessen geistlichen Herren er angeregt freundschaftliche Kontakte unterhielt, hatte er sich ganzjährig in ein Appartement im ersten Stock eines Restaurants eingemietet. Ebenerdig war seine Bibliothek in einer Garage aufgestellt. Von dort hat uns die Nachricht seiner jüngeren Tochter, der Ärztin Dr. Felicitas Karlinger, erreicht, daß er im Juni, also nur wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag, an den Folgen eines zweiten Schlaganfalls verstorben ist und in Geras in

Anwesenheit des engsten Familienkreises beigesetzt wurde. Die Erinnerung an den verehrten Fachkollegen und an den treuen Freund wird fortan verhaftet sein auch mit diesem von Felix Karlinger als einem zutiefst religiösen Menschen gewählten Ort der geistlichen Zuflucht und der letzten Ruhe. Das Monument seines Gelehrtenlebens wird aber sein reiches literarisches Oeuvre bleiben, dessen internationale Geltung zuletzt Dieter Messner in seinem gewichtigen Personalartikel „Felix Karlinger" in der „Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung" (1993) festgeschrieben hat.

Klaus Beitl

Nachruf auf Karl Ilg

Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, fast vierzig Jahre Vorstand des Instituts für Volkskunde der Universität Innsbruck, verstarb am 11. Juli 2000 in Innsbruck. Er konnte auf ein an Erfolgen und Ehrungen reiches Leben zurückblicken.

Geboren am 23.12.1913 als Sohn des Volksschuldirektors Ferdinand Ilg in Dornbirn/Vorarlberg, studierte er Geographie, Geschichte und Volkskunde an der Universität Innsbruck. Er schloß sein Studium 1937 mit der Dissertation „Die Reformen der Verwaltung für Vorarlberg während der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia 1740 bis 1780" ab. Nach Studienaufenthalten in Rom und München erhielt er ein Jahr später eine Assistentenstelle bei Friedrich Metz am Alemannischen Institut, Freiburg. Der Krieg unterbrach seine wissenschaftliche Karriere, er leistete fünf Jahre Dienst bei der Luftwaffe und hatte das Glück, unversehrt wieder heimzukehren. Ab 1945 arbeitete er als Assistent bei Hermann Wopfner, von dem er 1949 die Leitung des Instituts übernahm. Schon 1946 hatte er sich mit dem ersten Band „Die Walser in Vorarlberg" habilitiert. In diesen Jahren erklomm er eine Stufe nach der anderen in seiner Laufbahn: 1952 tit. a.o. Univ.-Prof.; 1954 a.o. Univ.-Prof.; 1961 o. Univ.-Prof., die er schließlich mit seiner Wahl zum Dekan der philosophischen Fakultät 1964/65 krönte. In diese Zeit fiel der Neubau der Philosophischen Fakultät und der Bau des Internationalen Studentenhauses, dessen Geschäftsführer er mehr als zwanzig Jahre war. Als Vorsitzender der Senats-Baukommission hatte er großen Einfluß auf die Gestaltung des Fakultätsneubaus.

Hinzuweisen ist auch auf seine intensive Beschäftigung mit den Auslandsdeutschen bzw. -österreichern in Südamerika, die er in mehreren Bänden und vielen Vorträgen dokumentierte. Seine Gattin war ihm eine treue Begleiterin und Mitarbeiterin. Seit dieser Zeit ist er Ehrenbürger von Drei-

zehnlinden, wo auch eine Schule nach ihm benannt ist, und Träger des Ordens „Jose de Andrada y Silva" und Komtur des Ordens vom hl. Apostel Paulus. Seine unermüdliche Aktivität wurde mit vielen weiteren Ehrungen und Orden belohnt: 1969 Oberrheinischer Kulturpreis, 1971 Silbernes Ehrenzeichen des Landes Vorarlberg, 1974 Ehrenzeichen des Landes Tirol, 1976 Großes Silbernes Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, 1976 Ritterkreuz des Silvesterordens, 1984 Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse, 1984 Goldenes Ehrenzeichen des Landes Salzburg, sowie verschiedene Ehrenbürgerschaften.

Karl Ilg war zudem Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des „Fachverbandes für Volkskunde" in Österreich.

Sein wissenschaftliches Interesse galt neben der Brauchforschung, Wallfahrtsforschung und Ergologie vor allem dem „volkstümlichen Bauen und Wohnen", denn „Ein Haus, einmal gebaut, überdauert Generationen und beeinflußt sie, ja erzieht sie zum Guten wie zum Schlechten, zum Ebenmaß, zur Sauberkeit, zur Gemeinschaft und Tradition oder zum Gegenteil", schreibt er in seinem Rückblick anläßlich seines 75. Geburtstages (Zur Summe eines Lebens, Lochau/Bregenz 1990). Daneben galt seine Liebe der Trachtenforschung, die nicht zuletzt dazu führte, daß er in seiner Vorarlberger Heimat drei Taltrachten kreierte. In vielen Aufsätzen hat er sich mit dem Begriff „Volk" auseinandergesetzt und seine, wie er schreibt, „Ganzheitsauffassung vom ‚Volk'" führte schon 1949 zu einer Vorlesung über „Arbeitervolkskunde".

Nicht zuletzt ist die vierbändige „Landes- und Volkskunde Vorarlbergs", die er unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgab, ein Zeichen der Verbundenheit mit seiner Vorarlberger Heimat. Über allen diesen Bemühungen stand seine Absicht, „in unserer Zeit der Vermassung und Individualisierung die volkstümliche Gemeinschaft als notwendige Gegenkraft zu unterstützen und zum Bekenntnis zu ihr beizutragen" (ebda.). Dieses Bekenntnis hat er immer wieder abgelegt.

Über vierzig Jahre hat Professor Ilg die Volkskunde im Westen Österreichs und darüber hinaus geprägt. Viele seiner Schüler sind in ansehnlichen Stellungen in ganz Österreich – und nicht nur sie werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Professor Ilg konnte auf ein arbeitsreiches, aber auch an Ehrungen reiches, ein erfülltes Leben zurückblicken; das mag ein Trost für seine Familie und seine Freunde sein.

Leander Petzoldt

nichts tun.
vom flanieren, pausieren, blaumachen und müßiggehen
Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung
Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2000. – 116 Seiten,
87 Farbabbildungen, Format 13,0 x 23,0, brosch.
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 75)
ISBN 3-900359-89-X

Das Schwierigste, was man sich als Zeitgenosse vornehmen kann, ist das Nichtstun. Es ist keineswegs einfach, sich von der Moral der Arbeitsalltage frei zu machen. Das kleine Format, die eher unspektakulären kleinen Freuden sind es da vor allem, die man sich gönnt. Dazu bedienen wir uns spezifischer Dinge und Orte. Daß und wie Dinge und Orte unser Nichtstun ‚kultivieren', davon handelt diese Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung vom 8. Juni bis 5. November 2000 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Vom Spazieren, Promenieren und Flanieren ist hier die Rede, vom Herumfahren, vom „Drahn" und Warten, vom Blaumachen, Pausieren, Entspannen und vom Genießen, Ruhen, und Sinnieren. Der Kosmos dreht sich um die kleinen Freuden, wie sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten und in den Stadt- und Gefühlslandschaften Wiens (aber nicht nur dort) beobachten lassen.

Gertraud Liesenfeld, Klara Löffler (Hg.)
hundertvierundzwanzig kleine freuden des alltags.
Wien, Löcker, 2000. – 160 Seiten, 15 Abbildungen,
Format 13,0 x 23,0, brosch.
ISBN 3-85409-326-8

Außergewöhnlich und selbstverständlich, beliebig und liebgewonnen – widersprüchlich, das sind die kleinen Freuden, wie wir sie in unseren Alltagen suchen und finden. Ein Kompendium von Auftakten, Interventionen, Fundstücken und Gedankenstrichen, das Gleichzeitigkeiten, und Mehrdeutigkeiten im Blick hat und zuläßt, das ist dieses Buch. Eingeladen, ihre Ideen und Bilder von freien Zeiten und Räumen – jenseits standardisierter Freizeiten – zu entwickeln, haben hier Autoren und Autorinnen, Künstler und Wissenschaftler ganz unterschiedliche Antworten gefunden. Die Beliebigkeit (nehmen wir den Begriff ruhig einmal beim Wort) ist das Merkmal der kleinen Freuden. Eine kleine Freude, dies kann der Wunsch sein oder auch die Wunscherfüllung, dies kann das Wählenkönnen sein, im Gegensatz zum Entscheidenmüssen. Die Beliebigkeit und das Wählenkönnen sind auch das (Lust-)Prinzip dieses Lesebuches.

Ausstellungskatalog und Anthologie können gemeinsam erworben werden zum Sonderpreis von
ATS 348,—/DM 49,46/EURO 25,29 (exkl. Versand)
ATS 298,—/DM 42,34/EURO 21,65 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Katalog:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)
ATS 132,—/DM 18,75/EURO 9,59 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Einzelpreis Anthologie:
ATS 198,—/DM 28,12/EURO 14,38 (exkl. Versand)

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: shop@volkskundemuseum.at

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 533–578*

Literatur der Volkskunde

JACOBEIT, Wolfgang: *Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation.* Münster, Westfälisches Dampfboot, 2000, 298 Seiten, zahlreiche Fotos und Abbildungen.

KLEIN, Fritz: *Drinnen und Draußen. Ein Historiker in der DDR.* Frankfurt am Main, S. Fischer, 2000, 376 Seiten, zahlreiche Fotos.

Kürzlich empfahl der Historiker Mitchell Ach eine zumindest in seiner Zunft ungewöhnliche Form von Wissenschaftspraxis: Einen *„Wissenschaftswandel durch Reflexivität"* forderte er ein, genauer gesagt, eine Erweiterung eigener wissenschaftlicher Fragestellungen über das *„Lernen aus der eigenen Biographie"*. Durch die autobiographische Reflexion könnten ForscherInnen auf neue und interessante Themenstellungen stoßen (Ash, Mitchell G.: *Geschichtswissenschaft, Geschichtskultur und der ostdeutsche Historikerstreit.* In: Geschichte und Gesellschaft 24, 1998, 283–304, hier: 297.) Nun ist grundsätzlich gegen eine solcherart reflexive Wissenschaftspraxis, die sich auf Erkenntnisse und Erfahrungen einer in der Erwachsenenbildung und anderswo angewandten Biographieforschung stützen kann, nichts einzuwenden. Ganz im Gegenteil. Können doch WissenschaftlerInnen mit einer biographisch orientierten Reflexivität ihr Repertoire der Wissensgenerierung erheblich erweitern. Ein Unbehagen stellt sich allerdings dann ein, wenn eine solche Vorgangsweise lediglich einer bestimmten Gruppe nahe gelegt wird. In diesem Fall empfiehlt der Historiker Ash seinen FachkollegInnen aus der ehemaligen DDR das *„Lernen aus der eigenen Biographie"*. Die AdressatInnen des Plädoyers sind nicht etwa ein „Wir" sondern „Andere", eben jene, deren wissenschaftliche Sozialisation, Karriere und Identität durch die Bedingungen des „real existierenden Sozialismus" mehr oder weniger geprägt worden sind. Es wird ihnen – und nur ihnen – von vornherein ein Defizit, das auf ihren Erfahrungen vor 1989 fußt, unterstellt. Auch wenn Ash sich dezidiert von einem (weit über die Wissenschaft hinausgehenden) Diskurs absetzt, der den Ostdeutschen so etwas wie eine Beichte abverlangt, so ist eine autobiographische Lernempfehlung, die sich auf KollegInnen aus der Ex-DDR reduziert, selbst Teil von diesem. Ostdeutsche sollen sich 1989 wie auch immer biographisch bekennen, distanzieren, rechtfertigen – und lernen.

Der nach 1989 entstandene Erklärungsdruck hat schon in den vergangenen Jahren dazu geführt, dass sich ostdeutsche WissenschaftlerInnen öffentlich lebensgeschichtlich geäußert haben (z.B. Pohl, Karl Heinrich [Hg.]: *Historiker in der DDR*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1997). Kürzlich sind zwei weitere publizierte Autobiographien hinzugekommen, die, wenn sie vor 1989 geschrieben worden wären, wohl anders ausgeschaut hätten. Augenscheinlich strukturiert der Rechtfertigungsdruck im vereinten Deutschland die Erinnerungen und auch die jüngsten Erfahrungen der beiden Autoren. Einer der beiden ist jemand, den man in einer volkskundlichen Zeitschrift nicht mehr ausführlich vorstellen muss: Wolfgang Jacobeit, Doyen der ostdeutschen Volkskunde, dessen kultur- und alltagsgeschichtlicher Zugang schon seit den 60er Jahren auf eine ebenso positive Resonanz im „Westen" gestoßen ist wie seine fachgeschichtlichen Reflexionen, die in dem von ihm mitherausgegebenen Sammelband „Völkische Wissenschaft" zu Beginn der 90er Jahre eine voluminöse Krönung gefunden haben. Jacobeit war, um kurz die Eckdaten zu nennen, u.a. Direktor des Museums für Volkskunde im damaligen Ost-Berlin und schließlich Professor für Ethnographie an der Humboldt Universität gewesen, bevor er 1986 emeritiert wurde. Der andere Autobiograph: der Historiker Fritz Klein, der in volkskundlichen Kreisen wohl eher unbekannt ist, der dafür aber lange vor 1989 in jenen Kreisen der westdeutschen Historikerzunft Anerkennung erfahren hat, die sich mit der Geschichte des Imperialismus im Vorfeld des Ersten Weltkriegs und mit dem Ersten Weltkrieg selbst auseinandergesetzt haben. Klein, auch hier ein paar Eckdaten, hatte in den 50er Jahren das DDR-Pendant zur westdeutschen „Historischen Zeitschrift", die „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", mit aufgebaut, war dann über viele Jahre Mitarbeiter am historischen Institut der Akademie der Wissenschaften (die vielerlei strukturelle Veränderungen erfuhr) gewesen, bis er dann 1989 kurz vor dem Fall der Berliner Mauer emeritiert wurde.

Die intensiven Kontakte zu westdeutschen und anderen „westlichen" KollegInnen, die Mitgliedschaft in internationalen, nicht nur auf den Ostblock beschränkten wissenschaftlichen Assoziationen nehmen denn auch einen gebührlichen Platz in beiden Autobiographien ein. Jacobeit beispielsweise weist u.a. regelmäßig auf seine inhaltlichen und sozialen Kontakte zur Tübinger Schule der Volkskunde hin, die ihm allen Anschein nach inhaltlich, sozial und kulturell näher zu stehen scheint als viele seiner ostdeutschen Kollegen, er berichtet über sein Engagement bezüglich der Gastprofessur eines „Westlers", nämlich des Wiener Volkskundlers Helmut Fielhauer, in Ost-Berlin schon zu Beginn der 80er Jahre und ausführlich über seinen mehrmonatigen Aufenthalt bei den Sozialhistorikern in Bielefeld noch vor der Wende. Klein verweist ausführlich auf seine mehrmaligen USA-Aufent-

halte, die mit der Entspannungspolitik seit Anfang der 70er Jahre möglich wurden, und auf seine intensiven Aktivitäten zur Vernetzung ost- und westdeutscher GeschichtswissenschaftlerInnen. Über den bloß schriftlichen Text hinaus verweisen ebenso die in den beiden Bänden abgedruckten Fotos auf die „Westorientierung" der beiden Autobiographen. Kleins belegte „Westkontakte" gehen gar noch weiter zurück, nämlich auf die Zeit vor aller deutscher Zweistaatlichkeit, wenn er auf seine schon frühe Bekanntschaft in der Deutschen Wehrmacht und im unmittelbaren Nachkriegsberlin mit späterer westdeutscher Politprominenz (Hans Jürgen Wischnewski, Klaus Bölling) hinweist. Und wenn dann im Klappentext der Kleinschen Autobiographie der vormalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Erinnerungen als *„(ü)berzeugend aufrichtig im Grundton, persönlich und konkret und so differenzierend"* lobt, dann ist dies ein letztes deutliches Indiz dafür, dass westdeutsche und andere westliche „Gewährsmänner" im Kontext des allgegenwärtigen Rechtfertigungsdrucks so etwas wie der objektive Beleg für die eigene wissenschaftliche Redlichkeit sein können.

Nun möchte ich mich nicht in diesen dominanten Diskurs einreihen, beispielsweise indem ich behaupten würde, dass die beiden Autoren ihre Kontakte zum „Westen" übermäßig ausbreiten und damit einiges andere „verschleiern" würden. Mir geht es allein um den Hinweis darauf, dass der Diskurs des vereinten Deutschlands Erinnerungen von Ostdeutschen maßgeblich strukturiert. In den letzten fast vierzig Seiten seiner Autobiographie widmet sich Jacobeit unmittelbar (und vorher immer wieder mittelbar) der *„eigentlichen Frage": „mein(em) Verhältnis zur DDR"* (S. 261). Die Frage, so scheint es, stellt sich für ihn (und andere?) umso mehr, als Jacobeit nicht ein „Eingeborener" der DDR gewesen ist, sondern erst 1956 nach einem Angebot von Wolfgang Steinitz von Westdeutschland nach Ost-Berlin wechselte. Jacobeits Ausführungen über die Integrität seiner akademischen Lehrer und der Volkskunde in der DDR, seine Schilderungen über seine Existenz als Volkskundler zu Beginn der 50er Jahre, wo er u.a. über mehrere Jahre hinweg als Mitarbeiter der „Mission Française de Recherches" in Göttingen sich mit französischen Opfern in ehemaligen deutschen Konzentrationslagern beschäftigte, sind Belege für den Druck, sich rechtfertigen zu müssen. Der Eindruck freilich, den Jacobeit in den Jahren nach 1989 gewonnen hat, dass aus westdeutschen Freunden nun Konkurrenten, nämlich um universitäre Posten in der ehemaligen DDR, geworden seien, wirft freilich eine vielleicht nicht unerhebliche Frage auf: Inwieweit ist dieser Diskurs womöglich weniger das, was er zu sein vorgibt, nämlich ein notwendig moralischer in einer demokratischen Gesellschaft, denn vielmehr einer, mit dem sich spezifische Interessen machtvoll durchsetzen lassen? Überspitzt gesagt: Während die einen noch mit ihrer Lebensgeschichte

beschäftigt sind und autobiographisch lernen, haben die anderen ihre Forschungsanträge und sonstige Ambitionen schon wieder durchgesetzt.

Nun können Jacobeit und Klein aufgrund ihres Alters selbst keine großen Ambitionen im Wissenschaftsbetrieb mehr haben. Das relativiert dann wohl auch ein wenig den Effekt des vorher erwähnten Diskurses auf ihre Erinnerungstexte. Beide, Jacobeit und Klein, haben es denn auch gar nicht nötig, sich als Widerstandskämpfer oder nur als heimliche Oppositionelle darzustellen. Beide streiten nicht ihre grundsätzliche Sympathie für einen sozialistischen Gesellschaftsentwurf ab, obwohl diese Sympathie mehr und mehr einer Ernüchterung weicht. Und beide Autoren schreiben ausführlich über ihr Engagement im Kulturbund der DDR, der sich durch eine grundsätzlich affirmative Haltung zum ostdeutschen Staat bei gleichzeitig intellektueller Distanz und Skepsis zur konkreten Praxis der DDR auszeichnete. Das Fehlen heroischer Komponenten in beider Erinnerungen macht das Lesen angenehm. Und mehr als das. Mit den differenzierten Erinnerungen und Identitäten von Jacobeit und Klein werden sehr präzise und komplexe Bilder der Wissenschaftspraxis in vierzig Jahren DDR gezeichnet, die sich nicht in einem Satz, schon gar nicht schwarz-weiß mit den Kategorien des „Nur-Täters" und „Nur-Opfers" fassen lässt. Freilich: Markant ist, wie stark – je nach allgemein politischen Konstellationen – gerade die Geschichtswissenschaft mal mehr, mal weniger am Gängelband und damit an Vorgaben des Parteiapparates hing. Da muss beispielsweise Fritz Klein einmal ein Manuskript, das zur Veröffentlichung vorgesehen ist, Walter Ulbricht persönlich vorlegen. Da wird Klein als Reisekader eine Mitarbeit in der Stasi angetragen. Da bekommt Wolfgang Jacobeit bei seinem Habilitationsvortrag von einem nicht unwichtigen Zuhörer die Totschlagfrage gestellt, was denn sein Gesagtes nun mit dem Historischen Materialismus zu tun habe. Da führen sich parteilinientreue Institutsvorstände zuweilen so auf, wie man es immer schon vermutet hat. Dennoch wird deutlich, dass die DDR-Wissenschaft nun alles andere als ein homogener Block gewesen ist. Wie überall sonst auch ist die soziokulturelle Praxis etwas sehr Komplexes. Und selbst die einzelnen AkteurInnen zeichnet immer eine Uneindeutigkeit aus: Eben Fritz Klein zum Beispiel, der, wenn man ihn und sein Verhalten in ein paar Wörtern zusammenfassen sollte, „Opfer" und „Täter" gleichermaßen war – als jemand, der (obwohl schon frühes SED-Mitglied) u.a. aus der von ihm mit aufgebauten „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" aus mehr oder weniger politischen Gründen herausgeworfen wurde, der andererseits aber in einigen wenigen Fällen geschwiegen und letztlich Entscheidungen mitgetragen hat, wenn anderen, selbst ihm nahe stehenden Kollegen, ein ähnliches Schicksal widerfahren ist (was er selbst im Nachhinein als für ihn „*beschämend*" und „*erbärmlich*" bezeichnet [S. 296, 332]). Daneben gibt es dann

in den von Jacobeit und Klein geschilderten wissenschaftlichen Feldern massive interne Auseinandersetzungen, die mal mehr mal weniger inhaltlich motiviert, oft aber auch „persönlicher" Natur sind. Da lassen sich zudem die Vorgaben „von oben" in der Umsetzung stets verschieden interpretieren, da können kreative Räume entstehen, die sich einzelne oder einzelne in Kooperation mit KollegInnen einmal in Gegnerschaft, ein anderes Mal im Bündnis mit mächtigeren Vertretern im Wissenschafts- und Parteibetrieb schaffen können – Räume, in denen dann beispielsweise solche alltagsgeschichtlichen Zugangsweisen wie jene von Jacobeit und seinen Mitstreitern sich haben entwickeln können. Es sollte schließlich wohl auch die Frage erlaubt sein, inwieweit die zarten Pflänzchen einer neuen DDR-Volkskunde in den 50er Jahren vielleicht mehr als die damalige westdeutsche und österreichische Volkskunde die Entwicklung des Faches zu einer Sozial- und Kulturwissenschaft möglich gemacht haben.

Die beiden Autobiographien sind denn auch nicht allein als Rechtfertigungserinnerungen und als Quelle dieses Diskurses zu lesen, sondern sie eröffnen weit darüber hinaus einen anschaulichen Einblick in die Wissenschaftspraxis allgemein und in die der DDR im besonderen. Beide Autobiographien sind, um es endlich einmal zu sagen, rundherum lesenswert. Jacobeits Erinnerungen zeichnen sich dabei noch einmal in vielen Passagen durch das aus, was man sich als jemand, der selbst biographisch forscht, nur wünschen kann – nämlich durch konkrete Geschichten, die seine Erfahrungen, letztlich seine Identität greifbarer werden lassen; er erzählt über seine Erlebnisse mit Menschen sowie in und mit konkreten Situationen. Man könnte dafür einige Beispiele herausgreifen, Jacobeits Erinnerungen an Professoren und Studierende (und sich selbst) am Göttinger Schwarzmarkt in der unmittelbaren Nachkriegszeit sind ein besonders schönes. Ebenso sind seine Schilderungen über das gemeinsame Arbeiten mit seiner zweiten Ehefrau Sigrid von einer Intensität und gewähren, ohne exhibitionistisch zu sein, Einblick in etwas, nämlich in den Arbeitsstil, was man nur selten in der Wissenschaft thematisiert. Nicht zuletzt sind Jacobeits ausführliche Reflexionen über das eigene autobiographische Schreiben lesenswert.

Was es lohnt, Jacobeits und Kleins Erinnerungen hinter- oder nebeneinander zu lesen, sind überdies ihre auffälligen lebensgeschichtlichen Analogien, ohne dass sich die beiden, wie es scheint, wirklich bewusst begegnet sein dürften. Beide sind zu Beginn der 20er Jahre geboren und wachsen in einem ausgeprägt deutschnationalen Milieu auf, Jacobeits Vater ist glühender Verehrer von Ludendorff, jener von Klein ist in den zwanziger und beginnenden 30er Jahren Chefredakteur der von der deutschen Wirtschaft finanzierten „Deutschen Allgemeinen Zeitung". Beide nehmen als Soldaten der Deutschen Wehrmacht am Zweiten Weltkrieg teil, beide studieren,

Jacobeit länger, Klein lediglich kurz, Geschichtswissenschaft an der ersten wiederbegründeten deutschen Universität nach dem Zweiten Weltkrieg, nämlich in Göttingen. Und sowohl Jacobeit als auch Klein vollziehen nach 1945 einen radikalen Bruch mit ihrem politischen Herkunftsmilieu, schließlich entscheiden sich ja beide für den sozialistischen deutschen Staat. Unabhängig von dem Diskurs des vereinten Deutschland würden sich angesichts solcher Analogien spannende Fragen bezüglich eines bestimmten Parts dieser Wissenschaftlergeneration formulieren lassen.

Womöglich müsste ein solches wissenschaftshistorisches Vorhaben u.a. jene Identitäts- und Erfahrungselemente von WissenschaftlerInnen thematisieren, die bislang im Wissenschaftsbetrieb weniger öffentlich erörtert werden können oder dürfen. Während man über das eine (DDR-Vergangenheit) geradezu schreiben muss, sollte man über andere Dinge in einem öffentlichen Diskurs möglichst schweigen, unabhängig davon, ob dieses „Andere" vielleicht nicht von einer ähnlichen Relevanz wie das „Politische" und wohl auch selbst politisch ist. Jacobeit berichtet in seinen Erinnerungen an einer Stelle über die Beerdigung seiner ersten Ehefrau und fährt dann fort: „*Ich fuhr noch am Tag der Beerdigung nach Berlin zurück und ging sofort zu meinen Leuten ins Museum, die noch spät abends an der Ausstellung werkelten. Wenige Tage später fand die Eröffnung statt, und ich war froh, wieder in den Alltag eingespannt zu sein, wenngleich mir andererseits nur zu bewusst wurde, wie sehr ich unser Familienleben vernachlässigt und immer wieder die Arbeit, die viele Arbeit – natürlich auch ein gutes Stück Ehrgeiz – vorgeschützt hatte. Würde sich das jemals ändern?*" (S. 129) Und gegen Ende seiner Autobiographie schreibt Jacobeit: „*Dass ich meine beruflich-wissenschaftliche Tätigkeit nur zu oft und geradezu egoistisch-rücksichtslos gegenüber den berechtigten Hoffnungen und Erwartungen meiner Familie in den Vordergrund gestellt habe, ist allein mein Versagen, und hier spreche ich von Schuld.*" (S. 261). Solche Sätze liest man, wenn man ihnen in der Autobiographie eines männlichen Wissenschaftlers begegnet, gleich mehrmals durch. So oft kommt man damit normalerweise nicht in Kontakt, findet „das Private" in männlichen Wissenschaftlerautobiographien doch meist nur in der Weise statt, wie wir es auch bei Klein vorfinden: Als Kindheit, Jugend, Elternhaus und soziale Herkunft, mit Beginn des Studiums tritt dann alles Private mehr und mehr in den Hintergrund und man wird ein wissenschaftliches Individuum ohne Privatleben, und mit der Emeritierung schließlich kehrt „das Private" wieder etwas zurück. Nicht ganz so bei Jacobeit, er ist bemüht, private Erfahrungen einzubauen, aber es findet eben parallel statt, es ist kein eigener Erzählstrang, existiert neben der Wissenschaft und lässt sich nicht so recht verknüpfen. Man sollte jetzt Jacobeit nicht unrecht tun und ihm eine beson-

dere „*Rücksichtslosigkeit*" (im Vergleich zu anderen Wissenschaftlern) unterstellen. Eine solche lässt sich nicht erkennen. Man sollte vielmehr die Fragen aufgreifen, die Jacobeit damit implizit und explizit aufwirft – Fragen, die weit über seine Person hinausreichen und solche bezüglich der Identität und Praxis von Wissenschaftlern, des Idealbilds von Wissenschaft und der geschlechtsspezifischen Dimensionen jeglicher Wissenschaft sind. Dass, so gefragt, dies stets politische Ebenen impliziert, die sich nicht in einem „Ost-West"-Gegensatz erschöpfen, muss hier wohl nicht eigens erläutert werden. Und dann könnten vielleicht in Zukunft ostdeutsche und westdeutsche (und österreichische) Wissenschaftler (ohne einem großen oder kleinen „i") gemeinsam lebensgeschichtlich reflektieren und versuchen, aus der eigenen Biographie zu lernen.

Gert Dressel

ASSMANN, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München, C. H. Beck, 1999, 424 Seiten.

Aleida Assmanns 1999 erschienenen *Erinnerungsräumen* liegt ihre 1992 an der Philosophischen Fakultät Heidelberg eingereichte Habilitationsschrift zugrunde. Nicht zufällig erlebt das Gedächtnisthema an der Jahrtausendwende Konjunktur. Die Notwendigkeit der Auswahl des Erinnernswerten bestand im Grunde genommen seit der Verwendung der Schrift, welche die Möglichkeit eröffnete, mehr aufzuzeichnen als das menschliche Gedächtnis behalten konnte. Seit dem Eintritt in das Informationszeitalter, seitdem wir durch neue digitale Speichermedien mit einer ständig und rasant wachsenden Datenflut, mit einer unübersehbaren Wissensvielfalt konfrontiert werden, stellt sich die Frage nach den Formen und Wandlungen, aber auch Aufgaben und Grenzen kulturellen Gedächtnisses im Laufe der Geschichte aber mit besonderer Dringlichkeit.

Im ersten, „Funktionen" überschriebenen Teil ihrer Arbeit sucht Assmann nach einer Ordnung kultureller Erinnerungsräume und schlägt eine Zweiteilung in ein „bewohntes Funktionsgedächtnis" und ein „unbewohntes Speichergedächtnis" vor. Ersteres erfüllt jeweils ganz konkrete Funktionen. Es dient Individuen oder Gruppen zur Sinn- bzw. Identitätsstiftung, bietet Orientierungen und Handlungsanleitungen und entsteht durch „partielle Ausleuchtung der Vergangenheit" (S. 408). Das Funktionsgedächtnis ist per se selektiv und wertgebunden, aber auch zukunftsorientiert. Das Speichergedächtnis verhält sich dazu als komplementäre Instanz, als Gedächtnis zweiter Ordnung, als „Gedächtnis der Gedächtnisse" (S. 134), „das in sich aufnimmt, was seinen vitalen Bezug zur Gegenwart verloren" (S. 134) und

somit keine unmittelbare Funktion hat. Es ist bedeutungsneutral, in seiner Totalität unüberschaubar und daher in die Hände von Spezialisten übergegangen. Das „aktiv präsent gehaltene Funktionsgedächtnis" und das „zur potentiellen Verfügung bereitgestellte Speichergedächtnis" stehen zueinander in einem perspektivischen Vorder-/Hintergrundverhältnis, in dem immer wieder einmal Teile aus dem ersten in das zweite wandern, aber ebenso aus dem zweiten, bedeutungsneutralen Bereich in den aktiven Vordergrund gerückt und mit Sinn aufgeladen werden können. Zu diesen beiden „Modi der Erinnerung" fügt Assmann noch einen dritten Bereich hinzu, den sie Latenzgedächtnis nennt. Das Latenzgedächtnis wird gebildet aus Spuren, Resten, Relikten und Sedimenten einer vergangenen Zeit, die zwar noch da, aber vorübergehend bedeutungslos, unsichtbar geworden sind (S. 411). Auch aus diesem Bereich können Teile sowohl in das Speicher- als auch in das Funktionsgedächtnis zurückgeholt werden.

Der zweite und zugleich umfangreichste Teil des Buchs gilt den Gedächtnismedien. Neben Schrift und Bild handelt Assmann hier ausführlich vom menschlichen Körper, der nicht nur Erinnerungen im Gehirn speichert, sondern auch in seiner Gesamtheit zum Bestandteil bzw. Medium kulturellen Gedächtnisses werden kann, als solches allerdings verschiedene Unwägbarkeiten in sich birgt. Assmann geht diesbezüglich auf „Unzugänglichkeiten" als Folge traumatischer Erfahrungen und „Unzuverlässlichkeiten" im Falle „falscher" Erinnerungen (S. 410) genauer ein. Ein weites Feld stellen weiters Gedächtnisorte aller Art dar, z.B. heilige Orte aber auch traumatische Gedenkorte wie Konzentrationslager, mit denen sich die Autorin am Beispiel von Auschwitz befasst.

Unter der Überschrift „Speichern" beginnt Assmann den dritten Abschnitt ihrer Untersuchung mit Überlegungen zu den Anfängen, Aufgaben und Grenzen der Archive. Der Vorgang des Archivierens impliziert immer einen Selektionsprozess. Während das Ausgewählte dem Untergang zumindest für eine bestimmte Zeitdauer entronnen ist, wird das Ausgeschiedene dem Vergessen preisgegeben. Schon seit frühen Hochkulturen verfügen Archive deshalb über große politische Bedeutung. Die Notwendigkeit des Auswählens und Aussonderns hat freilich in der gegenwärtigen „Kultur des Konsums ..., die ... immer kürzere Zyklen des Erneuerns und Vergessens diktiert, ..." (S. 348) ein nie da gewesenes Ausmaß erreicht. Assmann kommt in diesem Zusammenhang auf Konzepte der Verwahrung des „kulturellen Erbes einer Nation" zu sprechen, wie sie etwa in Deutschland in einer kulturellen „Schatzkammer der Nation" tatsächlich bereits existieren. In einem stillgelegten Bergwerk werden in Edelstahlcontainern verstaute Mikrofilme gelagert, die einen Querschnitt über Kulturgüter wie Bauwerke, Manuskripte und andere Objekte von kunsthistorischem oder historischem

Interesse enthalten. Auch das Weltkulturerbe-Projekt der UNESCO wird von der Autorin zu Recht in diesen Kontext gestellt. Es ist offensichtlich, dass diesen Bestrebungen ein sehr begrenzter Begriff von Kultur bzw. Kulturgütern zugrunde liegt, der wesentliche Teile der Alltagskultur durch den Rost fallen lässt. Leider nur kurz setzt sich Aleida Assmann mit den heute allgegenwärtigen audiovisuellen und digitalen Medien und ihrer Rolle für das kulturelle Gedächtnis unserer Zeit auseinander. Sie beschränkt sich dabei auf die Frage, was denn von Radio-, Fernseh- und Internetkultur gespeichert werden solle und weist auf das Problem der geringen Haltbarkeit moderner, analoger wie digitaler Speichermedien hin. Das letzte, sehr lesenswerte Unterkapitel in Assmanns Buch handelt von Gedächtniskunst, von künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Gedächtnisthema. Es ist bemerkenswert, dass Buch und Bibliothek gerade in der Phase ihres Niedergangs als Medien des kulturellen Gedächtnisses in der bildenden Kunst mehrfach zu zentralen Metaphern eben dieses Gedächtnisses werden, wie Assmann an den Arbeiten verschiedener Künstler zeigt. Andere Kunstschaffende greifen das Phänomen des Mülls und Abfalls auf, befassen sich mit Dingen, die eben, weil sie durch den Rost der Archive gefallen sind, auf der Mülldeponie der Kultur landen. Künstlerische Arbeiten reflektieren die Problematik des kulturellen Gedächtnisses in unserer Zeit besonders einfühlsam. Der Autorin ist für die Hinweise darauf zu danken.

Aleida Assmann stützt sich bei ihren Überlegungen vor allem auf literarische Zeugnisse, berücksichtigt aber auch das reiche historische und philosophische Schrifttum zum Thema. Ihr Buch ist Kulturwissenschaftern aller Sparten zur Lektüre anzuraten, gerade auch Volkskundlern und Kulturanthropologen, die sich ja in verschiedenen Teilgebieten, wie der Biografieforschung oder der Museologie, aber auch ganz allgemein in der Beschäftigung mit Traditionen seit langem mit Fragen des kulturellen Gedächtnisses, mit Erinnern und Vergessen befassen. Es ist eigentlich schade, dass Assmann die Beiträge dieser Disziplinen offensichtlich nicht rezipiert hat. Ihr Schlusswort stellt Aleida Assmann unter die Überschrift „Zur Krise des kulturellen Gedächtnisses" und schreibt darin vom mit Anbruch des digitalen Zeitalters heraufdämmernden Ende der Ära des materiellen Schreibens (S. 411). Solch doch in gewisser Weise kulturpessimistische Sichtweise ist jedem mit dem Medium Buch aufgewachsenen Menschen und Geisteswissenschafter durchaus verständlich. Aber gerade angesichts dieser Befürchtungen verwundert es, dass eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Bedeutung, den möglichen Folgen der neuen Medien für das kulturelle Gedächtnis nicht stattfindet. Aufs Ganze gesehen liegt hier aber ein von breitem Wissen getragenes, inspirierendes und spannendes Buch vor, das mit großem Gewinn zu lesen ist.

Ingo Schneider

RIEKEN, Bernd: *Wie die Schwaben nach Szulok kamen. Erzählforschung in einem ungarndeutschen Dorf.* Frankfurt am Main–New York: Campus 2000, 247 Seiten. (= Campus Forschung 808).

Szulok, ein etwa 850 Einwohner zählendes Dorf im ungarischen Getreideanbaugebiet, liegt weit genug entfernt von jeglichem Zentrum, um von vielen politischen Veränderungen des 20. Jahrhunderts nur marginal erfasst worden zu sein. Als ein Ort, an dem sich die deutsche Sprache am besten erhalten zu haben scheint, bildet es eine wahre Insel im ungarischsprachigen Ozean, zumal es noch dazu der einzige katholische Ort in einer kalvinistischen Umgebung ist. Kurz: ein Reliktgebiet mit besten Voraussetzungen für herkömmliche volkskundliche Feldforschung; würde man zumindest annehmen!

Als Bernd Rieken im Gefolge eines volkskundlichen Feldforschungstrupps unter Károly Gaál 1993 in das Dorf kam, hatte aber die Moderne längst Besitz von Szulok ergriffen. Da wurden Zimmer an deutsche Touristen vermietet und da gab es ein Thermalbad, was die Attraktivität des Ortes steigerte. Es gab Werktagspendler und Saisongastarbeiter und Kabelfernsehen. Die Großmütter unterhielten sich inzwischen beim RTL-Programm anstatt dass sie Geschichten erzählten. Und inmitten dieser Welt, im Aufbruch in das digitale Zeitalter, stand ein Student der Volkskunde mit psychotherapeutischer Ausbildung, der Sagen und Märchen aufzeichnen wollte.

Die Absurdität der Situation trug aber auch das Potential revolutionärer Neuerung in sich. Denn der angehende Ethnologe begann, aufgerüttelt durch seine vorprogrammierten Mißerfolge bei der Erhebung von Volksprosa, die Feldforschungsprozesse zu hinterfragen. Das Resultat dieser Überlegungen ist eine in mehreren Aspekten ungewöhnliche Publikation über die „Erzählforschung in einem ungarndeutschen Dorf". Wer also eine Auseinandersetzung mit älteren Erzählsammlungen, mit früheren Erzählforschungskampagnen in ungarndeutschen Gebieten, Stoff- und Motivanalysen oder dialektale Erzählaufnahmen erwartet hat, wird schwer enttäuscht sein. Das Buch erzählt vielmehr die packende Geschichte einer Meinungsbildung, eingebettet in die Rekonstruktion der Ereignisse während der Interviews. Dabei erscheinen Erzählpassagen im diskursiven Text eingestreut zwischen Situationsbeschreibungen, hilfreichen wissenschaftshistorischen Analysen und Zitaten aus der Sekundärliteratur. Dementsprechend ist auch die Gliederung der einzelnen Abschnitte inhomogen und dem jeweiligen Thema angepaßt. Dem ersten seiner neun Gesprächspartner räumt Rieken verhältnismäßig großen Platz ein, später überwiegen mehr erzählinhaltliche Aspekte bei der Vorstellung und Bearbeitung der Erzähler. Und weil schon der erste Erzähler beteuert, die „deutschen Märchen" verlernt zu haben, geht unser Autor gleich zur Erforschung des autobiographischen und alltäglichen

Erzählens über; zunächst noch unbewusst, später mit immer größerer Selbstsicherheit. Dabei treten die Bandtranskriptionen zugunsten der Feldforschungsprotokolle in den Hintergrund. Was erzählt wird, findet hier weniger Beachtung, stattdessen dreht sich zunächst alles um das Wie, und anschließend, gemäß der psychotherapeutischen Prägung des Autors, um das Warum. Es sind die Erinnerungsvorgänge, Verwechslungen, Wortassoziationen und die Situationen gestörter Kommunikation, die den Autor faszinieren, ganz zu schweigen von der immer zu wenig beachteten Rolle des Interviewers, der mit seinen Erwartungen und Reaktionen das Gespräch unbewusst beeinflusst. Im nächsten Schritt tritt dann der Psychologe und Psychoanalytiker auf den Plan, der aus den gesammelten Informationen visueller, verbaler und non-verbaler Art ein psychoanalytisches Persönlichkeitsbild des Erzählers entwirft. In Anlehnung an Georges Devereux und Gerhard von Kutzschenbach soll gerade die Offenlegung der Subjektivität dieses Ansatzes ein höheres Maß an Objektivität gewährleisten. Dennoch kann dieses Argument nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele der hier getätigten Aussagen Spekulation sind und auch bleiben werden, denn ihre Inhalte sind nicht durch direkte Befragung überprüfbar. Außerdem hat der Ethnologe bei seinen kurzen Treffen eben nur geringen Einblick in die Persönlichkeit des Interviewten. Insbesondere wenn es um die Einschätzung der gesellschaftlichen Stellung einer Person und den daraus resultierenden psychischen Dispositionen geht, stellt sich mehr denn je die Frage nach der Ethik wissenschaftlichen Arbeitens, vor allem bei der Veröffentlichung der Informationen. Gewöhnungsbedürftig sind aber in erster Linie die Ansätze zu einer psychotherapeutischen Selbstanalyse, die der Autor bei der Darstellung seiner Benommenheit, von Angstzuständen bis hin zu sexueller Attraktion, erkennen lässt. Der Traum erschließt für Rieken eine weitere Quelle persönlichkeitspsychologischer Erkenntnis. Ein Traum über seinen ersten Gewährsmann gibt ihm Einblicke in dessen Persönlichkeitsstruktur.

Das Werk, so schreibt der Autor, versteht sich als ein Plädoyer für eine multiperspektivische volkskundliche Erzählforschung, aber indirekt auch für die Adaption psychoanalytischer Methoden und Denkmuster zur Bereicherung der soziokulturellen Dimension dieses Wissenschaftszweiges. Károly Gaál begrüßt in seinem kurzen Nachwort ebenfalls die Verwendung der „psychologischen Methode" und hofft, dass sie zum Wegweiser eines sich neu orientierenden Faches werden kann.

„Wie die Schwaben nach Szulok kamen" steht für den Versuch, neue Wege in der Erzählforschung zu beschreiten, der trotz, oder gerade wegen der vielen Schwachstellen in methodischer Hinsicht faszinierend und bedenklich zugleich ist, und der einer eingehenden Diskussion bedarf.

Oliver Haid

CHARTIER, Roger, Guglielmo CAVALLO (Hg.): *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm.* Frankfurt am Main, New York, Campus Verlag, 1999, 688 Seiten.

Einer der wichtigsten Kulturtechniken, dem Lesen, ist die vorliegende Publikation gewidmet. Der Sammelband bietet in 13 Beiträgen einen historischen Überblick über die Geschichte des Lesens in den westlichen Gesellschaften seit der Antike. An die ausführliche Einleitung der beiden Herausgeber schließen sich chronologisch geordnet folgende Beiträge an: Archaisches und klassisches Griechenland: Die Erfindung des stillen Lesens (Jesper Svenbro), Vom Volumen zum Kodex: Lesen in der römischen Welt (Guglielmo Cavallo), Klösterliche Lektürepraktiken im Hochmittelalter (Malcolm Parkes), Das scholastische Modell der Lektüre (Jacqueline Hamesse), Lesen im Mittelalter (Paul Saenger), Das Lesen in den jüdischen Gemeinden Westeuropas im Mittelalter (Robert Bonfil), Der Humanist als Leser (Anthony Grafton), Die protestantische Reformation und das Lesen (Dominique Julia), „Populärer" Lesestoff und „volkstümliche" Leser in Renaissance und Barock (Roger Chartier), Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts? (Reinhard Wittmann), Die neuen Leser im 19. Jahrhundert: Frauen, Kinder, Arbeiter (Martyn Lyons), Lesen um zu lesen: Eine Zukunft für die Lektüre (Armando Petrucci).

Anders, als dies bei solchen Überblickswerken häufig der Fall ist, wird dem großen historischen Bogen keineswegs der theoretisch-methodische Bezugsrahmen geopfert. Die Beiträge beruhen allesamt auf zwei grundlegenden Ideen: erstens, dass ein Text seine Lektüre nicht von vornherein festlegt, sondern dass zwischen der Sinngebung der Produzenten und jener der Rezipienten ein Unterschied besteht; zweitens, dass ein Text nur insofern existiert, als er einen Leser findet, der ihm Bedeutung verleiht. Es wird also zwischen dem Geschriebenen und den Lektüren dieses Geschriebenen unterschieden, welche stets in ihrem konkreten historischen, sozialen und kulturellen Kontext zu verstehen sind. Die Beiträge des Bandes beschäftigen sich sowohl mit der Materialität der Texte als auch mit den Praktiken ihrer Leser. Die historische Leseforschung wird hier als ein Projekt verstanden, in dem es um die Rekonstruktion der verschiedenen Weisen des Lesens geht, um die Aufmerksamkeit gegenüber vielfältigen sozialen und kulturellen Differenzen, die auch in der Lesepraxis sichtbar werden bzw. diese prägen. Es geht um Fragen nach den jeweiligen Lesekompetenzen, Lesenormen und -konventionen, Erwartungshaltungen und Interessen den Texten und der Lektüre gegenüber, um die Gebrauchs-, Verstehens- und Aneignungsweisen von Texten. Die Welt der Texte wird als Welt von Gegenständen, Formen und Ritualen verstanden, deren Konventionen und Kombinationen die Sinnkonstruktion leiten und bedingen.

Diese Darstellung der Geschichte des Lesens schließt historische Längsschnitte wie Querschnitte mit ein, Zäsuren und Revolutionen wird ebenso Aufmerksamkeit geschenkt wie längerfristigen Konstanten und historischen Ungleichzeitigkeiten. Die Fähigkeit, wissenschaftliche Debatten und Ansätze so darzustellen und in die einzelnen Beiträge einfließen zu lassen, dass sie über ein rein fachwissenschaftliches Publikum hinaus verständlich und interessant sind, gehört sicherlich zu den zahlreichen Stärken des Bandes. Die durchwegs gute Lesbarkeit der Beiträge schließt eine kritische Auseinandersetzung mit verschiedenen Thesen und Modellen der historischen Leseforschung nicht aus. So wird etwa der These von der Ablösung des intensiven Lesens durch das extensive Lesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine differenziertere Betrachtungsweise entgegengehalten, ebenso wie der häufig üblichen und allzu einfachen Entgegensetzung von Protestantismus und Katholizismus in ihrer Bedeutung für das Lesen. Auf eine an evolutionistischen Vorstellungen orientierte historische Darstellungsweise wird verzichtet zugunsten eines differenzierten Blickes auf die Komplexität jener vielen unterschiedlichen Aspekte und Faktoren, die die Welt des Lesens ausmachen.

Insgesamt bietet dieser Sammelband nicht nur einen fundierten und gut lesbaren Überblick über die Geschichte des Lesens, er eignet sich durchaus auch als eine erste Einführung in Fragestellungen und Ansätze der historischen Leseforschung. Durch den steten Blick auf die sich historisch wandelnden gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen des Lesens entsteht ein facettenreiches Bild verschiedener Lesewelten (zum Beispiel jener der gesellschaftlichen Eliten ebenso wie jener des „Volkes" oder jener von Frauen ebenso wie jener von Männern) und es wird eindrücklich vor Augen geführt, in welch vielfältiger Gestalt sich die Bedeutungen des Lesens manifestieren. Volkskundlich-kulturwissenschaftlich interessant ist diese Geschichte des Lesens vor allem durch eine allen Beiträgen eigene Betrachtungsweise, die die kulturelle Bedeutung des Lesens konsequent in den Mittelpunkt stellt.

Susanne Breuss

DEHNERT, Walter (Hg.): *Zoom und Totale. Aspekte eigener und fremder Kultur im Film.* Marburg, Arbeitskreis für Volkskunde und Kulturwissenschaften e.V., 1999, 155 Seiten.

Die vorliegende Aufsatzsammlung ist aus einer von Walter Dehnert (seit vielen Jahren mit Belangen des volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Films befasst[1]) abgehaltenen Lehrveranstaltung im Rahmen des Frankfurter

Studienganges Kulturanthropologie hervorgegangen. Das Seminar mit dem Titel „Eigene und fremde Kultur im Film. Möglichkeiten und Grenzen eines Mediums" beschäftigte sich, so der Herausgeber in seiner kurzen Einleitung, nicht nur mit wissenschaftlich geprägten, sondern auch mit publikumswirksamen Filmen des ZDF (dass wissenschaftliche Filme oftmals *nicht* publikumswirksam sind, liegt nicht am Medium, oftmals auch nicht an den filmenden WissenschaftlerInnen, sondern an bestimmten Vorgaben, was die sogenannte „Wissenschaftlichkeit" betrifft). Im vorliegenden Fall war diese „Unterscheidung" allerdings irrelevant, denn es ging generell um das Medium Film als Kulturvermittler und in der detaillierten Filmanalyse speziell um die Formen dieser Vermittlung. Um sie kreisen somit die vorliegenden Beiträge, von denen drei von TeilnehmerInnen besagten Seminars stammen; vier weitere kamen von anderer Seite dazu.

Auf die inhaltliche Seite der in der Lehrveranstaltung erarbeiteten und in diesen Band aufgenommenen Referate ist hier nicht weiter einzugehen; von Interesse ist vor allem das methodische Vorgehen, das primär in einer genauen Protokollierung der einzelnen Bildsequenzen (Zeit, Inhalt, Kameraeinstellung usw.) besteht. Unter Einbeziehung von Originalton, Kommentaren und Intentionen der Filmemacher entsteht in der Zusammenschau eine durchaus kritische Analyse der Vermittlung von kulturellen Phänomenen, was fallweise zum Aufzeigen filmischer Defizite, aber auch zur Klärung der Frage führt, worin die (u.a. aus Besprechungen ablesbare) Publikumswirksamkeit der untersuchten Filme besteht.

Dem Seminar entstammen drei vergleichbare Beiträge: von Helmut Ottiger und Sabine Sukowski (die einen Film aus dem Jahre 1987 behandeln, der im Rahmen einer Dokumentationsreihe des ZDF über Vereine in Deutschland entstanden und den „Präriefreunden Köln" gewidmet ist, einer Vereinigung, die im Rheinland indianische Traditionen und Wildwestromantik pflegt), von Banu Karaca und Hilder Schmerwitz (die eine 1994 ausgestrahlte ZDF-Reportage untersuchen, die sich mit in nordamerikanischen Indianerreservaten betriebenem gewerblichem Glücksspiel beschäftigt, einer Einnahmequelle, die mit verbriefter Steuerfreiheit verbunden ist) sowie von Joachim Petri und Anja Wiese. Sie analysieren „Beruf: Wandermusiker", einen Film von Sabine Piechura und Eckhard Schenke, eine Produktion der Göttinger Gesellschaft für den Kulturwissenschaftlichen Film, 1991–1993 aufgenommen und 1994 vom Institut für den Wissenschaftlichen Film veröffentlicht. Im Gegensatz zu den beiden erstgenannten Fernsehfilmen besitzt letzterer einen durchaus volkskundlich-wissenschaftlichen Anspruch, mit dem an die Geschichte der „professionellen" Wandermusik im thüringischen Eichsfeld im 20. Jahrhundert herangegangen wird. Eine wichtige Ergänzung dazu bildet der im Buch enthaltene Aufsatz des

Koautors und Kameramanns besagten Films, Eckhard Schenke, in dem er sich mit der Filmrezeption aus der Sicht des Filmemachers auseinandersetzt und mit einem Plädoyer für Prägnanz *und* Ästhetik endet.

Die vierte und von den oben angeführten etwas abweichende Filmanalyse stammt von der Ethnologin Sonja Speeter-Blaudszun. Sie greift darin auf einen „Klassiker" des ethnologischen Films zurück, den vom Ethnologen und Dokumentarfilmer John K. Marshall in den 50er Jahren bei Buschleuten im Norden Namibias gedrehten Streifen „N/um Tchai: The Ceremonial Dance of the Kung Bushmen". Über diesen mit Trance verbundenen Heiltanz gibt es zahlreiche Theorien, zu denen diese Dokumentation dank der (von der Autorin herausgearbeiteten) Marshallschen Aufnahme- und Gestaltungstechnik eine visuell-sinnliche Ergänzung liefert.

Dieser Beitrag zeigt zusammen mit zwei weiteren Aufsätzen, dass das Thema auch außerhalb des Frankfurter Seminars interessiert hat: Martin Füssenhäuser setzt sich mit „Volkskunde und Fernsehen" auseinander und kommt zum Schluß, dass die Volkskunde über genügend Themen verfügt, die auch filmisch und publikumswirksam umsetzbar wären, sofern „Innovation, Professionalität und nicht zuletzt Mut zum ‚unwissenschaftlichen Film'" vorhanden sind, also die Bereitschaft besteht, von jenen veralteten Richtlinien abzugehen, die den wissenschaftlichen Film oftmals zum „Bewegungs-Dauerpräparat" gemacht haben.

Abschließend skizzieren Michael Simon und Gisela Weiß ein (auch umgesetztes) Filmprojekt des Seminars für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster, mit dem versucht wurde, die Sammlung von Textilien und Handarbeiten in einer Münsteraner (auch museologischen) Freizeiteinrichtung, dem Mühlenhof, optisch zu ergänzen durch einen Dokumentarfilm über das Handarbeiten früher und heute. Der Beitrag informiert über Idee, Umsetzung und abschließende Schwierigkeiten bei der Gestaltung dieses „Museumsfilms", in dessen Endfassung acht Frauen vom Handarbeiten erzählen.

Dieser letzte Aufsatz ist speziell in Hinsicht auf, mit Studierenden geplante filmische Projekte von beispielhafter Bedeutung; insgesamt aber werden den Band alle, die sich in Forschung und Lehre mit dem Medium Film, seiner Analyse und seinen nicht nur kulturvermittelnden Funktionen beschäftigen, mit Gewinn zur Hand nehmen.

Olaf Bockhorn

Anmerkung

1 Vgl. dazu: Österr. Zeitschrift für Volkskunde IL (98) 1995, S. 511 f.; Österr. Zeitschrift für Volkskunde LII (101) 1998, S. 361 f.

REGENER, Susanne: *Fotografische Erfassung: Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen.* München, Wilhelm Fink Verlag, 1999, 355 Seiten.

Wir kennen die allgemeine Verstörung, die ein Verbrechen auslöst, das – gar nicht so selten – vom „unauffälligen, netten Menschen" von nebenan verübt wird. Es paßt eben nicht in das kollektive Bild vom Kriminellen. Andererseits kennen wir die Bilder von Beschuldigten oder Verurteilten in den populären Printmedien, wo die Vorurteile wiederum bestätigt werden: „Klar, so schauen sie ja aus, die Kriminellen!"

Woher kommt diese Ordnung der Gesichter? Welche Geschichte hat die visuelle Grenzziehung zwischen *inside* und *outside,* zwischen „normalen" Bürgern und „kriminellen" Außenseitern? Das sind die zentralen Fragen, denen Susanne Regener in ihrer Habilitationsschrift (Universität Bremen, Fachbereich Kulturwissenschaften) nachging, und die nun als Publikation vorliegt. Ziel der Autorin war es, die historische Entwicklung der institutionell und wissenschaftlich hergestellten Darstellungs- und Wahrnehmungsmuster über kriminell gewordene oder für kriminell gehaltene Menschen am Beispiel der Fotografie zu rekonstruieren und die Instrumentalisierung dieser Bilder für das Sichtbarkeitsparadigma von Kriminellen zu thematisieren. Diese Abbildungsgeschichte ist somit auch die Geschichte des visuellen Zugriffs auf den Menschen. Laut Regeners These ist „eine Beschäftigung mit dem Bild des Kriminellen in unserer Kultur zugleich eine Beschäftigung mit bürgerlichen Wert- und Normvorstellungen, das heißt die Ikonographisierung ist Teil und Ausdruck sozio-politischer Probleme" (Regener, S. 24). Dadurch wird die Polizeifotografie zum integralen Teil einer Kultur- und Mediengeschichte der Fotografie. Den kriminellen Außenseiter begreift Regener als ein sozio-kulturelles Konstrukt, dessen historische Verwandlung zu einem (stereotypen) Bild – ohne Vorläuferformen der Stigmatisierung zu vergessen – sie nachzeichnen will.

Das Buch lässt sich in zwei große Themenblöcke aufteilen, die zugleich zwei Arbeitsschritte darstellen: Zunächst geht es um die Entstehung des individuellen Verbrecherbildes als erkennungsdienstliches Instrument und seine Verwendung in der Kriminalistik, ein Prozess, dessen Höhepunkt etwa das standardisierte Erfassungssystem Bertillons bildet. In einem zweiten Schritt wird die Verschiebung zur Bildung von Verbrechertypen und der wissenschaftliche Diskurs darüber in biologischen, medizinischen, rassenkundlichen Zusammenhängen rekonstruiert. Als herausragender Protagonist dieser Entwicklung wird Cesare Lombroso und sein Archiv ausführlich behandelt. Der Zeitraum der Untersuchung reicht von den ersten Daguerreotypien über Kriminelle um die Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur fotografischen Erfassung im Nationalsozialismus.

Regener begibt sich damit auf eine spannende Spurensuche. Denn vor allem aus der Anfangsphase der Polizeifotografie sind die erhaltenen Zeugnisse dieser stets auf Aktualität bedachten Abbildungen eher selten. Als Hauptquelle dienen Aufnahmen von Beschuldigten bzw. Kriminellen, „Fotografien-wider-Willen", wie Regener diese Art der institutionellen Fotografie von anderen fotografischen Genres abgrenzt. Sie sind meist in Form von polizeilichen Verbrecheralben, Fahndungsblättern oder Schautafeln überliefert. Das untersuchte Material stammt größtenteils aus dänischen und deutschen Archiven bzw. Museen, aber auch die Bestände des Wiener Kriminalmuseums und des Pathologisch-anatomischen Bundesmuseums wurden berücksichtigt. Ein eigenes Kapitel wird der berühmten Lombroso-Sammlung in Turin und dem dahinterstehenden Konzept gewidmet. Zur Kontextualisierung dieser Entwicklung greift Regener auch auf eine beachtliche Zahl zeitgenössischer Fachliteratur zurück, in methodisch-theoretischer Hinsicht wiederum werden die neueren Ansätze der Fototheorie, Semiologie, Museologie und Wissenschaftsgeschichte herangezogen.

Den erkenntnistheoretischen Hintergrund der Arbeit bilden im wesentlichen das Diskursmodell und die historischen Arbeiten von Michel Foucault. Ohne den Begriff „Diskurs" modehalber über Gebühr zu strapazieren, liefert Regener ein gelungenes Beispiel für eine Analyse historischer Bilddiskurse, indem sie den Vorgang der Präsentation und der Aushandlung von Wertigkeiten im behördlich-wissenschaftlichen Umgang mit „Kriminellen" sorgfältig in seine Schichten und Akteursgruppen, in seine Strategien und Motive zerlegt. Sowohl Diskursgegenstand als auch die angesprochene Diskursöffentlichkeit werden genau bestimmt. Die Anlehnung an Foucaults Arbeiten ist in diesem Fall mehrfach naheliegend. Nach seiner „Ordnung der Diskurse" erfolgt ja die „Vergesellschaftung" von bestimmten Normen, ihre institutionelle Durchsetzung durch die Ausgrenzung gegenüber anderen Argumenten und damit Personen. Dieser Prozess sei eingebettet in gesellschaftliche Machtverhältnisse und erzeuge kulturelle Hegemonie. Daher eignet sich das Modell Foucaults für die Untersuchung der Konstruktion des kollektiven Bildes über Kriminelle sehr gut. Zumal Foucault selbst die soziale und normative Ausgrenzung unter anderem am Beispiel der Justiz und des Gefängnisses illustrierte (siehe *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, 1975 bzw. *Mikrophysik der Macht: Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin);* Arbeiten, auf die Regener immer wieder Bezug nimmt.

In diesem Sinne wird hier das neue Medium Fotografie als eine Machttechnik betrachtet, welche das Menschenbild der Moderne mitgeprägt hat. „Die Geschichte der Fotografie von Menschen ist auch eine Geschichte zunehmender Symbolisierungen von Differenzen: Darstellungen von sozia-

len Unterschieden, von Fremden und Zugehörigen, von Kranken und Gesunden." (Regener, S. 18) Die Autorin versteht ihre Arbeit als eine exemplarische Darstellung dieser Zeichensysteme, ihrer konkreten Entstehungsbedingungen und ihrer institutionell-disziplinären Hintergründe.

Die ersten Versuche in den 1850er und 1860er Jahren, Kriminelle im Auftrag der Behörden in den fotografischen Ateliers abzubilden, erfolgten noch in der traditionellen Ästhetik bürgerlicher Portraits. Pose und Requisiten blieben vorerst gleich, die Gefangenen waren meist nur durch ihre Kleidung und ihren Gesichtsausdruck von „normalen" Kunden zu unterscheiden. In der Folge war man bemüht, für diesen Zweck auch eine eigene Bildsprache zu finden. Diese Bestrebungen führten bereits um 1900 zu jenen charakteristischen *en-face-* und *en-profil*-Ansichten, die heute noch Standard sind. Begleitet war dieser Prozess von einer zunehmenden anthropometrischen und physiognomischen Erfassung bzw. Archivierung des sozial Anderen, nach dem Prinzip einer Analogie zwischen Äußerem und Innerem des Menschen. In der Zwischenkriegszeit erfolgte dann eine systematische Ausweitung dieser Technik der Polizeifotografie auch auf Karteien in psychischen Anstalten, Krankenhäusern oder Erziehungsheimen. Zugleich wurden die Abbildungen auf den ganzen, nackten Körper ausgedehnt. Rassistische, politisch motivierte Normierungsprozesse knüpften nahtlos an Klassifizierungspraktiken der Kriminologie an. Die geschlechts- und altersspezifische Differenzierung behandelt Regener gesondert am Beispiel der kriminellen Frau und des kriminellen Kindes.

Die Autorin macht schließlich deutlich, dass es sich dabei keineswegs um ein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte handelt. Praktiken der populären Presse und der Polizei werden als aktuelle Belege dafür angeführt, dass sich das historisch entstandene Bild des Kriminellen in unseren Köpfen bereits festgesetzt hat. Das Buch ist daher eine interessante exemplarische Darlegung dessen, wie gesellschaftliche Normbildung funktioniert, wie ihre Inhalte systematisiert und durch die Wissenschaften „objektiviert" allgemein verinnerlicht werden. Es ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur ethnologisch-volkskundlichen Fotografieforschung und zur Fotogeschichte. Regener zeichnet die Entstehung und Entwicklung einer fotografischen Gattung so detailreich nach, wie es bislang nur für wenige Sparten vorliegt (siehe zum Beispiel die Arbeit von Karin Walter, Postkarte und Fotografie, Studien zur Massenbild-Produktion, 1995). Insgesamt eine gute Schule des Sehens und außerdem eine exzellent geschriebene, spannende Lektüre.

Sándor Békési

MITTERAUER, Michael: *Dimensionen des Heiligen.* Wien–Köln–Weimar, Böhlau-Verlag, 2000, 325 Seiten.

Der Sammelband „Dimensionen des Heiligen" vereint elf im vergangenen Jahrzehnt veröffentlichte Abhandlungen. Der Ordinarius des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien nähert sich seinem Thema aus verschiedenen Perspektiven: auf der persönlichen Ebene des Autors, den eine Fragestellung bewegt, die er immer wieder aufgreift; auf der Ebene der Wissenschaftsentwicklung, in der ein Thema unter wechselnden Aspekten neue Bedeutung gewinnt und auf der Ebene gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse, die die Wissenschaft immer von neuem herausfordern. „Meiner Überzeugung nach gehören diese drei Ebenen zusammen", schreibt Michael Mitterauer, er möchte „versuchen, solche Verbindungslinien der hier wieder veröffentlichten Aufsätze herzustellen."

Der Autor versteht diese weder als Studien zur Volksfrömmigkeit noch als kirchengeschichtliche Studien. Es geht ihm stets um Heiliges im gesellschaftlichen Kontext. Im Vorwort blickt er auf seine Arbeiten seit den 60er Jahren zurück: „In den Anfängen einer sozialwissenschaftlichen Neuorientierung der Geschichtswissenschaft war der Rekurs auf religiöse Bedingungen sozialer Phänomene wenig populär." Trotzdem verfolgte er seine Theorie der „Beharrungskraft des Sakralen in einer sich wandelnden Umwelt" zielstrebig weiter. Demnach werden ehemalig heilige als bedeutsame Plätze – etwa für Märkte – beibehalten. Nicht nur Ortschaften haben ihre Sakraltopographie, auch Häuser. Beispiele dafür sind Gebetsorte wie das „heilige Eck" (der mit geweihten Gegenständen ausgestattete Herrgottswinkel) oder die populären Schutzengelbilder.

So wie die „heiligen Orte" haben die „heiligen Zeiten" den Sozialhistoriker in seiner wissenschaftlichen Arbeit lange begleitet. Hier finden sich die Abhandlungen wie „Die Macht des Heiligen an seinem Tag" oder „Anniversarium und Jubiläum". Das Ablaßjahr zum Millennium 2000 beweist die bis heute ungebrochene Faszination heiliger Zeiten. Die Benennung von Kindern nach dem Tagesheiligen des Geburts- oder Tauftages fällt ebenso in dieses Kapitel wie die mikrohistorische Studie über ein Passionsgebet, von dessen Verrichtung zu bestimmten Zeiten man sich nahezu magische Wirkung versprach.

Personen spielen in den „eigen-sinnigen Lebenswelten", die in popularen Autobiographien ihren Niederschlag finden, eine wichtige Rolle. Hier geht es um Ahnen und Heilige, Lebende und Tote. Die von Professor Mitterauer an seinem Institut aufgebaute Sammlung lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen erweist sich für alle Bereiche der Alltagskulturforschung als nie versiegende Quelle. Heilige Handlungen nahmen im Tagesablauf des Dorfes

breiten Raum ein. Gebete im Familienkreis, christlicher Gemeindekult mit der Eucharistiefeier als Höhepunkt, traditionelle Feste, Prozessionen, Wallfahrten und magische Vorstellungen zählen dazu.

Heilige Worte und Texte finden sich in den Beiträgen „Abdallah und Godelive" (zum Status von Frauen und Männern im Spiegel „heiliger Namen") sowie über europäische Frühformen der Massenkommunikation: Das Zusammenwirken von Predigt, Holzschnitt und Buchdruck eröffnete vor Jahrhunderten einen europäischen Sonderweg der Gesellschaftsentwicklung.

Einige der in diesem interessanten und vielseitigen Sammelband zusammengestellten Aufsätze sind von Kontakten zur bulgarischen Wissenschaft inspiriert. 1998 beschäftigte sich ein Meeting mit dem – auf westlichen Tagungen bisher nicht behandelten – Thema „Gabe und Schatz". Dabei gilt: Zum Schatz gehört, was einem Menschen heilig ist. In Vitrinen, in denen alte Menschen ihre persönlichen Schätze hüten und zugleich zur Schau stellen, finden sich Rosenkränze neben Gebetbüchern, Souvenirs aus Wallfahrtsorten neben profanen Gegenständen, die durch die persönliche Erinnerung geheiligt werden.

Der persönliche Zugang zeichnet auch den Sammelband aus, wenn Michael Mitterauer am Ende des Vorwortes schreibt: „Der radikale Wandel von Religion, Religiosität und Kirchlichkeit, der sich in den letzten Jahrzehnten abgespielt hat, kann an einem Forscher jenseits der sechzig nicht spurlos vorbeigegangen sein. Trotzdem empfinde ich Kontinuität – Kontinuität zumindest in dem Bedürfnis, auf lebensgeschichtliche Grundlagen aufbauend, die für mich existentiell sind, immer wieder nach neuen Orientierungen zu suchen. Die Geschichte hat mir dabei viel geholfen."

Helga Maria Wolf

OBRECHT, Andreas J.: *Die Klienten der Geistheiler. Vom anderen Umgang mit Krankheit, Krise, Schmerz und Tod.* Mit Beiträgen von Ute Moos, Alex Belschan und Walter Schwartz. Wien–Köln–Weimar, Böhlau-Verlag, 2000, 268 Seiten.

Vor einem Jahr hat der Grazer Ethnologe und Soziologe Andreas J. Obrecht ein bemerkenswertes Werk über die Renaissance magischer Weltbilder herausgegeben – und damit erstmals den Schleier der Geheimnisse um die Welt der Geistheiler gelüftet. Grundlage des ebenso seriösen wie durch seine verdichtete Schreibweise angenehm lesbaren Buches war ein 1998 abgeschlossenes Forschungsprojekt über die Geistheiler und ihre Klientel. Ihr

widmet sich nun schwerpunktmäßig der neue Band „Die Klienten der Geistheiler".

In Österreich praktizieren rund 150 Geistheiler, 50 erklärten sich bereit, an ihre Klienten Fragebogen weiterzuleiten. Oft blieb es beim Versprechen, aber immerhin ein Viertel kam zurück. Die Auswertung zeichnet ein differenziertes, doch subjektives Bild der Einstellung von 137 Menschen, die auf die Hilfe von Wunderheilern hoffen. Antworten wurden zu verschiedenen Bereichen erbeten: Subjektiver Gesundheitszustand, psychische Strategien zur Krankheitsbewältigung, Ursachen- und Verbesserungszuschreibung, soziales Umfeld, Glücksgefühl, Religiosität, Zukunftsperspektiven. Daten aus dem Mikrozensus und dem Sozialen Survey Österreich ermöglichen Vergleiche zwischen der Durchschnittsbevölkerung und der Gruppe der Befragten.

Ihre Angehörigen sind zwischen 15 und 87 Jahre alt, besonders stark vertreten sind Akademiker (21% – Österreichdurchschnitt: 5%), Maturanten (53% – Österreichdurchschnitt: 46%), gut Verdienende (35% – Österreichdurchschnitt: 25%) und Frauen (82% – Österreichdurchschnitt: 57%). Je die Hälfte der EinsenderInnen vertraute sich schamanischen bzw. christlichen Heilern an – und das bei 80% ergänzend zu Methoden der Schulmedizin oder erst, nachdem jahrelange ärztliche Behandlung nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatte. Für ein Drittel der Kranken war der Heilerbesuch ‚ein letzter Strohhalm', nahezu zwei Drittel hatten vor allem Interesse für das Weltbild des Heilers. „82% aller Klienten geben an, dass der derzeitige Gesundheitszustand sehr gut bzw. gut ist. 85% geben darüber hinaus an, dass die Beschwerden verschwunden sind oder sich zumindest gebessert haben ... Nur 5% geben eine (relative) Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes an."

Offenbar befriedigen die Geistheiler Bedürfnisse, die andere Therapien nicht abdecken können, folgert Andreas Obrecht. Als Fallbeispiele bringt er drei Lebensgeschichten mit ausführlichen Zitaten: Eine chronisch kranke Frau, die bei einem Schamanen Hilfe fand. Ein Vermögensberater, der sich schon Jahre zuvor selbst schamanisch betätigt hatte und sich dann wegen extremer Schmerzen und Fieberschüben an seinen Lehrer wandte. Beiden geht es besser. Schließlich eine Krebspatientin mit traditionell christlichem Weltbild, die bis zu ihrem Tod mit einer Heilerin in Kontakt stand. Im Kapitel „Abschied zweier Schwestern" schildert der Autor in berührender Dichte ein Beispiel für geistiges Heilen und Sterbebegleitung. „Die letzte Ursache von Leben, Krankheit und Tod wird von den Klienten einer höheren Macht zugeordnet. ... [Dadurch] werden sowohl die Heilerpersönlichkeiten als auch die Klienten entlastet, wodurch ein anderer Umgang mit Tod und Sterben möglich wird", schreibt Ute Moos, die Traditionen, Wegen und Zielen der Hilfesuchenden nachgeht.

Alex Belschan beschäftigt sich mit institutionellen Umwelten wie Wissenschaft (Schulmedizin), Berufsvertretungen und Gesetzeslage. Die rechtliche Beurteilung geistheilerischer Tätigkeiten wird von Walter Schwartz eingehend referiert: „Die ‚Behandlung' von Personen unter Berufung auf metaphysische Geistwesen bewegt sich in Österreich keineswegs – wie oft behauptet – in einer ‚Grauzone' oder gar im ‚rechtsfreien Raum'." Das österreichische Recht stellt sie vielmehr unter strenge verwaltungsrechtliche und gerichtliche Strafdrohungen.

In den unvereinbaren Positionen des klaren Verbots und der subjektiven Überzeugung, dass es einem nach alternativen Behandlungsmethoden besser gehe, bleiben die Autoren wohltuend neutral. Wie schon in der „Welt der Geistheiler" ergreifen sie weder pro noch contra Partei. Sie vermitteln auch in dieser Arbeit neben fundierter Kenntnis und wissenschaftlicher Redlichkeit große Wertschätzung den Menschen gegenüber, mit denen sie es hier zu tun haben und die ihnen Geheimnisse anvertrauten, von denen die behandelnden Ärzte nichts wissen. Das alles macht das Buch wertvoll, anregend aber auch sehr nachdenklich stimmend.

Im Schlußkapitel „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?" geht Obrecht noch einmal auf die beiden scheinbar fundamental gegensätzlichen Weltbilder „linear-naturwissenschaftlich" und „analog-holistisch" ein, zwischen denen sich das Forschungsprojekt bewegte. Dieses stieß immer wieder auf das Konzept der „nicht festlegbaren Orte", die sich Menschen selbst schaffen, um sie stets von neuem zu verlassen. „So erscheint die Welt diesseits und jenseits des Todes als sinnerfüllte Heimat, in der es viele Dimensionen zu erfahren gibt, in der es zu leben, zu leiden, zu gesunden und auch zu sterben lohnt."

Helga Maria Wolf

MADER, Bernd E.: *Naturheiler, Zahnreißer und Viehdoktoren*. Graz, Verlag Styria, 1999, 198 Seiten, Abb.

Der freundliche Autor des inzwischen zu einiger Bekanntheit gelangten Buches „Der Höllerhansl", dessen Held der des Urins kundige Heiler Johann Reinbacher ist, legt nun ein weiteres spannendes Buch vor. Dieses ist in gewisser Weise eine Fortführung des ersten, denn es beschäftigt sich mit noch anderen bäuerlichen Heilern in der Weststeiermark.

Das Material zu diesem Buch beruht auf jahrelangen Feldforschungen des Autors bei Bauern, die dem Flachsanbau galten. Dabei wuchs in dem braven Forscher, einem ehrbaren Apotheker, das Interesse an der alten bäuerlichen Medizin und ihren markanten Vertretern. Bei seinen Gesprä-

chen mit Bauersleuten wurde ihm klar, welche Bedeutung die alten Heiler, die als „Zahnreißer", „Viechdoktoren", „Beineinrichter" usw. großes Ansehen bei den Bauern genossen, für die Volksmedizin hatten. Die vom Autor geführten Gespräche befinden sich in der besten kulturwissenschaftlichen Tradition, es sind keine langweiligen „Interviews", die hier verarbeitet werden, sondern prächtige Erzählungen von Menschen der alten bäuerlichen Welt. Wichtig bei diesen Gesprächen war wohl der die Zunge lösende Schilcher. Ich habe, dies möchte ich in aller Bescheidenheit einfügen, mir gestattet, diese Art von Gesprächen in Anlehnung an die Geschichten des Odysseus bei Homer als „ero-epische Gespräche" (eromai – fragen, epein – erzählen) bezeichnet. Bei ihnen bringt sich der Autor selbst ein und ist nicht ein bloßer Befrager. Bei einer solchen Forschung, bei der die betreffenden Menschen anregend aus ihrem Leben erzählen, mag ein guter Wein bisweilen, wie der Autor andeutet, höchst wirksam sein.

Das vom Autor hinsichtlich seiner Heiler untersuchte Gebiet erstreckt sich zwischen Köflach über Stainz und Deutschlandsberg bis hin nach Eibiswald. Es war eine entlegene Gegend, in die im 19. Jahrhundert sich nur selten ein Arzt verirrt hat. Die Heiler waren zu dieser Zeit und noch weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein für die bäuerliche Bevölkerung auch darum wichtig, weil man für den regulären Arzt einfach kein Bargeld hatte und die Heiler mit Naturalien entlohnt oder für sie bestimmte Arbeiten verrichtet werden konnten.

Der Autor widmet sich sehr eingehend dieser bunten Welt der Heiler. Zunächst stellt er einige „Heilerfamilien" vor. Dabei erfährt man unter anderem etwas über eine Josefa Mandl, die „Weberpeterin", die nicht nur den Harn „schauen" konnte, sondern auch sich ein großes Kräuterwissen angeeignet hat. Ihr Schwiegersohn Anton Harry führte ihre Heilkunst weiter. Auch an den Höllerhansl mit seiner Familie erinnert der Autor. Das nächste Kapitel ist den Naturheilern und „Urinschauern" gewidmet. Die nächsten Kapitel beziehen sich auf die „Boahoaler", die Zahnreißer und die „Viechdokter". Der aufmerksame Leser wird in eine alte Welt geführt, die voll der Mühen und Leiden war, die aber auch Menschen hatte, die zu helfen wussten. Wie angesehen beispielsweise die Zahnreißer waren, zeigt sich darin, dass sogar Gendarmen sich der Kunst dieser Spezialisten unterzogen.

Interessante Leute waren die Wasenmeister, denen man Heil- und Zauberkräfte zuschrieb, und die Viechdoktern, die, da das Vieh für das Überleben des Bauern wichtig war, in höchstem Ansehen standen, das sich darin äußerte, dass man ihnen stets eine gute Jause vorsetzte, bei der sie ordentlich zulangten.

Im abschließenden Kapitel wird sehr anschaulich eine Liste der „Heilmittel", wie sie in dem Buch erwähnt wurden, gebracht, die manchen kräuterkundigen Leser besonders interessieren dürfte.

Es ist ein wertvolles Buch, das mir vorliegt, es kündet von der Mühe des Autors und von einer Zeit, in der die alte bäuerliche Kultur noch in Blüte war, eine Kultur, die ihren Zauber, aber auch ihre Härten hatte, und in der es noch Menschen gab, die das Charisma des Heilers hatten.

Allerdings, dies sei mir als Sohn eines Landarztes gestattet einzufügen, wurden die Landärzte im Gebirge noch weit bis in die 60er Jahre hinein mit Naturalien entlohnt, da es auch mit der Bauernkrankenkassa nicht immer einfach war. Auch noch in den 60er Jahren gab es die Beineinrichter, die für manche Bauern mehr an Wertschätzung genossen als die „studierten" Ärzte (siehe dazu mein Buch „Landärzte – als Krankenbesuche noch Abenteuer waren").

Zu den Wasenmeistern ist noch zu erwähnen, dass diese, weil sie in keinem besonders hohen Ansehen standen, rebellisches Denken in sich trugen. Dieses konnte sich darin äußern, dass sie durch allerhand „Künste", zu denen auch die Schmiedearbeit gehörte, zu attraktiven Leuten wurden oder dass sie sogar als Räuberhauptleute sich einen Namen zu machen wussten – ich denke hier an Schinderhannes und den Räuber Grasl, dessen Vater ein Abdecker war.

Dem Autor sei für diesen Beitrag zur Erhellung alten bäuerlichen Lebens herzlich gedankt.

Roland Girtler

DÖRING, Alois (Hg.): *Von Kleidern und Menschen. Kleidungsgewohnheiten an Rhein und Maas im 19. und 20. Jahrhundert.* Köln–Weimar–Wien, Böhlau Verlag, 1999, 340 Seiten.

HAGER, Helga: *Hochzeitskleidung – Biographie, Körper und Geschlecht. Eine kulturwissenschaftliche Studie in drei württembergischen Dörfern.* Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1999, 328 Seiten.

Von Kleidern und Menschen handeln zwei Neuerscheinungen, die sich ebenso mit „Tracht" wie mit aktueller Mode befassen. Alois Döring hat den Sammelband „Von Kleidern und Menschen" mit Beiträgen von 14 Autorinnen und Autoren herausgegeben. Sie beschäftigen sich in sechs Kapiteln mit Kleidungsgewohnheiten an Rhein und Maas im 19. und 20. Jahrhundert. *„Das Kleidungsbuch setzt sich mit Erscheinungen der Funktionalisierung und Folklorisierung von Kleidung auseinander. Es behandelt historische Fragestellungen und stellt Ergebnisse von aktuellen Bestandsaufnahmen zu Kleidungsformen und Kleidungsverhalten vor, untersucht Accessoires und*

erörtert Fragen des Trachtenfolklorismus. Es erwies sich als sinnvoll, diese Publikation international anzulegen", schreibt der Herausgeber.

Gitta Böth, Kustodin am Westfälischen Freilichtmuseum, stellt einleitend lapidar fest: „Kein Thema: Trachtenforschung im Rheinland". Seit den ersten volkskundlichen Publikationen im 19. Jahrhundert war das Rheinland ein weißer Fleck auf der ‚Trachtenlandkarte'. Der Grund liegt im traditionellen Selbstverständnis des Faches als Bauernkunde. In dieser Landschaft waren damals „nur" Trachten zu finden, „welche durch die Mode beeinflußt sind" – und die waren eben kein Thema. Erst mit dem sozialwissenschaftlichen Ansatz entstand in den 1980er Jahren die Kleidungsforschung. Ein Modethema ist sie für die Europäische Ethnologie aber nicht geworden.

Der vorliegende Band verwebt nun in Teil II: Textilgeschichte Regionales mit allgemein Gültigem. Teil III. lenkt zunächst den Blick über die Grenzen nach Belgisch-Limburg (wobei eine Übersetzung interessant gewesen wäre) und referiert am Beispiel der Produktion einer Schneiderin den Kleidungswandel von den 1930er bis in die 1950er Jahre. In einem Gespräch mit Textilexperten reflektiert Museumsdirektor Klaus Freckmann schließlich Neues und Trends bis 1999.

Kapitel IV. illustriert Fest- und Alltagskleidung: Ein Postbeamter fotografierte zwischen 1902 und 1936 in den Dörfern der Umgebung seines Dienstortes. Sein Sohn Peter Weber, Lehrer und Heimatforscher, hat die 2000 Aufnahmen ausgewertet und hier eine Abhandlung über die Änderungen in der Kommunionkleidung in der Ahr-Eifel im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Bei den Mädchenkleidern zeigt sich, dass sich die Schneiderinnen an den Modetrends der Frauenkleider orientierten und um individuelle Gestaltung bemühten. Diese endete freilich bei der ältesten Schwester, die Jüngeren mussten noch Jahre nach der Anfertigung mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen. Gar nicht so eindeutig, wie es oft scheint, ist der Zusammenhang Kommunionkleid – Brautkleid: Während die Erstkommunikantinnen schon im 18. Jahrhundert helle Kleider trugen, löste bei den Bräuten das weiße Festkleid erst in den 1920er Jahren das schwarze ab. Den Änderungen der Hochzeitsmode widmet sich Annette Remberg. Sie fand auf einem Foto von 1939 „die letzte Braut im schwarzen Brautkleid im Dorf Westum/Ahrweiler". Remberg skizziert die Entwicklung der Brautgewänder vom 15. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Bei der Fotodokumentation „Arbeitskleidung" stehen die Männer im Vordergrund. Bauern und Fischer, Handwerker und Uniformträger stellten sich an ihrem Arbeitsplatz dem Fotografen. Das erlaubt Rückschlüsse auf ein bisher unterbelichtetes Thema der Kostümforschung.

Den Bildern aus der Arbeitswelt folgt das Kontrastprogramm „Trachten – Folklorismus": Im V. Kapitel geht es um die Geschichte einer idealisierten

Kleidungsform. Accessoires (VI.) beschließen die ethnographisch-historische Modenschau aus dem Rheinland.

Der Sammelband setzt einen vielversprechenden Anfang für eine Geschichtsschreibung der „zweiten Haut". Themen für Fortsetzungen gäbe es viele, z.B. Schuhe, Taschen, Schmuck, Frisuren ... Mit dem selben weiten Horizont, der die Gegenwart selbstverständlich einbezieht und traditionelle Fachgrenzen überschreitet, wären Folgebände sehr willkommen. Auch sonst hat der verdienstvolle Herausgeber des Kleidungsbuches Neuland betreten: Eine Gummibandfabrik trat als Sponsor auf. Ihre flott geschriebene Firmengeschichte paßt nahtlos in die Beitragsfolge und die Schutzmarke am Cover schlägt sich keineswegs mit dem seriösen Amt für Rheinische Landeskunde.

Kleidungsforschung als Teil umfassender Kulturwissenschaft – diese Richtung zeichnet sich im Buch „Von Kleidern und Menschen" deutlich ab. Helga Hager geht sie in ihrer Studie konsequent weiter. Ihr roter Faden ist die Hochzeitskleidung und dieser führt zu Erkenntnissen über Biographie, Körper und Geschlecht. Hager interviewte 18 Frauen und acht Männer in drei württembergischen Dörfern, zwei katholischen und (zum Vergleich) einem evangelischen. Sie habe „versucht, mit den Koordinaten Leib, Kleidung und Biographie eine Konstellation zu beschreiben, in der das Leben auch in seiner räumlichen Dimension, in seinen leiblichen Dialogen, in seinen materialen Bezügen faßbar wird.

Der Wechsel von der traditionellen („Baurehäs") zur „modernen" Kleidung vollzog sich in der Zwischenkriegszeit. Neue Schnitte zeigten zunächst eine ungewohnte weibliche Silhouette – vom hüftbetont-voluminösen Gewand der Bäuerinnen zum einteiligen Kleid, das den Oberkörper zur Geltung bringt. Damit war ein Einstellungswandel verbunden: „Während zuvor die Gestaltung physische Stärke symbolisiert hatte, nimmt nun die Näherin eine Sexualisierung des Körperbildes vor" – und eine gewisse Individualisierung. In der „Stadtkleidung" dürften auch die Frauen im Dorf ihren Leib als einen „mehr individuellen" aufgefasst haben. Von Befreiung konnte allerdings in keiner Hinsicht die Rede sein.

Das schwarze (später weiße) Kleid der Braut und der „Rock" des Bräutigams weckten bei den Befragten Erinnerungen und Emotionen. Der Forscherin erschlossen sie Lebenswelten, wenn etwa eine 1905 geborene, ehemalige Magd schwärmte, sie habe als „schönschtes Weib" weit und breit gegolten, weil sie die herkömmliche Kleidung bevorzugte. Oder wenn eine andere Gesprächspartnerin ihr stolz erzählte, dass sie „ällweil schö kugelrund" gewesen sei. „Vielleicht wurde sie als jüngste und letzte Vertreterin des ländlich-traditionalen Kleidungsstils bereits mit nostalgisch-verklärtem Blick wahrgenommen", meint Hager. „In der Erinnerung verschwimmen Kleidung und Leib miteinander. Die Kleidung formt den Leib, bestimmt die

Vorstellung über ihn. ... Körperhaltung und -ausdruck dürften ebenso in die Wahrnehmung eingeflossen sein. ... In einer selbstsicheren Erscheinung erkennt sich das soziale Umfeld gerne wieder."

Es sind die Nahtstellen zwischen Gestalt und Gestaltung, äußerem Ausdruck und innerer Haltung, Öffentlichkeit und Privatheit, die dieses Buch über den regionalen Ansatzpunkt hinaus so interessant machen. Weil die wörtliche Wiedergabe der Zitate im Dialekt erfolgt, hilft die Autorin mit Zusammenfassungen. Im Hauptteil „Hochzeitskleidung und Lebensgeschichte" verknüpft Helga Hager Aspekte wie „Das Kleid der langen Dauer – und die Leib- und Zeiterfahrung", „Das autonome Kleid – und die eheliche Macht", „Die unverletzliche Kleidung – und die Heirat als Wiedergeburt".

Im dritten Kapitel behandelt sie „Sexualität und Körperlichkeit". Die Frauen erzählten ihr darüber häufig aus einer Außenperspektive, worin sich bereits ein wesentlicher Aspekt weiblicher Leiberfahrung andeutet: „... ‚s' hat g'hoiße, des g'hört dazu' ... Man habe gewußt, dass ‚das' auf einen ‚zukomme'. In dieser Metapher erscheint der eigene Leib als abwartend und passiv, der männliche hingegen als aktiv und handelnd", schreibt die Forscherin. Solche Aussagen klingen befremdlich, aber die Bäuerinnen der älteren Generation hatten zumindest noch einen Vorteil. Bei der Arbeit wurde ihnen soziale Kompetenz zugesprochen. Sie eigneten sich die Autorität des Hofes an – und das machte sie auch in der Wahrnehmung des eigenen Leibes von kulturellen Zuschreibungen unabhängiger. Mit zunehmender Umstrukturierung der Landwirtschaft verlor der „Schaffkörper" an Autorität. „Die Frauen der mittleren und jüngeren Generation, die in den bäuerlichen Bereich heiraten, wissen bereits um eine andere Welt ... ihre Stellung in der Ehe und in der dörflichen Gesellschaft ist eine schwächere als jene ihrer Mütter", fasst Hager ihre Beobachtungen zusammen.

Helga Maria Wolf

HUGGER, Paul (Hg.): *Kind sein in der Schweiz. Eine Kulturgeschichte der frühen Jahre*. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1998, 528 Seiten.

Umschlagtext und Inhaltsverzeichnis machen deutlich, dass mit diesem Band keine im engeren Sinne wissenschaftliche Auseinandersetzung angestrebt wurde. Vielmehr war das 46köpfige AutorInnenteam um Paul Hugger auf eine Zusammenstellung erster, verständlicher Überblicke zu einer breiten Palette von Themen rund um das „Kind sein" in der Schweiz bedacht.

Das Buch beinhaltet 51 Beiträge in 14 Kapiteln, so nehmen trotz des beträchtlichen Umfanges des Buches (528 Seiten) nur einige wenige Abhandlungen zehn bis höchstens 14 Seiten ein, oft müssen zwei, drei Seiten genügen. Das Vorwort nützt der Herausgeber, um auf den Entstehungszusammenhang des Sammelbandes und die Ziele der Publikation hinzuweisen: Eine Gesamtdarstellung von Kindheit fehlte bislang für die Schweiz. Dazu konstatiert Hugger eine „pädagogische[n] Verunsicherung" (S. 8) der Gesellschaft und möchte angesichts dessen den Band von einem breiten Publikum quasi als Handbuch benutzt sehen: Für LeserInnen sei es gedacht, „die sich Rat holen wollen und es auch praktisch brauchen" (S. 9).

In einem einleitenden Artikel umreißt Hugger dann eine Kindheitsforschung aus kulturanthropologischer Sicht, weist auf verschiedene Ansätze und Zugänge hin. Er betont die Vielfalt der Kindheiten, gegenwärtig wie historisch, und kritisiert Philippe Ariès sowie dessen NachfolgerInnen bzw. deren These, dass erst seit der Moderne Kindheit als besonderer Lebensabschnitt empfunden und betrachtet werde, dass Zuneigung zum Nachwuchs ein Ergebnis bürgerlicher Kultur sei. Paul Hugger hingegen macht Mutterliebe als anthropologische Konstante geltend, Väter kommen nur am Rande vor – das gilt für den gesamten Band. Diesem Beitrag, dem ausführlichsten der sechs vom Herausgeber stammenden Texte, folgt eine Einleitung des Kapitels zu schichtspezifischen und ethnischen Realitäten, in der er abermals die Vielfalt der Kindheiten – historisch wie rezent – unterstreicht.

Anschließend wird Kindheitsgeschichte in der bäuerlich-ländlichen, der Handwerker-, der Arbeiter- und der bürgerlichen Familie erzählt, der Schwerpunkt liegt jeweils auf dem 19. Jahrhundert. In den ersten drei Artikeln wird Kinderleben als von Arbeit geprägt dargestellt; auch Kindheit im bürgerlichen Rahmen wird durch strenge Alltage charakterisiert, gleichwohl unter dem Titel „Im Schonraum der Familie" abgehandelt. Die AutorInnen verwenden mehrfach lebensgeschichtliches Material; Quellenkritik kommt trotz der knapp formulierten Beiträge nicht zu kurz. Texte zu jüdischer und muslimischer Kindheit in der Schweiz folgen. Beide Artikel sind nach Bräuchen im Lebens- und Jahreslauf strukturiert und beziehen sich auf die Geschichte ebenso wie auf die gegenwärtige Situation. Besonders die Darstellung zum muslimischen Kindsein wirbt um Verständnis und Respekt. Der Beitrag liest sich fast wie eine Anleitung zum Umgang mit dem „Anderen".

Die nächsten drei Beiträge sind wieder stärker historisch ausgerichtet: Es geht um Formen saisonaler Emigration von Kindern aus der Schweiz (Schwabengänger, Kaminfegerkinder) und um „Verdingkinder", die von der Fürsorge bei Pflegefamilien untergebracht und dort als Arbeitskräfte eingesetzt worden waren; auch bei nicht-seßhaften Menschen, darauf macht der

nächste Text aufmerksam, gelten Kinder als wichtiger Faktor ökonomischer Praxis. Die Bewertung vom bedrängten, angstvollen Aufwachsen ergibt sich aber eher aus den behördlichen Repressalien, etwa der Inbesitznahme von „Kindern der Landstraße" durch sogenannte „Hilfswerke" (bis 1973!).

Zwei Texte bilden das dritte Kapitel „Das Kind und seine Bezugspersonen" und handeln von Mutter-Kind-Verhältnissen, die – wie die Autorinnen plädieren – eingebettet in komplexe Zusammenhänge zu sehen sind. Bei Ursula Morf-Dietschi steht die Auseinandersetzung mit der Rolle der Psychoanalyse bei der Entstehung von Bildern, deren Vermittlung, Verfestigung und Wandel im Zentrum; Morf-Dietschi schließt mit einer Zusammenfassung des momentanen Standes der Entwicklungspsychologie. Maja Fehlmann-von der Mühll beschäftigt sich mit AlleinerzieherInnen und ihrer „besondere[n] Erziehungssituation" (S. 127), wobei alleinerziehende Väter nur im Titel aufscheinen.

„Institutionen der Zuwendung" wird ein weiterer Teil dieser „Kulturgeschichte der frühen Jahre" betitelt. Nach Lebensphasen gegliedert reihen sich hier fünf Beiträge ein – beginnend mit Hebammen und Ammen (von einer Hebamme geschrieben) bis zu Formen außerfamiliärer Erziehung, dazwischen Kindergarten und Volksschule im historischen Überblick. Einen Exkurs bildet eine Abhandlung zu Immigrantenkindern und Schule. Auf der Basis literarischer Zeugnisse wird versucht, subjektive Befindlichkeiten mit „objektiven Fakten" zu konfrontieren, schließlich werden Probleme und Chancen von Unterricht in interkulturellem Ambiente aufgelistet.

In einem weiteren großen Kapitel wird Kindheit als eine an Übergängen reiche Lebensperiode besprochen, unter dem Schlagwort „rites de passage" sind vier Beiträge zum Bereich Religion und zwei zu Sprache (Muttersprache und Kinder-/Jugendsprache) versammelt. Stefan Crivelli referiert Übergangsriten anläßlich Geburt, Taufe, Schulbeginn usw.; er geht zudem auf Kinderprobleme ein und bringt Tips zu deren Bewältigung. Danach und nach einem einleitenden kurzen Text von Paul Hugger über evangelisch und katholisch geprägte Kindheit, folgen zwei Beiträge zur Bedeutung religiöser Erziehung aus Sicht der genannten Glaubensbekenntnisse, beide Male stehen die Aufgaben der konfessionellen Gemeinde heute im Mittelpunkt.

Im Anschluß daran berichtet Gabriela Muri, eine Architektin, die am Zürcher volkskundlichen Seminar Lehrveranstaltungen abhält, über Fest und Brauch. Sie bietet eine Zusammenfassung der Geschichte des Themas in volkskundlicher Forschung (genannt werden Arbeiten von Richard Weiss, Hermann Bausinger und Arnold Niederer) und präsentiert Kinder als TrägerInnen von Kultur. Ihre Ausführungen sind reich bebildert, wie der Band überhaupt üppig und sorgfältig illustriert ist (vor allem mit Abbildungen aus

dem 19. Jahrhundert). Insgesamt fällt positiv auf, dass viele der AutorInnen – zu welchem Spezialthema sie hier auch arbeiteten – geschlechtsspezifische Aspekte in ihre Überlegungen einbeziehen. Zusätzlich ist dem ein spezielles Kapitel gewidmet: Anna Maria Riedi fragt, warum Geschlechterdifferenz so bedeutend ist, erklärt im Zuge dessen einige der Sex- und Gender-Theorien in ihren Grundzügen und ermöglicht einen Einblick in den aktuellen Stand der Debatte. Im zweiten Teil dieses Abschnitts wird eine Genealogie geschlechtsspezifischer Erziehungsstile vom Biedermeier bis heute zusammengestellt, die die Vervielfachung der pädagogischen Stile und Instanzen im Lauf der Zeit verdeutlicht.

Ein relativ umfassender Abschnitt dreht sich um Medizin und Ethik mit Themen wie Wachstum, Ernährung, Krankheit und Sterblichkeit im Wandel der Geschichte, Kinderspitäler, Neugeborenenmedizin oder Schwangerschaftsabbruch – für alle Ausführungen gilt leider, dass sie wenig bis gar nicht kulturell-wissenschaftlich orientiert sind.

Daran schließt eine Passage zu Spielwelten mit einem Beitrag über Spiel und Phantasie, wobei die Funktion dieser Faktoren für die psychologische Entwicklung des Kindes hervorgehoben wird. Der darauffolgende letzte Text Paul Huggers ist einer der wenigen, in denen es konkret um Orte geht. Auch dieser knappe Bericht zu „Spielplätzen und Kindergettos" hat wieder ein- und überleitenden Charakter, nämlich für den nächsten Beitrag zu Spielzeug und die dazugehörige Industrie im historischen Aufriß. Daran knüpft das Kapitel Mode an: Quellenreich, mit einigen Faksimiles versehen, ist die Übersicht zu 200 Jahren Kinderkleidung und -mode in der Schweiz. Gezeigt wird, in welchen Kontexten Kinder welcher Mode unterworfen waren oder wiederum nicht; vor allem historisch kann Kindermode als Spiegel sozialer Verhältnisse fungieren, an Mode wird Zeitgeist sichtbar (das demonstriert auch der zweite Text dieses Kapitels zum Kinderzimmer). Für die Gegenwart erkennt die Autorin Birgit Littmann (Dozentin für Kunst- und Kostümgeschichte) eine Umkehrung: Nicht mehr Kindermode richtet sich nach Erwachsenenmode, sondern Jugendmode gibt Normen vor.

Die Aufsätze zum Themengebiet Medien sind sehr auf pädagogische Fragen und Wertsetzungen konzentriert. So ist Joseph Röösli um den „sinnvollen" Einsatz von Musik bemüht und warnt am Ende gar noch vor sex & crime & rock'n'roll – am Beispiel gewaltverherrlichender Rapper, die die Gesellschaft beschimpfen oder verspotten und deren Vertretern Schuld für ihre eigenen Probleme zuweisen (S. 400). Verena Rutschmann macht anhand von Kinderbüchern deutlich, dass Heimat und Natur wichtige Topoi in Text und Bild sind und wie sehr diese Ästhetik als unverzichtbare Grundlage zur Entwicklung des Kindes zum Schweizer galt. Ähnliches legt Katalin Horn dar: Sie begab sich auf die Suche nach Schweizer Märchen – was sie

entdeckte, dies waren zumindest solche schweizerischer Ausprägung. An den nächsten Artikeln zu Fernsehen und virtuellen Realitäten ist wohltuend, dass die AutorInnen sich gegen (kinder-)kulturpessimistische Tendenzen abgrenzen und das auch argumentieren. Das Gros der im Band vertretenen Fachleute – wenngleich teilweise recht konservativ eingestellt – bezieht Stellung gegen das Gemurmel vom Verschwinden der Kindheit. Verbindend wirkt überdies, dass sich nahezu alle VerfasserInnen der schon erwähnten Kritik Huggers an den Thesen Philippe Ariès' anschließen.

Nach Kind und Medien wird die Aufmerksamkeit auf das „organisierte" Kind gelenkt, einer der ausführlichsten Texte bringt einen Abriß zur Geschichte der helvetischen Kinder- und Jugendorganisationen. Im 13. Abschnitt geht es dann um Mißbrauch von Kindern. Neben einer relativ undifferenzierten Abhandlung zu „Kind und Sucht" setzt sich Franz Ziegler dort mit Gewalt an Kindern auseinander. Dieser Autor kritisiert nicht prinzipiell das Werk Ariès', wirft aber die Frage auf, inwieweit ein Vergleich historischer Kindheiten mit modernen Formen möglich sei – qualitativ anders, so betont er, heißt nicht unbedingt besser (S. 460).

Der letzte Teil des Sammelbandes ist der Repräsentation von Kindern in der Kunst gewidmet, das heißt in verschiedenen Genres der Malerei, in Film, Fotografie und Literatur – Klischeebilder werden Darstellungsversuchen „wirkliche[r] Kinderwelt" (S. 483) gegenübergestellt. Die Reihenfolge der letzten Kapitel irritiert ein wenig, eine immer stringente Gliederung ist aber bei einer derartigen Breite an Themen wohl schwierig. Hilfreich sind das ausführliche Register mit Stichworten von „Aberglaube" bis „Züchtigen" und die für die kritische Lektüre nützlichen Angaben zu den AutorInnen. Vor allem die Informationen zu deren beruflichen und institutionellen Hintergründen erleichtern das Verständnis der Texte.

Das Werk bietet also eine erste Übersicht zu vielen Themen im Zusammenhang mit Schweizer Kindheit. Vielfach stehen Psychologie, Biologie, Medizin und besonders Pädagogik im Mittelpunkt und werden mitunter ohne jegliche Verbindung zu Kultur und Gesellschaft betrachtet und dargestellt, so kommen insgesamt kulturelle Ebenen eher zu kurz.

Nikola Langreiter

Narodna Umjetnost. Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research 36/1 (Zagreb 1999), 289 Seiten, mehrere Verbreitungskarten und Musiknoten; 36/2 (Zagreb 1999), 189 Seiten, mehrere Musiknoten, mehrere Abb.

Das erste Jahresheft des traditionsreichen kroatischen Volkskunde-Organs für 1999 ist einem Kongreß gewidmet, der sich um den mediterranen Aspekt Kroatiens bemüht, geographisch vertreten durch den dalmatinischen Küstenstreifen, ideologisch durch literarische Meeressehnsucht und die politische Abwendung vom „Balkan" und Antworten auf die Frage zu geben versucht, warum Kroatien immer nur in den balkanologischen Kontext eingereiht wurde und wird, im mediterranen aber kaum eine Rolle spielt. Der Kongreß „Where Does the Mediterranean Begin? Mediterranean Anthropology from Local Perspectives" wurde im Oktober 1999 in Zagreb, am Institut für Ethnologie und Folklore zu seinem 50jährigen Jubiläum abgehalten und stellte sich folgendes Ziel: „The conference proposed to evaluate the state of art in Mediterranean ethnological, anthropological, folkloristic and ethnomusicological research in Croatia. The Mediterranean as a distinct cultural area within Croatia has been subject to quite an extensive scholarly treatment by local researchers. The discourse on the Mediterranean did not remain strictly part of academic circles, but became part of political struggles and representations of national identity in various time periods. That development has especially been noticeable in the 1990s, when the Mediterranean has been used as a political and cultural demarcations vis-à-vis the Balkan *other.*" Tatsächlich erscheint Kroatien in den anthropologischen Übersichtstudien zur *méditerranéité*, die es seit den 50er Jahren in Frankreich, England und den USA gibt, kaum. Die Einzelbeiträge suggerieren zwar einen übergreifenden mediterranen Bereich, die meisten sind allerdings ausschließlich Kroatien gewidmet und differenzieren die propagierte Sichtweise.

Joyão Leal, „Mapping Mediterranean Portugal: Pastoral and Counter-Pastoral" (S. 9 ff.) analysiert die ideologischen Hintergründe der Sichtweisen einzelner portugiesischer Ethnologen/Anthropologen, Jasna Čapo Žmegač, „Ethnology, Mediterranean Studies and Political Reticence in Croatia. From Mediterranean Constructs to Nation-Building" (S. 33 ff.) exemplifiziert eine ähnliche Fragestellung für Kroatien unter dem Aspekt der jüngsten Nationsbildung, für deren Selbstverständnis das Mediterrane, in Absetzung vom „Balkanischen" eine bedeutende Rolle spielt; analytisch wird auf die Konstruktionen von Milovan Gavazzi, Vera Stein Ehrlich, Marijana und Branimir Gušić sowie die jüngsten Entwicklungen eingegangen. Henk Diessen (Nijmwegen), „Pre- and Post-Braudelian Conceptions of the Me-

diterranean Area. The Puzzle of Boundaries" (S. 53 ff.) geht auf das „Mittelmeerische" als akademisches Konstrukt in der Folge von Braudel ein, während die beteiligten Völker eher an den Differenzen festhalten. Mojca Ravnik, „Where Does the Mediterranean Begin? Can This Question Be Answered from the Viewpoint of Slovenian Ethnology?" (S. 65 ff., 7 Karten) bewegt sich auf die gleiche Fragestellung aus slowenischer Sicht zu, verfolgt unter anderem die Entwicklung des Projekts „Alpes Orientales" (1965–1975) und gibt eine regionalspezifische Zonengliederung der slowenischen Volkskultur, die auch im Hinterland der Triester Bucht in manchem noch maritime Züge trägt. Reinhard Johler, „A Local Construction – or: What Have the Alps to Do with a Global Reading of the Mediterranean?" (S. 87 ff.) nähert sich dem Frageaspekt aus der Sicht der frühen österreichischen Volkskunde, speziell Michael Haberlandt und Ludwig Salvator, als die Bindungen Kakaniens zur Adria und Oberitalien noch stark waren (Salvators Reiseberichte reichen immerhin bis zu den Jonischen Inseln hinunter). Aus kroatischer Sicht rollt Dunja Rihtman-Auguštin die Frage der kulturellen Zugehörigkeit Kroatiens auf und stellt es in ein geographisches Dreieck: „A Croatian Controversy: Mediterranean – Danube – Balkans" (S. 102 ff.), wobei das Meer in der kroatischen Literatur z.T. mythische Dimensionen erfährt; ihre Zusammenfassung umreißt prägnant die Fragestellung des Kongresses: „The anthropology of the Mediterranean is packed with numerous, mainly monographic, research projects in almost all the corners of that part of the world, from Greece and Italy to the Arabian lands and Spain. Leading names in cultural, political and social anthropology established themselves with their research in the Mediterranean field. A large part of Croatia and of the former Yugoslavia belongs to the Mediterranean area by virtue of its culture, but never managed to attract the attention of experts of Mediterranean anthropology from abroad. Cultural and political anthropology outside of the borders of the former Yugoslavia was more interested in the folklore exotica of the mountainous regions of the inner Balkans or in the Utopian *socialism with a human face* in which they wanted to believe, so research done in the former state was concentrated within those frameworks. / For various reasons, ethnologists at home did not approach Mediterranean themes in their own field starting from anthropological premises. I would hope that readers of this text would accept it as stimulus – perhaps a belated one – for anthropology of the eastern Adriatic coast." (S. 117)

Mit Bojan Baskar sind wir wieder in Slowenien: „Made in Trieste. Geopolitical Fears of an Istrianist Discourse on the Mediterranean" (S. 121 ff.), wo die multikulturelle regionale Identität von Istrien und ihre ideologische Verwertung nach dem Zweiten Weltkrieg zur Sprache kommt;

Valentina Gulin Zrnić geht dagegen auf Dubrovnik/Ragusa ein: „The Mediterranean from a Mediterranean Angle: Renaissance Dubrovnik" (S. 135 ff.), wo im 15. und 16. Jahrhundert die Bindung zu Italien stärker war als zum eigenen Hinterland (dies wird vor allem an den Komödien und Pastoraldramen, die z.T. deftige Bauernsatire bringen, von Marin Držić exemplifiziert). Es folgen die Inseln: Jerko Bezić, „The Dalmatian Islands – A Geographically Recognised Mediterranean Region – Showing Obvious Differences in the Musical Expression of Their Inhabitants" (S. 157 ff.), wo sich Ost- und Westeinflüsse überschneiden und differenzieren. Komparativ ist der Ansatz von Tullia Magrini (Bologna): „Where Does Mediterranean Music Begin" (S. 172 ff.), die in der Folge der klassischen Studien von Braudel, Peristiany und Pitt-Rivers vor allem auf italienische, griechische und türkische Musik eingeht und zu dem Ergebnis kommt, dass gerade für die Ethnomusikologie der Begriff des Mediterranen sehr wohl sinnvoll ist. Es sei hier nur angemerkt, dass dies nicht weiter verwunderlich ist, als Instrumente, Spieltechniken, Rhythmen und Melodien zu den konstantesten Kulturelementen zählen, die auf weiteste Entfernungen hin übertragbar scheinen (man denke nur an die Anzahl der mediterranen Musikinstrumente, die aus dem Orient und Indien kommen, oder an die Tatsache, dass die zypriotische Volksmusik noch Melodien der südfranzösischen Kreuzfahrer des Mittelalters bewahrt hat). Musikologisch ist auch der folgende Beitrag von Joško Ćaleta: „The Ethnomusicological Approach to the Concept of the Mediterranean in Music in Croatia" (S. 183 ff.) – im dalmatinischen Küstenstreifen sind die Beziehungen zu Italien und den Jonischen Inseln stärker als zum Hinterland; Maja Bošković-Stulli geht auf „Mediterranean Aspects of Croation Oral Literature" ein (S. 197 ff.), wo sich Ost- und Westkontakte ebenfalls überschneiden; es folgen Josip Bratulić, „Some Mediterranean Components of the Croatian Written and Oral Literature" (S. 223 ff.) und spezifischer Marko Terseglav, „The Influence of Croatian Mediterranean Area on Folk Poetry in Bela Krajina" (S. 223 ff.); ebenfalls mit den Balladen beschäftigt sich Simona Delić, „The Poetics of the Domestic Internationalism in the Comparative Research into Croatian Narrative Poem. The Balkan Ballad, the Mediterranean Folklore Horizons" (S. 253 ff.). Den interessanten Band beschließen Vjera Bonifačić, „Ethnology, Anthropology and Cultural History of the Mediterranean: Inside and Outside Perspectives" (S. 269 ff.) und Jonas Frykman (Lund), „Culturalization of the Mediterranean Space" (S. 283 ff.), der auf Tourismus-Bilder und Klischees eingeht.

Der zweite Band ist musikethnologischen Fragestellungen gewidmet und hat ebenfalls zum Teil komparativen Charakter: Gottfried Habenicht (Freiburg/Br.) berichtet „Zur Melodie eines rumänischen Sternsingerliedes" (S. 11ff., mit Musiknoten), Izak Špralja zur Glagolitischen Psalmodie

(S. 33 ff. ebenfalls mit Musiknoten), Goffredo Plastino (Cantazaro, New York) zu „Drumming in the Night, Rite and Performance in Bajo Aragón", Spanien (S. 51 ff. mit mehreren Abbildungen), Ivan Lozica untersucht das „Koleda"-Singen mit seinen Verkleidungen als Ansatzpunkt für das kroatische Theater (S. 67 ff.), Oskár Elschek (Bratislava) berichtet über das slowakische Arbeitsprojekt „*Corpus Musicae Popularis*. Ein Beitrag zu den europäischen Volksmusik-Gesamtausgaben" (S. 85 ff.), Zmaga Kumer über „Ludvík Kuba als Sammler slowenischer Volkslieder" (S. 99 ff.), Alica Elscheková (Bratislava) über „Musikvergleich und Computertechnik" (S. 105 ff.). Alois Mauerhofer (Graz) interessiert sich für das Singen als kollektivem Akt, „Singen in Gruppen" (S. 117 ff.), Michael Weber (Wien) analysiert die Folklore-Szene der sogenannten Volksmusik: „The *Nockalm Quintett* as a Representative of Folkloristic Music in Austria" (S. 129 ff.), Svanibor Pettan (Ljubljana) dokumentiert Zigeunermusik im Raum Kosovo (S. 143 ff. Musiknoten, 1 Abb.). Den Band beschließen insgesamt 20 Buchbesprechungen, die die Reichweite der Forschungsinteressen und den geistigen Metabolismus des Instituts spiegeln.

Walter Puchner

KAKABURA-TILI, Rea: Ανάμεσα στο αστικό κέντρο και τις τοπικές κοινωίες. Οι σύλλογοι της επαρχίας κόνιτσας στην Αθήνα *[Zwischen dem Urbanzentrum und den Dorfgemeinden. Die Vereine der Provinz Konitsa, Epirus, in Athen]*. Konitsa, Kulturzentrum der Gemeinde Konitsa 1999, XIX, 305 Seiten, 35 Abb. auf Taf. und im Text, Tabellen, English summary.

Jeder, der in der Bergwelt von Epirus oder Eurytanien herumgekommen ist, kennt das Bild der wohlerhaltenen, Haus um Haus restaurierten, aber völlig ausgestorbenen Dörfer, in denen Leben nur in den Osterferien und zur Sommerzeit aufkommt, wenn die einstigen Bewohner aus Athen, Amerika und Australien zurückkommen, um mit den Kindern die Ferien in ihrem sonst bereits unbewohnten Geburts- und Heimatort zu verbringen. Das ganze Jahr über existiert die Kommunität nur in den Köpfen und Herzen der verstreuten Bewohner, als „imaged communities", oder in den Vereinen, die vor allem im attischen Becken ihren Sitz haben, weil der melting pot Athen eben eine große Zahl von Einwohnern fast aus jedem griechischen Dorf aufweisen kann, und Kontakte, Kommunikation, Vereinsgründung und Vereinsleben relativ leicht zu organisieren sind. Diesem Phänomen des lokalen Vereinswesens in der Wasserkopf-Metropole, die fast die Hälfte der gesam-

ten griechischen Bevölkerung umfasst, ist die Dissertation der Verfasserin gewidmet, die nun in Buchform vorliegt, finanziert und ediert von ihrer Heimatgemeinde, die zum zentralen Untersuchungsgegenstand wurde. Ursprünglich gingen die Pläne in Richtung einer Erfassung aller epirotischen Lokalvereine in der Hauptstadt, doch erwies sich dieses Unterfangen als überaus umfangreich. Somit ist es leicht, sich vorzustellen, welche Ausmaße das Phänomen landesweit besitzt und welche Bedeutung ihm als volkskundlichem Phänomen mentaler und psychischer Resistenz gegen die „Globalisierung" und Gleichmacherei auf allen Ebenen und für das Überleben und die Kultivierung von Regionalbewusstsein und Differenz zukommt. Die Komplexität und Qualität einer Kultur liegt schießlich in den Differenzierungen.

Das Vorwort des Doktorvaters Michalis G. Meraklis weist auf die Wichtigkeit der Untersuchung des Vereinswesens gebührend hin, sind es doch gerade die Lokalvereine, die in ihrer institutionalisierten Form einer tiefergehenden Urbanisierung und Verbürgerlichung in der Hauptstadt entgegenstehen. In mehreren Studien hat er selbst das Weiterleben agrarer Mentalitäten und Praktiken im bürgerlichen Bereich seit dem 19. Jahrhundert nachgewiesen. Die Einleitung (S. 1 ff.) beschäftigt sich zunächst historisch und statistisch mit der Binnenemigration und Landflucht, die zusammen mit der Auswanderung und Immigration das führende demographische Phänomen Griechenlands im 20. Jahrhundert gewesen ist. Die bisherige Literatur dazu ist so schmal nicht. Sodann werden Methoden und Quellen vorgestellt (S. 10 ff.): bürgerliche Volkskunde mit soziohistorischem und funktionalem Methodenspektrum, Tiefeninterviews, teilnehmende Beobachtung bzw. Schriftquellen (Vereinsstatuten, Lokalzeitungen, Informationsblätter usw.). Der erste Teil der Arbeit geht auf epirotische Vereine im allgemeinen ein: im noch türkenzeitlichen Epirus bis 1913 (S. 25 ff.), in Konstantinopel, im nationalstaatlichen Griechenland, in Ägypten, Amerika, den transdanubischen Fürstentümern, Athen, Piräus, die epirotischen Vereine in Athen im 20. Jahrhundert (S. 42 ff.) mit interessanten statistischen Auswertungen. Der zweite Teil der Arbeit analysiert die ökonomische und soziale Situation der Provinz Konitsa (an der albanischen Grenze nordwestlich von Ioannina): traditionelle Siedlungsformen, historischer Abriß, Produktionsweisen (Viehzucht, Ackerbau, Autarkie), Auswanderungswellen, der Verfall der traditionellen Bergdörfer. Ein weiteres Kapitel widmet sich der heutigen Situation ein (S. 92 ff.): demographische Entwicklung, heutiger Siedlungsraum und seine Funktionen (Wohnungen, Geschäfte, Schulen, Gemeindegebäude, Straßennetz, Elektrifizierung, Kirchen und Kapellen, ärztliche Fürsorge), sodann folgen Angaben zu den Einkünften der Vereine (S. 114 ff.), zu Mäzenen und Stiftungen (S. 117 ff.), Schnapsbrennerei (S. 120 ff.), Kul-

turvereinigungen in den Dörfern selbst (S. 122 ff.), im Ausland oder in Griechenland (mit der Ausnahme Athens, S. 126 ff.). Erst der dritte Teil geht dann gezielt auf die Konitsa-Vereine in Athen ein: Vereinsgründungen (S. 121 ff.), Vereinsorganisation (S. 147 ff.), Finanzierung (S. 154 ff.) Vereinsaktivitäten (S. 162 ff., Erhaltung der Dörfer, Festprogramm, Tanzveranstaltungen, organisierte Ausflüge ins Heimatdorf, Kirchweihfeste, Tanzgruppen, Theater und Inszenierung von Brauchtum, volkskundliche Lokalmuseen, Sammlungen und Bucheditionen usw.), die Beziehung von Ausgewanderten und Verbliebenen (S. 228 ff.). Der Band schließt mit einer Zusammenfassung (S. 240 ff.), einem Anhang mit Vereinsprotokollen (S. 247 ff.), einer English summary (S. 262), der Bibliographie (S. 265 ff.), einer Liste der Informanten (S. 285 ff.) und einem Generalindex (S. 288 ff.).

Walter Puchner

FELBER, Ulrike, Elke KRASNY, Christian RAPP: *Smart Exports. Österreich auf den Weltausstellungen 1851–2000.* Wien, Verlag Christian Brandstätter, 2000, 235 Seiten, zahlreiche schwarzweiße und Farbabbildungen.

Die Geschichte der Weltausstellungen lässt sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln schreiben. Doch werden diese derzeit vor allem als Agenturen der Nationalisierung interpretiert; dafür stehen die 1999 erschienenen Studien von Winfried Kretschmer: „Geschichte der Weltausstellungen" und Martin Wörner: „Vergnügen und Belehrung". Für Kretschmer markieren die Weltausstellungen einen wichtigen Punkt in der Entwicklung kommerzieller Massenveranstaltungen. Wörners besonderes Interesse gilt der Instrumentalisierung, die Volkskultur (bzw. Versatzstücke aus Volkskulturen) in der jeweiligen nationalen Selbstinszenierung auf Weltausstellungen erfahren. Auch die vorliegende Darstellung, sie geht auf ein Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung zurück, versteht sich als Beitrag zur Geschichte der nationalen Identitätspolitiken Österreichs, wie sie sich in nahezu idealtypischer Weise in der Beteiligung Österreichs an den Weltausstellungen spiegelt. Ulrike Felber, Elke Krasny und Christian Rapp verknüpfen und vertiefen dabei Aspekte und Argumentationen, wie sie von Winfried Kretschmer und Martin Wörner entwickelt worden sind.

Hier wird am Beispiel und am Detail gezeigt, wie die Weltausstellungen als Medium nach außen, im Wettbewerb mit anderen Ländern, aber auch nach innen, in der Auseinandersetzung gesellschaftlicher Eliten um Konzepte und Zielsetzungen wirkten, als Medium schließlich der Nationalisierung

der Ökonomien und der Kulturalisierung und Ästhetisierung der Industrialisierungserfahrung. War ursprünglich, auf der Londoner Weltausstellung 1851 etwa, die Idee von einer Weltgemeinschaft im Vordergrund gestanden und war dort zunächst geplant, Waren nach Produktklassen zu präsentieren, so kam es schon im Vorfeld dieser Weltausstellung zu Interventionen beteiligter Staaten, die eine Ordnung nach nationaler Herkunft einforderten. So war denn auch der Auftritt der Habsburgermonarchie auf dieser Weltausstellung daran orientiert, systematisch alle Regionen zu erfassen und sie anhand typischer Produktionszweige zu repräsentieren und damit ein möglichst vollständiges „Inventar der österreichischen Volkswirtschaft" (S. 23) zu erstellen. Ein Prototyp solcher Inventarisierung existierte ja bereits mit dem Bücherschrank von Carl Leistler, einer sozusagen monumentalen Möbelwand mit Laden und Regalen, mit Büchern und Mappen zur österreichischen Geschichte und Kultur, die als kaiserliches Geschenk der englischen Queen Victoria zugeeignet worden war (S. 26–29).

Die Ausstellungskonzepte der einzelnen Teilnehmerländer, anfangs noch in Händen einzelner Unternehmer, wurden zunehmend, so betonen die AutorInnen, vom Staat, genauer gesagt: von konkurrierenden, staatstragenden Gruppen bestimmt. Anläßlich der Beteiligung Österreichs auf der Pariser Weltausstellung 1855 engagierte sich auch und gerade das Ministerium für Cultus und Unterricht; zumal im Hinblick auf diese Weltausstellung wurde eine rege Geschmacks- und Stildiskussion geführt, wurden Bildungsoffensiven skizziert, die auch einem breiteren Publikum kunsthandwerkliche Traditionen und Qualitäten nahe bringen sollten. Damit verlagerten sich die Gewichte der Präsentation. Die gezeigten Waren und deren Produktion wurden kontextualisiert: „Nicht mehr das Industrieerzeugnis an sich und seine technischen und künstlerischen Eigenschaften, sondern die zu Grunde liegenden Kontexte kultureller Tradition, geographischer Voraussetzungen und öffentlicher Institutionen mussten berücksichtigt werden, um über Potentiale und Entwicklungsfähigkeit einer Region Auskunft zu geben und diese in den Modernisierungsdiskurs einbinden zu können." (S. 38).

Mit der Pariser Weltausstellung 1867 und dem sogenannten österreichischen Dorf wurde deutlich, dass es immer mehr auch um die Inventarisierung dessen ging, was, durch die Industrialisierung bedingt, zu verschwinden drohte. Man war bemüht, die besondere Qualität etwa von Erzeugnissen ländlicher oder kleingewerblicher Handarbeit als Produktkultur von ganz eigenem Wert auszustellen. So war ein (später etwas reduziertes) Ensemble geplant, zu dem eine Bierhalle gehörte, eine Wiener Bäckerei, eine ungarische Csarda, ein Oberösterreicherhaus, ein Tirolerhaus, eine Glasschleiferei aus dem Riesengebirge und vieles andere mehr (S. 51). Eine solche Präsentation insbesondere peripherer und agrarisch strukturierter Regionen, so die

Interpretation der AutorInnen mit Querverweis auf die Ergebnisse Martin Wörners, hatte vor allem kompensatorische Funktionen – in der, freilich nur ideologischen Aufwertung dieser Problemzonen.

Die allgemein zu beobachtende, verstärkt nationale Ausrichtung der Weltausstellungen veränderte auch die Ausstellungspolitik des Vielvölkerstaates. Das zunächst polyethnische Konzept (variierende und zum Teil selbständige Länder- und Regionen-Präsentationen) wurde schrittweise aufgegeben. Auf der, von Börsenkrach und Cholera überschatteten Wiener Weltausstellung 1873 griff man da noch auf das zentripetale Konzept einer Rotunde zurück, in der Spitzenleistungen aller beteiligten Länder vertreten sein sollten. Österreich stellte sich hier als Drehscheibe zwischen Ost und West vor. Ungarn unterhielt eine eigene Galerie, die beherrscht wurde von einem Tableau zur ungarischen Landwehr, dargestellt anhand von uniformierten und kostümierten Puppen. In der österreichischen Abteilung war zum Beispiel eine Schau mährischer Trachten entlang einer eigens erarbeiteten szenischen Erzählung arrangiert. Fünf Jahre später aber, in Paris, sah sich Österreich aufgefordert, für eine „Rue des Nations" eine „façade typique" zu gestalten; der bleibt Kompromiss einer österreichisch-ungarischen Fassadenlösung ähnelte am ehesten einer oberitalienischen Architektur des 16. Jahrhunderts (und spiegelte somit einen Trend in der damaligen Wiener Architekturszene).

Die Untersuchung Ulrike Felbers, Elke Krasnys und Christian Rapps führt sehr anschaulich vor Augen, wie Österreich unter dem Druck einer internationalen Nationalisierung so etwas wie einen einheitlichen, imperialen Stil entwickelt und wie dieser Stil als Markenname in einer, wiederum durch die Weltausstellungen dynamisierten kulturindustriellen Entwicklung reüssierte. Schon seit Paris 1878 zeichnete sich ab, dass diese Ausstellungsformen, mit all den illusionistischen Verfahren und Inszenierungen ein Massenpublikum und dessen Lust auf Unterhaltung ansprachen. Ein, wie es Adolf Loos formulierte, „Monumentalgschnas" (S. 85) bot schließlich Chicago 1893. Auch Österreich hatte da sozusagen seine Form gefunden. Unter anderem war es vertreten durch das Ensemble „Alt-Wien", einer Rekonstruktion von Wiener Straßenzügen im Rückgriff auf das 16. Jahrhundert. In täglichen Aufführungen bot man Konzertmusik, Wiener Lieder, Tanzveranstaltungen, es gab Heurige, Weinhandlungen, Kaffeehäuser. Es waren also in erster Linie Unterhaltung und Entspannung vor dem Hintergrund von Kultur und Geschichte des Landes, die man als typische Produkte anbot und sich damit antimodern und höchst modern zugleich gab. „Die Besonderheit dieses Arrangements zur Vermittlung ‚nationaler' Charakteristika lag darin, dass nicht mehr technologische Kompetenzen, sondern solche der Unterhaltung und der Rekreation geltend gemacht werden mussten. Der klassische

Kanon der Selbstdarstellung wurde von einem Inszenierungsmodus abgelöst, der anstelle des nationalen Fortschritts die Erholung von diesem propagierte." (S. 92)

Alle späteren Auftritte Österreichs auf Weltausstellungen variierten und variieren bis heute dieses Konzept. In Brüssel 1935 zeigte man nahezu sämtliche Muster und Modelle des nationalen Wunschbildes, wie wir es heute kennen: Das austrofaschistische Österreich präsentierte sich als lebensfrohes und harmonisches Ganzes, als ideales Reiseland eben. ‚Kultur und Landschaft' wurden zur Zauberformel österreichischer Identitätspolitik: „Kulturelle und technische Leistungen wurden vor der Bühne der Landschaft entfaltet. Die Landschaft wurde gleichzeitig als Ware und als Ressource präsentiert, der die heimische Industrie und die Bewohner ihre spezifische Identität verdankten." (S. 120) Schon 1935 (man denke an die EXPO 2000) gab es den Rundblick, den Blick von oben auf wunderschöne Bergwelten und Seenlandschaften, auf Schlösser und Burgen etc. Zwar versuchte man auf der Brüsseler Weltausstellung von 1958, dieses Österreichbild zu durchkreuzen, zwar hatte man sich in Sevilla 1992 eine „Image-Korrektur" (S. 175) vorgenommen, zwar war man auch auf der diesjährigen EXPO in Hannover bemüht gewesen, eine ‚andere' Perspektive auf Österreich anzubieten, doch ging die Symbolpolitik Österreichs auf den Weltausstellungen zumeist auf Nummer sicher und entfernte sich kaum vom Bild eines Landes außerhalb der gewöhnlichen Zeitläufte, als einer „Oase der Ruhe" (vgl. homepage zur EXPO 2000).

Eine der Stärken der vorliegenden Studie ist es, dass hier der Darstellung der einzelnen Programme und Konzepte österreichischer Weltausstellungs-Beteiligungen, gerade auch deren Entstehungsgeschichte breiter Raum gegeben ist. Gleichzeitig ist über die einzelnen Kapitel und Stationen dieser Geschichte hinweg der keineswegs linear, sondern eben auch widersprüchliche Prozess der Nationalisierung, der immer auch einer der Kulturalisierung ist, plausibel herausgearbeitet. Solche Interpretationen können sich auf einen reichen Materialkorpus von Korrespondenzen, Entwürfen, Gedenkschriften etc. stützen. Insbesondere das Vorfeld der jeweiligen Präsentation ist als Gegenstand zeitgenössischer politischer Diskussion und Entscheidungsfindung detailreich dokumentiert und beleuchtet. Diese Studie schafft Transparenz, die für uns – als Zeitzeugen einer Weltausstellung – nicht selbstverständlich ist und dies in einer so sehenswerten (gemessen an der schönen Ausstattung des Bandes) wie lesenswerten (gemeint ist auch der Schreibstil) Form.

Klara Löffler

Buchanzeigen

SOKAL, Alan, BRICMONT, Jean: *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen.* München, Verlag C. H. Beck, 1999, 350 Seiten.

„Wenn man wirklich das Gefühl hat, ‚Ach, es ist zu mühsam, sich mit echten Problemen zu befassen', gibt es allerlei Möglichkeiten, das zu umgehen. Eine davon ist, sich in belanglose Phantasieprojekte zu stürzen. Eine andere besteht darin, sich akademischen Kulten zuzuwenden, die mit der Wirklichkeit so gut wie nichts mehr zu tun haben und einen guten Schutz davor bieten, sich mit der Welt so auseinandersetzen zu müssen, wie sie wirklich ist."

Unter anderem diesen Satz des Linguisten Noam Chomsky (S. 250) ziehen die beiden Autoren heran, wenn sie sich in diesem Buch kritisch mit etlichen bekannten Proponenten jener „Postmoderne" auseinandersetzen, die im Umfeld der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften heute ein fester und nicht zuletzt von diesen Denkern geprägter Begriff zu sein scheint. Die Kritik richtet sich, da die Verfasser im Bereich von Mathematik und Physik tätig sind, lediglich auf Äußerungen dazu sowie zu Grundproblemen der Wissenschaftstheorie. Es erübrigt sich, hier auf die Argumentation gegen derlei pseudonaturwissenschaftliche Aussagen einzugehen, weil sie für Ungeschulte kaum nachvollziehbar ist; etliche „Grundaussagen" hingegen besitzen allgemeine Gültigkeit, somit auch für die Kulturwissenschaften: etwa zur gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft, zur gegenwärtigen Sprach- und Begriffs(un)kultur („Nicht alles, was unverständlich ist, hat zwangsläufig auch Tiefgang", S. 233; „... stehen zahlreiche Texte, die voll von wissenschaftlichen Begriffen, aber völlig inhaltsleer sind", S. 22), zur Wissenschafts- und Autoritätsgläubigkeit, zum Nutzen und Benutzen akademischer Netzwerke und dem gegenseitigen Hofieren ihrer „Angehörigen" („Man kann seinen Kollegen nie genug schmeicheln", schreibt der ehemalige Universitätslehrer und Schriftsteller David Lodge in seiner Universitäts-Satire „Schnitzeljagd"). Speziell auf ein gegenwärtig in den Sozial- und Geisteswissenschaften zu beobachtendes Phänomen gehen Sokal und Bricmont ein: Die Übernahme und Verwendung von naturwissenschaftlichen Termini ohne ausreichende Kenntnis von deren originärer Bedeutung, auch ohne inhaltliche Notwendigkeit („Einige der Autoren lassen sich zwar wahrhaft berauschen von Worten, deren Bedeutungen sind ihnen aber zugleich ganz und gar gleichgültig", S. 21; „... um ihren eigenen Diskursen den Anstrich der Exaktheit zu geben", S. 21) – lediglich, wie die

Verfasser unterstellen, um Kompetenz und Wissenschaftlichkeit vorzutäuschen.

Es verwundert nicht, dass das Autorenpaar eine Lanze für die Empirie bricht („Die von den Sozialwissenschaften angegangenen Probleme sind extrem komplex, die empirischen Daten zur Stützung ihrer Theorien dagegen oft recht schwach", S. 241; „Man braucht kein strenger Anhänger von Popper zu sein, um zu erkennen, dass jede Theorie zumindest indirekt durch empirische Beweise gestützt werden muß, um ernstgenommen zu werden", S. 238), für die Beachtung von Fakten und deren wissenschaftliche Erforschung. Sokal und Bricmont erteilen jenen modischen Tendenzen in der Wissenschaft eine klare Absage, die Fakten als bloße Fiktion oder Konstruktion darstellen. Sie halten es hier mit dem von ihnen zitierten Eric Hobsbawm; dieser beklagt „das Aufkommen ‚postmoderner' intellektueller Moden, vor allem an den Fakultäten für Literatur und Anthropologie, die unterstellen, dass alle ‚Fakten', die eine objektive Existenz für sich beantworten, nichts anderes als Konstruktionen des Gehirns seien – kurz, dass es eine klare Unterscheidung zwischen Faktum und Fiktion nicht geben könne" (S. 257). Und sie weisen auf die Gefährlichkeit einer Fakten leugnenden oder übergehenden Wissenschaftsgesinnung hin, besonders in Zeiten eines erneut aufkeimenden Nationalismus und Fundamentalismus.

Eines der Ziele des Buches ist es, einen Beitrag zur Kritik des „zugegebenermaßen nebulösen Zeitgeistes" zu leisten, „den wir als Postmoderne bezeichnen" (S. 20) und den sie im Rahmen der Humanwissenschaften als blanke Zeitverschwendung und kulturelle Verwirrung ansehen („... stellt der postmoderne Diskurs, wie er in den zitierten Texten zum Ausdruck kommt, eine Sackgasse dar, aus der manche Bereiche der Geistes- und Sozialwissenschaften nicht mehr herausfinden. Keine Forschung, ob zur Natur oder zur Gesellschaft, kann auf einer Basis weiterkommen, die sowohl konzeptionslos als auch völlig von empirischen Beweisen abgelöst ist", S. 255).

Und wie wird in diesem Band die künftige Entwicklung der Wissenschaft eingeschätzt, „was kann nach ‚Post-' noch kommen?" Neues zu erwarten ist, so die Autoren, mit Sicherheit von jenen, „die begreifen, vor welchen Problemen die Wissenschaft, die Rationalität und die traditionelle linke Politik heute stehen – die jedoch der Meinung sind, dass die Kritik aus der Vergangenheit die Zukunft erhellen sollte, anstatt zu bewirken, dass man über die Asche sinniert" (S. 260). Die Hoffnung der Verfasser ist die Möglichkeit der Entstehung einer neuen intellektuellen Kultur, „die rationalistisch, aber nicht dogmatisch, wissenschaftlich, aber nicht wissenschaftsgläubig, offen, aber nicht belanglos und politisch progressiv, aber nicht sektiererisch ist" (S. 261).

Auch wenn die Argumentationslinie des Bandes, die Kritik an den namentlich genannten Vertretern der Postmoderne naturwissenschaftlich ge-

prägt ist: Die Lektüre lohnt gerade wegen der Beispiele aus den Gedanken zu den Geistes- und Sozialwissenschaften (die mit obigen Zitaten lediglich angedeutet werden konnten) allemal – und sie stimmt (auch wegen des „eleganten Unsinns", der einem zuweilen im eigenen Fach begegnet) zumindest nachdenklich. (EB)

CAPP, Kristin: *Die Hutterer. Zeitreisende aus dem 16. Jahrhundert.* Mit Texten von Kristin Capp, Sieglinde Geisel und Rod Slemmons. Zürich, New York, Edition Stemmle, 1998, 143 Seiten, SW-Abb.

Die zu den Wiedertäufern zählende Religionsgemeinschaft der Hutterer (die auf den radikalen Flügel der Zürcher Reformation zurückgehen und in Europa eine lange Geschichte der Verfolgung erlebten) übt auf viele eine starke Faszination aus, da ihre heute in den USA und in Kanada in „closed communities" in Gütergemeinschaft und streng nach biblischem Gebot lebenden Angehörigen einerseits in einem enormen Ausmaß religiöse und kulturelle Traditionen bewahren und andererseits moderne Arbeitstechnologien als selbstverständlichen Bestandteil ihres Lebens ansehen. Obwohl die Hutterer nicht gerne fotografiert werden („Du sollst Dir kein Bildnis machen"), gelang es der amerikanischen Fotografin Kristin Capp, das Alltagsleben einer Hutterer-Kolonie in Lamona/Washington in einfühlsamen Bildern festzuhalten. Capp ging es dabei nicht nur um eine „sachliche" Dokumentation, sondern auch um das Einfangen einer ganz eigenen Atmosphäre, die sich ihr als ein fremdes Land, in dem sich eine jahrhundertealte Geschichte erhalten hat, präsentierte. Als Frau fand sie dabei vor allem zu den weiblichen Mitgliedern der Hutterer-Kolonie Zugang und so vermitteln ihre Bilder besonders den weiblichen Hutterer-Alltag. Der Fotohistoriker Rod Slemmons kommentiert und interpretiert in seinem Essay Capps Fotografien sowie den Umgang der Hutterer mit dem Fotografiertwerden. Die Journalistin Sieglinde Geisel steuert in zwei Beiträgen einen Abriß der Geschichte der Hutterer sowie Überlegungen zu Gemeinschaft, Spiritualität und Disziplin der Hutterer bei. Der Band zeichnet sich sowohl in den Texten als auch in den Bildern dadurch aus, dass die Welt der Hutterer nicht lediglich als ein exotisch anmutendes Relikt in der modernen Welt präsentiert wird, sondern dass ein differenzierter Blick auf das spezifische Verhältnis von Traditionalität und Modernität, auf den Umgang mit Altem und Neuem geworfen wird, wie dies im Alltagsleben einer Hutterer-Kolonie sichtbar wird. (SB)

HUFTON, Olwen: *Frauenleben. Eine europäische Geschichte. 1500–1800.* Aus dem Englischen von Holger Fliessbach und Rena Passenthien. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag, 1998, 847 Seiten, SW-Abb.

Die englische Historikerin Olwen Hufton legt mit diesem Band einen umfangreichen Überblick über das Alltagsleben europäischer Frauen in der vorindustriellen Zeit vor, der sich einerseits als Synthese mehrerer Jahrzehnte historischer Frauenforschung versteht, andererseits aber auch ganz neue Blicke auf die Geschichte von Frauen wirft. Der Autorin geht es in diesem als Standardwerk zu bezeichnenden Buch vor allem um die Herausarbeitung der Wechselwirkung zwischen normativen Weiblichkeitsvorstellungen und Alltagspraxis. Die Geschlechtervorstellungen und die geschlechtsspezifische Praxis werden dabei in einem größeren gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontext analysiert. Neben vielen anderen Fragestellungen beschäftigt sich Hufton besonders auch mit der Frage nach dem Verhältnis von Kontinuität und Wandel in geschlechtsspezifischer Hinsicht.

In der Einleitung wird das eigene Unternehmen vor dem Hintergrund einer Diskussion verschiedener historiographischer Traditionen und Zugänge dargestellt. Die 13 Kapitel, in die das Buch gegliedert ist, handeln unter anderem von Entwürfen von Frauenbildern, von der Partnersuche, der Ehe, dem Leben als Ehefrau, der Mutterschaft, dem Witwenstand, von Mätressen und Dirnen, von verschiedenen von den gesellschaftlichen Normen abweichenden weiblichen Lebensformen, von weiblicher Berufstätigkeit und vom politischen Engagement von Frauen. Abgerundet wird der Band durch eine umfangreiche thematisch gegliederte und kommentierte Bibliographie sowie ein Register. (SB)

MIKLAUTZ, Elfie, Herbert LACHMAYER, Reinhard EISENDLE (Hg.): *Die Küche. Zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums.* Wien, Köln, Weimar, Böhlau Verlag, 1999, 283 Seiten, SW-Abb.

In acht Beiträgen wird in diesem Band verschiedenen Aspekten der Geschichte der Küche nachgegangen. Die Autoren und Autorinnen – Kultur- und Sozialwissenschaftler/innen – beschäftigen sich mit der Architektur der Küche im 20. Jahrhundert (Ruth Hanisch/Mechtild Widrich), der Küche als Objekt und als Raum am Beispiel der amerikanischen Küchengestaltung und der Entwürfe Frank Lloyd Wrights (Jane Murphy), der französischen Tradition der Küchengestaltung (Philippe Duboy), der angelsächsischen Einstel-

lung zu Küche und Speisezimmer (Valerie Mars), den Ausstattungsvarianten und Nutzungsformen von Küchen vom achtzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart (Elisabeth Leicht-Eckardt), dem strukturellen Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Küche (Rolf Schwendter) sowie mit Küchen in der Literatur (Elke Krasny). In der Einleitung der Herausgeber/innen werden einführende Überlegungen zur Küche als einem architektonischen, sozialen und imaginativen Raum angestellt.

Ziel des Bandes ist nicht ein lückenloser Abriß der Geschichte der Küche, sondern die exemplarische Darstellung und Analyse historischer Veränderungen der Küche aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bilden die gegenwärtigen Veränderungen des Alltagslebens. Die Küche wird dabei als ein Beispiel par excellence dafür gesehen, wie ökonomische, ethische, politische und ästhetische Facetten in der Praxis der Gestaltung der Alltagswelt ineinander verwoben sind. Die Küche gilt den Herausgeber/inne/n als Nukleus zeitlich und örtlich differierender Lebenskulturen. An ihr könne exemplarisch die Interdependenz materieller, sozialer und symbolischer Strukturen in ihrer wechselvollen Geschichte verdeutlicht werden. Die theoretischen Zugänge orientieren sich an den *material cultural studies*, die der wechselseitigen Durchdringung materieller, sozialer und symbolischer Strukturen Rechnung tragen. Küchen werden dabei als Teil komplexer Systeme von Beziehungen und Bedeutungen gesehen, als Momente soziokultureller Konstruktion von Realität und deren Bewertung. (SB)

WOLBERT, Barbara: *Der getötete Paß. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie* (= Zeithorizonte, Studien zu Theorien und Perspektiven Europäischer Ethnologie, Bd. 3). Berlin, Akademie Verlag, 1995, 192 Seiten, 1 Abb.

Die eindrucksvolle Metapher vom „getöteten Paß" entstammt der Alltagskommunikation türkischer Arbeitsmigranten in Deutschland. Als besonderen Anreiz zur Remigration erhielten Türken Anfang der Achtziger Jahre die von ihnen eingezahlten Pensionsversicherungsbeiträge rückerstattet, gleichzeitig wurde jedoch die Aufenthaltsgenehmigung im Paß für ungültig erklärt. Rückblickend wird dieser freiwillige Verzicht auf Rechte in der Bundesrepublik als das „Töten" des Reisedokuments erlebt. Der türkische Paß ohne deutschen Sichtvermerk erscheint tot. Der bürokratische Akt macht die Rückkehr aus der Arbeitsmigration unwiderruflich. Der Zwang zu eindeutiger Zuordnung rückt damit verstärkt ins Bewusstsein der Rückkehrer, die sich mit ihrer bisherigen Lebensweise an transnationale Zugehörigkeiten gewöhnt haben. Der Erfolg ihrer gesamten Arbeitsmigration hängt vom Gelingen ihrer Reintegration in der Türkei ab. Barbara Wolbert unter-

sucht das Problem der Rückkehr und die individuellen Strategien der Migranten als „soziales Drama" (V. Turner). Dabei fällt der Autorin insbesondere ein symbolisches Defizit der Rückkehr auf, ein Mangel an Übergangsritualen. Migranten finden bisweilen individuelle Formen, diese Leere zu füllen, doch gerade das Defizit selbst besitzt symbolische Bedeutung. Barbara Wolbert erklärt die Reintegration als eine „Kunst des Unsichtbarmachens", die Rückkehrverarbeitung als eine „Kunst des Begrenzens und Verschließens". In dieser vorbildlichen Studie sind Theoriebewusstsein, Sachkenntnis und methodologische Virtuosität vereinigt mit künstlerischem Gestaltungswillen in der Darstellung. (BF)

Ausführliche Rezension siehe: Beatrice Ploch in Kuckuck, Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 2/1995, Jg. 10. Rituale, S. 52–54.

BAIER, Lothar: *Keine Zeit. 18 Versuche über die Beschleunigung*. München, Verlag Antje Kunstmann, 2000, 223 Seiten.

Ausgangspunkt der „Antwortvorschläge" von Lothar Baier sind zwei, in gegenwärtigen Diskursen scheinbar unverzichtbare Argumentationsmuster, nämlich die Klage von der Beschleunigung und die Rede von der Komplexität spätmoderner Lebenswelten. In einem Kapitel „Nervenzeiten" etwa skizziert er die „Kulturgeschichte der Hetze" entlang der Thesen Walter Benjamins und Joachim Radkaus. Auch auf die Krisenrede um den Millennium Bug kommt Baier zu sprechen. Alle diese, mehr oder weniger öffentlich geführten Debatten diskutiert der Autor als „Chronopolitiken", als Kontrollmechanismen über die Zeit.

Baier beschäftigt sich mit Lese- und Schreibzeit in einer, so seine These: „Zeitklassengesellschaft unter Kommunikationszwang" (S. 99), mit den, für jeden Einzelnen zunehmenden Notwendigkeiten, mit mehreren Zeitmodellen gleichzeitig zu leben und schließlich auch mit dem, was er als individuell wie kollektiv zu beobachtende „Anschlussangst" (in Hinblick auf Computernutzung, aber auch moderne Zeitbudgets) und als wichtiges Muster der Vergesellschaftung ansieht.

Hinter den hier versammelten Beobachtungen und Analysen zur Wechselwirkung zwischen Zeit und Medien steht die grundsätzliche Frage danach, ob „der Lauf der Dinge aber überhaupt die unaufhaltsame lineare Beschleunigung" (S. 9) ist, ob es nicht vor allem die Oberfläche ist, die sich ändert. Der Computer, der pausenlose Umbau der Benutzeroberflächen bei gleichzeitig relativ konservativer Hardware-Architektur, ist in den Augen Baiers „eine Schlüsselmetapher unserer gegenwärtigen Zivilisation" (S. 31). (KL)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LIV/103, Wien 2000, 579–591*

Eingelangte Literatur: Herbst 2000

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Bahr Wolfgang, Hans Peter Hurka (Hg.), Basisgemeinden in Österreich. Mit Beiträgen von Helmut Blasche, Paul Wess, Rolf Zerfass. Mit einem Geleitwort von Florian Kuntner. Wien, Eigenverlag Hans Peter Hurka, o.J., 179 Seiten. ISBN 3-9500081-0-1.

Bärbel Danneberg, Fritz Keller, Aly Machalicky, Julius Mende (Hg.), Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe. Wien, Döcker, 1998, 390 Seiten, Abb. ISBN 3-85115-253-0 (Aus dem Inhalt: **Helmut Dahmer,** „1968" und die Folgen. 23–34; **Fritz Keller,** Mailüfterl über Krähwinkel. 36–67; **Robert Schindel,** Über das Marxverständnis der Studentenbewegung. 68–80; **Martin Staudinger, Klaus Zellhofer,** Kleine Brüder des Terrors. 82–103; **Franz Schandl,** Blindlinks. Randglossen eines späten Abkömmlings. 104–114; **Konrad Paul Liessmann,** Soviel Theorie war nie. 116–123; **Lutz Holzinger,** Der Arbeitskreis der österreichischen Literaturproduzenten. 127–136; **Dietmar Steiner,** Die Arenabewegung. 138–146; **Thomas Schaller,** Das WUK – ein pulsierender Schrebergarten? 148–159; **Dieter Schrage,** Die GAGA – ein unterirdischer Strom der Rebellion. 160–172; **Autorenkollektiv,** Das Rotstilzchen. 174–179; **Wolfgang Kos,** Dissidenz via Popmusik. 180–197; **Rolf Schwendter,** Das Jahr 1968. War es eine kulturelle Zäsur? 198–211; **Brigitte Geiger, Hanna Hacker,** AUF! – Die Anfänge der Neuen Frauenbewegung in Wien. 215–221; **Katharina Riese,** Die AUF und die Abtreibungsdebatte. 222–227; **Karin Holzer, Lisa Langbein,** Linke Männer – linke Frauen. 228–234; **Eva Geber,** Aufbruch aus dem finsteren Mittelalter. 236–242, **Susanne Steinhauer,** Kinder – Küche – Frauencafe?! 242–247; **Bärbel Danneberg,** Konkurrenz belebt die Sinne. 248–253; **Aly Machalicky,** Männchen machen?! 254–255; **Julius Mende,** Kommunen und Wohngemeinschaften. 259–262; **Volkmar Sigusch,** Was ist aus der sexuellen Revolution geworden? 264–273; **Michael Genner,** Longo

Mai – „Es möge lange dauern". 286–303; **Elfriede Hammerl,** Reden, reden, reden. 304–309; **Sissi Holzinger, Karin Spielhofer,** So viele Ansprüche im Kopf. 310–325; **Boris Jezek,** Leben in der Wohngemeinschaft: Innensichten und Einsichten. 326–332; **Johanna Pelikan,** Kindsein im ersten Wiener Kinderkollektiv. 334–341; **Christa Pelikan,** Nach-Gedanken an das erste Wiener Kinderkollektiv. 342–348; **Julius Mende,** Die Anal-Malaktion. 350–353; **Thomas Spielhofer,** Ansichten eines Versuchskaninchens. 354–365; **Brigitte Salanda (Herrmann),** Vom Café Hawelka zur Buchhandlung Herrmann. 366–383).

Bauer Waltraud, Rosemarie Zehetgruber, Kräuter. Aroma und Duft in Garten und Küche, mit vielen köstlichen Rezepten. St. Pölten, „die umweltberatung", 1997, 74 Seiten, Abb.

Beitl Klaus, Das Wort, die Sache, der Vergleich. Österreichische Beiträge zur Volkskunde von Frankreich. Sonderdruck aus: R. Schmidt-Wiegand (Hg.), „Wörter und Sachen" als methodisches Prinzip und Forschungsrichtung I. (= Germanistische Linguistik, Band 145–146). Marburg/Lahn, Olms, 1999, 191–202.

Beitl Klaus, Volkskunde und Museum – Überlegungen zum Sammeln. Sonderdruck aus: Bludenzer Geschichtsblätter, Heft 48, 1999, 3–12.

Boxer Marilyn J., Jean H. Quataert (Ed.), Connecting Spheres. European Woman in a Globalizing World, 1500 to the Present. Foreword by Joan W. Scott. 2nd Edition. New York/Oxford, Oxford University Press, 2000, XIV, 338 Seiten, Abb., Tab., Karten. ISBN 0-19-510951-1 (Aus dem Inhalt: **Sarah Hanley,** Family and State in Early Modern France: The Marital Law Compact. 61–72; **Mary Elizabeth Perry,** A Different New World: Women of Seville in the Age of Exploration. 73–80; **Merry Wiesner-Hanks,** Women's Work in the Changing City Economy, 1500–1650. 81–92; **Olwen Hufton, Frank Tallett,** Communities of Women, the Religious Life, and Public Service in Eighteenth-Century France. 93–103; **Maryanne Cline Horowitz,** The „Science" of Embryology. Before the Discovery of the Ovum. 104–112; **Barbara Franzoi Bari,** „... with the wolf always at the door ...": Women's Work in Domestic Industry in Britain and Germany. 164–173; **Antoinette Burton,** Women and „Domestic" Imperial Culture: The Case of Victorian Britain. 174–184; **Sibylle Meyer,** The Tiresome Work of Conspicuous Leisure: On the Domestic Duties of the Wives of Civil Servants in the German Empire (1871–1918). 185–193; **Donna Gabaccia,** In the Shadows of the Periphery: Italian Women in the Nineteenth Century. 194–203; **Karen Offen,** Feminism, Antifeminism, and National Family Politics in Early Third Republic France. 204–213; **Luise White,** Prostitution, Differentiation, and the World Economy: Nairobi, 1899–1939. 266–274; **Sandra M. Gilbert,** Soldier's Heart: Literary Men, Literary Women, and

the Great War. 275–288; **Carolyn J. Dean,** Lesbian Sexuality in Interwar France. 289–294; **Richard Stites,** The Russian Revolution and Women. 295–305; **Gerda Ruth Neyer,** Gender and the Austrian Fraternal Welfare State After 1945. 306–313).

Brückner Wolfgang, „Arbeit macht frei". Herkunft und Hintergrund der KZ-Devise. (= Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt, 13). Opladen, Leske + Buderich Verlag, 1998, 140 Seiten, Abb. ISBN 3-8100-2207-1.

Brückner Wolfgang, Kultur und Volk. Begriffe, Probleme, Ideengeschichte. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 77; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, I). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 496 Seiten. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Wissenschafts- und Institutionengeschichte der Volkskunde. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 78; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, II). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 407 Seiten. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Volkskundler im 20. Jahrhundert. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 79; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, III). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 384 Seiten. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Zeitgeist und Zeitzeugenschaft 1968–1998. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 80; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, IV). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 448 Seiten. ISSN 0721-068-X.

Brückner Wolfgang, Menschen und Moden. Bekleidungsstudien zu Kommunikationsweisen. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 84; Volkskunde als historische Kulturwissenschaft, Gesammelte Schriften von Wolfgang Brückner, VIII). Würzburg, Bayerische Blätter für Volkskunde, 2000, 420 Seiten, Abb. ISSN 0721-068-X.

Burmeister Karl Heinz, Geschichte Vorarlbergs. Ein Überblick. 4. Auflage. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer). Wien und München, Verlag für Geschichte und Politik und R. Oldenbourg Verlag, 1998, 243 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-7028-0357-2 u. ISBN 3-486-56354-8.

Cuisenier Jean, La maison rustique – Das Haus auf dem Lande. Lebenswelten und Baustrukturen. Übersetzung von Torsten Gebhart †. Mit einem Nachwort von Klaus Freckmann. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, XIX). Dettelbach, J. H. Röll, 1998, 422 Seiten, Abb., Planskizzen. ISBN 3-927522-80-5.

Demme Dieter (Fotos), Iris Höfer, Marina Moritz, Typisch DDR? Personen und Gegenstände. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 28. Januar bis 4. Juli 1999. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 15). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1998, 136 Seiten, Abb. ISSN 0947-952X.

Dicziunari Rumantsch Grischun. Publichà da la Società Retorumantscha. 138. Faschicul: Laschar – Latrocini. Cuoira, Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun, 2000, Seiten 513–576, Abb., Karte.

Dicziunari Rumantsch Grischun. Publichà da la Società Retorumantscha. 139. Faschicul: Latrocini – Lavetsch. Cuoira, Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun, 2000, Seiten 577–640, Abb., Karte.

Dundes Alan (Ed.), International Folkloristics. Classic Contributions by the Founders of Folklore. Lanham/Boulder/New York/Oxford, Rowman & Littlefield Publishers, Inc., 1999, XIII, 255 Seiten. ISBN 0-8476-9514-X (Inhalt: **Jakob Grimm,** Circular Concerning the Collection of Folk Poetry. 1–7; **William Thoms,** Folk-Lore and the Origin of the Word. 9–14; **Wilhelm Mannhardt,** Request. 15–24; **Reinhold Köhler,** An Angel Flew Through the Room. 25–29; **Max Müller,** The Study of Folk-Lore. 31–35; **Kaarle Krohn,**The Method of Julius Krohn. 37–45; **W. B. Yeats,** The Message of the Folk-Lorist. 47–53; **Giuseppe Pitrè,** On the Need for a Bibliography of Folklore. 55–62; **Béla Bartók,** A Dialogue in Gyergyó-Kilényfalva. 63–72; **Boris Sokolov, Yuri Sokolov,** In Search of Folktales and Songs. 73–82; **Axel Olrik,** Epic Laws of Folk Narrative. 83–97; **Arnold van Gennep,** The Rites of Passage. 99–108; **James George Frazer**, The Principles of Sympathetic Magic. 109–118; **Vladimir Propp,** The Structure of Russian Fairy Tales. 119–130; **Antonio Gramsci,** Observations on Folklore. 131–136; **Carl Wilhelm von Sydow,** Geography and Folk-Tale Oicotypes. 137–151; **Séamus Ó Duilearga,** Irish Tales and Story-Tellers. 153–176; **Sigmund Freud,** Symbolism in Dreams. 177–195; **Géza Róheim,** Wedding Ceremonies in European Folklore. 197–230; **Kenneth S. Goldstein,** Strategy in Counting Out: An Ethnographic Folklore Field Study. 231–244).

Eberhart Helmut, Johann Verhovsek (Hg.), Fremdenfeindlichkeit als Gesellschaftliches Problem. (= Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie, 8). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Wien, Peter Lang, 1999, 266 Seiten, Tab. ISBN 3-631-35260-3 (Inhalt: **Konrad Köstlin,** Fremdes im eigenen Land: Strategien zwischen Angst und Bereicherung. 11–31; **Hans Jürgen Heinrichs,** Das Fremde verstehen. 33–48; **Wolfgang Benedek,** Völkerrecht und Fremdenfeindlichkeit. 49–63; **Bernd Matouschek,** Rassismus sprachlich gesehen – Theorie, Methoden, Analyse und Beispiele sprachlicher Formen von Rassismus im öffentlichen Diskurs.

65–97; **Heinz Fassmann,** Binnenwanderung und Auswanderung: Österreich-Ungarn 1880–1910; 99–116; **Rainer Bauböck,** Das Überschreiten und Verwischen von Grenzen. Internationale Migration als Herausforderung für soziale und politische Theorie. 117–164; **Karl Kaser,** Zuwanderer aus Südeuropa: Ihr Umgang mit Fremden – der Umgang mit ihnen. 165–175; **Peter A. Ulram,** Demoskopie und Fremdenfeindlichkeit. 177–204; **Cécile Huber,** Identität(en) im Spannungsfeld zwischen Fremdenfeindlichkeit und soziokultureller Ökologie. 205–232; **Johann Verhovsek,** Integration – Anspruch und Wirklichkeit. 233–248; **Helmut Eberhart,** Integration – Anspruch und Wirklichkeit an konkreten Beispielen. 249–263).

Eminger Erwin, Der Protteser Weinbau in Geschichte und Gegenwart. 1342–1992. Prottes, Marktgemeinde Prottes, 1992, 120 Seiten, Abb., 1 Faltkarte.

Eminger Erwin, Zur Geschichte der Weinbau-Kellerwirtschaft in Niederösterreich vom 16. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sonderdruck aus: Heimat im Weinland, 1995/3, 197–215, Abb.

Ernst August, Geschichte des Burgenlandes. 2. Auflage. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer). Wien und München, Verlag für Geschichte und Politik und R. Oldenbourg Verlag, 1991, 366 Seiten, Abb. a. Tafeln, Karten. ISBN 3-7028-0311-4 u. ISBN 3-486-54072-6.

Faber Elfriede M., Maria Ettl (Red.), 300 Jahre Josefstadt. Eine Ausstellung im Bezirksmuseum Josefstadt. Vom 11. Mai bis 15. November 2000. (= Katalog Nr. 8). Wien, Bezirksmuseum Josefstadt, [2000], 75 Seiten, Abb.

FGOÖ 2000. Linz, Fotografische Gesellschaft Oberösterreich, 2000, 52 Seiten, Abb.

Gerettet! Denkmale in Österreich. 75 Jahre Denkmalschutzgesetz. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1998, unpag., Abb. ISBN 3-205-98994-5.

Gerner Manfred, Schäden an Fachwerkfassaden. Stuttgart, Fraunhofer-IRB-Verl., 1998, 183 Seiten, Abb. ISBN 3-8167-4690-X.

Goldhoorn Luuk, Die Österreichische Spielwerkemanufaktur im 19. Jahrhundert. Ein fast vergessener Zweig des Kunsthandwerks. 175 Seiten, Abb. ISBN 90-9013185-X.

Götz Irene, Andreas Wittel (Hg.), Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation. 9. Tagung der Kommission Arbeitskulturen (ehem. „Arbeiterkultur") in der Gesellschaft für Volkskunde am 8./9. Mai 1998 in München. (= Münchener Universitätsschriften; Münchner Beiträge zur Volkskunde, 26). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2000, 228 Seiten. ISBN 3-89325-882-5 (Inhalt: **Irene Götz und Andreas Wittel,** Ethnographische Arbeitsforschung – zur Einführung.

7–15; **Burkhart Lauterbach,** Die Volkskunde und die Arbeit. Rückblick und Vorschau. 19–34; **Götz Bachmann,** Der Belegschaftskultur-Ansatz und die Links-Volkskunde. Ein Blick zurück nach vorn. 35–52; **Irene Götz,** Unternehmensethnographie. Bemerkungen zur Debatte um Kultur(alisierung) und zur kulturwissenschaftlichen Betrachtungsperspektive. 55–74; **Heike Wieschiolek,** Sozialismus als Orientierungssystem. Kulturelle Aspekte betrieblicher Konflikte in einem ostdeutschen Unternehmen. 75–88; **Alois Moosmüller,** Arbeitsroutinen und Globalisierung. Alltagskonflikte in ausländischen Unternehmen in Japan. 89–105; **Stefanie Krug,** Die schwierige Rückkehr der Erziehungsurlauberinnen in die Betriebe. Ein anwendungsorientiertes Projekt aus kulturwissenschaftlicher Sicht. 107–121; **Ronald Lutz,** Riskante Herausforderungen. Erfahrungsmuster und Bewältigungsstrategien Arbeitsloser. 123–140; **Klara Löffler,** Die Überfrau. Zur Institution der Unternehmerinnen-Biographie. 141–156; **Hubert Knoblauch,** Workplace Studies und Video. Zur Entwicklung der visuellen Ethnographie von Technologie und Arbeit. 159–173; **Stefan Beck,** Die Denaturierung des Labors. Anmerkungen zur Erforschung der Arbeitskultur in den Naturwissenschaften. 175–196; **Andreas Wittel,** Virtualisierung der Kultur? Neue Medien und ihre Produkte am Beispiel eines 3D-Chats. 197–212; **Stefan Beck, Andreas Wittel,** Forschung ohne Feld und doppelten Boden. Zur Ethnographie von Handlungsnetzen. 213–225).

Grabner Elfriede, Der hl. Franz Xaver und das Krebswunder. Jesuitisch gelenkte Wort- und Bildpropaganda als missionsmotivierte Kreuzmystik. Sonderdruck aus: Traditiones, Band 28/2, Ljubljana, 1999, 233–245, Abb.

Hägele Ulrich, Gudrun M. König (Hg.), Völkische Posen, volkskundliche Dokumente. Hans Retzlaffs Fotografien 1930 bis 1945. Die Projektgruppe am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen: Andreas Bär ... – Marburg, Jonas Verlag für Kunst und Literatur, 1999, 240 Seiten, Abb. ISBN 3-89445-254-4.

Haid Gerlinde, Thomas Hochradner, Lieder und Tänze um 1800 aus der Sonnleithner-Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Mit einem Beitrag von Sabine Veits-Falk und Alfred Stefan Weiß und unter Mitarbeit von Walter Deutsch und Annemarie Gschwantler. Herausgegeben vom Salzburger Volksliedwerk. (= Corpus musicae popularis Austriacae, 12; Volksmusik in Salzburg). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2000, 388 Seiten, Abb., Noten.

History of Medieval Life and the Sciences. Proceedings of an International Round-Table-Discussion Krems an der Donau, September 28–29, 1998. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl.; Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Diskussionen und Materialien, 4). Wien, Verlag der Österreichi-

schen Akademie der Wissenschaften, 2000, 156 Seiten, Abb., Graph. (Inhalt: **Gerhard Jaritz,** Constructing Medieval Daily Life. 7–10; **Karl Brunner,** Anfänge einer Naturwissenschaft im 12. Jahrhundert. 11–27; **Ken Kalling,** Interdisciplinarity: a Gate for Wishful Thinking? 29–43; **Thomas Kühtreiber,** Reconstructing Realities – Archaeology in Tension between Sciences and History of Daily Life. 45–53; **Hannes Herdits,** Allgemeine Bemerkungen zur Experimentellen Archäologie. 55–61; **Gillian Clark,** The Bare bones speak: the Potential and Problems of Archaeozoology for Reconstructing Medieval Daily Life. 63–82; **Marlu Kühn,** The Contribution of Archaeobotany to the Knowledge of Medieval Nutrition, Agriculture and Environment. 83–92; **Allan Hall,** An Embarrassment of Riches? Some Thoughts on the Study of Plant and Invertebrate Remains from Richly Organic Medieval Urban Archaeological Deposits from the Perspective of Analyses on Anglo-Scandinavian York. 93–104; **Vasco La Salvia,** Archaeometallurgy as a Source for the History of Changes and Developments within Medieval Daily Life. 105–117; **Jürg Tauber,** Archäologie und Naturwissenschaften. Das Beispiel der eisenarchäologischen Forschungen in der Nordwestschweiz. 117–135; **Bert Hall,** Scientific Archeology and the Military Historian: The Case of Early Modern Firearms. 137–145; **Walter Endrei,** Alchemical Signs and Their Development. 147–153).

Husa Karl, Christof Parnreiter, Irene Stacher (Hg.), Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? 1. Auflage (= Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung, 17; Journal für Entwicklungspolitik, Ergänzungsband 9). Frankfurt a. Main und Wien, Brandes u. Apsel und Südwind, 2000, 311 Seiten, Tab., Graph., Karten. ISBN 3-86099-195-7 (Inhalt: **Gerald Hödl, Karl Husa, Christof Parnreiter, Irene Stacher,** Internationale Migration: Globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? 9–23; **Christof Parnreiter,** Theorien und Forschungsansätze zu Migration. 25–52; **Douglas S. Massey,** Einwanderungspolitik für ein neues Jahrhundert. 53–76; Sylvia Hahn: Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen. 77–96; **Elisabeth Aufhauser,** Migration und Geschlecht: Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration. 97–122; **Tarek Armando Abou Chabaké,** Irreguläre Migration und Schleusertum: Im Wechselspiel von Legalität und Illegalität. 123–143; **Melita H. Sunjic,** Das Weltflüchtlingsproblem: gestern – heute – morgen. 145–155; **August Gächter,** Entwicklung und Migration. Die unvermeidliche Abwanderung aus der Landwirtschaft. 157–175; **Rainer Münz,** Migration im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts. 177–189; **Heinz Fassmann,** Ost-West-Wanderung. Reale Entwicklungen und zukünftige Erwartungen. 191–206; **Gudrun Biffl,** Zuwanderung und Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes. Ein

Beitrag zur Insider-Outsider-Diskussion. 207–227; **Irene Stacher, Katharina Demel,** Migration aus dem Maghreb nach Europa – neue Formen, neue Zielländer. 229–246; **Karl Husa, Helmut Wohlschlägl,** Aktuelle Entwicklungstendenzen der internationalen Arbeitsmigration in Südost- und Ostasien vor dem Hintergrund von Wirtschaftsboom und Asienkrise. 247–279; **Karsten Giese,** Von der Scholle in die Welt. Chinesische Migration im Zeichen von Reform, Markt und Globalisierung. 281–311).

Karner Stefan, Die deutschsprachige Volksgruppe in Slowenien. Aspekte ihrer Entwicklung 1939–1997. Klagenfurt/Ljubljana/Wien, Verlag Hermagoras/Mohorjeva, 1998, 286 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-85013-592-6.

Knoche Andrea, Jutta Lindemann, Ein alter Rohstoff neu entdeckt: Hanf. Ausstellung des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt im Rahmen der Projektreihe „Tradition und Innovation in Thüringen", 16. Juli bis 1. November 1998. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 14). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1997, 56 Seiten, Abb. ISSN 0947-952X.

Köhle-Hezinger Christel, Martin Scharfe, Rolf Wilhelm Brednich (Hg.), Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 1999, 539 Seiten, Abb. ISBN 3-89325-799-3 (Inhalt: **Silke Götsch,** Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Re-Konstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen. 1–17; **Christine Burckhardt-Seebass,** Butzen und Butzinnen? Eine Weibliche Lektüre älterer Brauchliteratur. 18–27; **Jan Peters,** Geschlecht und Gemeinschaft. Männlich-weibliche Gesellungsformen in gutsherrschaftlich verfaßten ländlichen Gesellschaften des 17. Jahrhunderts. 28–47; **Linda Dégh,** The Spirituality of Women in the World of Mixed Messages. 48–58; **Ruth B. Bottigheimer,** Männlich – Weiblich: Sexualität und Geschlechterrollen. 59–65; **Barbara Duden,** Genus und das Objekt der Volkskunde im Licht der neueren Körpergeschichte. 66–74; **Ina-Maria Greverus,** Performing Cultur. Feldforschung männlich – weiblich – menschlich. 75–98; **Klara Löffler,** Aus den Handwerksgeheimnissen – Über ein wissenschaftliches Genre. 99–114; **Martin Scharfe,** Die Heilige und ihr Zuchtmeister. Ein Marburger Bild zum Geschlechterverhältnis. 115–137; **Bjarne Rogan,** Material Culture and Gender – Seen through the Practice of Collecting. 138–146; **Carola Lipp,** Die Erzeugung männlicher Bedeutsamkeit als interaktiver und strukturbildender Prozeß. Einige ethnomethodologische Beobachtungen und historische Beispiele. 147–159; **Herbert Schwedt,** Geschlechterrollen, Macht und Brauch. 160–170; **Ueli Gyr,** Typisch typologisch! Zur Polarisierung geschlechtsbezogener Körpersymbolik in nonverbaler Sicht. 171–180; **Sabine Kienitz,** Das

Ende der Männlichkeit? Zur symbolischen Re-Maskulinisierung der Kriegskrüppel im Ersten Weltkrieg. 181–189; **Walter Leimgruber,** „Kraftstrotzend gedrungen – gertenschlank feingliedrig". Männliche und weibliche Körperbilder an schweizerischen Turnfesten. 190–208; **Waltraud Pulz,** Frauen und Männer – Fasten und Völlen? Geschlechterdifferenz und außergewöhnliches Eßverhalten in der Frühen Neuzeit. 209–223; **Sabine Wienker-Piepho,** „Genderlect". Ein Beitrag zur historisch-vergleichenden Erzählforschung. 224–234; **Heidrun Alzheimer-Haller,** „Moralische Geschichten" als Vermittlungsinstanz von Geschlechterrollen. 235–245; **Siegfried Neumann,** Geschlechtsspezifische Züge in der erzählerischen Selbstdarstellung ‚einfacher Leute' des 20. Jahrhunderts. Untersucht an Befunden aus Nordostdeutschland. 246–255; **Christoph Schmitt,** Geschlechtstypische Aspekte in Aufnahme- und Darstellungsstrategien volkskundlicher Sammlungen am Beispiel des Wossidlo-Nachlasses. 256–270; **Barbara Krug-Richter,** Schlagende Männer, keifende Weiber? Geschlechtsspezifische Aspekte von Konflikt und Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. 271–281; **Gunther Hirschfelder,** Fruchtwein und Schnaps, Bürgertochter und Fabrikmädchen. Weiblicher Alkoholkonsum als Indikator des Rollenverständnisses an der Schwelle zum Industriezeitalter. 282–294; **Peter Tokofsky,** Das Elzacher Maschkele: Zur Deutung und Bedeutung des Spielens. 295–300; **Hans-Willi Wey,** „Bei den Jungen geht's rund ...". Medienwirksame Fabrikation und Simplifizierung der Geschlechterdifferenz im Mailehenbrauch. 301–324; **Ingrid Tomkowiak, Dietmar Sedlaczek,** „Denkmann und Fühlfrau". Zur Mythologisierung des Weiblichen in Esoterik und New Age. 325–335; **Anne Claire Groffmann,** Die Marginalisierung von Mädchen in kulturellen Prozessen am Beispiel rechtsorientierter Jugendgruppen. 336–346; **Swetlana M. Tscherwonnaja,** Das Gespenst der Jeanne d'Arc im postkommunistischen Osteuropa. Die Frau im Krieg und in der Politik am Ende des 20. Jahrhunderts. 347–360; **Burkhard Fuhs,** Weibliche und männliche Kinderwelten. Die Kategorie Geschlecht in der Kindheitsforschung. 361–373; **Ute Bechdolf,** Männlich vs. Weiblich? De- und Rekonstruktionen der Geschlechterdifferenz in Musikvideos. 374–381; **Gabriele Hofmann,** Abgrenzung und Übereinstimmung. Identitätsbildungsprozesse bei zum Islam konvertierten Frauen. 382–390; **Gisela Welz,** Fremde Frauen. Kulturelle Differenz und Geschlechterbeziehung im Tourismus. 391–397; **Gitta Böth,** Kleiderwechsel. Transsexuelle und ihre Kleidung. 398–404; **Claudia Schöning-Kalender,** Mann mit Hut, Frau ohne Schleier – Zur Geschlechtsspezifik kultureller Kenntlichkeit. 405–413; **Gudrun M. König,** Der gute schlechte Geschmack. Geschlechterdiskurse und Konsumkritik um 1900. 414–424; **Katarina Ek-Nilsson,** Die zwei ‚M' in der Technik: Modernität, Männlichkeit. 425–429;

Petra Naumann-Winter, „Das Radfahren der Damen". Bildbetrachtungen zum Diskurs über Modernisierung und Technisierung um 1900. 430–443; **Katharina Eisch,** Auto, Männlichkeit, Tod. Zur Geschlechterspezifik der Rede vom Automobil. 444–455; **Beatrice Tobler,** „Männer schreiben manchmal so einen Quatsch!" – Zur geschlechtsspezifischen Kommunikation in Computernetzen. 456–467; **Christiane Keim,** Notlösung oder Modell für eine alternative Lebensform? Die Wohnung für die alleinstehende Frau in den zwanziger Jahren. 468–478; **Anja Schöne,** Weibliche Stadtplanung und frauengerechtes Wohnen. 479–489; **Leonie Koch-Schwarzer,** Das sage ich. Das Tagebuchfragment der Anna Katharina Garve (1716–1792) oder Interpretationen zur schriftlichen Konstituierung des weiblichen Subjektes. 490–511; **Sabine Kübler,** Rosenfreunde – im dornigen Dickicht von Natur, Dilettantismus und Geschlecht. 512–526).

Korbmacherhandwerk in Thüringen. Erarbeitet von Iris Höfer, Marina Moritz und Martina Pontius unter Mitwirkung von Hans-G. Altenfelder, Christine Herling und Roland Oppelt. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1). Erfurt, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 1994, 45 Seiten, Abb.

Kretzenbacher Leopold, Der Jesusknabe verwandelte eine Lilie in eine Trompete. Zu einem seltenen Motiv im geistlichen Volkslied der Slowenen. Sonderdruck aus: Traditiones, Band 28/2, Ljubljana, 1999, 35–42, Abb.

Kretzenbacher Leopold, Zu einem geistlich stilisierten Historien-Gemälde in der franziskanischen Wallfahrtskirche zu Nazarje Štajerska. Sonderdruck aus: Traditiones, Band 28/1, Ljubljana, 1999, 185–193, Abb.

Lehmann Albrecht, Klaus Schriewer (Hg.), Der Wald – Ein deutscher Mythos? Perspektiven eines Kulturthemas. (= Lebensformen, 16). Berlin/Hamburg, Dietrich Reimer Verlag, 2000, 365 Seiten, Abb., Graph. ISBN 3-496-02696-0 (Inhalt: **Albrecht Lehmann, Klaus Schriewer,** Einführung. 9–19; **Albrecht Lehmann,** Waldbewußtsein und Waldnutzung. Der Wald in kulturwissenschaftlicher Sicht. 23–38; **Karl-Reinhard Volz,** Forstwirtschaft in der Gesellschaft. 39–52; **Konrad Köstlin,** Der ethnisierte Wald. 53–65; **Klaus Schriewer,** Aspekte des Naturbewußtseins. Zur Differenzierung des „Syndroms Deutscher Wald". 67–82; **Reinhard Johler,** Wald, Kultur, Nation. Ein deutsch-italienischer Vergleich. 83–96; **Hans Walden,** Der Weg zum Erholungswald – das Beispiel Hamburg. 99–115; **Uwe Eduard Schmidt,** Holznot – die forstgeschichtliche Sicht. 117–130; **Günter Bayerl,** Holznot – die Sicht der Umwelthistorie. 131–156, **Bernward Selter,** Historische Waldnutzungen und ihr Einfluß auf Naturvorstellungen und Wald-Leitbilder. 157–173; **Hans Dickel,** Zerstörte Heimat – Wald-Motive in der deutschen Nachkriegskunst. 177–195; **Anne Hoormann,** Der Wald als Ort der Kunst. Anmerkungen zu einer ökologisch engagierten Kunst in

der Bundesrepublik der späten siebziger und frühen achtziger Jahre. 197–214; **Helga Stachow,** Botanik, Ökologie und Esoterik. Zu drei Erfahrungsformen von Wald. 215–232; **Rudi Holzberger,** Medium Wald. Der Blick des Wilderers. 233–264; **Bernd-A. Rusinek,** Wald und Baum in der arisch-germanischen Geistes- und Kulturgeschichte" – Ein Forschungsprojekt des „Ahnenerbe" der SS 1937–1945. 267–363).

Leonardy Heribert J., Der Mythos vom „edlen Räuber". Untersuchungen narrativer Tendenzen und Bearbeitungsformen bei den Legenden der vier Räuberfiguren Robin Hood, Schinderhannes, Jesse James und Ned Kelly. Saarbrücken, Verlag und Produktionsgesellschaft Helga Schneidewind – Villa Fledermaus, 1997, 240 Seiten, Abb. ISBN 3-932683-75-7.

Linkner Jost (Bearb. u. Hg.), Heimatbuch Ludwigsdorf in Nordsiebenbürgen. Wels, Bürothique, 1997, 173 Seiten, Abb.

Linkner Jost (Bearb. u. Hg.), Heimatbuch Moritzdorf in Nordsiebenbürgen. Wels, Bürothique, 1998, 234 Seiten, Abb.

Matheus Michael (Hg.), Fastnacht/Karneval im europäischen Vergleich. (= Mainzer Vorträge, 3). Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 1999, 198 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-515-07261-6 (Inhalt: **Anna Eposito,** Der römische Karneval in Mittelalter und Renaissance. 11–30; **Theo Fransen,** Die Entwicklung des Karnevals in den Niederlanden und Flandern. Eine historisch-soziologische Betrachtung in drei Teilen: Geschichte, Gegenwart und Zukunftsaussichten. 31–62; **Herbert Schwedt,** Der Prinz, der Rhein, der Karneval. Wege der bürgerlichen Fastnacht. 63–83; **Hildegard Frieß-Reimann,** „Johann Maria Kertell (1771–1839) – Gründer der Mainzer Ranzengarde und seine Zeit" (Ausstellung). 85–89; **Herbert Bonewitz,** „Kappen, Kult und Kokolores". Die Mainzer Fastnacht zwischen Anspruch und Widerspruch – Reflexionen eines Zeitzeugen. 91–120; **Werner Mezger,** „Rückwärts in die Zukunft". Metamorphosen der schwäbisch-alemannischen Fastnacht. 121–173; **Birgit Weichmann,** Fliegende Türken, geköpfte Stiere und die Kraft des Herkules. Zur Geschichte des venezianischen Karnevals. 175–198).

Mieder Wolfgang (Hg.), Sprichwörter bringen es an den Tag. Parömiologische Studien zu Lessing, Brecht, Zuckmayer, Kaschnitz, Kaléko und Eschker. Mit Beiträgen von Thomas Friedrich-Herrmann, Martha McKenna, Wolfgang Mieder, Andras Nolte, Ilka Pritchard, Stephan Vdoviak. (= Supplement Series of Proverbium, Vol. 6). Burlington, The University of Vermont, 2000, 269 Seiten.

Mieder Wolfgang, Anna Tóthné Litovkina, Twisted Wisdom. Modern Anti-Proverbs. (= Supplement Series of Proverbium, Vol. 4). Burlington, The University of Vermont, 1999, 254 Seiten, Abb.

Milan Wolfgang, Ländliche Holzbaukunst. Alte Vorbilder für Balkone, Türen, Zäune ... Graz/Stuttgart, Leopold Stocker Verlag, 2000, 156 Seiten, Abb., Zeichnungen, Karte. ISBN 3-7020-0872-1.

Neuhold Manfred, Mythen, Kräfte, Phänomene. Kultplätze in der Steiermark. Graz, Steirische Verlagsgesellschaft, 1998, 151 Seiten, Abb. ISBN 3-85489-000-1.

Plattner Irmgard, Fin de Siècle in Tirol. Provinzkultur und Provinzgesellschaft um die Jahrhundertwende. Innsbruck/Wien, Studien-Verl., 1998, 399 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-7065-1252-1.

Pötscher Franz, Peter Mähner, Niklas Perzi, 10 Jahre offene Grenze. Waidhofen a.d. Thaya, Waldviertel Akademie, 2000, 34 Seiten, Abb.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 6, Lieferung 6: Welschling – Wollust. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2000, Spalte 641–768, Seiten, Abb., Karten.

Richter Gert, Gerhard Ulrich, Lexikon der Mythologie. Götter, Helden, Heilige von A bis Z. Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich. Weyarn, Seehamer Verlag, 1998, 319 Seiten, Abb. ISBN 3-932131-76-2.

Rieken Bernd, Wie die Schwaben nach Szulok kamen. Erzählforschung in einem ungarndeutschen Dorf. Mit einem Nachwort von Károly Gaál. (= Campus Forschung, 808). Frankfurt am Main/New York, Campus, 2000, 247 Seiten, Graph. ISBN 3-593-36481-6.

Roos Martin, Maria-Radna. Ein Wallfahrtsort im Südosten Europas. Band I. 1. Auflage. Regensburg, Schnell und Steiner, 1998, 334 Seiten, Abb. ISBN 3-7954-1170-X.

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band III, Lieferung 7: Durch-fall – Eimer-bügel. München, Oldenbourg, 2000, Seiten 481–560.

Tatum Jim C., A Motif-Index of Luis Rosado Vega's Mayan Legends. (= FF Communications, 271). Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 2000, 113 Seiten. ISBN 951-41-0843-4.

Ursula Bader, Von Truhen und Kästen. (= Tiroler Kulturgüter). Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1998, 80 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2167-0.

Vavra Elisabeth (Hg.), Die Suche nach dem verlorenen Paradies. Europäische Kultur im Spiegel der Klöster. Niederösterreichische Landesausstellung. 1. Auflage. (= Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, NF 428). St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung – Abteilung Kultur und Wissenschaft, 2000, 599 Seiten, Abb. ISBN 3-85460-195-6.

Zaisberger Friederike, Geschichte Salzburgs. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer). Wien und München, Verlag für Geschichte und Politik und R. Oldenbourg Verlag, 1998, 376 Seiten, Abb. a. Tafeln, Karte. ISBN 3-7028-0354-8 u. ISBN 3-486-56351-3.

Zuckriegl Hans (Hg.), Illustriertes Lexikon des Weinbaues in Südmähren. Wien, Eigenverlag Hans Zuckriegl, o.J., 207 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Zuckriegl Hans, Wörterbuch der südmährischen Mundarten und ihre Verwendung in Sprache, Lied und Schrift mit Beispielen aus dem täglichen Leben. Wien, Eigenverlag Hans Zuckriegl, 1999, 619 Seiten, Abb., Graph., Karten.

Volkskultur und Moderne

Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende

Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000

Hrsg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
(= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 21)
Wien 2000. - 448 Seiten, 52 Abbildungen.
ISBN 3-902029-04-8

„Volkskunde gehört zum Bestand moderner Kulturtechniken, indem sie als basso ostinato, aber gewiß nicht allein, die Modernisierung der Gesellschaft in ihre populären Felder hinein mit Verweisgeschichten grundiert. So ist das Fach ohne die Moderne gar nicht denkbar."

Konrad Köstlin

Mit Beiträgen von
Reginald Byron, Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Bjarne Stoklund, Tamás Hofer, Nils-Arvid Bringéus, Kai Detlev Sievers, Wolfgang Kaschuba, Martin Scharfe, Bo Lönnqvist, Rolf Lindner, Orvar Löfgren, Gisela Welz, Bjarne Rogan, Silke Göttsch, Ueli Gyr, Walter Hartinger, Regina Bendix, Jonas Frykman, Peter Niedermüller, Anders Gustavsson, Dunja Rihtman-Auguštin, Gottfried Korff, Konrad Bedal, Christel Köhle-Hezinger, Klaus Beitl, Christine Burckhardt-Seebass
und einem
Schriftenverzeichnis Konrad Köstlin (1966-1999)

Bestellungen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien
Tel ·43/1/4277-44001; Fax ·43/1/4277-9440
E-mail: volkskunde@univie.ac.at

ATS 390.-/DM 57.-/sfr 51.-/EURO 28.30 (inkl. Versand)

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Lerchengasse 23/2/13
A-1080 Wien

Mag. Sándor Békési
Magistratsabteilung für Bildung (MA 13)
Skodagasse 20
A-1080 Wien

Mag. Dr. Elisabeth Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

ao. Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Dr. Gert Dressel
Programmbereich Historische Anthropologie
Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler
Kirchberggasse 24/6
A-1070 Wien

Univ.-Ass. Mag. Oliver Haid
Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Prof. Mag. Martin Kupf
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Nikola Langreiter
Programmbereich Historische Anthropologie
Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

PD Dr. Burkhart Lauterbach
Schellingstraße 133
D-80798 München

Univ.-Ass. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Leander Petzoldt
Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Univ.-Prof. Dr. Johann Pögl
Institut für Romanistik der Universität Salzburg
Akademiestraße 24
A-5020 Salzburg

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

Dr. Christian Rapp
Kaasgrabengasse 22 A
A-1190 Wien

Katharina Richter-Kovarik
Grasbergergasse 4/32/5
A-1030 Wien

Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Ass.-Prof. Dr. Ingo Schneider
Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Dr. Helga Maria Wolf
Hardtgasse 7/25
A-1190 Wien